Maerz

Digitized by Google

PGerm 274.4

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

VE RI TAS

IN MEMORY OF
FRANKLIN TEMPLE INGRAHAM
CLASS OF 1914

SECOND LIEUTENANT
COAST ARTILLERY CORPS
UNITED STATES ARMY

WELLESLEY, MASSACHUSETTS
MAY 23.1891 APRIL 11.1918

TIFFANY & CO.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

März

Digitized by Google

März

Halbmonatsschrift für deutsche Kultur

Herausgeber:
Ludwig Thoma, Hermann Hesse, Albert Langen, Kurt Aram

Zweiter Jahrgang 1908
Dritter Band
(Juli bis September)

Albert Langen
Verlag für Litteratur und Kunst
München

Digitized by Google

P Germ 2714.4
HARVARD COLLEGE LIBRARY
INGRAHAM FUND
OCT 30 1946
Digitized by Google

Inhalt des dritten Bandes 1908

Hauptteil

Politik

Seite

Theodor Barth, Die Politik der verpaßten Gelegenheiten 7
Taft oder Bryan 99
Dr. Hugo Elsas, Zum Fall Eulenburg II 13
Professor Otto Harnack, Der Niedergang des Liberalismus in Deutschland 179
Conrad Haußmann, Asien 249
Jean Jaurès Die Triple-Entente 169
Heinrich Ilgenstein, Geliebte in Preußen-Deutschland 260
Oskar Friedrich Luchner, An der Wende 384
Ahmed Riza, Die neue Ära 258
N. Freiherr von Stetten, Der arme König 216
Ludwig Thoma, Exzellenz Wehner 94
Marokko 439
Alexander Ular, Russische Ruhe 89
Im Interesse der geschichtlichen Wahrheit 176
***, Rattenkönig 1
***, Viereinhalb Jahre im Serailgefängnis des Prinzen Abdul Medjid 409

Volkswirtschaft

Lujo Brentano, Der internationale Freihandelskongreß zu London . 329
Robert Hessen, Rad gegen Auto 349
Professor Hermann Hummel, Quos ego 39
Die Denkschrift der Reichsregierung und die Privatbeamtenversicherung 272
Dr. Arthur Salz, Svalöf 53

Wissenschaft

Avincena, Das Weib und die Menschwerdung 297
Dr. Carl Oppenheimer, Der Mensch im Hochgebirge 387
Adolf Saager, Die Welt der Materie im Deutschen Museum . . 281
Max Speter, Die Erhaltung der Energie und des Stoffes 107

Digitized by Google

Kunst und Kultur

Seite

Kurt Aram, Nordpersien 45
Paul Busson, Spaziergänge in Konstantinopel 344, 450
Fred Fakler, Die Kirchenburgen der Siebenbürger Sachsen . . . 121
Hermann Hesse, Cäsarius von Heisterbach 33
Aus dem Dialogus miraculorum des Cäsarius von Heisterbach 131, 225, 289
Johannes V. Jensen, Das Stiergefecht 147, 220
Hermann Konsbrück, Neue Messelbauten 201
Karl Kraus, Hardenlexikon 441
Sabine Lepsius, Über Genie und Geschmack in der Kunst 63
Adolf Loos, Die Überflüssigen (Deutscher Werkbund) 185
Lob der Gegenwart 310
Dr. Max Maas, Bühnenreform und antikes Theater 292
Michael Noworusskij, In der Schlüsselburger Festung 209
W. Riezler, Die Überflüssigkeit des Werkbundes 448
Leo Tolstoi, Briefe an M. L. E. Obolensky 335
Alexander Ular, Pariser Brief 187
A. von Vestenhof, Kaffee 18
W. Weressajew, Erinnerungen eines Arztes aus dem russisch-japanischen Krieg 302, 371, 460

Erzählungen

Hermann Bang, Fredriksvaern 230
Hermann Bessemer, Sumpffieber, Novelle . . . 23, 112, 191, 262
Hermann Hesse, Eine Liebesgeschichte 354, 454
Gustav Meyrink, Die Erstürmung von Serajewo 137
Fritz Sänger, Vor der Stadt 43
Wilhelm Schussen, Der Genius von Hintermichelswaag . . 277, 361
Freiherr von Stetten, Das Geld meiner Frau, Ein Studie über Dollarheiraten 367

Illustrationen

Neun Abbildungen zu dem Artikel „Die Kirchenburgen der Siebenbürger Sachsen“ von Fred Fakler . . . . 121—129
Fünf Abbildungen zu dem Artikel „Neue Messelbauten“ von Hermann Konsbrück . . . . 202—207
Drei Abbildungen zu dem Artikel „In der Schlüsselburger Festung“ von Michael Noworusskij . . . . 209—213
Vier Abbildungen zu dem Artikel „Die Welt der Materie im Deutschen Museum“ von Adolf Saager . . . . 281—287
Sieben Abbildungen zu dem Artikel „Svalöf“ von Dr. Arthur Salz 53—61

Digitized by Google

Rundschau des März

Seite
Politik . . . 65, 233, 473
Bildende Kunst . . . 67
Volkswirtschaft . . . 153, 476
Theater . . . 154
Medizin und Naturwissenschaft . . . 236
Handel . . . 313
Sport . . . 314
Technik (Luftschiffahrt) . . . 394
Musik . . . 396

Rundschau

Politik

Dr. Rud. Breitscheid, Der Kriegerverein . . . 319
Elkan, Das Asylrecht der Schweiz . . . 399
Conrad Haußmann, Der Fall Moltke (Schücking) . . . 316
C H, Reval . . . 79
Iste, Bayerische Presse . . . 241
Otto Seidl, Die „Alldeutschen" . . . 481
v. St., Makedonische Frage . . . 156
Ludwig Thoma, Dolmetscher . . . 238
Hochsommer . . . 69

Volkswirtschaft

Georg Bernhard, Nürnberger Sozialpolitik . . . 72
Gebrüder Klopfer . . . 157
Nationale Röhren . . . 477
Elkan, Die musikalische Arbeiterbewegung . . . 159
Oskar Harslem, Rabatt . . . 482
Dr. jur. Klaus Wagner, Die Umwandlung der Erbschaftssteuer in ein zivilrechtliches Miterbrecht des Reiches . . . 76

Wissenschaft

Dr. med. Blaich, Zur Sozialhygiene . . . 480
rh, Sophokles über Zeppelin . . . 320

Kunst und Kultur

Bonus, Goethe und Häckel . . . 78
Max Brod, Mittagszerstreuung in einem Seebade . . . 397
Joachim Freden, Von der Freiheit preußisch-berliner Studenten . . . 160
Hermann Hesse, Übersetzungen . . . 239
Fritz Wittels, Der Herr von Abadessa . . . 74
Feuilletonisten . . . 400

Digitized by Google

Glossen

	Seite
Die preußischen Landtagswahlen	81
Wahlstatistische Beobachtungen zur konfessionellen Ethnographie	81
Utopia	83
Das goldene Kalb	83
Degradation	85
Aus dem Lande Uniformien	85
In hoc signo vinces!	87
Lyriker und Sergeant	88
Herr von Ährenthal und seine Orden	162
Groß Zaches	163
Kaiserreden in Reinschrift	165
Vom inneren Richter	165
Volk und Steuern	166
Theater und Varietee	167
Wandlungen	242
Berliner Kurzschluß	243
Grete Beier	244
Die Automobilhuppe	245
Ritter	246
Die Bernsteinhexe	247
Auf Schleichwegen	248
Lucanus	322
Fürstliche Manieren	322
C. G. T.	323
Das Prinzenexamen	324
Nordschleswig	325
Historische Stücke	326
Die Jungtürken und die russisch-englische „Verständigung"	327
Ein Mönch als Luftschiffer	402
Dichter am Pranger	402
Der preußische Korporalstock in der Sozialdemokratie	403
Acu tetigisti	404
Der Weltsprachenwahn	404
Das Nebenbedauern	406
Die englische Territorialarmee	406
Marokko und doch nicht Marokko	407
Die deflorierte Luft	483
Kunst und Kritik in der Moderne	484
Klassische „Bůldung"	485
Wiener Moralprozeß	486
England und seine Kolonien	487
Der Parade-Herrgott	488

Digitized by Google

Rattenkönig

Auf den neunundzwanzigsten Juni ist wieder einmal ein Termin in Sachen Eulenburg angesetzt. Diesmal vor dem Schwurgericht. Der Termin wird vermutlich aus irgend einem Grunde nicht stattfinden. Ein so großer Stoff, wie er in den letzten Wochen in nervöser Hast zusammengerafft worden ist, pflegt von der Justiz nicht auf einmal verdaut zu werden, und auch einem fürstlichen Angeklagten wird man billigerweise die Zeit zur Verteidigung nicht künstlich verkürzen dürfen. Vielleicht spielt sich aber doch ein erster Termin ab.

Gegenstand desselben ist, ob einmal „Schmutzereien" vorgekommen sind. Da Fürst Eulenburg dies als Zeuge bestritten hat, bedeutet der Nachweis von solchen zugleich die Überführung einer Eidesverletzung, und unter diesem juristischen Gesichtspunkt sind weit zurückliegende und verjährte Dinge kriminell, aktuell und wichtig.

Sind sie wichtig? Die öffentliche Meinung ist schwankend und unsicher. Sie empfindet ein allgemeines Unbehagen. Das gereicht ihr nicht zur Unehre. Auch wenn sie über die feineren Ursachen dieses Unbehagens sich keine Rechenschaft zu geben vermag. Es lohnt die Mühe, diesen Ursachen nachzugehen und die psychologischen Gründe aufzuweisen.

Zunächst wirkt die prozessuale Verästelung und Verwachsung des einen Prozeßstoffs zu zahlreichen Rechtsfällen verwirrend und beunruhigend: Selbstanzeige Eulenburgs, Nachforschungsunterlassung, Einstellung des Verfahrens, Gleichgültigkeit der Staatsanwaltschaft Berlin, die das „öffentliche Interesse" verneint, darum Privatklage Graf Moltke gegen Harden, Erkrankung Eulenburgs, Freisprechung Hardens, plötzliche Bejahung des öffentlichen Interesses durch die Staatsanwaltschaft Berlin, Annullierung des schöffengerichtlichen Verfahrens, Strafkammerverhandlung Berlin, Erkrankung Hardens, ver-

paßte Vergleichssituation, Eulenburg unter Eideszwang, Verneinung von „Schmutzereien", Loblied des Staatsanwalts auf Eulenburg, harte Verdonnerung Hardens, Revision, öffentliche Klage gegen Harden und seinen Verteidiger wegen Äußerungen während der Verteidigung, Privatklage Hardens in München wegen Zeitungsäußerungen, Ladung und Ausfragen von Vorlebenszeugen gegen Eulenburg, Bejahung von „Schmutzereien" durch das Amtsgericht München, Umschlagen der Staatsanwaltschaft Berlin, Nachforschung nach homosexuellen Anhaltspunkten, Revisionsverhandlung Moltke-Harden, Zustimmung des Reichsgerichts zu der Annullierung des freisprechenden Urteils, Aufhebung des verurteilenden Strafkammerurteils nur wegen eines Formverstoßes bei Beeidigung eines Kammerdieners, deshalb Neuverhandlung vor der Strafkammer angeordnet, Anklage gegen Eulenburg wegen Meineids vor dem Schwurgericht, Verhaftung Eulenburgs, Transport des gichtleidenden Fürsten in das Spital.

Alle diese Verfahren „schweben".

Kann das kriminelle Fuhrwerk holpriger fahren, und kann man es dem Rechtsbewußtsein, das sich derartig herumgeworfen fühlt, übelnehmen, wenn es Übelkeit verspürt?

Da Justizurteile die Autorität der Gerechtigkeit und der erschöpfenden Untersuchung für sich in Anspruch nehmen und für die Meinungsbildung von drei Vierteln der deutschen Bevölkerung maßgebend sind, kann man Wirkung und Schaden ermessen: Nach dem freisprechenden Urteil war Harden hoch, Moltke ein Gegenstand der Antipathie, nach dem Strafkammerurteil war Harden in der Verdammnis, nach dem münchener Urteil war Harden wieder hoch und Eulenburg geliefert, nach dem Reichsgerichtsurteil soll das „Urteilen" neu losgehen, und in dem Schwurgericht werden sich Abscheu, Sensation und Mitleiden um einen Angeklagten streiten, der Ritter des Schwarzen Adlerordens ist, der Frau und Kinder hat und aus der Sonnennähe kaiserlicher Gunst in den Staub und in das Gefängnis fallen soll. Ob die Beweise, die die Staatsanwaltschaft jetzt besitzt, vor den Geschworenen genügen, zur Verurteilung genügen, wissen wir nicht.

Aber gleichviel, ob Fürst Eulenburg freigesprochen oder verurteilt wird, oder ob sich die Sache hinzieht, — die *Justiz als Ganzes* war ihrer Aufgabe nicht gewachsen.

Alle jene Urteile sind im Namen des Königs und der Gerechtigkeit ergangen, und alle kreuzen sie sich und haben die Unzulänglichkeit der menschlichen und bureaukratischen Justiz grell beleuchtet. Das Mißbehagen der Bevölkerung nimmt den Charakter einer Bangigkeit vor der sogenannten irdischen Gerechtigkeit an. Das Schicksal behüte mich vor dem Gericht, — das ist der verstärkte Wunsch eines großen Bruchteils der deutschen Menschheit.

Manches ist unvermeidlich. Dieser Prozeßknäuel aber war nicht unvermeidlich. Die berliner Justiz, für die staatsrechtlich der Justizminister verantwortlich ist, hat zuerst das Garn auf dem Boden laufen lassen, dann hat sie dieses Garn hastig aufgegriffen und verwirrt; und sie versuchte gleichzeitig, Harden und Eulenburg einen Strick zu drehen.

Die Justiz handelte kurzsichtig und nervös.

Die berliner Justizverwaltung mußte sich der moralischen Bedeutung des Falles von Anfang an bewußt sein. Sie mußte, als die Selbstanzeige Eulenburgs ihr dazu einen Anlaß und ein Recht gab, ihre Pflicht erkennen und in München, in Wien und an anderen Orten die Polizeilisten der Homosexuellen einsehen, um selbst zu einem klaren Standpunkt über den Kern der Frage zu kommen. Was sie heute weiß, konnte sie geräuschlos früher wissen. Dann hätte zum mindesten die zeugeneidliche Vernehmung, das heißt die Anwendung des Eideszwanges, der unmoralisch wirkt, wenn es sich um Existenzfragen handelt, mit einigem Geschick vermieden werden können; dann wären die staatsanwaltschaftlichen Lobeserhebungen und deren moralische Bürgschaftsübernahme für Eulenburg unterblieben, die jetzt die Staatsanwaltschaft zu einer hitzigen Verfolgung desselben moralisch nötigen. Endlich wäre die öffentliche Klage gegen Harden und seinen Verteidiger wegen lebhaften Verteidigungsausführungen weggefallen. Damit wäre schon viel gewonnen gewesen. Aber vor allem wäre bei klarerem Blick der Justizverwaltung eine außergerichtliche Erledigung des Falles bei der wiederholt hervorgetretenen Vergleichsgeneigheit Hardens nicht unmöglich gewesen. Man hat den Grafen Moltke plätschern lassen und ihn durch den staatlichen Rückhalt, den ihm die plötzliche Erhebung der öffentlichen Klage gab, zur Zurückweisung der Vergleichsanerbietungen des damaligen Angeklagten aufgesteift.

So hat immer ein Prozeß einen neuen erzeugt, und ihre Schwänze verwickeln sich wie in einem richtigen Rattenkönig.

Die Frage ist freilich: Ist der entstandene Skandal nicht die Voraussetzung einer moralischen Desinfektion? Hätten die Welt und die Moral verloren, wenn die eidliche Bestreitung von „Schmutzereien" nicht zu Nachspürungen und Aufdeckungen geführt hätte? Oder enger und schärfer gefaßt: Ist die Aufdeckung geschlechtlicher Sünden und privater Schwächen ein nützliches Mittel des politischen Kampfs?

Wir verneinen die Frage, doppelt nachdrücklich nach den jetzt gemachten Erfahrungen. Herr Harden bejaht die Frage. Er erklärt, aus politischen Gründen und im Interesse des Vaterlands Eulenburg haben stürzen zu wollen? Er habe als einziges Mittel den Bezicht perversen Geschlechtsempfindens erkannt. Das wäre von einem freien sittlichen Standpunkt aus dann vertretbar, wenn die behauptete Perversität selbst in einem ursächlichen Zusammenhang mit der behaupteten politischen Schädigung stünde, oder wenn der Mann, der den Vorwurf erhebt, die Perversität als einen sittlichen Makel empfinden würde. Das letztere hat Herr Harden, als er die Aufhebung der Strafbestimmungen gegen Homosexuelle publizistisch empfahl, nicht behauptet, und darum wirkt der sittenstrenge Standpunkt, den er jetzt einnimmt, nicht überzeugend und sein Pathos peinlich. Auch wenn er den feudalen und gefürsteten Junker aus Liebe zu König, Freiheit und Vaterland stürzen will, begegnet er in Deutschland scharfen Zweifeln. Denn Herr Harden treibt nicht von einem bestimmten Standpunkt aus, sondern eklektisch und publizistisch Politik. Er empfiehlt Bismarcks Politik, dankbar für dessen Gönnerschaft. Aber Bismarck war kein Feind, sondern ein Freund des feudalen Junkertums, und er hat Eulenburg nie durch den Vorwurf der Perversität zu stürzen gesucht. Obwohl er, wie Harden behauptet, jene Neigung gekannt hat. Hier liegen aber scharfe und schmerzliche Widersprüche auf seiten des Angreifers vor, die man in Deutschland längst durchgefühlt hat, und die das öffentliche Unbehagen mit verursachen. Das muß gerade dann, wenn man gerecht sein will, offen ausgesprochen werden. Herr Harden, der überraschende publizistische Eigenschaften besitzt, erkennt mit Stolz in Beziehung auf sich selbst an, daß „der Stil der Mann ist". Hardens Stil besitzt alle Reize einer mangelnden Geradlinigkeit.]

Weil wir im Unterschied zu dem Herausgeber der „Zukunft" die Homosexualität für strafwürdig halten, deshalb, weil sie in ihrer Verallgemeinerung

die Fortsetzung der menschlichen Generation aufheben würde, — so haben wir Recht und Grund, dem Treiben der homosexuellen Propaganda entgegenzutreten, welche die Empfindung für die Naturwidrigkeit der Neigung und damit den Widerstand gegen diese schwächen will. Würde die „Aufdeckung" von Homosexualität seitens eines Fürsten diese beseitigen oder einschränken, so würden wir auch die Aufdeckung trotz der unreinen Nebenerscheinungen für ein verdienstliches Werk gelten lassen. Jene Voraussetzung trifft aber nicht zu, eher die gegenteilige Wirkung: die Hinlenkung der Phantasie auf jene teils physischen, teils psychischen Erschlaffungszustände kann nur schädlich und nicht nützlich sein.

Politisch aber ist mit der gesellschaftlichen Beseitigung eines oder mehrerer Kavaliere aus der Nähe des Monarchen nichts Wesentliches zu erreichen. Dadurch ändert sich im Reich, wie wir sehen, nicht das mindeste, und auch die Eigenart des preußischen Monarchen ist so feststehend, daß er mehr auf seine Umgebung, als seine Umgebung auf ihn abfärbt. Die Kamarilla ist der Adelsgeist, nicht der einzelne Adlige; und auch gegen den Adel wäre die Nachrede der Homosexualität eine unerlaubte Waffe, denn sie wäre in ihrer Allgemeinheit falsch und verwerflich. Konstitutionelle Zustände aber, die der Adel hintanhält, bekommt Deutschland nicht dadurch, daß man Phili Jugend- oder Alterssünden nachsagt und nachweist.

Es war seinerzeit wertlos und darum ohne sittliche Berechtigung, dem gleichfalls wohlgelittenen Kanonenkönig von Essen geschlechtliche Verirrungen in der Presse nachzusagen und ihn dadurch in den Tod zu jagen.

Die politischen Beweggründe, die Herr Harden geltend macht, rechtfertigen also die Anwendung des Mittels einer Nachrede perverser Neigungen zum Zweck der persönlichen Infamierung nicht und haben nur die Bedeutung, Herrn Harden vor dem Verdacht bloßer Sensationslust zu decken. Es ist bei ernster Abwägung nicht erlaubt, diesen Beweggrund zu unterstellen, umsoweniger als Persönlichkeiten mehr oder weniger suggestiv auf den Herausgeber der „Zukunft" eingewirkt haben können, die den Preßangriff als wirksames Mittel der Beiseiteschaffung eines in Gunst stehenden Gegners erkannt haben.

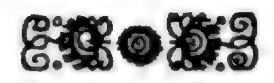
War sie nicht der Beweggrund, so war und ist Sensationslust doch die Wirkung dieser Prozesse.

Sie müssen nach Stoff und Ausschlachtung durch Dritte verrohend und abstumpfend, nicht erziehend und veredelnd auf das öffentliche Empfinden wirken. Das und noch etwas Weiteres empfindet die öffentliche Meinung: Es liegt eine moralische Kreditschädigung Deutschlands in diesem jahrelangen Ausspinnen homosexueller Prozesse. Der Schein einer gefährlichen weitverbreiteten Sittenkrankheit fällt auf Deutschland, und die Behauptung einer Fäulnis findet leichteren Glauben. Es ist aber nicht wahr, daß die Homosexualität nennenswerte Bruchteile der deutschen Gesellschaft ergriffen hätte. Vor dem Ausland ist jener falsche Schein eine unverkennbare, bei den internationalen Trübungen doppelt ernste Gefahr. Man muß sich nur eines vergegenwärtigen:

Obwohl in der Armee Ludwigs XIV unter Offizieren und Mannschaft die perverse Neigung so seuchenartig um sich gegriffen hatte, daß der Kriegsminister dem erzürnten Sonnenkönig melden mußte, es sei unmöglich, dagegen einzuschreiten, hat man in Frankreich jener homosexuellen Neigung damals und seither den Namen „le vice allemand" beigelegt. Der Vorwurf, der in diesem ungerechten Namen liegt, bohrt sich verhängnisvoll tief ein, wenn er durch jahrelange Prozesse und die unendlichen Wiederholungen der Prozeßberichte eine Bestätigung und Substanzierung zu erhalten scheint. Wer die kleine Welt kennt, der weiß: es ist unwahr, daß Deutschland auf dem Gebiet der Perversität ungünstiger steht als die außerdeutschen, die romanischen oder die transatlantischen Länder.

Vielleicht liegt in der Erkenntnis der Gefahr falscher Beurteilung im gesamten Auslande neben den inneren Gründen eine äußere Aufforderung an die deutsche Publizistik und Journalistik aller Parteien, unter den Mitteln des politischen Kampfes die Nachrede und Erspähung sexueller Fehler und privater Verirrungen auf seiten der Gegner als unwirksam, ungerecht und vergiftend allseitig zu erkennen. Sonst geht unser öffentliches Leben noch mehr in die Fetzen.

Der „März"



Die Politik der verpaßten Gelegenheiten

Von Theodor Barth

Je höher die Bülowsche Blockpolitik zu Jahren kommt, umso tiefer sinkt das politische Ansehen des Blockfreisinns. In der preußischen Landtagswahlbewegung ist es gleich um mehrere Stufen hinabgeglitten. Daß es der Freisinn aller Richtungen, trotz der Vermehrung der Landtagssitze von vierhundertdreiunddreißig auf vierhundertdreiundvierzig, insgesamt nur auf drei Dutzend Mandate gebracht hat, ist zur Not mit den mancherlei Fallgruben des elendesten aller Wahlsysteme zu entschuldigen. Hätte er einen Wahlkampf geführt, in dem er sich sehen lassen konnte, so ließe sich jedes ungünstige Wahlresultat verschmerzen. Was aber insbesondere die Leitung der Freisinnigen Volkspartei an politischer Unzulänglichkeit gezeigt, was sie an politischer Reputation eingebüßt hat, das belastet die Debetseite des Freisinns in der empfindlichsten Weise. Von einem ernsthaften Ringen um jene Forderung der Übertragung des Reichstagswahlrechts auf Preußen, die angeblich im Mittelpunkt der Wahlbewegung stehen sollte, war nirgends die Rede. Weit davon entfernt, mit andern Wahlreformparteien zusammenzuwirken, blieb das vorwiegende Interesse der freisinnigen Volkspartei darauf gerichtet, gegen die Sozialdemokratie Front zu machen. Man genierte sich andrerseits durchaus nicht, mit den ärgsten Wahlreformgegnern, nicht bloß mit den Nationalliberalen, sondern auch mit Ultrakonservativen, beispielsweise mit den Konservativen in Ober- und Niederbarnim, vor den Toren Berlins, direkte Wahlbündnisse abzuschließen. Man sicherte den Reaktionären gegen Überlassung eines Mandats zwei andere, die verloren gewesen wären, wenn der Freisinn mit den Sozialdemokraten gemeinsame Sache gemacht hätte. Diese skrupellose Mandatspolitik hat das meiste dazu beigetragen, daß in Berlin, wo seit Menschengedenken alle Mandate in den Händen der Freisinnigen waren, diesmal im ersten Anlauf

von zwölf Mandaten gleich fünf in den Besitz der Sozialdemokraten übergingen. Um in Moabit ein sechstes berliner Mandat zu retten und in Rixdorf-Schöneberg, einem neukonstruierten Wahlkreise, einen Sitz zu erobern, gab die Leitung der Freisinnigen Volkspartei für die Stichwahlen in den Urwahlbezirken die Parole zugunsten aller Rechtsparteien aus, obgleich sich unter den Kandidaten dieser Rechtsparteien Mittelständler und Antisemiten schlimmster Observanz befanden.

Die Freisinnige Volkspartei gelangte damit in eine Position, die den Reichsverband zur Bekämpfung der Sozialdemokratie mit voller Zufriedenheit erfüllen mußte. Der Freisinn erschien als Nachtrab der großen reaktionären Blockarmee und hatte die ehrenvolle Aufgabe zu erfüllen, sich mit der Sozialdemokratie erbittert herumzuschlagen, während die Blockalliierten ihn zwar wegen seines braven Blockverhaltens belobten, aber sich gelegentlich durchaus nicht scheuten, in den alten freisinnigen Besitzstand einzubrechen und selbst mit Hilfe des Zentrums, wie beispielsweise in Danzig, den Blockfreisinn zu depossedieren.

Soviel taktische Ungeschicklichkeit dabei auch im einzelnen mitgewirkt haben mag, so ist doch nicht zu verkennen, daß die Leitung der Freisinnigen Volkspartei, indem sie auf dem reaktionären Wege immer rascher abwärts glitt und schließlich in der Freisinnigen Zeitung sogar Postbeamte denunzierte, die sich in Berlin der Wahl enthalten und damit die Chancen der Sozialdemokratie verbessert hatten, dem logischen Zwange der Blockpolitik unterlag.

Die Grundidee der Bülowschen Blockpolitik ist der Kampf gegen eine demokratische Staatsentwicklung. Sie richtet sich gegen die Sozialdemokratie in erster Linie, daneben aber auch gegen die demokratischen Elemente des Freisinns und der Zentrumspartei. Soweit das Zentrum konservativ und agrarisch ist, genießt es nach wie vor die verzeihende Liebe des Blockvaters. Der Freisinn hat sich, indem er die Blockpolitik unterstützte, teils bewußt teils unbewußt zum Miterponenten dieser antidemokratischen Politik des Fürsten Bülow gemacht. Als dienendes Glied im Block war er von vornherein außerstande, sich zum wirksamen Vorkämpfer einer Wahlreformpolitik zu machen, der die Blockalliierten direkt widerstrebten. Es erwies sich aber auch als aussichtslos, die öffentliche Meinung von dem Ernst der Wahlrechtspropaganda des Freisinns überzeugen zu wollen. In Wirklichkeit hat während

der Wahlrechtsbewegung der Blockfreisinn nirgends den Glauben zu erwecken vermocht, daß er zum Champion einer Wahlrechtsreform großen Stils berufen sei. Es war ein mattes Schaufechten, kein befreiender Kampf. Es war ein Herumgezerre um ein paar Mandatsknochen, kein Ringen um eine schöpferische Idee. Abermals ist eine selten günstige Gelegenheit, den Freisinn wieder in den Sattel zu bringen, verpaßt worden. Seitdem der Freisinn dem Block angehört, ist er der Träger einer Politik der verpaßten Gelegenheiten gewesen.

Der Gedanke, unter den Auspizien eines agrarisch-konservativen Kanzlers mit geschworenen politischen Gegnern gemeinsame Politik treiben zu wollen, war schon in sich eine Verirrung. Die nationalliberale Partei, die zwanzig Jahre vorher in dem sogenannten Kartellreichstage dasselbe Experiment erprobte, hat den schlüssigen Nachweis geliefert, wie weit man bei einer solchen Blockpolitik herunter kommen kann. Anstatt für den Liberalismus etwas zu erreichen, durfte sie nur die reaktionäre Politik der konservativen Kartellbrüder unterstützen. Von der Wählerschaft erhielt sie dafür bei den Reichstagswahlen von 1890 einen Denkzettel, der bis heute unvergessen ist. Von neunundneunzig Mandaten, mit denen sie in den Kartellreichstag eingezogen war, verlor sie nicht weniger als siebenundfünfzig. Dabei konnten die Nationalliberalen von 1887, bei ihrer größeren Affinität zu den Konservativen, den Versuch einer konservativ-liberalen Paarung viel leichter wagen als der Freisinn von 1907.

Wollte der Linksliberalismus den schweren Gefahren des unnatürlichen Blocks entgehen, so mußte er, um es rücksichtslos auszudrücken, sofort die Rolle des politischen Erpressers übernehmen. Anstatt jedoch die Verlegenheiten des Fürsten Bülow auszunutzen, hat die freisinnige Fraktionsgemeinschaft sich fortgesetzt bemüht, ihm die Wege ebnen zu helfen. Vom Standpunkt des kleinen Katechismus aus kann man das brav finden, aber für einen Politiker, dessen Ehrgeiz über den eines pflichttreuen Konfirmanden hinausgeht, war das rücksichtsvolle Verhalten des Blockfreisinns unverzeihlich. Schon in Norderney soll die Stimmung des Fürsten Bülow sich merklich gehoben haben, als er beim Tafeln mit den Führern des Blockfreisinns erkannte, wie sehr er den politischen Appetit seiner neuen Blockfreunde überschätzt habe. Nichts von Verträgen, nichts von übergabe! Verbindliche

Redensarten unverbindlichster Art. Ungetrübte Dinerstimmung mit Meeresrauschen. Schöne Erinnerung und glückliche Heimfahrt.

Beim Zusammentritt des Reichstags wurde dem Freisinn noch einmal ein Trumpf in die Hand gespielt, mit dem sich ein hoher Stich machen ließ. Fürst Bülow empfand das wohl weniger parlamentarische als höfische Bedürfnis, den Block einmal in Freiheit dressiert vorzuführen. Er verlangte am vierten Dezember 1907 von den Blockparteien eine Vertrauenskundgebung. Der gute, freisinnige Fridolin beeilte sich, dabei als Chorknabe mitzuwirken. Er kam garnicht einmal auf die Idee, daß sich ihm hier eine glänzende Gelegenheit bot, dem Kanzler gegenüber die Politik des „Friß Vogel oder stirb" zur Anwendung zu bringen. Sein Verhalten war vielleicht edel, aber sicher dumm. Nach so vielen Proben freisinniger Selbstverleugnung durfte der preußische Ministerpräsident es ohne Gefahr riskieren, am zehnten Januar 1908 den freisinnigen Wahlantrag mit allen Zeichen der Nichtachtung zurückzuweisen, sowie man das Ansuchen eines aufdringlichen Petenten mit dem Hinweis darauf ablehnt, daß man zum Verein gegen Verarmung und Bettelei gehöre. Man hat jüngst das Geschichtchen kolportiert, wonach Fürst Bülow einem seiner Vertrauten, der Zweifel an der dauernden Lenksamkeit der freisinnigen Fraktionsgemeinschaft geäußert hatte, mit zuversichtlichem Selbstbewußtsein gesagt haben soll: diese Leute fressen alles. Die Geschichte ist vielleicht nicht wahr; aber die Situation ist dazu angetan, eine solche Anekdote glaubhaft erscheinen zu lassen. Beim Vereinsgesetz konnte dem Freisinn bereits die Preisgabe des Grundsatzes der staatsbürgerlichen Rechtsgleichheit mit Erfolg zugemutet werden. Inzwischen hat die preußische Landtagswahlbewegung ihn moralisch weiter gebrochen. Darf man annehmen, daß er bei der Behandlung der Reichsfinanzreform im nächsten Winter jene Widerstandskraft zurückgewinnen wird, die ihm in der jüngsten Vergangenheit so völlig abhanden gekommen ist?

Die Beibehaltung der agrarisch-protektionistischen Wirtschaftspolitik war die stillschweigende Voraussetzung der konservativ-liberalen Paarung. Daß bei der Regelung der Reichsfinanzfragen von dieser Voraussetzung nicht abgewichen werden würde, mußte der Blockfreisinn voraussehen. Immerhin wäre es für eine Partei, die, wie die freisinnige, das Schicksal vor sich sieht, bei der Reichsfinanzreform abermals nur als dienendes Glied zur Verwendung

zu kommen, nicht bloß gerechtfertigt, sondern es müßte geradezu als ein Lebensinteresse der Partei erscheinen, die Finanzreform zum Hebel neuer Volksrechte zu machen.

Finanzschwierigkeiten der Regierung zu benutzen, um dem Volke Freiheiten zu erobern, hat von jeher zu den konstitutionellen Gepflogenheiten eines entschlossenen Liberalismus gehört. Wo findet sich aber auch nur ein schwaches Anzeichen dafür, daß der Blockfreisinn die Politik der verpaßten Gelegenheiten nicht auch im nächsten Herbst fortsetzen wird? So verworren und widersprechend die Meldungen über die Finanzpläne der Reichsregierung auch sind, das eine ist schon heute völlig klar, daß der bei weitem größte Teil der zu schaffenden Deckung von jährlich etwa vierhundert Millionen Mark aus Abgaben vom Massenkonsum gewonnen werden soll. Die freisinnige Fraktionsgemeinschaft hat sich in ihrer großen Mehrheit damit innerlich auch schon längst abgefunden. Um das Gesicht zu wahren, möchte man jedoch in die Steuersuppe irgendeine direkte Reichssteuer hineingeschnitten sehen. Ich bin überzeugt, man würde es schon als eine große „liberale Errungenschaft" preisen, wenn es gelänge, eine Ausdehnung der Erbschaftssteuer auf Deszendenten und Ehegatten zu erreichen. Die politische Genügsamkeit des Blockfreisinns fühlt sich schon durch die allerbescheidensten Zugeständnisse befriedigt. In der krankhaften Sucht, zusammen mit der Regierung sogenannte positive Politik zu treiben, macht man sich sogar aus eignen Mitteln auf die Steuersuche. Wie ganz anders stände der Blockfreisinn da, wenn er dem Fürsten Bülow mit kalter Rücksichtslosigkeit erklären würde: wir bewilligen der Reichsregierung überhaupt keine neuen Steuern, weder direkte noch indirekte, wenn nicht als Gegenleistung dafür neue Volksrechte eingeräumt werden. Oder um es ganz konkret auszudrücken: keinen Pfennig neuer Steuern ohne Wahlreform in Preußen! Sehr möglich, daß dabei der Block auseinanderflöge. Auch möglich, daß Fürst Bülow dabei seinen offiziellen Untergang fände. Was läge daran, wenn Schiffer und Kahn versänken! Vielleicht aber reichte der vielgewandte Diplomat mit einem treuherzigen Soyons amis dem Zentrum die schon allzulange geballte Hand zum Frieden. Wäre nicht selbst das günstiger als die Mitwirkung des Freisinns an der Schaffung neuer Steuern ohne jegliche freiheitliche Gegenleistung? Möge doch das Zentrum das Odium neuer Steuern auf sich nehmen, wenn es dazu Neigung verspürt! Die so-

genannte Ausschaltung des Zentrums aus der Regierungsgunst bedeutet ja in Wirklichkeit nur die Befreiung von einer recht unbequemen Mitverantwortung für die Mißgriffe der Regierung. Das Zentrum hat den Steuerkarren mit in den Dreck gezogen. Jetzt wird der Blockfreisinn zu der Ehre berufen, als Handpferd neben Konservativen und Nationalliberalen vor den Steuerkarren gespannt zu werden, während der ausgeschirrte Zentrumsrappe die grüne Weide der populären Opposition aufsuchen konnte. Dem Blockfreisinn droht, wenn er, was ja kaum noch zweifelhaft ist, bei der Reichsfinanzreform wiederum die Gelegenheit verpaßt, sich durchzusetzen, übrigens die sehr ernste Gefahr immer neuer Sezessionen.

Dem kleinen Bruchteil der Freisinnigen Vereinigung, die sich nach dem frankfurter Parteitage vom Wahlverein der Liberalen loslöste, um sich zunächst in Berlin als Demokratische Vereinigung zu konstituieren, ist es in überraschend kurzer Zeit gelungen, in Großberlin eine durchaus leistungsfähige Truppe von rund zweitausend Mitgliedern zu schaffen, der es schon heute an Werbekraft nicht fehlt. Sie hat für ihre demokratische Leistungsfähigkeit sofort eine glänzende Probe abgelegt. Noch mitten in der ersten Organisation hat sie mit zusammengerafften jungen Truppen in dem äußerst schwierigen Landtagswahlkreise Teltow-Beeskow-Storkow etwa viertausendfünfhundert Wähler für sich auf die Beine gebracht, einige sechzig Wahlmänner durchgesetzt und darauf mit der Sozialdemokratie sich über gemeinsame Kandidaten verständigt. Obwohl nach Lage der Sache ein Sieg der beiden gemeinsamen Kandidaten Eduard Bernstein und Rudolf Breitscheid ausgeschlossen war, hatten am sechzehnten Juni alle Wahlmänner der Demokratischen Vereinigung die Parole befolgt und — etwas in Preußen bisher Unerhörtes — Mann für Mann bei öffentlicher Wahl einem Sozialdemokraten ihre Stimme gegeben. Man sieht, es geht auch in Preußen, wenn man nur von der Selbsteinschüchterung Abstand nimmt, die in den Reihen der freisinnigen Parteien seit manchem Jahr in blöder Angstmeierei betrieben worden ist.

Jeder neue politische Fehler des Blockfreisinns muß dieser Demokratischen Vereinigung neue Anhänger zuführen. Die Freisinnige Vereinigung kann es, wie ich glaube, schon heute nicht mehr riskieren, sich mit der bei den preußischen Landtagswahlen so stark kompromittierten Freisinnigen Volks-

partei zu verschmelzen. Sie könnte erleben, daß mehr als die Hälfte ihrer bisherigen Gefolgschaft den Weg ins Freie suchen, zumeist sich der Demokratischen Vereinigung anschließen würde. Für den Blockfreisinn liegt die Sache überhaupt so, daß er nur noch die Wahl zwischen zwei übeln hat. Bleibt er im Block, so ist er genötigt, reaktionäre Dienste zu leisten, und verliert nach und nach die demokratischen Elemente seiner Wählerschaft. Sprengt er aber den Block, so wirkt das wie das Eingeständnis einer politischen Verirrung. Nur zu oft aber werden neue Fehler bloß deswegen begangen, weil man sich scheut, die alten einzugestehen.

Zum Fall Eulenburg

Vom Landtagsabgeordneten Dr. Hugo Elsas

II

In der Sitzung vom elften November 1903 wandte sich die Kommission für die Reform des Strafprozesses (I Bd. 1905 S. 176 ff) zur Beratung der Frage, ob für das Vorverfahren den Beteiligten die Berechtigung zur Anwesenheit bei gerichtlichen Handlungen in erweitertem Umfange zu gewähren sei. Es wurden folgende Anträge einstimmig angenommen:

1. Der Untersuchungsrichter ist befugt, der Staatsanwaltschaft, dem Angeschuldigten und dem Verteidiger die Anwesenheit bei Vernehmungen von Zeugen und Sachverständigen zu gestatten. Die Gestattung soll nur bei Gefährdung des Untersuchungszwecks oder der öffentlichen Ordnung versagt werden. Vor Beschlußfassung ist die Staatsanwaltschaft zu hören.

2. Die Zulassung des Staatsanwalts und des Verteidigers zur Vernehmung des Angeschuldigten unterliegt dem freien Ermessen des Untersuchungsrichters.

Für die künftige Ordnung des Strafverfahrens ist demnach dieselbe beschränkte Parteienöffentlichkeit, welche der Untersuchungsrichter Landgerichts-

rat Dr. Schmidt in der Voruntersuchung gegen den Fürsten Eulenburg wegen Meineids angeordnet oder zugelassen hat, als Maxime vorgesehen. Das Gegenteil — der Ausschluß der Parteienöffentlichkeit — ist geltendes Recht. Zu betonen ist: gegenwärtig steht und auch in Zukunft soll dem Untersuchungsrichter (bei Punkt 1) kein freies Ermessen zustehen. „Das freie Ermessen des Untersuchungsrichters darf hierüber nicht entscheiden, weil dann die Gefahr besteht, daß der gegenwärtige Rechtszustand tatsächlich aufrecht erhalten bleibt." (Kommissionsbericht S. 179.) Der gesetzgeberische Gedanke, welcher die gewiß nicht revolutionäre, vielmehr reformunlustige Reformkommission geleitet hat, geht auf Abschwächung des Inquisitionsprinzips. Die Stellung des Untersuchungsrichters werde gehoben und das Vertrauen des Volks zur Strafrechtspflege überhaupt erhöht, wenn der Richter nicht mehr heimlich, sondern vor den Augen der Beteiligten prozediere. (Kommissionsbericht S. 178.) Dem ist nur noch hinzuzufügen, daß in der zweiten Lesung der Kommission die Beschlüsse der ersten Lesung bestätigt wurden und der gewährte Schutz der Parteienöffentlichkeit mit starken Garantien ausgestattet wurde: die Verfügung betreffend die Zulassung oder Nichtzulassung zur Vernehmung von Zeugen und Sachverständigen unterliegt dem Rechtsmittel der Beschwerde, die Zulassung kann allgemein bewilligt, die Verweigerung aber nur für einzelne Termine ausgesprochen werden.

Das ist das — vielleicht — kommende deutsche Prozeßrecht. Dieses Recht hat Landgerichtsrat Dr. Schmidt als herrschendes in der Eulenburgsache zur Anwendung gebracht. Nunmehr hat Herr Dr. Schmidt das Wort zur Aufklärung. Trotz der „Heimlichkeit" des gegenwärtigen Verfahrens hat die Öffentlichkeit ein berechtigtes und starkes Interesse daran, Kenntnis von den Grundsätzen und Normen zu erhalten, nach welchen die nunmehr abgeschlossene Voruntersuchung gegen den Schloßherrn auf Liebenberg geführt wurde. Schweigt der Untersuchungsrichter, so werden die Herren von Nieberding und Beseler einer Anfrage nicht entgehen; der preußische Justizminister wird dann im Landtage Gelegenheit haben, auch über die Motive sich zu verbreiten, aus welchen die ihm dienstlich unterstellte preußische Staatsanwaltschaft es vorgezogen hat, dem Termin zum Verhör der münchner Zeugen trotz der Gestattung des Untersuchungsrichters fernzubleiben. Vermutlich hielten die Beamten des Herrn von Isenbiel entgegen der Verfügung des Dr. Schmidt

die Anwesenheit der Prozeßbeteiligten für unstatthaft; dann aber ist die Frage sehr berechtigt — und ich stelle sie —: Hat die berliner Staatsanwaltschaft Beschwerde erhoben gegen eine untersuchungsrichterliche Handlung, welche der Verteidigung des Fürsten — ganz gegen die prozessuale Gewohnheit — einen so großen Vorsprung einräumt?

Die kritische Prozeßbetrachtung des Falles Eulenburg und der mit ihm zusammenhängenden Strafsachen ist damit noch nicht zu Ende. Sie ist notwendig. Nicht für den einen oder gegen den andern der Beschuldigten soll Partei ergriffen werden; nichts liegt mir ferner. Um höhere Güter handelt es sich, um das Ansehen der deutschen Rechtspflege, welches die Aufdeckung und die Beseitigung von Mängeln des Verfahrens gebieterisch fordert, wie sie in gleich eklatanter Fülle noch niemals in weithin sichtbaren Strafprozessen hervorgetreten sind. Eine der denkwürdigsten Erscheinungen ist die Freiheit der Staatsanwaltschaft gegenüber den Notwendigkeiten des formal gebundenen Verfahrens. Das Verfahren des öffentlichen Anklägers gegen den Fürsten beginnt mit dem Auftrag zur Einziehung von polizeilichen Erkundigungen an den rechtsunkundigen Bürgermeister von Starnberg, wie wenn es sich etwa darum handelte, darüber Grund zu machen, ob Exzellenz Eulenburg vor Jahren einmal unbefugt im Starnberger See gefischt oder nachts bei Fackellicht gekrebst habe. Die Akten im Strafverfahren gegen den Justizrat Bernstein wegen des Vergehens der Verleumdung (begangen durch den gegen Eulenburg erhobenen Bezicht der Päderastie) schlummern monatelang im staatsanwaltschaftlichen Dossier, obwohl jeder Angeschuldigte einen gesetzlichen Anspruch auf den regelmäßigen und raschen Fortgang des Verfahrens hat. In der Privatklagesache Moltke-Harden tritt der Absolutismus der Staatsanwaltschaft, welcher, gesetzlich schon fast unerträglich, in extensiven Gesetzesinterpretationen des Reichsgerichts systematisch erweitert wird, in geradezu erschreckender Deutlichkeit in die Erscheinung im Wechsel behördlicher Maßnahmen: erst liegt die Nichtübernahme, dann die Übernahme der Klage im öffentlichen Interesse. Dabei braucht das öffentliche Interesse an einem Falle nur erklärt, nicht begründet zu werden. Eine rein aktenmäßige Kundgebung des berufenen Verfolgungsorgans hat die Wirkung eines souveränen Abolitionsakts: das Privatklageverfahren ist niedergeschlagen; neue Voruntersuchung wird eröffnet; eine zweite erste Haupt-

verhandlung (vor der Strafkammer in Berlin) wird anberaumt, da die erste schöffengerichtliche Herrn von Isenbiel „gründlich mißfallen hat“. Die Staatsanwaltschaft erscheint demnach als organisierte Zensurbehörde, in deren Machtfülle das Plazet über Verlauf und Ausgang der deutschen Preßprozesse ruht. Kann ein solcher Zustand bei der stetigen, ja beim Anwachsen der Presse stets wachsenden Gefahr von Konflikten der Urheber von Preßerzeugnissen mit den Strafgesetzen in einem Verfassungsstaat noch geduldet werden? Alle Welt in Deutschland hat mit Zuversicht darauf gerechnet, daß das Reichsgericht unter Abweichung von seinen früheren Beschlüssen und unter Herbeiführung einer Plenarentscheidung das von ihm selbst geschaffene neue Monopolrecht der Staatsanwaltschaften wieder beseitigen, der überwiegenden Meinung von Theoretikern und praktischen Juristen sich anschließen und erkennen werde: die Staatsanwaltschaft hat, wenn sie die Verfolgung einer Sache übernimmt, das Verfahren bei dem mit der Sache befaßten Gericht und in dem gegebenen Prozeßstand fortzuführen. Alle Welt hat sich getäuscht. Der Strafsenat des Reichsgerichts hat zwar das Urteil der unter dem Vorsitz des Direktors Lehmann rechtsprechenden Kammer kassiert, aber nicht, weil das ganze Verfahren falsch und ungesetzlich war, sondern deswegen, weil Herr Gehritz, Haushofmeister zu Liebenberg, bei seiner zweiten Vernehmung als Zeuge unbeeidigt geblieben war. Einen solchen Verstoß, der für die Instanz sehr peinlich ist, darf man nicht zu schwer nehmen; was aber geradezu blamabel ist, wenn die Schilderung Hardens zutrifft, ist die Korrektur des Protokolls, die nach erfolgter Prozeßrüge geschah, also so unzulässig wie nutzlos war.

Ein sehr schwerwiegender Umstand ist endlich bisher in den Erörterungen der Presse nicht oder nicht genügend gewürdigt worden. Der Verdacht des Meineids gegen den Fürsten Eulenburg stützt sich auf die Feststellung, daß er als Zeuge wider besseres Wissen im Prozesse Bülow-Brand durch die Bekundung, er habe sich niemals Verfehlungen gegen § 175 des Strafgesetzbuches zuschulden kommen lassen, die Unwahrheit ausgesagt und beschworen habe. Der Fürst war vorgeladen, um sich über die angeblichen homosexuellen Betätigungen oder normwidrigen Gefühlsäußerungen des Reichskanzlers zu äußern. Wie kommen Exzellenz als Zeuge dazu, über seine eigenen strafbaren oder straflosen Handlungen zu deponieren? Eulenburgs Perversitäten standen in gar

keiner Beziehung zur Debatte; die Erörterung hierüber konnte die Angelegenheit des Reichskanzlers, die vollständig klarlag, nicht noch weiter aufklären. Unter keinen Umständen durfte der Vorsitzende der Strafkammer, welche gegen Brand, nicht für Eulenburg verhandelte, diesem als Zeugen Gelegenheit geben, mit seinem wie aus der Pistole geschossenen Eid, der gegen Harden zielte, seine Unschuld zu bekräftigen. Wie war doch die Sachlage? Beim Schöffengericht des Amtsrichters Kern war Eulenburg ausgeblieben; dort war der Raum und die Zeit für sein Ja oder Nein. In der Strafsache Bülow-Brand war niemand zu einem Vorhalt gegen den Zeugen befugt und niemand dazu Willens. Der Reiz, die Verführung, in einer so ungefährlichen Situation sich zu reinigen, eventuell durch ein Verbrechen zu reinigen, war unendlich groß. Menschlich und politisch war Eulenburg in einem Notstand. Das Gewicht seines gefürchteten Namens, die hohe Stellung des erst Halbgefallenen hätten das Gericht doppelt vorsichtig machen müssen. Statt dessen war der Vorsitzende erst halb gefügig, dann konnivent. Dieses Entgegenkommen mildert die Schuld Eulenburgs beträchtlich; sie entschuldigt ihn nicht, aber sie belastet das Gericht. Der Verhandlungsleiter ist mitschuldig, selbstverständlich nicht am Meineid, aber am Eid des Zeugen. Freilich haben Eid und Meineid immer den zuständigen Beamten als Zeugen. Die Strafkammer war aber nur formell zuständig, nicht sachlich. Der erste Eid Eulenburgs zog den zweiten nach sich, welcher an einem der dem neunzehnten Dezember 1907 folgenden Verhandlungstage abgelegt wurde. Der Wortlaut dieses Eids steht mir nicht fest, weil das Verhör des Zeugen unter Ausschluß der Öffentlichkeit erfolgte. Nachdem einmal die Kammer des Herrn Lehmann dem Antrag des Oberstaatsanwalts gemäß die Zulassung des Beweises beschlossen hatte, Graf Moltke besitze keine von der Männernorm abweichenden Gefühlserregungen, lagen gegen Eulenburgs eidliche Vernehmung dieses Mal Bedenken nicht vor; nur mußten zur Nachprüfung der Glaubwürdigkeit des Zeugen im entscheidenden Punkte die münchner Zeugen Riedel und Jakob Ernst gleichfalls gehört werden. Die Ablehnung der Ladung dieser Zeugen war ein schwerer Fehler. Er bedeutete König Eulenburgs Glück und Ende. Den Milchmann Riedel, der zwanzig bajuvarische Vorstrafen sein eigen nennt, hätte das norddeutsche Urteil vernichtet, und dem Fischmeister Ernst wäre das Schweigen bis zur Mittags-

pause in Berlin leichter geworden als in München. Zur Pause aber wäre er entlassen worden in Begleitung des Herrn Geritz, des Schloßbedienten von Liebenberg.

Eine mutige Tat nannte im Reichstage in rhetorischem Überschwang Fürst Bülow die Übergabe der Zukunftartikel seitens des Kronprinzen an den kaiserlichen Vater. Viele haben über dieses Wort gelächelt; diese warten auf die mutige Tat des Reichskanzlers.

Kaffee / Von A. von Vestenhof

Des heiligen römischen Reiches Hauptstadt wehrte sich mit ihren letzten Kräften gegen den Erbfeind. Tag und Nacht lagen die Soldaten und die Bürger in den Breschen mit den Musketen und den langen Piken in den Händen. Der ersteren wurden immer weniger, der Breschen immer mehr und mehr.

Man kannte in der bedrängten Stadt schon den schütternden dumpfen Schlag der türkischen Minen und das rumpelnde Gepolter des brechenden Mauerwerkes und wußte, daß wieder ein Stück „Bastei" in den Graben geworfen worden war und gleich darauf das „Allah" der Janitscharen durch die engen Gassen brüllen würde.

Wie schwach dagegen das „Kyrie eleison" der Verteidiger klang, wie dünn das Krachen der Musketen und der Handgranaten!

Aber immer wieder zerbrach das „Allah" an den Mauern, und durch die schreckliche Stille, die dann kam, donnerte die „Bummerin" vom Sankt Stephansturm herab ihren Triumphgesang. Dann öffneten sich die verschlossenen Haustore, und die öden Gassen, auf deren Pflaster man Erde, Dünger und nasses Stroh geworfen hatte, damit die einschlagenden Bomben darin ersticken, belebten sich mit Frauen und Mädchen, die mit Körben und „Häferln" im langen Zug alle dorthin liefen, wo der letzte Kampf gerast hatte. Sie brachten ihren Liebsten Essen und Trinken oder schaufelten wohl

auch ein Grab für den einen oder andern, unbekümmert um die Kugeln, die aufs neue einzuschlagen begannen, — hier — da.

Ganz deutlich konnte man von den Wällen aus sehen, wie die türkischen Kanoniere an den schweren Geschützen mit dem Ladezeug hantierten — wie sie zu zweien von den rauchenden Öfen mit langen Doppelzangen die glühenden Vollkugeln zu den Mörsern trugen. Wer gute Augen oder ein „Perspektiv" hatte, unterschied deutlich unter den roten Tarbuschen der Türken die Reiherbüsche auf den Kalpaks der Ungarn, die weißen Federn auf den Hüten der französischen und italienischen Offiziere.

Und kein Ersatz kam! Kein Ersatz!

Umsonst saß Tag und Nacht in der Turmstube ein Offizier und starrte durch den großen Tubus nach dem Kahlenberg, — dort sollte eine Rauchsäule oder ein Raketenbündel aufgehen, wenn die Hilfe da war. Umsonst! Rauchsäulen mehr als genug und Aufblitzen von Flammen und die feurigen Streifen der Granaten . . .

Viele Kundschafter waren schon ausgeschickt worden und waren nicht wiedergekommen. Die dorrten wohl irgendwo mit abgezogener Haut auf einem Pfahl.

Da meldete sich noch einer: der Pole Kolschitzky, — ich glaube, er war Schreiber beim Magistrat. Er habe unter den Türken lange gelebt und spreche ihre Sprache.

In den Kleidern eines der vielen Toten, die vor den Breschen lagen, kam er mit dem Strom eines abgeschlagenen Sturmhaufens aus der Stadt — und kam wieder und konnte melden, daß die Hilfe im Anmarsch sei.

Am zweiten Abend flammten die drei Raketenbündel auf dem Kahlenberge auf, und in der Frühe des andern Tages erlagen die Janitscharen des „schwarzen Mustafa" den geschlossenen Bataillonen des Herzogs von Lothringen und seine Reiterei den weiß-silbernen Geschwadern der „Engelreiter" des Herrn Jan Sobiesky, des tapfern Königs von Polen.

Das ungeheure Lager war stehen geblieben, mitten drinnen unter dem weit sichtbaren Purpurzelt des Feldherrn lag der tote Aga auf dem Paradebett. Den Rosenkranz in den starren Fingern und die grünseidene Schnur um den Hals. Das Ärgste hatte der stolze Mann nicht mehr erleben müssen.

*   *   *

Als dann die unermeßlichen Schätze verteilt wurden, da forderte der tapfere Polack als Lohn die vielen Hunderte von Säcken, die, mit sonderbarem Korn gefüllt, in den türkischen Magazinen lagerten, und mit deren Inhalt niemand etwas anzufangen wußte.

Aber Kolschitzky wußte es.

Er machte das erste Kaffeehaus auf am „Heidenschuß". Es war eine lange finstere Höhle mit einem Fenster und einer Tür, vor der Winter und Sommer nur ein Vorhang hing, „damit der Rauch besser hinaus könne". Da drinnen standen und saßen die Gäste, Soldaten, Gelehrte, Politiker, Kaufleute und — Zeitungsschreiber und tranken die dicke, heiße Brühe und rauchten dazu und wurden die Ermüdung und die Schlaffheit los, die sie überkommen hatte nach all der überstandenen Drangsal. Von der kleinen, rauchigen Höhle aus nahm der Kaffee seinen Siegeslauf durch die Welt.

* * *

Es war ein schrecklicher Weg an diesem Junimittag am flachen, braunen Ufer des Roten Meeres.

Ich hatte mich lange vor Sonnenaufgang über den Kanal setzen lassen von Port Tevfik aus und war dann den Kindern Israels nachgegangen bis dorthin, wo Moses sie zum erstenmal tränkte.

Ich hatte versucht, den Weg abzuschneiden, und stieg über den schrundigen und versandeten Felsboden, wie es wahrscheinlich an jenem fernen Tag die Wagen Ägyptens auch versucht hatten.

Und sah auch, wie es kam, daß diese ertranken und jene errettet wurden. Das sagten mir die schweren, kopfgroßen Schneckengehäuse, die das sonst so glänzend glatte Meer damals in rasenden Flutwellen meilenweit, wie noch heute, in die dürre Wüste warf.

Von dem vielen Bücken nach den herrlichen Exemplaren der Fauna dieses Meeres hatte ich einen öden Kopfschmerz bekommen und war froh, als ich in dem dichten Schatten des kleinen Han's auf den kühlen Palmenmatten sitzen konnte.

Ich war gegen alles gleichgültig geworden und rührte mich nicht, als ein halbgewachsener Bub wie rasend neben mir auf die Matten schlug und dann

eine Sandviper herzeigte, vor deren tötlichem Biß mich seine Gerte bewahrt habe.

Gleichgültig sah ich meine Begleitung über die guten Sachen herfallen, die eigentlich als Dejeuner für mich bestimmt waren.

Ruhe wollte ich — Ruhe. —

Unmöglich — da brachte einer einen schlecht ausgestopften Mufflonkopf — ein anderer ein grünen Skarabäus, dem man Murano auf Kanonenschußweite ansah. Nachdem ich alle samt ihren Vorfahren und Nachkommen und ihrem gesamten Viehstand verflucht und den Dragoman mit zizerlweisem Erschießen bedroht hatte, — bot mir dieser zum Schluß einen Kaffee an .... Irgendein Geschäft mußte doch mit mir zu machen sein.

Ja, — Kaffee will ich trinken.

Ja, — das will ich.

Ich hatte die Augen geschlossen, denn das glänzende, brennende weiße Licht, doppelt grell gegen den tiefen Schatten, in dem ich saß, tat mir weh.

Trotzdem mußte ich sie wieder auftun, denn eine fremde Stimme murmelte knapp vor mir den arabischen Gruß. Es war ein dürrer, runzlicher Alter, der Cafedschi, wie der Dolmetsch sagte. In der Sonnenglut draußen außerhalb meines Schattens hockte er auf seinen Fersen, — sein blaues, vielgeflicktes Hemd lag in schweren Falten auf dem Boden, und das zerschlissene Gespenst eines ehemaligen Turbans zeigte seinen kahlglänzenden Schädel. Er hatte nichts in seinen runzlichen Händen, als er kam, — was will er tun? Er sagte doch, er wolle Kaffee kochen? Ja.

Zuerst wusch er seine Klauen mit Sand, es war ja genug da, — eine ganze Wüste voll. Dazu grinste er freundlich mit den langen Schakalzähnen.

Dann griff er unter den Saum seines Hemdes — ganz von unten her —, sie war unbeschreiblich unanständig, diese Bewegung — und holte eine alte rostige Blechbüchse hervor, — wie es die Salonzauberer tun, wenn sie die Schüssel mit den zwei gezähmten Goldfischen aus dem linken Frackschoß ziehen. Dann putzte er den Sand rein und nahm mit zwei Fingern aus der Büchse etwas, was nach den Vorbereitungen sehr kostbar und subtil zu behandeln sein mußte. Es sah kleinen braunen Datteln am ähnlichsten. Davon machte er ein kleines Häufchen mit einer Hand, während er mit der andern in dem Fadengewirr seines Turbans .... ich dachte, er suche sich eine längst ver-

gessene Laus... Ich tat ihm unrecht: er hatte sein Feuerzeug dort aufgehoben. — Und wenn auch, was wäre dann überhaupt dabei. —

Also: Er hatte Feuer geschlagen, und die Datteln vor ihm brannten mit kaum sichtbarer blauer Flamme. Dann griff er in seinen linken Ärmel —: wieder eine Blechbüchse; irgendwo am Rücken mußte er ein viereckiges Stück Blech gefunden haben, — es war ganz schwarz gebrannt und glänzte.

Darauf schüttelte er eine kleine Portion grüner Kaffeebohnen und hielt sie über sein Feuerchen.

Mit einem Stäbchen umgerührt, fingen sie an zu knistern, sich zu bräunen; und in flachen blauen Wölkchen zog ihr aromatischer Dampf durch den Schatten und begann einen siegreichen Kampf mit dem Druck, der mein Gehirn einschnürte.

Woher er die schweren, flachen zwei Steine genommen hatte, zwischen denen er die göttlichen Bohnen zu Staub zermahlte, woher das kleine kupferne Kännchen mit dem langen Eisenstiel, — das weiß ich nicht mehr. Wenige Minuten, nachdem ich das kleine Schälchen geleert hatte, und dann das zweite, trat ich mit kühlem, freiem Kopf in den Sonnenbrand.

Da sah ich, daß der Himmel blau und nicht glühend weiß war, mit einem trüben violetten Saum am Horizont, — sah, daß die schwarzen und weißen Flecken vor meinen Augen Palmen waren, die um einen kleinen viereckigen Tümpel mit blauem Wasser standen, und die purpurnen Ringe feuerfarbene Libellen, die über seinem Spiegel surrten. Allerdings wurde mir auch klar, daß mein Dolmetsch ein Gauner, mein Lebensretter ein Schuft und seine übermäßig tote Sandviper wahrscheinlich ein in Formalin aufbewahrtes Renommierexemplar dieses längst ausgerotteten Genus sein müsse. Und daß der einzige Gentleman in dem ganzen Tribu der alte dreckige Cafedschi war. Ich werde keine Illusionen zerstören, wenn ich bemerke, daß die kleinen runden Datteln nicht von der Dattelpalme, sondern von, salva venia, Kamelen abstammten.

Sumpffieber / Novelle von Hermann Bessemer

(Fortsetzung)

Jaue kommt ins Erzählen. Er fühle sich verpflichtet, mir ein Geständnis zu machen. Lieber Gott, es war ja zwar ein Unglück, ein Versehen, dem schließlich auch nur ein Schwarzer zum Opfer fiel. Immerhin, sechs Monate Gefängnis in Tanga habe er hinter sich. Damit müsse man bei mir und meinesgleichen vorsichtig auftreten. Die Herren Offiziere bekanntlich seien gewiß man so; er hinwieder, was ihn betraf: „Ick lasse mir nich mal vom seligen Moltke uf'n Kopp machen!" Nein! Im übrigen:

„Et is' eejentlich jarnischt zu erzählen bei! Ick jing eenmal abends durch'n Wald nach Hause, ick trassierte damals die Straße von Willemstal nach'n Schumewald, und ick hatte jetrunken vorher — — nu, und da seh ick wat Vadächt'jes, Schwarzes zwischen det Jestrüpp hocken. Ick rufe det Wesen an — et jibt keene Antwort nich! Nu, denk' ick mir in meinem Dusel, Jott bewahre, muß doch'n schwarzer Panther sein oder so'n Viehzeug! Und da hab ick denn zujeschossen. Zweimal."

„Ja. Und?"

„Wat — und? Fragen Se doch nich so dämlich, Mann! Jibt doch jarkeene schwarzen Panther nich in Usambara! Et war'n Mensch! So'n Shensi, so'n Buschnejer, keen Schuß Pulver wert! Hatte Angst vor'n Europäer, der Schafskopp, der dreckige."

Schweigen. Ich sehe ihn an. War denn noch jemand bei dem Unfall zugegen? Nein? Wie kam es denn dann ans Licht, daß gerade er, Jaue, den armen Teufel erschossen hatte?

„Wie det ans Licht kam? Jotte doch, janz eenfach. Wie ick jeschossen hatte, seh ick mir meinen schwarzen Panther an, sehe daß er mausetot und 'n Mensch is, da lud ick mir eben den Kerl uf'n Buckel und lief mit ihm zwei Stunden lang durch'n Urwald bis Willemstal. Dort jing ick direktemang uf de Boma und warf den Leichnam dem Bezirksamtmann uf'n

jrünen Tische hin! Der hielt sich de Nase zu, denn mein Shensi stank janz kolossal; ick weeß heute noch nich, war det bei dem Schwein schon Leichenjeruch, oder stank er noch vom Lebend'jen so? Nu, ick lej' ihn uf'n Tische hin, und Herr Bezirksamtmann sage ick, ick kann nischt dafür, et war'n Unjlück, Herr Bezirksamtmann. Und, sage ick, ick hatte jedacht, et is'n schwarzer Panther, weil er so verdächtig im Busche kauerte, und et war halbdunkel im Urwald, und jetrunken hatt' ick ooch, Herr Bezirksamtmann. Und nu bitte ick, mir jesetzlich bestrafen zu wollen, ick habe 'n Menschen jetötet, und wenn Sie mir's nich jlooben wollen, Herr Bezirksamtmann, ick habe ihn mitjebracht: hier liecht det Aas uf Ihrem Tische."

Ich bewege die Lippen wie ein Karpfen am Land und lache lautlos, aber nicht mehr lange, bei Gott . . .

„Und da verknallten mir de Herren uf der Boma zu sechs Monate Jefängnis wegen Totschlags an Einjeborenen. — —"

Jaue reißt die kleinen, starrblauen Äuglein auf. „Wat jrinsen Se denn, Sie Knopp?" Und da ich nicht zu lachen aufhöre, schlägt er auf den Tisch, wird zornig.

„Nanu! Sie hatten mir doch jefragt, wie de Sache an 't Licht kam —!"

Liebster, bester Jaue! Pardon.

Helle Nacht, blendender Mondschein. Der Halbmond, sein Durchmesser steht wagrecht zu unserm Auge; ein silberner Halbapfel, auf seiner Rundung ruhend. Der Himmel flutet leblos, nirgends eine Wolke, nirgends ein Stern. Blanke, glasige Leere, eine blaue Wüstenei. Nur ganz tief, über dem Rand der Welt, geht jetzt der Skorpion im Süden auf. Fünf Sterne im flachen Bogen hintereinander und dann eine weit in Winkeln stehende Vereinigung von andern vier oder fünf, der Kopf des Skorpions.

Ein schönes Sternbild, ganz einsam, anderswo.

Faida

Changwe, das Negerdorf, ist von meiner Shamba ein längerer Spaziergang. In Changwe sitzt ein Inder mit einem feuerroten Teufelsbart, bei ihm kaufe ich meine Streichhölzer und meinen Whisky. Seine Kleidung ist unsauber und zerlumpt, aber die Mütze, die er trägt, ist aus blauem Sammet

mit vieler schwerer Goldstickerei. Er ist ein reicher, sanfter, gebildeter Mann und gibt mir die Hand, wenn ich komme und wenn ich gehe. Wischnu segne ihn. Warum färbt er seinen Bart rot, o Wischnu?!

Staub und Hütten, Hütten und Staub, das ist die Straße von Changwe, und Bananen überall. Jede Hütte steht in einem Stacket, in einer Laube von ungeheuern, doppelt mannshohen Bananenstauden, — Bananenzäune, Bananendächer, eine Bananenwelt. Das ist Changwe. Und wo die Bananen aufhören, wo sie nicht sind: Lehm.

Ich habe eine Bekannte im Dorf. Wir haben nie noch ein Wort gesprochen, ich kenne sie nur an ihrem Gang und an ihren Lampen. Ja, Lampen.

Sie geht gewöhnlich in der Mitte der Straße; sie spaziert, das ist offenbar. Sie hat die Hände am Hinterkopf gekreuzt und lehnt ihren Kopf zurück wie gegen einen hohen Stuhlrücken. Sie hält sich sehr straff, Kreuz hohl, in den Hüften sich wiegend. Sie ist groß, langarmig und sehnig wie ein Gorilla, aber auch durchmodelliert wie eine gute, junge Rappstute an den Oberschenkeln. Ihre kleinen, runden Schultern und glatten Achselhöhlen sind Motive für Bildhauer. Ihr Gesicht? Also, das ist mir ganz gleichgültig. Ich habe kein Gedächtnis für Negerphysiognomien.

Aber mit ihren Lampen verhält es sich so: die Person trägt Lampen am Leibe. Ihr Kleid ist ein gedruckter Battist, weißer Grund mit roter Bordüre und vier oder fünf großen, schwarzen Lampen als Muster. Gewöhnlichen Petroleumlampen. Eine Lampe brennt ihr zwischen den Schenkeln, eine zweite qualmt ihr vom Busen her ins Gesicht, eine dritte leuchtet ihr unter dem Rückgrat, ich kann garnicht wegschauen, so grell.

Wie knüpfe ich an? Wie knüpfe ich an? Tage und Nächte zerfleischte ich mein Gehirn mit dem Problem. Das beste wird sein, dacht' ich mir, du schreibst nach Brünn oder Kosmanos in eine einschlägige Fabrik und bestellst einen gedruckten Battist, weißer Grund mit roter Bordüre und vier oder fünf elektrischen Bogenlampen. —

Nicht wahr? Eine neue Damenmode für Afrika. Elektrische Bogenlampen, putzt ungemein.

Denn es hat alles seine Grenzen! Ich bin Pflanzer, ein schlichter Kolonist, und lebe in Afrika, am Rand der Massaisteppe, zugegeben. Aber daß ich mir deshalb die Augen ruiniere, ein Mann in meinem Alter, — nein!

Und ich strolchte ziellos durch die Dorfstraße. Allein; nur mit einer unruhigen, unbestimmten Sehnsucht im Herzen.

„Jambo, bana m' kuba ...“ Guten Morgen, großer Herr ...

Und meine Freundin geht langsam an mir vorüber. O, und sie grüßte mich, großer Herr sagte sie zu mir! Ich danke dreimal, in atemloser Eile, daß sie es nur ja sicher höre:

„Jambo, jambo, jambo!“ Sie dreht sich um, ich fasse mich, ich grüße sie langsam, aber mit größter Galanterie. Guten Tag, schöne Bibi!

Sie entgegnet abwehrend und schamhaft:

„A—o, bana, bana!“ Als hörte sie eine Fopperei in meinen Worten. Sie lächelt und läßt kokett ihre Zähne sehen, alle zweiunddreißig auf einmal. Ein selten vollkommenes Gebiß, in der Tat.

Aber das stört mich nicht, ich nehme entschlossen meine ganze Stimmung zusammen. Ich mache mich suggestiv und bestrickend und suche nach einer geistreichen Einleitung, einer duftigen kleinen Frivolität, — hätt' ich bloß mein Wörterbuch in der Tasche — einer verblümten und doch rapiden Zweideutigkeit, einem süßen verliebten Gleichnis.

„Möchtest du meine Frau werden?“

Ich finde glücklich den richtigen, schroffen, kurz ungebundenen Ton: Autorität des Europäers.

„N' dio, bana!“ Ja, Herr, erwidert sie.

„Möchtest du zu mir auf die Shamba wohnen kommen?“

„N' dio, bana!“ Sie lacht und nickt.

„Möchtest du —“ Ich unterbreche mich, ich werde sehr grob im Ton: „Wo steht hier deine Hütte, he?“

Nicht weit von diesem Fleck, wo wir stehen und sprechen. Sie weist mit der Hand.

„Also, möchtest du — jetzt gleich —?“

Und mein Arm erhebt sich wie ein Signal und weist in dieselbe Richtung. Meine Augen sind eine nackte glühende Frage.

Sie sieht mich an, und alles Lachen verschwindet aus ihrem Gesicht. Sie spricht sachlich und zuvorkommend, mit einem netten kleinen Bückling: „N' dio, bana.“

Es ehrt sie, nun ja.

Und geht voraus. Ein Gefühl der Erlösung, wahnwitzige Knabenlust, ein betäubendes Wohlgefühl durchdringt meinen ganzen Körper. Ich könnte vor Wonne aufschreien wie ein Hirsch oder ihr um den Hals fallen und sie abküssen, einfach aus Dankbarkeit. Ach, wie ist mir zumute!

Wir sind schon vor der Hütte, da fällt es mir noch rechtzeitig ein:

Meine europäische Autorität, hoho!

Gut, ich lege meine rechte Hand mit Schwere auf die Schulter der Negerin und stoße sie in ihre Hütte.

„Heia — heia — upesi!" Marsch, marsch, vorwärts! . . .

Es ist heiß und stockdunkel in dem niedrigen, fensterlosen Raum.

Und ich lasse Faida ein Bad herstellen, und sie wird meine Frau. Ihren Namen Faida kassiere ich: er klingt mir zu großartig. Ich rufe sie Braune wegen der überaus lichten warmen Nußholzfarbe ihres Gesichtes. Braune, wenn ich hier ein passendes Glockerl besäße, würde ich es dir um den Hals binden; wie schön wärst du dann erst, o Bibi meines Herzens! Ich übersetze die Phrase, so gut es mir gelingt, und trage sie mit allem Schwung vor. Braune gibt ein gerührtes Knurren von sich, sie fällt mir um den Hals und ahnt nicht, wie boshaft ich bin, — die Kuh.

„Wie? Was willst du? Eine Zigarette? Hier hast du eine Zigarette." Ich nehme die Zigarette, die ich rauche, aus meinem Mund und stecke sie zwischen ihre Lippen. Entzünde mir selbst eine neue.

Frechheit! Das paßt ihr nicht, das ist ihr nicht genug. Sie will, ich soll die erste Zigarette, an der sie mittlerweile gesogen, weiterrauchen und die neu-entzündete ihr geben. Worauf sie wieder tauschen möchte, und so fort, bis wir Zug um Zug im Wechsel die zwei Zigaretten ausgeraucht hätten. Ein Liebesspiel.

N—na! Ich küsse sie nie auf den Mund, und nun soll ich —

Aber sie steckt mir ihre Zigarette gewaltsam in den Mund und entwindet mir die meinige. Auch sitzt sie mir auf dem Schoß, und wenn sie mir auf dem Schoße sitzt, bin ich schwach, verflucht schwach.

„Bana m' suri!" Schöner Herr! . . . .

Sie sagt immer noch Herr zu mir, selbst in der Liebe bleibt sie respektvoll. „Bana m' suri" ist Faidas Seufzer der Hingebung, ich fasse es auf wie ein ganz zaghaftes, ein untertänigstes „ich liebe dich". Braune, du bist süß,

mit deinem naiven, hilflosen Bana m' suri der Leidenschaft. Höre, du bist aufregend süß, wenn du so weit bist, es zu sagen.

In diesen heißen, einsamen afrikanischen Nächten ....

Ich habe Faida rote Sandalen geschenkt, daß sie nicht bloßfüßig zu gehen brauche, und ein gelbes seidenes Kopftuch und ein goldgesticktes kurzes grünes Jäckchen ohne Ärmel und handbreite glänzende Messingringe um die Fußknöchel, alles nach ihrem Geschmack. Dazu tritt noch ihr schwarzweißroter Battist mit den gedruckten Lampen und ihr eigenes braunes Antlitz. Wenn ich sie ansehe, so flimmert es mir vor den Augen, ich muß das Lachen verbeißen. Ein Bajazzo, denke ich im stillen. Braune faulenzt den ganzen Tag oder spaziert allenfalls auf der Veranda oder vor dem Haus umher. Ihre Haltung ist immer noch dieselbe, verschlungene Hände stützen den Hinterkopf, der sich lehnt. Wenn ich Mittags aus der Plantage komme, sitzt Braune im Eßzimmer, springt auf und tritt vor mich hin, als ob sie einen Befehl erwarte. Ich kommandiere „Ruht!" und fasse sie beim Körper wie ein Pferd, das man abklopft. Dann aber „Braune, schakula!" Essen! Nur schön sachlich immerzu.

Die Tage vergehen. Zwei Regenzeiten sind vorüber, die kleine, erträgliche, und die große, fürchterliche, dazwischen ein Sommer. Der Sommer war zu dürr, wie die große Regenzeit zu feucht war. Oder bin ich es, der seine ganzen ökonomischen Kenntnisse hier umlernen sollte? Ich weiß nicht. Es ist mein erstes Plantagenjahr. Mißgeschick auf der ganzen Linie. Kautschuk, Sisal oder Baumwolle, gleichviel. Versteh ich es nicht, versteht es der Boden nicht? Und ich zucke die Achseln. Wer sorgt sich in Afrika? Faida, Whiskysoda, manchmal ein wenig Jagd. Und hol' der Teufel die Landwirtschaft!

Faida wird frecher und anspruchsvoller mit jeder Woche. Sie spricht wenig, wenig, oder genauer, sie spricht mit mir wenig, und das ist ein Vorzug. Was hätte sie mir auch zu sagen? Kuh! Aber wenn sie doch einmal den Mund zu einer Rede auftut, dann geschieht es bestimmt zu diesem Ende und in dieser Form: an meine Brust gekrallt wie eine dunkle, dumme, gefährliche Katze, mein Kinn kraulend oder meinen Schnurrbart raufend, und: „Pice! — Posho! — Bakshishi!"

Und ich grinse sie an, höhnisch, mit einem gewissen Haß im Blick, und versetze unweigerlich, ohne Varianten: „Hapana!" Nichts da.

Sie hat einen hellen, hübschen, girrenden Kopfton in der Kehle, er wirkt auf mich wie ein aufsteigender Flötenlauf durch das Rückenmark.

„Bakshishi kidogo!" Ein kleines Trinkgeld.

Und ich erhebe meine Stimme wie ein Fallbeil und brülle ihr den runden schwarzen Schädel vom Leib herunter: „Ha — pa na!"

Unser Dialog ist aus. Sie schleicht sich weg, sie hat Angst vor Prügeln. Nun, ich denke nicht daran, sie zu schlagen. Aber ich mache es mir zunutze, daß sie immer wieder denkt, sie könnte geschlagen werden. Anders hält man keinen Neger im Zaum. übrigens, hapana? Faida glaubt wohl, es sei Geiz. Sie irrt sich. Hapana, das ist nur Pädagogik, und dann:

Noch ein Jahr wie dieses. Noch ein Jahr!

Faida irrt sehr, wenn sie glaubt, ich hätte aus Gesinnung eine verschlossene Hand. Nein, Braune, meine Hand ist offen, aber, Beste, sie ist leer, so verhält es sich. Eines aber habe ich und wärme daran mein Wohlergehen, das ist mein Haus. Indischer Bungalowstil, ein Mensch kann unten durchkriechen, wenn er sich mäßig krümmt. Vier Eckpfähle heben es vom Boden auf und halten es hoch in der Luft, wie auf Schultern. Von weitem sieht das Bauwerk wie ein hoher, breiter Tisch aus mit einem draufgesetzten Spielzeughäuschen. Eine sehr steile, kleine Holzstiege springt von der Erde mit einem Satz auf die Veranda hinauf. Die Veranda ist groß und behaglich, Rohrsessel mit weichen Kissen, ein Rauchtischchen, zwei Bombaystühle. Die Veranda ist ein schönes, ich darf vielleicht sagen: ein luxuriöses Wohnzimmer. Die wirklichen Zimmer sind einfacher. Betten, Stühle, ein Eßtisch, und wieder Stühle und keine Schränke, das ist die Einrichtung. Strohmatten an den weißen Wänden, Negerarbeit, künstlerischer Ersatz für Gemälde, wie ich behaupte; Gehörne. Ferner ein großes prächtiges Löwenfell, mein Stolz, obwohl ich den Löwen in der Falle geschoßen habe. Faidas Kammer ist dicht neben der meinen. Erst wollte ich —; aber ich überlegte mir die Sache. Auch bin ich grundsätzlich gegen gemeinsame Schlafzimmer. Dicht neben der meinen. Nächtlich kann Faida tun, was sie will. Sie geht barfuß, und mein Schlaf ist gesegnet, ich höre nichts. Oft mache ich mir die gewissen abgeschmackten europäischen Gedanken, ob sie mir treu ist, — was ich täte, wenn sie mich betröge. Na!

Ich weiß es sehr genau. Fürs erste: meinetwegen! Und fürs zweite: wenn ich sie mit einem schwarzen Kerl erwische, hau ich ihr und ihm die Knochen im

Pelz entzwei; Schluß, gut! Unsere afrikanische Nilpferdpeitsche — „kiboko“ — ist ein ausgezeichnetes Beruhigungsmittel für den Geprügelten wie für den Prügelnden.

Ein Tier, eine kokette schwarze Dirne! Auf ihrem spitzen, kleinen, birnenförmigen Kopf sind vier Scheitel, vier, und wie kunstvolle! Zwischen den vier lichten Linien wachsen tupfenweis die Haarbüschel; stumpfes, mattes Schwarz, kleine, runde, gesonderte Wollbüschelchen, es sieht aus wie Fliegen. Auf ihren Ohrlappen, Läppchen kann man nicht gut sagen, kleben je drei bunte, große Tonklumpen, drei Räder, rot, grün und gelb, als Ohrringe. Ihr Bauch trägt den Zierrat einer meisterhaften, als Basrelief gearbeiteten Tätowierung; es wirkt wie ein geätztes Ornament auf einer dunkeln Kupferplatte. Schön! Dies alles verzeih' ich Faida. Einzig ihr Geruch .....

Aber sie kann nichts dafür, es ist bloß Neger. Faida riecht nach Neger, sie kann nichts dafür!

Und es ist auch gleichgültig. Der Abend kommt, und die Dunkelheit steht langsam von der Erde auf, wie etwas Erwachendes von seinem Lager. Sie hat schwarze, schweißige Handflächen, und sie tastet nach meinem Haus, meiner Lampe und meiner Stirn und preßt dies alles zwischen ihre schwarzen, schweißigen Handflächen. Ich trete bloß aus dem Lichtschein der Lampe weg und renne gegen die Dunkelheit an; mir ist, als müsse ich stehenbleiben wie vor einer Mauer. In der Luft herrscht gröblicher Spektakel, zweierlei Lärm, wenn ich nur ganz oberflächlich zähle. Ein Radau kommt von den Zikaden, Grillen, Käfern und setzt nie aus, nicht eine Minute die ganze Nacht. Es ist ein hohes, lautes Surren, eine angeschlagene und pedalisiert ausgehaltene Klaviersaite, nackt, ohne befilzten Hammer, die ewig fortklingt. Schließlich glaubt man, das Gehör sei eine zuckende fleischige Spule, um die stählerner Draht sausend und vibrierend sich aufwickelt und wieder abläuft. Schließlich hört man nichts mehr. Schließlich meint man, wenn der nächtliche Spektakel einmal ganz und gewaltsam aufhörte — Generalpause, absolutes Schweigen —, man müßte vor Stille sich die Ohren zuhalten, es wäre ein akustischer Schmerz.

Nummer zwei: die Nachtaffen. Meine sympathischen, guten, die mit dem Kehlkopfkatarrh! Sie sitzen auf Zweigen im Walde und hüsteln die ganze Nacht: Käch. Pause. Käch. Pause. Und dreimal erbost hintereinander: Käch-käch-käch. Und ein aufgeregter Spucker. Der Wald hinter mir dürfte ein

Spital für tuberkulöse Affen sein. Sie durchhusten, durchspucken, durchkreischen die ganze Nacht. Um ein Uhr morgens beobachte ich eine Pause der Erschöpfung. Dreiß ig Sekunden. Ich lege mich rasch hin und schlafe mich aus.

Und nochmals, der Abend. Er hat auch andere Töne, aber die spielt er auf dem Menschenherzen wie auf einer blutenden Geige. Der Abend spielt Heimweh und Schwachheit und alle dumpfen Verlassenheiten der Seele. Er spielt die Angst vor Dingen, die nicht geschehen, und Trauer über Getanes, das eben jetzt doch am wahrsten ist ...

Es schlägt ein Hammer aus schwarzem Basalt gegen mein Herz. Ein schreiender Funke springt ab, ein Ruf, halb glücklich, halb geärgert, nein, ein Befehl:

„Braune!"

Sie gehorcht. Sie ist meine Geliebte, meine Sklavin, mein Hund. Ich ziehe sie an mich, ich halte sie mir vor wie einen warmen, schwarzen, lebendigen Schild gegen das Alleinsein und die afrikanischen Nächte. Nächte, so schwarz, warm und lebendig wie Faida selbst. Sie müssen sich gut verstehen, Faida und die afrikanischen — —

Faida, komm auf meinen Schoß und erkläre mir die afrikanischen Nächte.

Faida, Braune!

Etwas flammt in mir auf und will ein heißes, rotes Wort werden, das dann ihr gehören mag, der Braunen. Aber lauten soll es nicht: „Ich liebe dich", nein, ich wünschte es brutaler, wenn auch nicht verletzend, sondern beinahe zärtlich. Ich habe dieses Wort nicht. Faida, die Kuh, hat das ihre.

„Bana m' suri sana!" Schöner, schöner Herr ...

Ich schweige vor Verlegenheit.

— — — — — —

Schlaf, Braune! Kuß, Schluß, geh in dein Zimmer!

Afrikanische Nächte ...

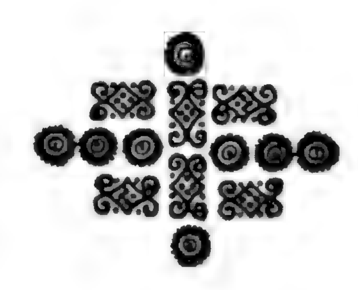
Auf Safari

Drei Massai, rotbraun und halbnackt, mit langen, prächtigen Speeren wandern vor mir. Sie sind meine Führer auf der Jagdreise. Dann komme ich, Gewehr auf der Schulter, behelmt und von oben bis unten in Khaki.

Hinter mir ein Dutzend Wanjamwesi mit dem Zelt und den Vorratskisten auf den Köpfen. Schließlich zwei meiner Boys, die Suaheli sind, und lieber daheimblieben, bei der Häuslichkeit und — Faida. Eine kleine, ethnographische Musterkarte. Und ein Haufen Geld, aber was kümmert mich das? Geld haben muß ich nicht, jagen muß ich. Punktum, Afrika.

Die drei Massai sind dünn und fleischlos wie gute Windhunde. Sie haben die zierlichen Glieder und, wenn sie laufen, auch die Anmut spielender Windhunde. Ihr Haarwuchs gleicht einer aufgesetzten roten Perücke, doch scheint sie nicht aus Locken, sondern aus gedrehten Schnüren gebildet. Am Hinterkopf laufen diese rotüberschmierten Peitschenschnüre in einen kurzen, spitzen Zopf zusammen, an die englischen Otterschwänze des achtzehnten Jahrhunderts erinnernd. Ihr Gesicht ist rot gefärbt, es wirkt lebhaft und abschreckend wie eine altvenezianische Maske. Die Ohrläppchen sind wahre Vorratskammern, sie sind ausgedehnt, verlängert, durchlocht und wieder ausgedehnt und enthalten allerlei unerklärliche, unpraktische Schmuck- und Gebrauchsgegenstände aus Holz, Leder, Kupfer oder Silber. Man trägt sie beliebig, auf dem Rücken oder vorn auf der Brust (die Ohrläppchen). Um den linken Fußknöchel hat jeder ein winziges, viereckiges Kästchen aus Blech gebunden, die Medizin. Ihre Kleidung ist, ich will rasch mal sagen: ein Lendenschurz. Allerdings, die L e n d e n bedeckt dieser Schurz in keiner Weise ... Der Schurz meiner Massaijünglinge ist irgendein schlechtes, wertloses Tierfell und läuft von der rechten Schulter quer über Brust und Bauch zur linken Hüfte und hört auf. Von der rechten Schulter — zur linken Hüfte und hört auf.

(Fortsetzung folgt)



Cäsarius von Heisterbach

Von Hermann Hesse

Zu den wichtigsten Quellen für Kirchen- und Kulturgeschichte des dreizehnten Jahrhunderts gehören die Schriften des Mönches Cäsarius von Heisterbach. Kulturhistoriker, Philologen, katholische und protestantische Theologen haben sich denn auch häufig und zuweilen gründlich mit ihm beschäftigt. Außerhalb der engeren Gelehrtenrepublik aber kennt den bescheidenen Mönch beinahe kein Mensch, einige stille, weltliche Verehrer etwa ausgenommen. Als solcher möchte ich von ihm reden. In den Wissenschaften kenne ich mich zu wenig aus, um eine eingehende Charakteristik und Kritik geben zu können. Aber ich habe den Heisterbacher Homiletiker und Fabulisten in ergötzlichen und lehrreichen Lesestunden liebgewonnen und rechne ihn zu den verborgenen Schätzen unserer alten Literatur, ja ich halte ihn für einen Dichter, um den es schade ist, daß niemand ihn kennt, und noch mehr schade, daß er nichts anderes schreiben durfte als Predigten und Lehrbücher für Zisterzienserklöster.

Cäsarius ist gegen 1180 geboren, vermutlich in Köln, das damals eine der reichsten und größten Städte Deutschlands war. Gestorben ist er ungefähr um 1245 als Prior (?) im Kloster Heisterbach. In jungen Jahren ging er in St. Andreas in Köln zur Schule und hat eine recht ansehnliche Gelehrsamkeit aufgespeichert; namentlich lernte er nicht nur das stereotype liturgische Latein, sondern las auch manche klassische Autoren und machte sich die Sprache innig zu eigen. Doch ist er trotz seiner bescheiden passiven Natur in dem prächtigen und kriegerischen Köln von damals mit offenen Augen herumgegangen und hat neben dem Verkehr mit Theologen, Priestern und Priesterschülern sich das betriebsame Leben der reichen Stadt gut angesehen. Wenigstens weiß er anschaulich von Handel und Wandel, Kaufherren und Goldschmieden, Soldaten, Handwerkern und Advokaten zu erzählen.

Aber bald wurde es dem stillen, redlichen Jungen unter der flotten Weltgeistlichkeit in Köln zu laut, er war ein schlicht frommer, treuer Mensch ohne großen Ehrgeiz und Tatentrieb nach außen, viel eher ein stiller Beobachter und Grübler, auch ein wenig Phantast. Er hatte Freude am Stillsitzen und am Zurechtlegen und Ausdenken von Fabeln und Geschichten, seine Weltbetrachtung ging von dem Begehren aus, das Vielerlei des täglichen Geschehens nicht in Theorie aufzulösen, sondern es unverändert mit den Grundsätzen seines Glaubens in Einklang zu bringen. Da nun sein Glaube kein philosophisch umgebildeter, sondern einfach ein Hinnehmen der kirchlichen Dogmatik mit einigen scholastischen Zutaten war, ist es einleuchtend, daß Cäsarius gerade wegen seines starken Wirklichkeitssinnes dem Wunderglauben zuneigte. Wenn wirklich ein persönlicher Gott existierte, der allmächtig war, wenn es wirklich einen Teufel gab, wenn wirklich Heilige zwischen Himmel und Erde vermittelten, so war nichts natürlicher als das Wunder.

Dann war aber auch nichts naheliegender, als daß der junge Schüler sich dem Mönchsleben zuwandte. Er trat unter Abt Gevard in Heisterbach ein und blieb zeitlebens ein genügsamer, vergnügter, frommer Klosterbruder. Heisterbach war eine noch ganz neue Gründung des Zisterzienserordens, von Brüdern aus Himmerode erst vor zehn Jahren (1189) besiedelt. Über seine Konversion erzählt Cäsarius selbst: „Als König Philipp zuerst unser Erzstift verwüstete, ging ich mit dem Abt Gevard nach Köln. Unterwegs redete er mir gar sehr zu, ich solle Mönch werden, doch überredete er mich nicht. Da erzählte er mir schließlich auch jenes köstliche Wunder, wie einst in Clairvaux um die Erntezeit, als die Mönche im Tale das Korn schnitten, die Mutter Gottes, ihre Mutter Anna und die heilige Maria Magdalena vom Gebirg herabkamen und in herrlicher Klarheit zu Tale stiegen, den Mönchen den Schweiß abtrockneten und Kühle zuwehten, und wie es weiter berichtet ist. Diese Erscheinung bewegte mich so tief, daß ich dem Abt versprach, kein anderes Kloster als seines zu wählen, wenn Gott mir je den Willen dazu gäbe. Ich war damals noch unfrei, da ich eine Pilgerfahrt zur Mutter Gottes von Rocamadour gelobt hatte. Nach drei Monaten hatte ich mein Gelübde erfüllt und ging nun, ohne daß einer meiner Freunde darum wußte, nach Heisterbach."

Von manchen Reisen im Dienst des Ordens abgesehen, blieb Cäsarius von da an (etwa 1198) ständig in Heisterbach, das er auch Peterstal (Vallis Sancti Petri) nennt. Im Lauf der Zeit erhielt er das Amt eines Novizenmeisters und vielleicht auch die Würde eines Priors unter den Äbten Gevard und Heinrich, bis er Mitte der vierziger Jahre starb.

In Heisterbach begann er, wohl schon ziemlich früh, seine literarischen Arbeiten und fand reichliche Anerkennung. Er hat außer theologischen Traktaten und geschätzten Homilien ein Leben des St. Engelbert von Köln geschrieben, ferner ein Leben der heiligen Elisabeth, eine (nicht im Druck erschienene) Schrift über die Äbte von Prüm, ein Werk „Diversarum visionum seu miraculorum libri octo“, von dem nur ein Fragment erhalten ist, und schließlich den Dialogus miraculorum, sein Hauptwerk, von dem hier allein die Rede sein soll. Es existiert davon eine vortreffliche zweibändige Ausgabe: Caesarii Heisterbacensis monachi Dialogus miraculorum rec. Jos. Strange, Coloniae 1851. Von Literatur über Cäsarius ist mir nur das Buch A. Kaufmanns (2. Aufl. Köln 1862) bekannt. Es enthält wertvolle kulturgeschichtliche Schilderungen, manche übersetzte Stückchen aus dem Dialogus und im Anhang den lateinischen Text der ersten dreiundzwanzig Teile der VIII libri miraculorum. Denen, die Eingehenderes über Cäsarius erfahren möchten, wird es unentbehrlich sein.

* * *

Das ist in Kürze der Inhalt seines Lebens. Es sieht nach wenig aus, aber es wird reich und überraschend köstlich und vielseitig, wenn man den Dialogus liest.

Das stattliche Werk entstand aus der Praxis des Novizenmeisters. Geschrieben ist es um 1122. Es ist eine Art Lehrbuch für die Novizen des Ordens, denen es die Weltanschauung und Theologie desselben beibringen soll. Leider werden solche Lehrbücher heute nimmer geschrieben; unter denen aus meiner Schulzeit wenigstens ist keines, mit dem sein Autor in späteren Jahrhunderten Interesse erwecken und Ehre einlegen wird. Cäsarius gibt zwar gewissenhaft formulierte Definitionen der Bekehrung, der Zerknirschung, der Beichte, der himmlischen Belohnungen und Strafen und so weiter, aber er stopft sie seinen Schülern nicht grausam und in unverdaulicher Trockenheit

in den Hals, sondern bietet sie nur gleichsam nebenher in kleinen, bekömmlichen Quanten dar.

Sein Dialogus hat zwölf Abschnitte, die wieder aus kurzen Kapiteln bestehen, und jeder Abschnitt behandelt eine dogmatische oder praktisch-theologische Hauptfrage. Das Buch müßte also für uns eigentlich ein Monstrum von Langweile sein. Aber es ist das Gegenteil. Es ist das Werk eines heiteren Plauderers, eines fabulierenden Einsamen, die Schöpfung eines Dichters, der Spiegel einer lebhaft bewegten Zeit und zugleich eines reinen, guten Menschen. Denn die Kapitel enthalten nicht Lehrsätze und Abhandlungen, sondern jedes eine kleine, sehr gut erzählte Historie, bald eine schwankhaft amüsante, bald eine bitter ernste, bald eine rührend feine.

Die Dialogform ist nur eine Maske. Personen des Zwiegesprächs sind ein Mönch und ein Novize. Der Mönch lehrt, der Novize lernt, jener doziert, dieser fragt oder rekapituliert. Aber die Art, wie der Mönch lehrt, macht den Dialog hinfällig. Er lehrt durch Beispiele, durch Geschichten, denen sich dann zwei, drei kurze theologische Fragen und Antworten anschließen, manchmal auch gar keine. Begonnen wird mit einer Distinctio, ausgegangen wird von einem Lehrpensum, aber über dem Geschichtenerzählen wird der Mönch warm, der Novize vergißt Fragen zu stellen, und erst nach einer guten Weile besinnen sie sich auf ihr Pensum, und der Mönch erklärt nachträglich, inwiefern seine Erzählungen sich auf das gestellte theologische Thema beziehen.

Trotzdem ist das Lehrbuch auch als solches vortrefflich; denn der Autor mag abschweifen so weit es sei, immer bleibt er derselbe redliche, wohlmeinende, gute Mensch, dessen Wesen an sich erziehend wirkt, und immer bleibt er auch überzeugter Gläubiger und Mönch. Wenn er manchmal bis ins Burleske gerät, fühlt man hinter dem spielenden Erzähler doch deutlich den ernsten, unbeirrten Frommen, und wenn er Marienwunder erzählt, gewinnt er neben der stets beherrschten, durch und durch anschaulichen Darstellung eine feine, dichterische Innigkeit, die schlechthin ergreifend ist.

Den Inhalt des Werkes bilden, wie der Titel sagt, vorwiegend Wundergeschichten. Der Autor ist womöglich noch wundergläubiger als seine Zeit, an Mirakeln übt er nie Kritik. Ihm ist das tägliche Eingreifen guter und böser übersinnlicher Mächte ins Menschenleben etwas Bewiesenes, ja Selbstverständliches. Aber er malt keine schemenhaften Gebilde, löst seine Gestalten

nicht in Wolken auf, auch nicht in Weihrauchwolken, sondern er läßt die Menschen menschlich bleiben und stellt Heilige, Engel und Dämonen menschenähnlich dar. Und seine Schildereien sind solide, seine Darstellungen sind nicht Fiktionen, sondern Erinnerungen und Beobachtungen. Er erzählt vom Leben der Mönche, der Kaufleute, der Weltgeistlichen, von Krieg- und Kreuzzügen, von Markt und Schiffahrt, von Klugen und Narren, Liebesgeschichten, Mordgeschichten, Diebsgeschichten. Auch verheimlicht er das Vorhandensein böser Zustände und schlechter Menschen in Kirche und Klöstern nicht, die Weltkirche klagt er sogar manchmal ernsthaft an, und wenn er von Brüdern, etwa gar von Brüdern des eigenen Klosters, übles zu berichten hat, so tut er es zwar mit Scham und Trauer und mit aller Diskretion, aber er tut es ehrlich und sachlich. So gibt er wertvolle Bilder aus dem damaligen Leben aller Stände, aus Geschichte und Kirchengeschichte, und überall macht er den Eindruck fragloser Glaubwürdigkeit. Er teilt den Glauben und auch den Aberglauben seiner Zeit, er kennt nicht nur Wunder, Engel und Erscheinungen, sondern weiß auch von Nigromanten, Wahrsagern, Zauberern, Dämonen und Teufelskünsten. Freilich war auch der Teil Deutschlands, in dem er lebte, auf diesen Gebieten besonders fruchtbar und hat unter anderem den übelberüchtigten „Hexenhammer" hervorgebracht. Man hat dem Cäsarius Leichtgläubigkeit und allzu große Naivität vorgeworfen. Man hat ihn sogar beschuldigt, dem Aberglauben Vorschub geleistet und indirekt zu den späteren furchtbaren Hexenprozessen beigetragen zu haben. Ich will ihn dagegen nicht verteidigen, doch scheint es mir etwas übertrieben, um so mehr, als für die Kenntnis der damaligen Ideenwelt des Volkes in jenen Landen eben Cäsarius selbst wieder eine der wichtigsten Quellen ist.

Anders sieht das alles wieder aus, wenn man den Cäsarius nur als Schriftsteller betrachtet. Da wird nebensächlich, was dem Theologen oder Historiker als Hauptsache erscheinen muß. Und so betrachtet, gewinnt der ohnehin sympathische, ehrliche und schätzenswerte Autor noch bedeutend.

Vor allem schreibt er ein Latein, das in seiner Zeit und Heimat von niemand besser geschrieben wurde. Es ist nicht klassisch. Es ist aber ebenso weit von dem schematischen Durchschnittslatein der Kirchensprache entfernt, wie von dem unbeholfen gewaltsamen Deutsch-Latein mancher Chronisten. Es ist im wesentlichen lateinisch empfunden und gedacht, daher klar und prägnant,

namentlich sind die Satzkonstruktionen einfach. Syntaktische Überanstrengungen fehlen ganz, und rhetorische Mittel sind nur selten und diskret verwendet.

Als Erzähler darf Cäsarius ein Künstler genannt werden, und manche seiner Geschichten sind auch den guten Leistungen früher romanischer Novellisten ebenbürtig. Immerhin sind ihm hier durch Tendenz und Lehrzweck Grenzen gezogen, die er nur selten sprengt.

Wichtiger als die Komposition ist die Anschaulichkeit, die literarische Ehrlichkeit und Sicherheit der Erzählungen. Fast immer wird zu Anfang ganz kurz berichtet, von wem und wann der Autor die Geschichte erfahren hat, und manchmal hat schon dieser einleitende Satz eine leise, suggestive Kraft, macht neugierig und empfänglich. Dann folgt die Erzählung selbst, kurz und deutlich. Die Höhepunkte der inneren Lösungen, die in der Kunstnovelle die Kristallisationspunkte ergeben, darf man hier nicht suchen, da die Historien zwar selbständig und vollständig sind, eine Unterredung darüber mit Erklärung der entscheidenden inneren Vorgänge aber als Dialogus nachfolgt. Desto sicherer und überzeugender ist alles greifbare Tun und Geschehen dargestellt. Schauplatz, handelnde Personen, ihre Beziehungen untereinander, Entstehung, Fortgang und Lösung der Verwicklung kommen sauber, kurz und oft packend heraus. Die direkte Rede hat häufig, trotz des Lateins, einen volkstümlich lebendigen Klang: Kurze Sätze, oft ohne Zeitwort, und manchmal scherzhafte Wendungen.

Die Anekdote wiegt vor: Knappe Beispiele einer Bekehrung oder Bestrafung, kleine Züge aus dem Welt- und Klosterleben, Bonmots, treffende Antworten, auch lebendige Illustrationen zu Bibelstellen. Sie sind oft nicht mehr als zehn Zeilen lang, sie quellen unerschöpflich aus einem ungemein sicheren und gepflegten Gedächtnis und aus einer realistisch klaren Beobachtung des Alltäglichen — ein Schatzkästlein von Erfahrungen, Einfällen und Spruchweisheit. Cäsarius versichert feierlich, er habe keine einzige Geschichte selbst erfunden oder willkürlich verändert. Man darf ihm das unbedenklich glauben, auch wo er in weitgehender Diskretion Orte und Eigennamen verschweigt. Auch nennt er fast überall seine Quellen, und viele von den Personen, denen er die und jene Anekdote verdankte, waren zur Zeit der Abfassung noch am Leben und in nächster Nähe. Auch behandeln manche Geschichten Vorgänge, die dem Verfasser psychologisch unverständlich waren, sodaß er desto treuer

am Tatsächlichen festhält und damit ungewollt oft doppelt starke Wirkungen erreicht: so in den ergreifend sachlichen Berichten von Selbstmorden unter Mönchen und Nonnen, deren Glaubenszweifel und furchtbare Anfechtungen dem heiter beschaulichen Erzähler fremd und grausig erschienen.

Es wäre leicht, den Dialogus stofflich auszubeuten. Doch ist mir hieran nicht gelegen, auch findet man kulturgeschichtlich wichtige, fleißig und schön ausgewählte Proben genug in dem genannten Kaufmannschen Buch über Cäsarius. Um aber nicht unnütz über ein Werk geredet zu haben, dessen Text immerhin sehr vielen unzugänglich ist, werde ich in späteren Heften des „März" eine Auswahl von charakteristischen Geschichten und Legenden des Dialogus in möglichst wörtlicher Übersetzung veröffentlichen.

Quos ego — / Von Hermann Hummel

Der Verband Bayerischer Metallindustrieller hat am dritten Juni an seine Mitglieder folgendes Rundschreiben verschickt:

Nürnberg, den 3. Juni 1908.

An die Mitglieder des Verbandes Bayerischer Metallindustrieller.

Der Vorstand des Verbandes hat in seiner Sitzung vom 21. Mai 1908 folgende Beschlüsse gefaßt:

1. Es wird gegenüber den Bestrebungen des Bundes Technisch-Industrieller Beamter Stellung in der Art genommen, daß nach Möglichkeit auf Reduzierung der in den einzelnen Werken beschäftigten Mitglieder hingewirkt wird, insbesondere sind bei Neuaufnahmen Erkundigungen nach der Angehörigkeit zu diesem Bunde anzustellen, und haben Neuaufnahmen für diesen Fall zu unterbleiben. Ferner wird ein Antrag an den Gesamtverband deutscher Metallindustrieller gestellt, in die Beratung gemeinsamer Maßregeln mit tunlichster Beschleunigung einzutreten und schon jetzt seinen Mitgliedern die gleiche Stellungnahme, wie oben bezeichnet, zu empfehlen. In dieser Richtung ist auch auf den Verband Deutscher Arbeitgeberverbände einzuwirken.

2. Die gleiche Stellungnahme soll gegenüber nachstehenden kaufmännischen Organisationen eingenommen werden:

Deutschnationaler Handlungsgehilfenverband, Hamburg,
1858er Verein für Handlungsgehilfen-Kommis, Hamburg,
Verein Deutscher Kaufleute, Berlin und
Verband Deutscher Handlungsgehilfen, Leipzig.

Bei diesen Verbänden aber soll möglichst jetzt schon eine Ausmerzung der Mitglieder aus den Beamten der einzelnen Werke angestrebt werden.

Die Gründe, welche den Vorstand veranlaßten, in dieser Weise gegen die Organisationen der Angestellten Stellung zu nehmen, ergeben sich aus dem anliegenden Schreiben. Aus den Verhandlungen erlauben wir uns noch anzuführen, daß in der Sitzung festgestellt wurde, daß mit diesen Anträgen der Verband in erster Linie seine Stellung zu den Organisationen dokumentieren wolle, daß aber ein ausgesprochener Zwang auf die Mitglieder nicht ausgeübt werden soll. Es wurde aber der Erwartung Ausdruck gegeben, daß die Mitglieder in ihrem eigensten Interesse im Sinne des Antrages vorgehen werden.

Hochachtungsvoll!

Verband Bayerischer Metallindustrieller

die Geschäftsstelle: König, Rechtsanwalt.

Aus dem im letzten Absatz erwähnten Rundschreiben teilt die „Frankfurter Zeitung" noch das Nachstehende mit:

„Bisher haben die Arbeitgeber übersehen, daß auch die Organisationen der technischen Angestellten gleich den Arbeitern das sogenannte konstitutionelle Fabriksystem anstreben, ja, sich sogar mit den gewerkschaftlichen Organisationen auf eine Stufe stellen. Demgegenüber gelte es, rechtzeitig Vorbeugungsmaßregeln zu treffen, und zwar gegen die zwei großen technischen Organisationen und die vier großen kaufmännischen Verbände. Am offenbarsten und deutlichsten trete der Bund Technisch-Industrieller Beamten auf, indem er die Fabrikangestellten den Unternehmern und Arbeitgebern zu entfremden (!) suche. Am bezeichnendsten sei, daß dieser Bund, der eine sozialpolitische Tendenz offen zur Schau trage, unter anderem auch ein gewisses Hineinreden in das Kündigungsrecht der Arbeitgeber verlange und deshalb sogar einen Kündigungsausschuß anstrebe. Die Zitate aus dem Bundesorgan dieses Verbandes und aus Äußerungen von Führern dieses Bundes werden diese Behauptungen belegen. Durch dieses Auftreten des Bundes wurde auch der Deutsche Technikerverband (dem der Bayerische Technikerverband sich angeschlossen hat) veranlaßt, ähnliche Forderungen aufzustellen, so zum Beispiel die Forderung eines Mindestlohnes, ohne daß eine Garantie der Mindestleistung gegenübergestellt werde. Von dem Handlungsgehilfenverband scheint am meisten der deutschnationale Handlungsgehilfenverband Tendenzen zu verfolgen, welche den Interessen der Arbeitgeber zuwiderlaufen. Er verlangt unter anderem eine Bindung der Arbeitgeber in bezug auf die Gehälter und auf die Arbeitszeit . . .

Der Verband der Bayerischen Metallindustriellen verkennt absolut nicht, in welch hohem Maße auch die Beamten an dem mächtigen Aufschwung der Industrie beteiligt sind. Aber gerade deshalb ist das Streben hauptsächlich des Bundes der Technisch-Industriellen Beamten, diese Beamten der Werkleitung zu entfremden, dieselben von der sozialen Höhe, die sie im Laufe der Jahre durch eigene Arbeit erklommen haben, auf das Niveau der Handarbeiter herunterzuziehen, im ureigensten Interesse der Beamten und der Industrie aufs energischste zu bekämpfen. Wie sich im Kopfe einer Reihe der technischen Beamten die Leitung eines Werkes darstellen soll, ist im vorhergehenden angedeutet. Je stärker und mächtiger die hier in Betracht kommenden Organisationen werden, desto schwerer wird es den Arbeitgebern sein, ihre Rechte zu behaupten."

Diese Aktenstücke müssen festgehalten werden. Und wir müssen auch festhalten, daß sie den ersten Akt von Feindseligkeiten darstellen, die nun zwischen dem Unternehmertum und den sogenannten Privatbeamten ihren Anfang genommen haben. Weder die Techniker noch die Kaufleute haben irgendwie

oder irgendwann provoziert. Der Streit ist vom Zaun gebrochen worden durch die Unternehmer, und ihnen muß die moralische Verantwortung für alles Kommende zugeschoben werden.

Aus dem Begleitschreiben scheint hervorzugehen, daß auch der Deutsche Technikerverband von der angekündigten Maßregel betroffen wird. Er hat fünfundzwanzigtausend Mitglieder und ist ein geradezu tragisches Opfer einer verfehlten Taktik. Er ist aufgebaut auf der Theorie der Harmonie von Unternehmer- und Arbeitnehmerinteressen. Er hat eine ziemliche Anzahl von Unternehmern zu Mitgliedern. Seit vier Jahren — solange existiert die Bewegung des Bundes der Technisch-Industriellen Beamten — hat der Deutsche Technikerverband in Versammlungen und in der Presse den freiwilligen Anwalt des Unternehmertums gemacht. Er hat den Bund, der sich von vornherein und bewußt auf den Boden gewerkschaftlicher Gedanken stellte, lebhaft bekämpft. Nun wird die Erkenntnis dämmern, daß die Entstehung der gewerkschaftlichen Organisation vor vier Jahren gerade noch rechtzeitig genug kam, um dem Technikerverband durch das Beispiel der Stellenlosenversicherung zu zeigen, wie es möglich sein werde, einen Kampf auszufechten, der später oder früher durch die von großkapitalistischen Gedanken geleiteten Unternehmer aufgedrungen werden mußte.

Nun ist auch der Deutsche Technikerverband auf dem Index. Er hat die Kühnheit gehabt, „die Forderung eines Mindestlohnes aufzustellen, ohne daß eine Garantie der Mindestleistung gegenübergestellt werde". Das Gegenargument ist von einem nürnberger Juristen erdacht und macht ihm alle Ehre. Als Infektionsherd wird aber der Bund bezeichnet, der in brutaler Scheußlichkeit „offen eine sozialpolitische Tendenz zur Schau trägt" und alle übrigen angesteckt hat, denen nun der Krieg erklärt ist. Diese Organisationen besitzen zusammen nahezu vierhunderttausend Mitglieder, fast zwanzig Prozent der vermutlichen Gesamtziffer aller Privatbeamten. Darunter befinden sich alte Organisationen mit über fünfzigjähriger Geschichte. Man findet es nun im „ureigensten Interesse der Beamten und der Industrie gelegen", solche alte gute Tradition zu zertrümmern, und zwar, weil man die Propaganda der Verbände um ein konstitutionelles Fabriksystem engeren oder weiteren Umfangs fürchtet. Darin wird das Bestreben erblickt, die Beamten auf das Niveau der Handarbeiter herabzudrücken. Das ist zu schwach ausgedrückt. Die

Industriebeamten sind vielfach unter das Niveau der Handarbeiter herabgedrückt. Sie sind oft nach Arbeitsverträgen beschäftigt, die ein Handarbeiter hohnlachend von sich weisen würde. Und die Handarbeiter mit qualifizierter Tätigkeit befinden sich in vielen Fällen oberhalb des Lohnniveaus akademisch gebildeter Betriebsbeamten. Aber herabgedrückt sind sie nicht worden durch die Organisationen, sondern durch die ökonomische Entwicklung, in deren Verlauf sie schutzlos den Unternehmern gegenüberstanden. Und denen hat der Satz gegolten: Quieta non movere. Wenigstens soweit Verbesserungen in Frage kommen.

Immerhin hat sich die Leitung des Verbands der Metallindustriellen ein gewisses Verdienst dadurch erworben, daß sie die Forderungen der modernen Privatbeamten der Öffentlichkeit bekannt macht.

Dieser „Bund", welcher Architekten, Chemiker, Ingenieure, Techniker und so weiter in sich vereinigt und, obwohl erst 1904 gegründet, bereits zwölftausend Mitglieder zählt und einen ausgeprägt sozialpolitischen Charakter trägt, will unter anderem strafgesetzlichen Schutz gegen die Verhinderung des Gebrauches der Koalitionsfreiheit, ferner Freiheitsstrafen gegen geheime Konkurrenzklauseln, Sicherung der Rechte aus Erfindungen, die von Angestellten herrühren, Partizipierung am Nutzen aus Patentverwertungen, ja sogar ein gewisses Hineinreden in das Kündigungsrecht der Arbeitgeber und deshalb einen Kündigungsausschuß.

Die unfreiwillige Reklame für solche vernünftigen Dinge wird die Wirkung haben, daß in den nächsten Wochen Tausende deutscher Privatbeamten sich den Organisationen anschließen, die so wirkungsvoll ihre Sache vertreten.

Die deutschen Unternehmer sind hoffentlich besser als die Leitung des Bayerischen Verbandes. Sie werden vielleicht in ihrer Gesamtheit einen Kampf nicht aufnehmen wollen, in denen die Sympathieen aller anständigen Leute auf der Gegenseite stehen. Die Schicht der Menschen, aus denen die Privatbeamten stammen, ist zwar loyal und die Stütze der Kriegervereine, der nationalliberalen Bezirksvereine und anderer königstreuer Unternehmungen. Wer weiß, wie das wirkt, wenn ihre Söhne so behandelt werden, wie es nun beabsichtigt ist. Und wenn man den Privatbeamten zeigt, daß man sie über den gleichen Leisten schlägt wie die Handarbeiter, daß man ihnen die Koalitionsfreiheit entreißen will wie jenen, so wird erst recht in ihnen die Überzeugung fest, daß sie auf einer Stufe mit der Lohnarbeiterschaft stehen. In letzter Stunde soll davor gewarnt werden, einen Kampf heraufzubeschwören, den man gegen die Handarbeiter schon verloren hat. Der würde aber — gegen die Kopfarbeiter begonnen — die Anschauung wachrufen,

daß der Stand des Unternehmers blind macht gegen die selbstverständlichen Rechte anderer.

Und die Beamten! Kaufleute und Techniker sind durch das Vorgehen der Industriellen auf einen gemeinsamen Boden gedrängt worden. Man bedroht ihre Koalitionsfreiheit, und sie werden dieses Recht zu schützen wissen. Sie werden darüber zunächst einmal alles Trennende zurückstellen und gemeinsame Sache machen müssen. Und sie werden nun die Überzeugung geschöpft haben, daß gewaltige Interessengegensätze nicht überbrückt, sondern ausgekämpft werden müssen. Zuvor soll ihr korporativer Zusammenschluß den Industriellen ein: Quos ego! zurufen.

Vor der Stadt / Von Fritz Sänger

Eine große Wiesenfläche vor der Großstadt; auf einer Bank sitzen zwei und sehen durch die Sternennacht nach den hellen Lichtern drüben, wo eine Straßenbahn vorbeifährt. Nach einer Pause sagt er, während er den Arm um des Mädchens Schulter legt: „Manchmal kommt mir vor, als hättest du die Liebe nie gekannt."

Sie sah ihn nicht an, und sie antwortete ganz ruhig:

„Die Liebe? Oh ja, das ist etwas, was man auf der Straße kauft, man bietet dafür fünf oder zehn oder zwanzig Mark, je nachdem."

Der Mann zog den Arm zurück und sah erstaunt das Mädchen an.

„Wie redest du jetzt auf einmal — —?"

„Ich glaubte, ich darf dir nur noch die lautere Wahrheit sagen."

Er griff nach ihrer Hand. „Ja, das sollst du; aber wie kannst du, du so sprechen?"

Das Mädchen blieb ruhig. „Das wundert dich? Ja, ich habe den Gegenstand noch nie gekauft und noch nie ausgeboten; aber ich will dir alles erzählen. Als ich hierher kam in diese Stadt, da war ich zwanzig Jahre alt, und ich sah wahrscheinlich ungefähr so aus wie jetzt und lebte so wie jetzt; aber ich dachte doch ganz anders.

Gerade von der Liebe dachte ich ganz anders, und dann, als ich zum erstenmal in die Stadt hineinging und dort vor einem Schaufenster stand, kam ein feingekleideter Herr zu mir und sagte, er gäbe mir zehn Mark, und als ich ihn ganz erstaunt ansah, dann meinte er, er würde auch zwanzig geben. Ich verstand ihn erst garnicht; aber dann sprach er noch etwas von Liebe, und dann ging ich weiter und ließ ihn stehen.

An demselben Tage kamen noch drei Männer zu mir, der eine wollte mir bloß drei Mark geben, die andern beiden jeder fünf Mark. Ich glaube, sie sagten auch etwas von Liebe, vielleicht auch nicht, jedenfalls sagten sie immer zuerst, wieviel sie geben wollten.

Dann ging ich nach Hause und weinte.

Aber seither passiert mir das jedesmal, wenn ich in die Stadt gehe und irgendwo stehen bleibe, und so habe ich mich daran gewöhnt."

„Das ist ja garnicht möglich."

„Siehst du, jetzt, wo ich die Wahrheit sage, willst du mir nicht mehr glauben."

Der Mann schwieg. In der Ferne glitt eine Elektrische durch die Nacht, und ein Lichtschein huschte über die Matten. „Schau, wie das schön ist," sagte das Mädchen halblaut.

„Ja," fügte er hinzu, „aber was hast du da für Dinge gesprochen!"

„Ja, nun kam ich darauf, jeden Mann, der mir irgend begegnete, daraufhin anzusehen, wieviel er wohl bieten würde?"

„Das klingt so häßlich. Du bist so ganz Frau in jeder deiner Bewegungen, in jeder Faser."

„Vielleicht ist es gerade darum," fügte sie hinzu.

„So sprichst du?"

„Ja, weil du wolltest, daß ich dir die Wahrheit sage."

„Was hast du denn gedacht, als wir uns begegneten?"

„Dasselbe; ich dachte immer: er muß doch etwas bieten."

„Pfui!"

„Erst dachte ich auch jedesmal pfui; aber dann dachte ich mir, daß ich als dummes Mädchen doch nicht das Recht habe, auf all die Männer pfui zu sagen, und dann lernte ich eben so denken, wie ich dir sagte. Was ich früher von der Liebe gedacht hatte, das habe ich alles begraben."

Er schwieg lange. Am Himmel in der Ferne sah man ein lichtes Aufleuchten, ein Gewitter, das ganz weit hinten in den Bergen hinzog. In diesem Augenblick hatte er gerade wieder in ihr Gesicht gesehen.

„Aber was denkst du jetzt von mir?" fragte er, und durch die Frage klang etwas wie Angst hindurch. Es wäre ihm vielleicht lieber gewesen, wenn sie nicht mehr geantwortet hätte; aber das Mädchen sprach in derselben einfachen Art weiter, wie es bisher gesprochen hatte:

„Ich weiß nicht, was ich denken soll, jetzt sind wir schon siebenmal stundenlang beisammen gewesen und . . ."

„Nicht weiterreden! Nicht weiter!" sagte er schnell.

Sie drückte seine Hand. „Nein, du hast recht," und zögernd fügte sie hinzu, „vielleicht ist es doch etwas anderes mit der Zuneigung zweier Menschen."

Rasch erwiderte er: „Und du sollst auch nicht so denken von all den Männern, das beleidigt mich; sie alle haben ja nicht gewußt, wer du bist."

„Aber warum zeigten sie mir alle gleich, wer sie sind?"

„Nein! Nein! Du sollst nicht so denken — —"

Nordpersien / Von Kurt Aram

Graf Gobineau, der Autor der „Renaissance", war von 1855 bis 1859 französischer Gesandter in Teheran. Wer sich über persisches Wesen zuverlässig orientieren will, tut das auch heute noch am sichersten und angenehmsten, wenn er Gobineaus „Nouvelles asiatiques" liest, die 1876 zuerst erschienen. Reclam hat sie deutsch herausgebracht. Diese asiatischen Novellen beschäftigen sich ganz ausschließlich mit persischer Art. Es ist nichts Besseres darüber geschrieben worden. 1897 hielt ich mich fast ein Jahr lang in Persien auf. Gobineaus Novellen waren mir bekannt, und ich erstaunte immer wieder, wie das, was Gobineau erzählte, auch noch einundzwanzig Jahre später bis ins kleinste zutraf. Daraus läßt sich folgern, daß meine eigenen Erfahrungen und Beobachtungen, auch wenn sie nun schon elf Jahre zurückliegen, ebenfalls für heute noch von Wert sein werden; zumal ich meine Zeit teils in Täbris, der kronprinzlichen Residenz

des jetzigen Schahs, teils in den persisch-türkischen Grenzdistrikten von Djulfa über Choi, den Salmasdistrikt, bis Urmia verbrachte, also in den Gebieten, die durch die kurdisch-türkische Invasion der letzten Zeit besonderes Interesse beanspruchen dürfen.

Der vornehme Perser erinnerte mich stets an den vornehmen Dänen: ungewöhnlich kultiviert, skeptisch bis zum Zynismus, aber ungeheuer empfindlich, wenn man als Fremder seinem Lande gegenüber in denselben Ton einstimmte. Nirgends hörte ich hohe Beamte die öffentlichen Zustände ihres Landes so scharf, so rücksichtslos, so ätzend kritisieren. Aber diese Kritik bessert nichts, denn es liegt ihr eine Resignation sondergleichen zugrunde. Ich habe nicht einen Perser kennen lernen, der auch nur im entferntesten eine Regeneration seines Landes aus eigener Kraft für möglich hielt. Eine Zukunft erwarteten sie nur durch russische Hilfe. Bis sie kommen wird, kritisieren sie, spotten über die Gegenwart und sind stolz auf die große Vergangenheit.

Die Gegenwart ist allerdings trostlos genug. Der Schah unumschränkter Herr. Alle höheren Verwaltungsposten werden durch Kauf besetzt. Der Käufer hält sich dafür wieder an seiner Provinz, an seinem Distrikt, an den Einkünften aus Bergbau, Post und Telegraph nach Kräften schadlos. Geschäftliche Gesichtspunkte sind allein maßgebend. Die richtige Satrapenwirtschaft. Daß die Hauptlasten dabei auf das niedere Volk fallen, ist selbstverständlich. Es wird systematisch ausgesogen bis auf den letzten Blutstropfen. Da sich nun fast alle höheren Ämter in den Händen von Prinzen, deren Verwandten oder ihren Günstlingen befinden, kann man sich vorstellen, wie beliebt das „Herrscherhaus" beim Volke ist. Nur die Lethargie und Blutarmut der Bevölkerung läßt es begreifen, daß es nicht längst zu großen Umwälzungen kam. Dem gewöhnlichen Volke fehlt es einfach an physischer Kraft und Ausdauer zu einer wirksamen Revolution.

Tagtäglich gibt es Ausschreitungen, kleine Putsche und dergleichen. Auch im Norden, in der Provinz Aserbeidschan, deren Hauptstadt Täbris ist. Aber wenn es dem Vorsteher des Telegraphenamtes nicht paßt, erfährt man nicht einmal in Teheran ein Wort davon. Diese Vorsteher der Telegraphenstationen sind nämlich meist Prinzen. Es wäre für sie mit großen Unannehmlichkeiten verbunden, wollten sie durch beunruhigende Telegramme den Vetter oder Onkel in Teheran um den Schlaf bringen.

Mit dem Heer ist es erst recht traurig bestellt. Die Soldaten werden auch heute noch, trotzdem es dem Gesetz widerspricht, auf Lebenszeit angeworben. Diese zerlumpten, verhungerten Gestalten wirken so recht wie Falstaffs Rekruten. Sie haben allen Anlaß, mit ihrem Leben vorsichtig umzugehen. Je länger sie leben, um so länger werden sie ja besoldet oder haben sie wenigstens einen Anspruch auf rückständigen Sold. Für militärische Tugend und Tapferkeit ist das kein günstiger Boden. Daß der Ausbildung der Infanterie das österreichische Reglement zugrunde liegt, ändert daran garnichts.

Zwei Beispiele, die ich selber erlebte. In dem halbverfallenen Kloster Derik an der persisch-türkischen Grenze hatten sich wieder einmal einige hundert Kurden festgesetzt und brandschatzten die umliegenden persischen und armenischen Dörfer nach Kräften. Das ging viele Wochen hindurch, ohne daß das Geringste dagegen geschah. Ich konnte es aus nächster Nähe beobachten, denn das Dorf Kalassar, wo ich damals wohnte, lag knapp zwei Stunden von Derik entfernt. Endlich erschien ein persisches Heer. Natürlich von einem Prinzen kommandiert. Zunächst machten es sich die Leute in der Gegend bequem und brandschatzten ihrerseits. Ihre einzige kriegerische Anstrengung bestand darin, jeden Freitag unter vielem Geschrei eine alte, unbrauchbare Kanone durch den ganzen Distrikt zu fahren. Den Kurden in Derik fiel das auf, und eines Nachts stahlen sie die Kanone. Nun würde das persische, den Kurden weit überlegene Heer doch endlich zum Angriff übergehen? Weit gefehlt. Der persische Prinz unterhandelte mit den Kurden, und gegen fünf Zuckerhüte (für die nomadisierenden Kurdenstämme ist Zucker eine besondere Kostbarkeit, da sie große Freunde von süßem Tee sind) lieferten sie die Kanone wieder ab. Wieder erfolgte wochenlang nichts. Mit dem Prinzen wurde ich allmählich bekannt und erkundigte mich bei ihm nach dem Grund dieser mir unbegreiflichen Untätigkeit. Er lächelte verschmitzt und machte die Gebärde des Geldzählens. Solange man zu Felde lag, gab es Kriegslöhnung; also hatte man alles Interesse daran, den „Krieg" möglichst in die Länge zu ziehen. Das ging auch ganz gut, solange der Prinz seinen Vetter vom Telegraphenamt für sich hatte. Der telegraphierte alle paar Wochen, wenn von Teheran angefragt wurde, einen Sieg, wenn auch keinen entscheidenden. Schließlich parierte der Telegraphenvetter nicht mehr, oder man wurde in Teheran wirklich ungeduldig, der Führer mußte zum Angriff übergehen und wurde von den

wenigen hundert Kurden glänzend in die Flucht geschlagen. Sowie die Sache ernst wurde, liefen die persischen Soldaten einfach weg. Die Kurden aber benahmen sich immer frecher. Um mich ihrer zu erwehren, mußte ich selbst ein kleines Heer mobil machen, mit dem sich die ganze Kurdengesellschaft ohne allzu große Schwierigkeiten vernichten ließ. Ausführlicheres darüber habe ich seinerzeit in der „Zukunft" geschrieben. Sie war im Jahre 1897/98 die einzige mir bekannte deutsche Zeitschrift, die objektiv genug erschien, um nicht aus lauter Freundschaft für die Türkei einen solchen Bericht abzulehnen. Die Folge unseres Kampfes war, daß sich größere Kurdenmassen sammelten, um über Choi, die Distriktshauptstadt, herzufallen. Die Perser brachten ein recht beträchtliches Heer zur Stelle, auf das sogar der Gouverneur von Choi, sonst ein recht skeptischer Mann, einigermaßen stolz war. Er lud mich zur Besichtigung ein. Das Ganze machte einen sehr martialischen Eindruck. Mir zu Ehren spielte man sogar „Heil dir im Siegerkranz". Es kann aber auch „Gott erhalte Franz, den Kaiser" gewesen sein. Zwei Tage darauf machten die Kurden, die beträchtlich in der Minderheit waren, einen Angriff, und sofort zerstob die ganze militärische Herrlichkeit der Perser in alle Winde. Wozu das Leben riskieren? denken die Leute, wo doch für sie vom Lebendigbleiben die wirtschaftliche Existenz der ganzen Familie abhängt. Mit einem solchen Heer ist nur etwas anzufangen, wenn Mollas und Imams es religiös fanatisieren. Sonst ist es nicht einen Schuß Pulver wert.

Ähnlich verhält es sich mit allen staatlichen Einrichtungen. Recht hat, wer einen einflußreichen Verwandten besitzt oder viel Geld. So würden Mord und Raub noch viel mehr an der Tagesordnung sein, wäre das nicht für die Bevölkerung zu kostspielig. Wird nämlich in einem Dorf ein Ermordeter gefunden, so lacht sich der Distriktsvorsteher ins Fäustchen, denn das gibt ihm willkommene Gelegenheit, das Dorf, in dem sich der Ermordete befindet, bis aufs Blut auszusaugen. Deshalb vermeidet man das Morden nach Möglichkeit. Läßt es sich aber nicht vermeiden, so wird der Ermordete möglichst unauffällig bei Nacht und Nebel in ein Dorf des nächsten Distrikts geschleppt und dort irgendeinem Bürger vor die Tür gelegt. Nun mögen die zusehen, wie sie mit der Sache fertig werden; und läßt es sich noch bewerkstelligen, befördert dieses Dorf den Ermordeten schleunigst in den nächsten Distrikt. Kein Wunder, daß man also unter normalen Verhältnissen in Nordpersien

ziemlich sicher lebt. Nur die Räuber kümmern sich um derlei nicht; und da es ihrer viele gibt, fehlt es den Gouverneuren trotzdem nicht an Gelegenheit, sich ins Fäustchen zu lachen, und den Dörfern fehlt es nicht an Gelegenheit, gebrandschatzt zu werden.

Auch eine persische Post gibt es. Hat man aber einen Brief zu befördern, tut man wohl daran, zugegen zu bleiben, bis der Beamte die Marke abgestempelt und so entwertet hat. Sonst entfernt er die Marke und vernichtet den Brief. In dieser Prozedur besteht eine der Haupteinnahmequellen der persischen Postbeamten. Auch ist niemandem zu raten, etwa mit Postpferden zu reisen. Erstens ist es wohl das elendeste Getier, das auf vier Beinen herumläuft. Zweitens benutzt der Posthalter gerne eine solche Gelegenheit, seine Post mitbefördern zu lassen. Befindet sich unter ihr aber nur ein einziger Wertbrief, so kann man sicher sein, um dessentwillen unterwegs angefallen und beraubt zu werden. Auch lasse man sich nie auf militärische Bedeckung ein, die jedem, kaum daß er das Land betritt, angeboten wird. Die persischen Behörden tun wohl daran, denn solange die Bedeckung dauert, brauchen sie die Soldaten nicht zu bezahlen. Kommt wirklich eine Gefahr, so läuft die militärische Bedeckung zuerst weg. Kommt keine, so sucht die militärische Bedeckung eine solche künstlich zu erzeugen, indem sie zum Beispiel wie besessen schreit: „Ein Löwe, ein Löwe!" obwohl es derlei in Nordpersien überhaupt nicht gibt. Die militärische Bedeckung will durch dies schreckliche Geschrei natürlich nur ein Extratrinkgeld herausschlagen. Auch mit den Zollverhältnissen sieht es merkwürdig aus. Jedes Nest, wo man rastet oder übernachtet, sucht vom Gepäck Zoll zu erheben. Man muß sich zur Not mit Reitpeitsche und Pistole wehren können, um allen den unglaublichen Ausbeutungsversuchen auch nur einigermaßen zu entgehen.

So sieht es in Nordpersien aus, in Aserbeidschan, der kultiviertesten Provinz des Landes, über die lange Zeit mit eiserner Faust Amenisam herrschte, den die Perser gerne ihren Bismarck nennen. Wie es in den noch weniger kultivierten Provinzen zugeht, kann man sich danach ungefähr vorstellen.

Ein Parlament kann für ein solches Land nicht viel bedeuten. Es bedeutet ja nicht einmal für Deutschland soviel, wie es bedeuten sollte. Die Vornehmen traten dafür ein, weil sie sich gerne ein europäisches Mäntelchen umhängen und gerne die Russen frozzeln. Daß die hohe Geistlichkeit für das

Parlament arbeitet, geschieht aus Haß gegen Rußland. Man weiß in Persien recht gut, was von der Duma zu halten ist. Und das Parlament wurde ja gerade in den letzten Wochen in den Händen der Imams ein sehr brauchbares Instrument gegen die Russen und den russenfreundlichen Schah. Daß sich die persischen Parlamentarier wichtiger nehmen, als nach ihren Machtbefugnissen berechtigt ist, diese Überschätzung teilen sie mit vielen ihrer europäischen Kollegen.

Wie ist nun die politische Situation? Schon vor elf Jahren war der stille und zähe Kampf Englands und Rußlands um die Suprematie in Aserbeidschan zugunsten der Russen entschieden. Als auch in Täbris das sechzigjährige Regierungsjubiläum der Königin von England gefeiert wurde — eben im Jahre 1897 — wirkten die Vertreter Englands bei dem feierlichen Empfang, den Amenisam veranstaltete, wie Statisten. Amenisam benahm sich persisch-höflich, aber auch nicht mehr. Ein Zeichen, daß ihm die Engländer gleichgültig waren. Nur gegen die Russen benahm sich der kleine, hagere, bissige Greis in dem bunten Feierkleid auffallend liebenswürdig und zuvorkommend. Ein Zeichen, daß er sie fürchtete. Der Kronprinz aber, der jetzt Schah ist, hielt sich schon damals zu den Russen und den Russenfreunden unter den Persern. Da er in Täbris residierte, mußte er erkennen, daß das Schicksal seiner Dynastie in Rußlands Händen liegt. Rußland hat am Araxes Kosakenregimenter lagern, die jeden Tag ohne Schwierigkeiten in Aserbeidschan einrücken können. Es bedarf nur eines Vorwandes. Und Rußland hat dafür gesorgt, für alle Fälle einen solchen Vorwand immer bei der Hand zu haben. Es sind die Nestorianer (Syrer) am persischen Urmiasee. Diese Syrer, berühmte Bauhandwerker, ziehen jedes Frühjahr in großen Scharen auf Arbeit nach Transkaukasien (Rußland). Unter Vorspiegelung politischer und wirtschaftlicher Vorteile hat man einen großen Teil dieser Syrer dazu gebracht, russisch-orthodox zu werden. So kann Rußland jederzeit, wenn es den Augenblick für gekommen hält, ein Heer in Aserbeidschan einfallen lassen unter dem Vorwand, es müsse seine orthodoxen Brüder am Urmiasee schützen. Das ist nur eins unter vielen Beispielen für russische Diplomatenkünste. Es war eine Dummheit vom Schah, gegen das persische Parlament zu opponieren. Aber es war ein kluger Streich der Russen, ihn dahin zu beeinflussen. Sie konnten daran erkennen, wie weit ihr Einfluß

reicht. Und deshalb war es klug vom Schah und von den Russen, als die Sache einen bösen Ausgang zu nehmen drohte, es sofort wieder mit dem Parlament zu halten, wodurch das Parlament selbst in seinen antirussischen Bestrebungen wieder wunderhübsch kaltgestellt ist. Und es war eine Dummheit von Ala ed Dauleh, Djellal ed Dauleh und Sardar Mansur, daß sie der Einladung des Schahs in seine augenblickliche Residenz folgten. Sie müssen schon sehr europäisiert sein. Kein anderer vornehmer Perser, der sich nicht ganz sicher weiß, wird so eine Einladung annehmen, er wird nur höflichst dafür danken, denn er weiß, was das heißt. An der Dummheit der Drei werden die Russen ihre besondere Freude haben. Zill es Saltaneh, der Bruder des verstorbenen Schah, von dem jetzt soviel die Rede ist, würde sich schwerlich darauf eingelassen haben. Ich lernte ihn seinerzeit beim Fürsten von Maku kennen. Ein untersetzter, schlauer Lebemann, der König Milan außerordentlich ähnlich sah. Er sprach leidlich französisch und bat mich mit derselben listigen Freundlichkeit und Bonhommie um die Adressen berliner Großbankiers, wie hübscher berliner Freudenmädchen. Damals trat er als Führer einer Gesandtschaft des Schah an den Fürsten von Maku auf, die den Fürsten feierlich nach Teheran einlud. Der Fürst dankte ebenso feierlich, er sei leider auch dieses Jahr verhindert, und lud nun seinerseits den Schah zu sich ein. Dafür dankte wieder ebenso höflich und ernst der andere und sagte, der Schah sei leider ebenfalls verhindert. Niemand verzog eine Miene, aber jeder wußte, daß diese Einladung, die jedes Jahr erfolgte, nur den Zweck hatte, den andern, wenn er ihr folgte, umzubringen. Nachdem das erledigt war, blieb man noch einige Tage guter Dinge beisammen. Nur aßen die Perser von keiner Speise, bevor sie der Koch des Fürsten nicht in ihrer Gegenwart probiert hatte. Nur ärgerten sie sich im stillen immer wieder ein wenig über eine große Photographie, die ihnen bei jeder Mahlzeit entgegenstarrte. Sie stellte den Mörder des verstorbenen Schah vor. Der Fürst hatte sie sich aus Rußland kommen lassen. Kaum war die persische Gesandtschaft abgereist, wurde die Photographie wieder entfernt. Der Fürst von Maku aber ist der einzige selbständige Herrscher, den es auf persischem Gebiet noch gibt. Das verdankt er der Unwirtlichkeit seines Fürstentums, noch mehr aber seinem kleinen stehenden Heer.

Rußlands Position in Aserbeidschan ist durch das Verhalten der Türkei

noch besser geworden, denn den Türken fürchten die Perser noch mehr, und sie hassen ihn, wie nur ein Schiit den Sunniten hassen kann.

Auch für diese Furcht ein charakteristisches Beispiel. Als Amenisam von meinem Erfolg gegen die türkischen Kurden hörte, beglückwünschte er mich. Bald darauf wollte er mich um derselben Sache willen festnehmen lassen. Seine Leute kamen aber selbstverständlich zwei Tage zu spät. Woher dieser Wechsel? Er hatte inzwischen erfahren, daß ich über die Angelegenheit verschiedentlich nach Berlin telegraphiert hatte, und fürchtete, man könne so dahinterkommen, der Angriff sei von Persien aus erfolgt, während er schon überall hatte verbreiten lassen, es handle sich um einen Angriff, der von Rußland her vorbereitet worden sei. Er fürchtete eben Verwicklungen mit der Türkei und wußte, daß Persien nicht einmal ihnen gewachsen war. Seine Furcht war unbegründet. Das Wolffsche Telegraphenbureau veröffentlichte nicht eins meiner Telegramme. In Berlin wurde mir dann der Bescheid, es sei nicht „opportun" gewesen. Rücksicht auf die Türkei!

Seitdem hat sich die persische Lage der Türkei gegenüber von Jahr zu Jahr verschlimmert. Die Überfälle türkischer Kurden wurden immer häufiger. Den türkischen Kurden folgt jetzt reguläres türkisches Militär; und treffen die letzten Nachrichten zu, so betrachtet sich die Türkei jetzt schon sozusagen als den Herrn der westlichen Grenzdistrikte von Aserbeidschan. Das gibt also einen Konflikt zwischen der Türkei und Rußland. Daß er beigelegt wird, ist selbstverständlich; und daß Rußland auf die Dauer dabei nicht zu kurz kommen wird, ebenfalls.

Mag Aserbeidschan sich mit der Zeit selbständig machen oder nicht, mag der jetzige Schah am Ruder bleiben oder ein anderer kommen, Rußland wird immer mehr, wenn auch vielleicht so bald noch nicht nominell, der Herr Nordpersiens werden. Schlimmstenfalls verfährt es mit Aserbeidschan, wie es mit Transkaukasien verfuhr, denn Rußland kann warten, und Asien gegenüber hat es außerdem noch den Vorteil, trotz allem eine europäische Macht zu sein, was heutzutage ja wohl nur noch südlich des Mains mit einigem Recht bezweifelt wird.

Deutschland aber kann dem allen wirklich einmal ruhig zusehn. Es kann uns nur lieb sein, wenn Rußland wieder mehr in Asien beschäftigt wird. Und wirtschaftlich geht uns an Nordpersien nicht allzuviel verloren. Ich fand überall nur deutsche Streichhölzer und deutschen Kognak. Die Streichhölzer brannten nicht. Der Kognak aber brannte wie das höllische Feuer.

Ernte auf einem Versuchsfeld in Svalöf

Svalöf / Von Dr. Arthur Salz

Mit sieben Abbildungen

Kein Stern und kein Wort kündet in den Reisebüchern dem Nordlandfahrer, daß er gleich bei seinem Eintritt in Schweden, dreißig Kilometer von Malmö entfernt, etwas abseits von der großen Heerstraße der Touristen, in Schwedens üppigster Provinz, Skåne, eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges finden kann, wenn anders dieses Wort für eine eigen-, ja einzigartige Institution und ihre Urheber, Menschen von schöpferischer Eigenart, hochherzig in der Erfassung, energisch in der Durchführung eines Gedankens, passend erscheint. Es handelt sich um die von dem Gutsbesitzer Herrn Birger Welinder in Svalöf gegründete, ursprünglich südschwedische, dann allgemeinschwedische Saatzuchtanstalt in Svalöf, die Skandinavien und darüber hinaus Deutschland, Österreich, demnächst auch Rußland mit selbstgezüchteten, veredelten landwirtschaftlichen Nutzpflanzen versorgt. Man spricht in landwirtschaftlichen Kreisen gern von „großen Mitteln" und versteht darunter gesetzgeberische Maßregeln, die den Zweck haben sollen, die Landwirtschaft vor anderen Erwerbszweigen zu schützen und zu fördern und ihr künstlich eine Rentabilität zu sichern, die mit den natürlichen Produktionsbedingungen im Widerspruch steht. Ich meine, man sollte jenen Namen für Einrichtungen reservieren, die — wie die Svalöfer Anstalt — in der Tat eine Hebung der nationalen und internationalen Landwirtschaft bedeuten können und dies ohne Beeinträchtigung der Interessen

anderer Volksklassen; denn nichts Geringeres erstrebt sie, als durch fortgesetzte Veredlung der bisher gebauten Pflanzen, also durch Erzeugung höchstqualifizierter Arten, die Landwirtschaft auf einen Gipfel der Leistungsfähigkeit zu heben. Mit beständiger Rücksicht auf den praktischen Zweck und löblicher Selbstbeschränkung auf das selbstgewählte Ziel, frei von der Last der Lehrtätigkeit, aber auch der geschäftlichen Sorgen hat sich die Anstalt ihre eigene Arbeitsmethode geschaffen und die Genugtuung erlebt, daß diese durch ausgezeichnete Gelehrte (Nielson, H. de Vries) ihre wissenschaftliche Fundierung erhielt und ihrerseits durch ein sehr reiches Erfahrungsmaterial wesentlich zur Bereicherung der biologischen Wissenschaft beigetragen hat. Die Methode ist interessant genug, um hier näher besprochen zu werden.

Die Pflanzenzüchtung arbeitete früher allgemein mit der Massenveredlung oder methodischen Zuchtwahl. Diese, in der Darwinschen Selektionstheorie gründend, besteht darin, daß man aus einer Masse gleichgearteter oder anscheinend gleichartiger Pflanzen die mit bestimmten Eigenschaften bestbegabten auswählt, unter möglichst günstigen Milieuverhältnissen zur Vermehrung bringt, unter der Nachkommenschaft wieder eine Auslese vornimmt und damit fortfährt. Indem man dergestalt gewisse Pflanzen von der Vermehrung überhaupt ausschließt, die übrigen ohne weitere Unterscheidung in ein ausgezeichnetes Milieu verpflanzt, glaubt man die Natur dahin zu bringen, gewisse, vorherbestimmte Arten allein zu produzieren und selbst die Anlagen der Pflanzen zu unerwünschten Variationen ausrotten zu können. Was man aber auf diesem Wege erzielte, war höchstens eine größere Reinheit, nicht eine Veredlung der Sorten, denn die Nachkommenschaft zeigte allenthalben ein buntes Gemisch von Zufälligkeiten und fluktuierenden Variationen; und nur mit starker Beihilfe des Zufalls wurde schließlich vielleicht die beste Rasse aus der Mischung isoliert. Durch Unterdrückung spezifischer Eigenarten der Pflanzen hatte man nicht auch die Anlage, solche immer wieder zu erzeugen, vertilgt; die Natur ließ sich nicht neue Formen aufzwingen, und gerade die höchste systematische Ausbildung dieser Methode in Svalöf enthüllte ihre völlige Unzulänglichkeit.

Nach lange fortgesetzten, mühevollen Versuchen entdeckte man in Svalöf halb zufällig das zweckentsprechende Verfahren der sogenannten Pedigreekulturen oder der Veredlung in reinen Linien. Man bemerkte nämlich, daß

Gebäude für grobe landwirtschaftliche Arbeiten

unter den zahlreichen Pflanzenkulturen jedes Jahres nur ganz wenige, und zwar die je von einer einzigen Pflanze abstammenden Bestände, große Gleichförmigkeit zeigten. Von dieser Beobachtung ausgehend, wählte man fortan zur Zucht nicht mehr gruppenweise, sondern aus der Masse je ein einzelnes, bestimmt charakterisiertes Pflanzenindividuum als Mutterpflanze, die würdig befunden wurde, selbst eine Rasse zu begründen. Diese typisch nordische Methode nimmt, ganz im Gegensatz zu jener oben besprochenen, gerade die spezifischen Eigentümlichkeiten der Pflanzen zum Ausgangspunkt ihrer Arbeiten, sie verzichtet aber darauf, ein künstliches Milieu zu schaffen, die Natur gewissermaßen zu verbessern, sondern sie hält sich lediglich an die in der Wirklichkeit gegebenen Bedingungen. Sie erzielt auf diesem Wege der einmaligen Isolierung typischer Pflanzenindividuen konstante, gleichförmige, von besonderen Standortverhältnissen in gewissem Maße unabhängige Rassen*).

*) Die Svalöfer Züchtungsmethode ist — wie der Kenner weiß — keine neue Entdeckung, sondern die praktische und systematische Anwendung eines jetzt allgemein anerkannten biologischen Forschungsprinzips: der individuellen Analyse gemischter Bestände, beziehungsweise des Prinzips der individuellen Nachkommenbeurteilung. Diese Methode trägt, je nach den Forschern, die sich ihrer bedienten, oder

Digitized by Google

Es liegt diesem Verfahren eine andere Auffassung der Natur zugrunde. So, wie jederzeit die ganze Wahrheit in der Welt vorhanden ist, bereit für den, der die Punkte aufzufinden weiß, wo eines sich ans andere knüpft, — so vermag die Natur stets allen nur denkbaren Ansprüchen zu genügen, wenn man nur aus der Fülle ihres Reichtums das Richtige zu finden und klug zu benutzen versteht.

Mit der Einführung der Separatkulturen verschiebt sich auch der Schwerpunkt der pflanzenzüchterischen Tätigkeit. Nun handelt es sich nicht mehr in erster Linie um die Auffindung der richtigen Methode und die Herstellung des besten denkbaren Milieus, sondern um die Kunst, die typische Mutterpflanze, aus den vielen Berufenen die einzige Erwählte, zu finden. Bestimmend für diese Wahl sind gewisse botanische oder morphologische Merkmale, die aber zu bestimmten praktisch wertvollen Eigenschaften in gesetzmäßigen Korrelationen stehen. So wie etwa bei einem Milchtier gewisse Körperzeichen auf eine größere oder geringere Milchergiebigkeit hinweisen, so stehen bei den landwirtschaftlichen Pflanzen die Art der Verzweigung der Rispe, die Stelle des ersten Blütenansatzes, die Beschaffenheit der Spelzen, die Größe des Kornes und so weiter in bestimmten Beziehungen zu größerer oder geringerer Winterfestigkeit, Frühreife, Immunität gegen Krankheiten, Feinheit des Mehlkörpers und so fort. Das Studium des ganzen Lebensprozesses der Pflanzen: die exakte und scharfe Beobachtung jeder kleinsten Eigentümlichkeit wurde in Svalöf zu einer Virtuosität ausgebildet, von der sich der Laie nur schwer eine Vorstellung macht. Früher ganz vernachlässigte Merkmale erwiesen sich als außerordentlich bedeutungsvoll für die Charakterisierung der Pflanzen, und man lernte verstehen, daß die früher immer als elementare Arten be-

nach den behandelten Problemen verschiedene Namen. Auf Grund dieses Prinzips erzielten die beiden Vilmarins in den fünfziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts ihre bahnbrechenden Resultate bei der Rübenzüchtung; es lag den Forschungen Gregor Mendels über Vererbung und Kreuzung zugrunde und de Vries verwertete es für die Pflanzenzüchtung. Die besondere Leistung der Svalöfer Anstalt besteht darin, daß ihre praktisch verwertbaren Resultate zugleich das wichtigste und reichste Material für das Studium der biologischen Fragen der Vererbung, Selektion und so weiter lieferten und die dort angewandte Methode der Individualzüchtung: die Sonderung von Samenertrag und Deszendenz nach einzelnen Stammpflanzen einer ganzen Forschungsrichtung zu ihren bedeutsamen wissenschaftlichen Erfolgen mitverhalf. Die entgegengesetzte Forschungsrichtung wird vertreten durch Galton und die „biometrische Schule“, die mit gemischten Beständen als ganzen arbeiten und daraus mathematisch-statistische Gesetze über Vererbung deduzieren.

handelten Pflanzenformen eine ungeahnte Fülle von Unterarten umfassen, und daß die Entstehung neuer Formen und ihre Reinzüchtung heterogene Probleme enthalten. So gewährt diese Methode, wie sie einerseits größere Abhängigkeit von der Natur bedeutet, anderseits dem Züchter größere Freiheit und Sicherheit (man beherrscht die Natur, indem man ihr zu gehorchen versteht); der Verwertungszweck bestimmt bei gesicherter Methode das zu züchtende Material. Die Rübe, die allen Anforderungen des Zuckerfabrikanten am besten entspricht, die Gerste mit den meisten der für den Brauer wertvollen Eigenschaften, die Kartoffeln, die Erbsen, das Gras, bei denen die Gesamtheit der wertvollen Eigenschaften ein Maximum ist, werden zur Zucht gewählt. Die Praxis hat ergeben, daß man sich, um optimale Gesamtleistungen zu erhalten, von den Extremen höchster Leistungen im Ertrag, in der Güte und so weiter fernzuhalten hat.

Wenn es scheint, als habe mit der Produktion bestimmter Pflanzenarten mit typischen und vererbbaren Eigenschaften die züchterische Tätigkeit ihren Abschluß gefunden und die Natur alles gewährt, was sie zu gewähren im-

Lagerhaus der Aktiengesellschaft

Digitized by Google

Svalöfer Boreweizen

stande sei, so eröffnet sie doch die Aussicht auf ihre unendliche Vervollkommnungsfähigkeit. Es treten nämlich in den Beständen dieser veredelten Pflanzen nach gewisser Zeit urplötzlich und ganz vereinzelt neue Varietäten auf, Kreuzungen und echte Mutationen, die manchmal minderwertiger sind als die früheren Kulturen, bisweilen aber die Vorzüge zweier edler Rassen in sich vereinigen und dementsprechend noch leistungsfähiger sind als diese, — gewissermaßen die Genies im Reiche der Pflanzen und als solche Mikrokosmen. Von den zahlreichen neugezüchteten Sorten werden die für ein bestimmtes Milieu ertragreichsten und bestangepaßten ausgesucht, auf ihre Leistungsfähigkeit im landwirtschaftlichen Großbetrieb geprüft und nach mehrjähriger Probezeit durch Verkauf in die landwirtschaftliche Praxis eingeführt. Damit beginnt die Wirksamkeit der kommerziellen Organisation, die ökonomische Verwertung der züchterischen Arbeit. Diese soll im folgenden kurz betrachtet werden.

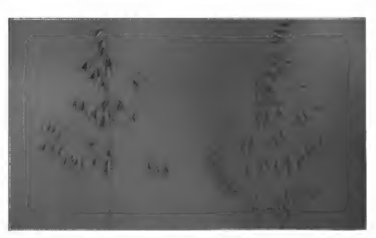
Es bestehen in Svalöf, lokal nicht getrennt, sonst aber ganz unabhängig voneinander, zwei Gesellschaften; der schwedische Saatzuchtverein, der mit Hilfe von Mitgliederbeiträgen und staatlichen Unterstützungen und geleitet von einem Stabe wissenschaftlich geschulter Kräfte sich ganz der Pflanzenzüchtung widmet. Seine Tätigkeit besteht in der Auslese der Pflanzen, der Überwachung des Anbaues, der Beobachtung des Wachstums und nachher der Beurteilung

Svalöfer Grenadierweizen

und Bearbeitung der Ernteresultate. Immer wird das praktische Ziel: die Hebung der landwirtschaftlichen Produktion durch Qualitätsleistungen im Auge behalten. Neben dem Saatzuchtverein wirkt die Saatgutaktiengesellschaft, die den Vertrieb der vom Verein reprobierten Sorten, also den kommerziellen Dienst, besorgt, aber im Interesse der Aufrechterhaltung des hohen Standards der strengen und kostspieligen Kontrolle des Saatzuchtvereins untersteht. Die Aktiengesellschaft hat ein Ackergut im Ausmaße von sechshundert Hektar gepachtet, sie überläßt dem Verein die nötigen Versuchsparzellen und baut im übrigen die vom Verein empfohlenen Arten im großen. Außerdem liefert sie privaten Züchtern auf dem Lande gratis Saatgut und verpflichtet sie durch Vertrag zum Ersatz des Saatgutes, wobei für je einhundert Kilogramm empfangenes Saatgut einhundertfünfundzwanzig Kilogramm zu erstatten sind, sowie zur Ablieferung des gesamten Ernteertrages, soferne dessen Qualität vom Saatzuchtverein als vollkommen entsprechend erklärt wurde; sie zahlt hierfür per hundert Kilogramm ein Öre über dem Marktpreis. Das Saatgut wird dann in den Lagerhäusern der Aktiengesellschaft gereinigt, sortiert, von dem Saatzuchtverein begutachtet, mit dessen Plombe versehen und verschickt. Auch fremdes Saatgut kann die Aktiengesellschaft ankaufen, sofern dieses

vom Verein als völlig einwandfrei befunden wurde. Die technischen Erfolge der Anstalt sind bereits jetzt über allen Zweifel erhaben und noch verheißungsvoller für die Zukunft, wenn erst im Laufe der Zeit (die kurz ist im Vergleich zu dem jahrhundertelangen landwirtschaftlichen Stillstande) die Arbeiten alle landwirtschaftlichen Nutzpflanzen und alle möglichen oder doch alle wertvollen Arten umfassen werden. Die materiellen Erfolge der Aktiengesellschaft waren bisher nicht glänzend und konnten es nicht sein bei einem Unternehmen, das in seinen Zielen so neu, dessen Betriebskosten durch die kostspielige Kontrolle so hoch sind, und das schließlich von Haus aus nicht auf die Erzielung eines größtmöglichen Reingewinns angelegt ist. Sie arbeitet, wenn auch nicht mehr mit Defizit, so doch ohne nennenswerte Überschüsse.

Geistiger Urheber und Schöpfer des Ganzen ist der schon erwähnte Herr Birger Welinder in Svalöf. Er hat den südschwedischen Saatzuchtverein gegründet, der sich alsbald zum allgemeinschwedischen entwickelte; auf seinem Grund und Boden erheben sich die Gebäude des Vereins und wachsen die Ernten der Aktiengesellschaft. Wer der Meinung ist, daß im Zeitalter des allbeherrschenden Kapitalismus die eigengearteten Persönlichkeiten aussterben



Svalöfer schwarzer Glockenhafer und schwarzer Großmogulhafer

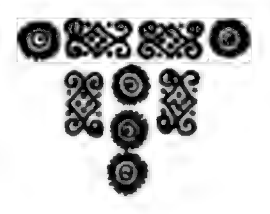
Svalöfer Weißlinghafer

und das Eindringen kapitalistischen Geistes in die Landwirtschaft gleichbedeutend sei mit der Zerstörung der letzten Zufluchtstätte höchstpersönlicher Eigenart, der wird durch Typen wie den Gutsherrn von Svalöf belehrt, daß auch der Kapitalismus der Entfaltung von Individualitäten — und keineswegs bloßen Geldmachern — genügenden Spielraum läßt, und daß überhaupt die Abhängigkeit der Persönlichkeit vom wirtschaftlichen Milieu doch nicht so stark zu sein braucht, daß nicht starke Persönlichkeiten ihren Beruf, ihre Umwelt mit eigenem Geist zu erfüllen vermöchten. Hinter allen den Bestrebungen auf Veredlung der Pflanzen liegt — wie mir scheint — gewissermaßen als metaphysische Grundlage das Streben nach Züchtung von Edelmenschen (ein spezifisch skandinavisches Gesellschaftsproblem) und als theoretische Voraussetzung bei Welinder wie bei allen Sozialreformern der Glaube an die unendliche Macht der Erziehung. Einen Mann, dem die schwedischen Schulen — so ziemlich die besten, die man hat — noch nicht zweckmäßig, noch nicht „national" genug sind, kann man nicht anders denn als Erziehungsfanatiker bezeichnen. Und noch ein anderes wirkt hier wie eine Offenbarung. Unsere landläufigen Agrarier sind meistens ganz kluge und recht gute Leute, nur leiden sie unter einer unglaublichen Enge des Gesichtskreises; ihre Urteile sind unter dem Eindruck des Augenblickes entstanden und für den Augenblick gültig. Einem „Agrarier" wie dem Svalöfer*) steht man wie der Ver-

*) Dieser Aufsatz wurde unter dem Eindruck einer Reise in Schweden im September des verflossenen Jahres geschrieben. Um die Weihnachtszeit ging durch die deutschen Tageszeitungen die telegraphische Notiz, der Gutsbesitzer Welinder sei flüchtig geworden, weil er gefälschte Aktien im Betrage von 700000 Kronen in Umlauf gesetzt habe. Diese Nachricht, so erschütternd sie auf mich

körperung eines innerlich lebendigen, aber nie wirklich erlebten Ideals gegenüber; sein geistiger Horizont reicht weiter als die heimatliche Scholle, und sein Urteil hat nicht die Befangenheit des nur auf den eigenen Vorteil Bedachten. Freilich ist er nicht bloß Landwirt, sondern auch Unternehmer großen Stils, dessen Interessen ein paar Erdteile umspannen. Aber es haben sich doch für alle Landwirte die Aufgaben und Interessen sehr kompliziert und erweitert, und auch sie müßten bei genügender Selbstzucht und Schulung des Denkens auch anderen als bloß „agrarischen" Gedankengängen zugänglich sein. —

Die Svalöfer Anstalt trägt durchaus individuelles Gepräge. Privater Initiative entsprungen, von arbeitsfrohen Leuten fortgeführt, läßt sie überall Initiative, Lust am Kampf gegen Widerstände, Fortschritt spüren. Denken wir uns einen Augenblick eine derartige Institution nach Deutschland verpflanzt, so würde sie dort wahrscheinlich in größerem Maßstab und mit mehr Lärm angelegt; bald aber würde der Staat seine schützende Hand über sie breiten; und über kurz oder lang könnte die Landwirtschaft sich rühmen, „staatlich privilegiertes" oder „mit hoher behördlicher Genehmigung" versehenes Saatgut zu bauen.



wirkte, vermag mein Urteil über die geistigen Qualitäten des Mannes nicht zu ändern. Noch fehlen mir die Berichte der schwedischen Zeitungen. Private Nachrichten, die ich von dort erhalten habe, bestätigen das plötzliche Verschwinden Welinders und seiner finanziellen Stütze, doch sei die Fälschung bisher nicht erwiesen. Was immer die gerichtliche Untersuchung zutage fördern mag, soviel steht fest, daß Welinder kein gewöhnlicher Schwindler ist und keine „Stütze der Gesellschaft" sein wollte. Haben ihm doch alle seine großen Unternehmungen keine materiellen Erfolge eingetragen. Im schlimmsten Falle war seine Schuld, daß seine Unternehmerphantasie zu rasch und kühn arbeitete, als daß seine Mitwelt hätte folgen können oder wollen; um seines „Werkes" willen verzichtete er auf sein „Glück" und — was mehr ist — auf seine persönliche Ehre. „Er war ein ganz besonderer Mann, aber er hatte zuviel Eisen im Feuer", schreibt mir ein schwedischer Freund. Er hatte zuviel Feuer im Herzen, — das träfe die Sache vielleicht besser. — Der schwedische Saatzuchtverein bleibt von diesem Zusammenbruch unberührt.

Über Genie und Geschmack in der Kunst

Ein Nachwort zur Ausstellung älterer englischer Kunst in Berlin

Von Sabine Lepsius

Es gibt zu allen Zeiten verpönte Begriffe und Schlagworte. „Geschmack" ist augenblicklich ein solch verpönter Begriff, das Schlagwort heißt „Leben". Die Angst vor dem guten Geschmack ist in der bildenden Kunst zu einer Art fixer Idee geworden, welche aus Unbescheidenheit entspringt.

Da es für den Künstler nur die zwei Möglichkeiten gibt, ein Genie zu sein oder Geschmack zu haben, so bekennt man durch diesen, daß man kein Genie sei, sondern nur zu dem, was Größere erfanden, eine persönliche Note hinzufügen will, — daß man eine Variation auf das Thema, welches ein Genie erdachte, komponieren, das Instrument, das ein Größerer konstruierte, um eine Saite, eine Möglichkeit bereichern will.

So taten Reynolds und Gainsborough und schufen, in aller Bescheidenheit zu den Großen emporblickend, eine englische Renaissance. — Wehe, wenn sie, von Eitelkeit getrieben, versucht hätten, etwas Verblüffendes, Neues, unerhört Originelles zu schaffen. Es wäre uns heute keine einzige Leinwand von ihnen aufbewahrt geblieben.

Das Geniale, Originelle entstand noch nie, weil es gewollt wurde. Es löst sich unbewußt, wie die Frucht vom Baum, von der genialen Persönlichkeit.

Die Lebensäußerung des absichtlich Originellen erscheint als Krampf, nicht als Kraft.

Der Originelle von Gottes Gnaden ist meist bemüht, seine Originalität als sein Innerlichstes zu verbergen, ja sich möglichst normal zu stellen; denn ohne daß er's weiß und will, fließt das Besondere, ihn von den „Anderen" Unterscheidende in seine Werke über.

Gainsborough beabsichtigte sicher nur, ausgesucht geschmackvoll zu sein. Ohne daß er's ahnte, wurde seine Anschauung zum Stil, den wir heute so stark vor seinen Bildern empfinden.

Wenn ich nicht Rembrandt und nicht Velasquez, nicht Tizian und nicht Giorgione bin, so bleibt mir, — geschmackvoll zu sein.

Den Genuß an den Engländern wollen wir uns durch die Vorstellung von Rembrandt oder Velasquez nicht verderben lassen.

Wer sich während des Erklingens eines Schubertschen Walzers einer Beethovenschen Sinfonie erinnert, verdirbt sich den Genuß an beiden. — Die Viefältigkeit ist das Reizvolle und Ausruhende; der Gegensatz macht uns empfänglich für den Gegensatz.

Nachdem man sich eine Zeitlang an den schicksallosen Typen der Engländer erfreut hat und angeweht wurde wie von einer duftenden Atmosphäre des Luxus und der nie durch Schmerz entstellten Grazie, wendet man sich, wie ausgehungert nach dem Starken, zu Rembrandt, der uns keineswegs, wie heute gerne behauptet wird, das „Leben" bringt, sondern eine weit über alles Leben hinausgehende Intensität, eine alles niederbrennende Glut, die nicht am Herdfeuer des Alltäglichen zu finden ist, sondern ebenso selten wie das Genie, wie die Rembrandts.

Doch wer ertrüge es, immer unter diesen Blicken Rembrandtscher Gestalten zu leben, deren jeder wie ein Schicksal auf uns lastet; oder in greifbarer Nähe dieser Hände, die den Kampf mit Gott und der Welt aufnehmen; geädert, verknöchert und verarbeitet, aber trotz des Ghettoschmutzes in kostbare Brokate greifend, mit goldnen Ketten behangen, in dem rührenden Bemühen ihres Schöpfers, sein Liebstes, auch wenn es welk und alt, zu schmücken und so aus der Welt erschütternder Empfindung hinüberzutäuschen in jene andere Welt des unerreichbaren Leichtsinns.

Je stärker Rembrandt empfunden und gewürdigt wird, desto nötiger ist es, sich von ihm zu — erholen.

Wohl den Engländern, die uns dazu die denkbar liebenswürdigste Gelegenheit gaben! Und dies als Ausdruck meiner Verwunderung, daß zum Beispiel ein Künstler, so stark, so echt wie Max Slevogt, so originell in der phantastischen Hälfte seiner Werke, nicht die Würdigung dieses anmutigen Gegensatzes zu seinen eigenen Arbeiten, nicht Genuß an den Bildern Reynolds und Gainsboroughs findet ...

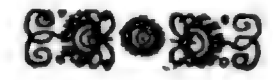
Rundschau des März

An unsere Leser

Wir entsprechen vielfachen Wünschen, die uns namentlich auch aus dem Auslande zugingen, wenn wir fortan unsere Rundschau mit einer „Rundschau des März" eröffnen. Diese „Rundschau des März" will ganz kurz eine Übersicht und Glossierung der wichtigsten Ereignisse auf allen Gebieten des öffentlichen, künstlerischen und wissenschaftlichen Lebens geben, die unsere Leser über alle Vorgänge von Bedeutung immer auf dem Laufenden erhält und sie zugleich instand setzt, das Urteil des „März" darüber kurz und prägnant zu hören. Jede Nummer soll zwei solche kurze Überblicke enthalten. Vor allem werden Politik, Volkswirtschaft, Literatur, Theater, Musik, Technik, Handel, Naturwissenschaft und Medizin, bildende Kunst in regelmäßiger Folge betrachtet werden.

Auf diese „Rundschau des März" folgen dann wie bisher die Rundschauartikel. Auch werden wir künftig in zwangloser Folge kurze „Briefe" aus allen Hauptstädten bringen, die ebenfalls über die wichtigsten Ereignisse und Fragen, die in Berlin, Wien, Paris, London und so weiter die Gemüter besonders lebhaft interessieren, orientieren wollen.

Die Redaktion



Politik

Mehrfache Besuche von internationaler Bedeutung brachte uns der Monat Juni. Der Besuch des Königs von Schweden in Berlin ist politisch nicht sehr wichtig. Immerhin ist er der Dank der Skandinavier für das unter Deutschlands verdienstvoller Mitwirkung abgeschlossene Ostsee- und Nordseeabkommen, das den territorialen Besitzstand an den Ufern der nördlichen Gewässer unter die Garantie eines völkerrechtlichen Vertrags stellt, und hat die Sorgen der kleineren und mittleren Staaten vor einem Exzeß der Großstaaten vermindert. In Holland, Dänemark und Schweden war diese Sorge vorhanden. Deutschland handelt verständig, wenn es durch tatkräftige Beschwichtigung solchen Mißtrauens ein Element stiller Antipathie ausschaltet.

England hat die Oberbürgermeister und Oberkonsistorialräte von Deutschland eingeladen, die alle erfreut von der Herzlichkeit des Empfangs gewesen sind. Es ist zweifelhaft, ob die Quantität solcher internationaler Besuche die Qualität derselben als Freundschaftsbänder nicht dann etwas beeinträchtigt, wenn gleichzeitig noch lebhaftere englische Umarmungen anderer Nationen stattfinden.

Der Präsident Fallières mit seinem Minister des Auswärtigen war in London, und der Empfang trug das Gepräge einer lebhaften politischen

Intimität der Länder auf beiden Seiten des Kanals.

Unmittelbar nach der Begegnung mit dem Präsidenten der französischen Republik fuhr König Eduard von London ostentativ nach Reval und tauschte mit dem Zaren von Rußland Höflichkeiten und Freundlichkeiten aus. Dieser Begegnung wohnt eine politische und internationale Bedeutung bei. Es ist damit ein Dreibund ohne Deutschland, der schon zuvor bestand, der europäischen und asiatischen Welt körperlich vor Augen geführt. Das politische Gewicht desselben wird in Persien, in der Türkei, in Italien und an anderen Orten nicht übersehen werden. Die Stellung Deutschlands ist dadurch nicht erleichtert. Der Friede ist durch diese nicht notwendig aggressive Koalition noch nicht gefährdet; andrerseits ist gewiß, daß es noch tauglichere Mittel gegen stille Beunruhigungen gibt als Friedensreden bei ostentativen Monarchenbündnissen. Ob die Rede des deutschen Kaisers vor seinen Militärs, die offiziell zugegeben aber in ihrem Wortlaut nicht mitgeteilt wird und ob die zur Rechtfertigung dieser Rede geschriebenen Unmutsartikel des berliner offiziösen Blattes die Beunruhigung aufheben, gegen die das letztere sich hitzig wendet, ist zweifelhaft Die offiziöse Wendung, Deutschlands Heer bitte Gott nicht um Frieden, klingt rasselnd und ist nicht sehr zweckmäßig auf den Tag verlegt worden, an dem Deutschland hundert Millionen Schatzscheine zum Kauf ausbietet.

Die zähe Entwicklung der Marokkofrage, die noch nicht wieder international akut geworden ist, beweist die Rechenfehler, die man in Paris machte, als man aus „polizeilichen“ Gründen marschieren ließ.

Am dritten Juni sind in Konstantinopel die Verträge der Bagdadgesellschaft, bei der auch deutscher Unternehmungsgeist und deutsches Kapital mitarbeiten, mit der Pforte über die Fortführung der Bagdadbahn endlich unterzeichnet worden. Es war eine zähe Aufgabe, die Schwierigkeiten zu überwinden, die sich diesem kulturellen Werk entgegenstellten, und die teils am Bosporus und teils in anderen Hauptstädten lagen. Auch jetzt handelt es sich nur wieder um eine Teilstrecke.

In Chicago ist als republikanischer Präsidentschaftskandidat der Schützling Roosevelts, Kriegssekretär Taft, mit einer siegverheißenden Mehrheit ausgerufen worden. Er hat sich sofort zum Schutzzoll bekannt. Er scheint persönlich tüchtig und weniger impulsiv zu sein als sein Gönner, der eine persönliche Macht eben deshalb bleiben wird, weil er für vier Jahre klug auf die Macht verzichtet.

Das Ereignis der inneren Politik in Deutschland sind die preußischen Landtagswahlen, und dieses Ereignis ist kein Ereignis. Wir bringen die Wahlziffern an anderer Stelle. Eine Verschiebung der politischen Macht von rechts nach links ist nicht eingetreten. Das Wahlrecht Preußens, das eine solche Verschiebung künstlich verhindern soll, hat seine Schuldigkeit wieder getan. Die endliche Wahl einiger Vertreter der Sozialdemokratie beendet den ungesunden Zustand einer völligen Exkludierung einer sehr großen Partei, wird aber, wenn die paar ersten Reden verklungen sein werden, an der konservativen Lethargie und an der agrarisch-orthodoxen Hegemonie nichts ändern, die über dem Parlament in der Prinz-Albrecht-Straße lagern.

Der deutsche Flottenverein ist auf der danziger Werft nach seinen Havarien renoviert worden. Selbst wenn das Leck verstopft ist, wird der Flottenverein für hohen Seegang nicht wieder flott werden. Der Verein erklärt sich jetzt als „national-politischen" Verein und redet sich und anderen ein, er stehe „über der Politik der Parteien". Das ist ein innerer Widerspruch und wird zu neuen Reibungen, Mißverständnissen und Unklarheiten führen. Ein „politischer" Verein muß politisch Farbe bekennen. Dem Flottenverein ist der ernste Vorwurf nicht zu ersparen, daß er schon bisher das innere politische Parteileben mannigfach verwirrt und verschärft und daß er für die Gefühlsnuancen der deutschen Stämme und für gewisse föderative Imponderabilien kein Organ besessen hat. Das möchte hingehen. Aber der Lärm seiner schlachtschiffheischenden Organisation hat über die Absichten Deutschlands in Europa und in der Welt Irrtümer und ein gesteigertes Mißtrauen wachgerufen. Der maritime Chauvinismus, der seine heimliche Spitze gegen England richtet, vermag bei der gegenwärtigen Lage der Dinge nur schädlich zu wirken. Ein Teil der Verschuldung für die unbequeme internationale Lage von heute trifft den deutschen Flottenverein, der in meist erregter Weise mit den Händen und den Fäusten zu reden sich angewöhnt hatte.

Bildende Kunst

„München leuchtet". München ist glücklich. München ist ein einziger riesiger Maßkrug, der, obwohl vom himmlischen Zapfkellner schlecht eingeschenkt, dennoch überschäumt von Wonne und Seligkeit. Denn der Niedergang Münchens als Kunststadt war nur scheinbar. In Wirklichkeit hat es bloß einen Frontwechsel vorgenommen. Die angesammelte Kraft hat sich in Architektur und Kunstgewerbe ergossen. Die Folge ist eine ebenso plötzliche wie erstaunliche Blüte und so weiter. Haben Sie Dank, Herr Hans Rosenhagen, für Ihre menschenfreundlichen Worte und sein Sie überzeugt: wir sind so durchdrungen von dem Gefühl der Minderwertigkeit, das den Süddeutschen ergreift, wenn er sich mit seinem vornehmen Vetter an der Spree je einmal zu vergleichen wagt, daß uns ein Lob von solcher hohen Stelle zu den Glücklichsten der Sterblichen macht. Und doch! zu denken, daß dieser ganze Zeitungsrummel über Münchens Niedergang eigentlich ganz überflüssig gewesen wäre, wenn Sie, hochgeehrter Herr, sich damals etwas besser informiert hätten! Das mischt einen Wermutstropfen in den Maßkrug unsrer Freude. Doch wir grollen nicht; und nur, weil wir immer noch bestrebt sind, unsere Worte der Wahrheit und nicht dem Sensationsbedürfnis des Publikums anzupassen, und weil wir sehen, daß Sie auch heute noch nicht besser über die Münchner Kunstverhältnisse unterrichtet sind als vor einigen Jahren, und weil das, was Sie heute über die erstaunliche Blüte sagen, ebenso schief ist wie das, was wir damals über unseren Niedergang hörten, — nur deswegen treten wir Ihnen hier entgegen.

Die Ausstellung auf der Theresienwiese geht wirklich ihrer Vollendung entgegen. Alles, was seit zehn Jahren über Kunstgewerbe und Architektur in Deutschland theoretisiert wurde, scheint hier sichtbare Gestalt angenommen zu haben. Jeder Stuhl, jeder Teller, jedes Bierglas ist ein in Holz, Stein, Glas umgesetzter Aufsatz aus einer

Kunstzeitschrift. Dabei überwiegt der Eindruck des Erdachten, Konstruierten. Eine wirklich künstlerische Leistung ist meines Erachtens nur das große Restaurant von Emanuel von Seidl. Das ist ein Sommer-Restaurant großen Stils, wie man es sich in seiner ganzen Anlage nicht prachtvoller und natürlicher zugleich denken kann. Fast alles andere verfehlt schließlich seinen Zweck, eben weil es ihn allzu deutlich erstrebt. Unser deutsches Kunstgewerbe ist nicht um seiner selbst willen da, als natürliche Ausdrucksform unseres dermaligen Lebens, sondern es dient höheren Zwecken, nämlich der Erziehung zur ästhetischen Kultur. Früher erzogen uns die Altphilologen, die Philosophen, die Unteroffiziere. Jetzt ist es der Kunstgewerbler. Jeder Stuhl korrigiert deine menschliche Gestalt, kritisiert deine Haltung. Das Messer, das du in die Hand nimmst, scheint zu sagen: Führe mich ja nicht zum Munde, wenigstens nicht hier in der Öffentlichkeit. So was tut man nicht. Schließlich ist die ganze Ausstellung ein einziger ästhetischer Unterrichtskursus, der sich bis tief in den sogenannten Vergnügungspark erstreckt. Auch das Vergnügen wird nämlich kunstgewerblich geregelt. Und noch während es sich dreht, hält das Reformkarussell dir einen quäkenden Vortrag über deinen schlechten Geschmack, der sich darin zeigt, daß dir die Karussells auf dem Oktoberfest eigentlich amüsanter erscheinen wollen. Die Wirkung dieses Anschauungsunterrichts ist denn auch enorm. Ein junger Mann, der nur ein einziges Mal auf dem Reformkarussell fuhr, erzählte mir, daß er davon eine ähnliche ästhetische Veredelung erfahren habe, als ob er einen ganzen Jahrgang des Kunstwart auf einmal gelesen hätte. Ja, man hat mir versichert, ein Schenkkellner aus dem Tal sei beim Anblick des Reform-Kinematographen in einen derartigen Zustand geraten, daß er ein Gedicht verfaßte, das demnächst in den Blättern für die Kunst erscheinen soll. Also, Fremdling, eile hierher, wenn es dir um dein Seelenheil ernst ist, und glaube denen nicht, die da sagen, das Ganze sei nur eine riesige Fremdenfalle, in welcher die Kunst — den Speck darstelle.

Auch die Sezession, in deren Ausstellungswesen überhaupt ein frischer Zug gekommen zu sein scheint, hat sich mächtig angestrengt. Und wie man sagen darf, mit Erfolg. Schon allein der Torso eines Schreitenden von Rodin macht die Ausstellung zu einem Ereignis. Ein Koloß, ohne Kopf, ohne Arme, selbst der Oberkörper bleibt im Rauhen, alles bloß, damit die unerhörte bildnerische Kraft, die in diesen Beinen steckt, desto mächtiger sich offenbare. Der Atem bleibt einem aus, wenn man sich in diese Gestalt vertieft, die ein einziger riesiger Schritt ist. Welches unaufhaltbare Vorwärtsdrängen und zugleich welches Wurzeln in der Erde! Ist es die Zeit, das Schicksal? Ich weiß es nicht, aber ich wünsche, die deutsche Kultur möchte sich diesen Schreitenden zum Vorbild nehmen. Und neben diesem Werk, das alles, was wir in den letzten Jahren an Plastik gesehen haben, turmhoch überragt, ein Bild von gleicher Monumentalität: die beiden Kühe in der Abendsonne von Z ü g e l. Dies Bild dürfte niemand vergessen, der es mit offenen Augen angesehen hat. Es ist, als sähe man Kühe zum erstenmal in seinem Leben, so wildfremd blickt uns aus ihnen die Natur entgegen, so erbärmlich und zugleich grauenerregend, so vorsintflutlich muten sie uns an, wie sie da stumpf und öde glotzend auf einsamer Höhe verloren stehen. Das ist mehr als ein mit Bravour gemalter Naturausschnitt: es ist das tiefste Rätsel der Natur selbst, was dem Künstler hier Gestalt wird.

Neben Zügel interessieren von münchener Großen besonders Albert von Keller und Habermann mit zwei älteren Arbeiten. Jener mit einem geheimnisvollen Saal im Schleißheimer Schloß, etwas zu dunkel vielleicht, aber von einer malerischen Delikatesse, wie sie heute niemand mehr hat, am allerwenigsten Keller, und dieser durch das vortrefflich gemalte Porträt eines jungen Mädchens mit rotem Hut, das man eher für das Werk eines erstklassigen alten Holländers, denn für einen Habermann halten würde. Beide Arbeiten beweisen aufs neue, welche hohe malerische Kultur München einmal besaß, ohne daß sich jemand darum kümmerte. Die beiden belanglosen Kostümpuppen von Stuck zeigen dagegen, wie auch ein hochbegabter Künstler herunterkommen kann, wenn ihm der nötige Fond von Ernst mangelt. Uhdes Kunst entfaltet in einem großen Bild „Atelier" wieder alle die menschlich sympathischen Vorzüge. Künstlerisch vielleicht nicht ganz ausgeglichen, wirkt es dennoch überzeugend vor allem durch die religiöse Innigkeit, mit der sich der Maler, der eben gerade seinen sechzigsten Geburtstag gefeiert hat, in das Lichtproblem versenkt Bezeichnend für seine künstlerische Auffassung ist der Ausspruch über seine religiöse Malerei: „Wenn man das Lichtproblem vielleicht noch etwas tiefer gefaßt hätte, wäre die Gestalt des Heilands entbehrlich gewesen."

Unter den Jüngern sind Adolf Thomann und Julius Seyler fraglos die markantesten Erscheinungen. Jener zeigt in einer reitenden Bäuerin aufs neue den keuschen Reiz seiner in sich gekehrten Palette und den tiefgrabenden Rhythmus der Ruhe, der allen seinen Bildern eigen ist; dieser, wohl der begabteste Zügelschüler, strebt ähnlich wie Thomann nach einer harmonischen Vereinigung von tiefer, wahrhaftiger Empfindung und geschlossener, malerischer Form. Sein „Früher Tag" gehört zu dem Besten, was ihm bis jetzt gelungen ist. Wie Email sitzt die Farbe auf dem Kopf der scheckigen Kuh.

Über den Glaspalast kann man sich kurz fassen. Außer den prächtigen Farbenarrangements von Putz, die man hier immer noch für Bilder hält, und den ebenso geschmackvoll-oberflächlichen Arbeiten Püttners verdient im Rahmen dieser Betrachtung kaum sonst noch etwas Erwähnung.

Rundschau

Hochsommer

Der Sommer ist gut. Regen und Trockenheit sind richtig verteilt, und man kann dem lieben Gott eine höchst lobende Erwähnung gönnen, weil er die Sonne pünktlich aufgehen läßt, auch unendliche Schwaden Heu mit der glühenden Kugel dörrt. Schwül ist es schon am frühen Morgen, und wer hemdärmelig auf Feldern und Wiesen steht, muß sich vor dem ersten Hahnenschrei die Stirne trocknen.

Wo man sie hört, loben sie das Gras, loben sie das Wetter. Ist alles zufrieden, legt sich alles müde ins Bett und weiß nichts anderes als Arbeit.

Da bringt mir der Postbote die Zeitung und damit einen sonderbaren

Lärm in die Stube. Das rasselt aus allen Zeilen vom gerüsteten Deutschland, von Gewehren und Kanonen!

Krieg liegt in der Luft, sagt die Zeitung, und der Redakteur lupft seinen Hintern vom Drehstuhl und reitet im Geiste gegen Erbfeinde und Franzosen.

Was der Kerl im sicheren Zimmer für eine Begeisterung hat!

Die es ausfressen müßten, wissen kein Sterbenswort von allen Gefahren; sie meinen, es werde wohl überall sein, daß Menschen bei solcher Zeit ihre Arbeit tun.

Alle Hans Georgs und Jakobs, was wißt ihr von Marokko und Makedonien? Von daher soll das Wetter kommen, und kein schlechtes, denn es brennt an allen Ecken, wenn es einschlägt. Wie das sein darf? Wie eine Sache gefährlich werden kann, die tausend Meilen weit von uns liegt, die keinem warm oder kalt macht, bei der niemand etwas zu denken hat?

Die gescheiten Leute werden es wissen, sagt der Bauer, und hat Ehrfurcht vor denen, die das Wetter besser verstehen. Tu den Hut nicht herunter, Hans Georg! Sie sehen nicht weiter als du, und was so gescheit klingt, das ist ein Ragout von schlechten Leitartikeln, die sie nachplappern.

Die deutschen Interessen in Marokko! Freilich wenn man von dem einzelnen hundert Mark wollte, um sie für ein marokkanisches Unternehmen anzulegen, dann würde er rechnen, was dabei herauskommen könnte, und er würde Beweise und Sicherheiten verlangen.

Aber was die Allgemeinheit angeht, prüft er nicht. Seine Zeitung sagt, daß wir Interessen in Marokko haben; also sagt er es nach, und den Zweifler heißt er nicht einen schlechten Rechner, sondern einen unpatriotischen Menschen. Darum erleben wir in Deutschland das Merkwürdige, daß niemand eine Sache prüft, für die tagtäglich Stimmung gemacht wird. Darum können wir einmal vor dem Ungeheuerlichen stehen, daß für eine Lappalie, für ein Nichts das Glück unserer Heimat aufs Spiel gesetzt wird.

Interessen sind Zahlen; Zahlen lassen sich feststellen.

Bis zum heutigen Tag hat keine verantwortliche und unterrichtete Persönlichkeit sich die Mühe genommen, den möglichen Verlust oder Gewinn einer Mark in Marokko nachzuweisen. Man hat den Reichstag nicht informiert, man hat in auffälligster Weise vermieden, eine Ziffer zu nennen.

Würden die läppischen Summen genannt, so wäre dem verbrecherischen Treiben der paar hanseatischen Krämer ein Ende gemacht.

Ich bitte, nicht von Patriotismus zu reden.

Was den Herren in Hamburg ein Plus oder Minus an Talern bedeutet, soll uns nicht zur nationalen Idee umgelogen werden.

Geht es um anderes, bedeutet die Sache so viel, daß unserm Volk die Entwicklung gehemmt werden kann, dann heraus mit den Beweisen und Zahlen auf den Tisch!

Vorerst haben wir das Wort des noch amtierenden Reichskanzlers, daß das englisch-französische Marokkoabkommen keinerlei Bedeutung für uns hatte.

Was 1904 nicht einmal diplomatische Bureauarbeit verlohnte, wird ein paar Jahre später kaum den Weltbrand entfachen dürfen.

* * *

Wenn die Unruhe alle Geschäfte stört, möchte der gute Hausvater sich Auskunft holen, ob denn nun wirklich die Lage so ernst sei.

Möchte auch zu bedenken geben, daß seine Gemütsart gegen kriegerischen Spektakel sich ablehnend verhalte. Aber

wo holt sich der Deutsche Rat und Auskunft, oder gar, wo redet er mit, auch wenn es sich um seine Existenz handelt?

Ja, wer Franzose, Engländer oder Italiener wäre!

Die holen sich ihre Minister vor und lassen sich die Geschäftsbücher aufschlagen.

Wir aber hören nur ein Murmeln, daß in Döberitz irgendetwas, so oder so gesprochen worden sei.

Das genügt für den deutschen Jokel. Sicherlich: wenn wir irgend etwas Bestimmtes, Klares und Verantwortliches über die Lage hören wollen, müssen wir Deutschen uns nach Paris wenden.

Aus französischen Kammerberichten entnehmen wir, wie von Mann zu Mann über ernste Dinge gesprochen wird.

In Berlin könnten wir nur erfahren, was die Regierung unter dem Pack zu verbreiten beliebt.

Der Reichstag wird nie in die glückliche Lage kommen, über die Politik des Tages unterrichtet zu werden; es ist sein charakteristisches Schicksal, daß er nie einberufen ist, wenn es notwendig wäre.

Erst Ende November 1908 wird Bülow die Beruhigungsnote der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung mündlich wiederholen, und wir können alsdann aus seiner farblosen und verwaschenen Darstellung erkennen, wie zerstörend fünf Monate auf aktuelle Fragen wirken.

Die Geschäfte stocken, die Börse ist beunruhigt, im ganzen Volke herrscht das Bedürfnis nach einer klaren, unumwundenen Aussprache, — fällt doch der Reichsregierung nicht ein, Farbe zu bekennen.

Sie läßt uns durch ihre Organe die Ohren vollärmen über den Ernst der Situation, sie läßt einen Haufen hanseatischer Kommis private Politik mit Mulay Hafid treiben, aber daß sie den Vertretern eines Sechzigmillionenvolkes Rede steht, — gibt es doch garnicht.

Die Untertanen dürfen nur raten, was wohl in Döberitz gesagt worden ist.

Das genügt für uns Deutsche ohne Recht auf Selbstbestimmung.

Wir haben ja alle die Möglichkeit, auf den Lokalanzeiger zu abonnieren und am Benehmen des Herrn Holzbock die europäische Lage zu studieren. Packt er seinen Koffer, um die Nordlandreise mitzumachen, so bleibt es schön; packt er ihn nicht, so ist die Sache brenzlich. Darum verzichten wir darauf, von irgendeiner deutschen Behörde Auskunft darüber zu erlangen, ob uns gnädigst verstattet wird, die Ernte friedlich heimzubringen, oder ob vielleicht etliche Millionen Deutsche vor die Kanonen gestellt werden!

Wem das nicht ganz gleichgültig ist, der hole sich seine Informationen in Paris!

Die Herren Pichon und Clemenceau sprechen auch für uns statt Seiner Durchlaucht des Fürsten von Bülow.

Die Debatte in der französischen Kammer zeigt wie die Abstimmung, daß es in Frankreich keine offizielle Kriegsstimmung gibt; einhundertsiebzehn Deputierte haben gegen die marokkanische Politik gestimmt; einhundertfünfzehn Deputierte haben sich der Abstimmung enthalten.

Von der Majorität, auf die sich die Regierung stützt, hat sich damit eine stattliche Zahl gegen Unternehmungen erklärt, die gefährlich werden könnten. Jaurès hat dem unbedingten Verlangen nach Frieden klaren Ausdruck gegeben, und seine Rede hat Beifall auf allen Seiten des Hauses gefunden. Pichon betonte die friedlichen Absichten der Regierung; als er die Taktlosigkeit beging, Deutschland gegen Jaurès auszuspielen, erreichte er nichts als stürmischen Widerspruch im Hause und eine Korrektur durch den Präsidenten.

Jedenfalls hat die Sitzung vom neunzehnten Juni, in deren Verlauf nicht ein chauvinistisches Wort fiel, gezeigt, daß alle Möglichkeiten zum friedlichen Verständnisse gegeben sind.

Der Reichstag ist nicht in der Lage, im gleichen Sinne zu antworten; er wird erst im November erklären können, daß auch wir Deutsche den Krieg verabscheuen, und daß hinter den gewissenlosen Hetzartikeln, die irgendeine Kapitalistengruppe zu lancieren weiß, noch nicht der kleinste Bruchteil unseres Volkes steht.

Ludwig Thoma

Nürnberger Sozialpolitik

„Wenn einer Deutschland kennen
Und Deutschland lieben soll,
Wird man ihm Nürnberg nennen,
Der edlen Künste voll.
Dich, nimmer noch veraltet,
Du treue, fleißige Stadt,
Wo Dürers Kraft gewaltet
Und Sachs gesungen hat."

Als Max von Schenckendorff das Lob Nürnbergs sang, da war es noch für alle in Deutschland die Stadt, in der Sachs gesungen, Dürer gemalt, Veit Stoß gebildet hatte. Und auch die Fremden, die heut Nürnberg besuchen, wollen diese Stadt sehen, der Richard Wagner neuromantische Geltung verschafft hat.

Vor den Toren und Türmen aber, die die winkligen Gassen umfrieden, die von der Burg niederwärts führen, ist ein neues Nürnberg emporgewachsen. Das Nürnberg, das als Mittelpunkt der bayerischen Industrie gelten kann.

Die Stadt Sachsens war die Stadt des Lichtes, ein Hort der Reformation, ein Rückhalt des Bürgertums im Kampf gegen den Adel. Die Stadt der bayerischen Metallindustrie gilt seit langem als Ausgangspunkt reaktionärer sozialpolitischer Strömung.

Die nürnbergische Großindustrie (wenn man von der Augsburgs absieht) paßt in das Gebiet des industriearmen Bayerns wenig hinein. Wenigstens uns Norddeutschen, die wir die bayerische Industrietätigkeit zu unterschätzen geneigt sind, scheint sie wenig in das bayerische Gesamtbild zu passen. Sicher aber ist so schroffe sozialpolitische Rede, wie sie in Nürnberg geführt wird, ein fremder Laut in der anheimelnden Mundart bayerischer Behäbigkeit.

Der Mittelpunkt der bayerischen Industrie-Reaktion ist der Verband der bayerischen Metallindustriellen in Nürnberg. Er hat mit seinen Arbeitern nie sonderlich in Frieden gelebt. Die letzte Aussperrung der Metallarbeiter ist noch in aller Gedächtnis. Neuerdings hieß es, daß verständigere Regungen sich bemerkbar machen. Möglich, daß man in Aussperrungen und Streiks die Kraft der organisierten Arbeiter achten lernte und sich weitere kostspielige Kämpfe ersparen will.

Mag dem sein, wie ihm wolle. Gegen Techniker und Handlungsgehilfen glaubt man jedenfalls solche Rücksicht nicht üben zu brauchen. In einer Sitzung des Verbandes der bayerischen Metallindustriellen sind der Bund der technischen und industriellen Beamten, der Deutschnationale Handlungsgehilfenverband, der Hamburger Verband der Handlungskommis vom Jahre 1858, der Verein deutscher Kaufleute und der Leipziger Handlungsgehilfenverband in B. V. getan worden. Mitglieder dieser Verbände sollen nicht mehr engagiert, wenn sie sich bereits in Stellung befinden, ausgemerzt werden.

Weshalb? Als man in Nürnberg gegen die Arbeiter zu Felde zog, gab man vor, den Sozialismus zu bekämpfen. Von den genannten Vereinen hat allen-

falls der Bund Technisch-Industrieller Beamten Mitglieder, die zur Sozialdemokratie gehören. Die Mehrheit selbst seiner Mitglieder aber ist nationalliberal. Der Deutschnationale Handlungsgehilfenverband schließt statutengemäß die Juden von der Mitgliedschaft aus, und einer seiner Führer gehört als Reichstagsabgeordneter der wirtschaftlichen Vereinigung an. Die anderen Vereine haben entweder gar keine ausgesprochene Parteistellung oder gelten als liberal angehaucht.

Die bayerischen Industriellen sprechen diesen Vereinen gegenüber denn auch garnicht erst von Sozialismus, sondern bezichtigen sie nur „sozialpolitischer Tendenzen". Weil sie in die — horribile dictu! — Kündigungsverhältnisse hineinreden wollen (so wird's wörtlich gesagt), gelten sie als fabrikgefährlich.

So brüsk wie im „liberalen" Bayern ist selbst im rückständigen Preußen den Handlungsgehilfenverbänden noch nicht der Krieg erklärt worden. Fast allen diesen Vereinen wohnt noch etwas von dem Geist alter Zeiten inne, da der Kaufmannsjünger „die Handlung erlernte", in der sicheren Hoffnung, später Sozius des Lehrmeisters zu werden. Am meisten hat noch der Deutschnationale Handlungsgehilfenverband begriffen, daß die Verhältnisse sich gewandelt haben, daß heute aus dem Lehrling wohl immer ein Kommis, seltener schon ein Prokurist, ganz selten aber ein Chef wird.

Allerdings sind sämtliche Vereine unter dem Zwange der Verhältnisse — teils unbewußt — zu kräftiger sozialpolitischer Arbeit gelangt: Die Kündigungsverhältnisse bedurften einer Neuregelung, die Gehaltszahlung, das Zeugniswesen und schließlich auch die Frage der Konkurrenzklausel mußten reformiert werden. Ganz ohne Kampf (der freilich manchmal recht schüchtern geführt wurde) ging es dabei natürlich nicht ab.

Die Handlungsgehilfen waren schon lange zu Verbänden zusammengeschlossen, als die Techniker sich noch immer als Akademiker fühlten, die es den Arbeitern und Kommis nicht gleichtun durften. Die soziale Lage der Techniker wurde durch diese Schutzlosigkeit überaus hart. Hinter dem stolzen Namen Ingenieur verbarg sich vielfach das glänzende Elend des studierten Proletariers. In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war das Studium der Technik modern geworden. Die Abiturienten der Realgymnasien, die sich zu Höherem berufen glaubten, konnten zumeist nur Technik oder Chemie studieren. Die sich rasch entwickelnden Großbetriebe nahmen die Absolventen der technischen Hochschulen willig auf. Allmählich wurde in den technischen Betrieben einerseits die Arbeitsteilung so differenziert, andererseits das Angebot von billigen Arbeitskräften so enorm, daß das Gehalt der Techniker immer weiter sank. Man nahm die Akademiker eigentlich nur aus Gnade und Barmherzigkeit. Denn Schlossergesellen und Mechaniker, die das Technikum besucht hatten, leisteten dieselbe Arbeit. In die chemischen Fabriken zogen die „Zuckerfräuleins" ein, die die langweiligen Beobachtungen an den Reagenzgläsern und Retorten mit viel mehr Geduld ausführten als die studierten Männer. Das niedrige Gehalt dieser Männer war nicht das Schlimmste. Diese Ingenieure und Chemiker, die allmählich zu technischen Beamten wurden, waren eigentlich vollkommen rechtlos. Dem Handelsgesetzbuch unterstanden sie nicht. Die Gewerbeordnung rechnete sie nicht zu den Industriearbeitern. Für sie gab es weder Gewerbegericht noch Kaufmannsgericht. Weltfremde Richter billigten die ungeheuerlichsten Konkurrenzklauseln (die die Unternehmer für nötig erklärten, weil „ihre Herren Mitarbeiter" von den Einzelheiten der patentierten Verfahren oder

der nicht patentierten Fabrikgeheimnisse zu viel gesehen hatten). Die Erfindungen, die die technischen Beamten machten, wurden der Fabrik patentiert. Wurde der Beamte gekündigt, so blieben alle Patentrechte beim Arbeitgeber.

Kein Wunder, daß dieser Jammer schließlich auch die Techniker trieb, sich zu organisieren. Der Hinweis, daß sie sich dadurch auf eine Stufe mit den Handarbeitern stellten, schreckte sie nicht mehr, seitdem sie sahen, daß die Ärzte, die Zahnärzte, die Apotheker, die Rechtsanwälte, ja sogar die Richter Organisationen anstrebten.

Die Handlungsgehilfen haben hübsche Erfolge errungen. Mit der Lage der technischen Beamten beschäftigt sich nun neuerdings die Öffentlichkeit gleichfalls. Fraglos wird auch ihnen ihr Recht werden. Trotz Nürnbergs Bannfluch!

Handlungsgehilfen und Techniker werden von einem politischen Moment begünstigt. Die Arbeitersozialpolitik im Reich ist wesentlich aus der Hoffnung entstanden, der Sozialdemokratie das Wasser abzugraben. Seitdem man gesehen hat, daß diesem Wunsche der volle Erfolg versagt ist, ist das Tempo dieser Sozialpolitik etwas langsamer geworden. Es wäre noch viel langsamer, wenn nicht dem Liberalismus und der Zentrumspartei immerhin noch wesentliche Arbeiterschichten anhängen würden. Es wäre viel schneller gegangen, wenn wie in England alle bürgerlichen Parteien um die Stimmen der — nicht durch eine eigene Partei vertretenen — Arbeiter für die Wahlen buhlen müßten.

Handlungsgehilfen und Techniker sind in ihrer überwiegenden Mehrzahl keine Sozialdemokraten: sie wählen antisemitisch, nationalliberal, freisinnig und volksparteilich. Deshalb müssen die bürgerlichen Parteien aus Selbsterhaltungstrieb ihre Wünsche befriedigen, und deswegen ist das Verhalten des Verbandes der bayerischen Metallindustriellen eine kapitale Dummheit.

Handlungsgehilfen und Techniker bilden die Kerntruppe der Mittelschichten, die in die Lücke einmarschieren, die die kapitalistische Entwicklung dem Mittelstand selbständiger Kaufleute und Gewerbetreibenden gerissen hat. Wenn der Liberalismus überhaupt die Chance der Verjüngung hat, so nur, wenn er sich auf diese Schichten stützt.

Ich habe von einem Entrüstungssturm über das Verhalten des Verbandes der bayerischen Metallindustriellen bisher im liberalen Blätterwald nur wenig gemerkt. Man scheint vorläufig noch nicht zu übersehen, wie hart die Nuß ist, die die Nürnberger Metallindustriellen den bürgerlich demokratischen-liberalen Parteien zu knacken geben.

„Wie friedsam treuer Sitten,
Getrost in Tat und Werk,
Liegt nicht in Deutschlands Mitten
Mein liebes Nürenberg.“

Georg Bernhard

Der Herr von Abadessa

In Wien lebt ein Dichter, der hat vor sehr langer Zeit ein Gedicht geschrieben, ich weiß nicht genau, wie es geht, obwohl meine Tante, die vor einigen Jahren gestorben ist, dieses Gedicht auswendig wußte und bei jeder Gelegenheit aufsagte. Es beginnt mit den Worten: „Ich liebe die hektischen schlanken — — —“, und so oft meine Tante es zitierte, erzählte mein Onkel, der hochbetagt noch heute lebt, wie dieses Gedicht in seiner Jugend alle Herzen ergriffen habe, und wie seine Frau ihm mit dem Dichter beinahe untreu geworden wäre. Sie neigte schon damals zum Embonpoint; darum fastete sie tagelang und wäre beinahe von der

Schwindsucht dahingerafft worden, nur weil sie dem Dichter gefallen wollte, der die hektischen Schlanken liebte. Er hatte außer dieser Vorliebe keine besonderen Verdienste, aber diese einzige merkwürdige Geschmacksrichtung genügte, ihn in Wien berühmt zu machen. Die wiener Schönen kasteiten sich und legten hektisches Rot auf, sie liefen dem Dichter auf dem Graben nach, und wenn sie ihm von vorne begegneten, wurden sie blaß und rot, und alle dachten dasselbe: Ob ich wohl hektisch genug bin? Meine Tante lullte ihren Erstgeborenen, der jetzt gerade die zweite Waffenübung macht, mit diesem Liede in Schlaf. Man konnte den unauslöschlichen Eindruck, den dieses Gedicht auf ihre Jugend gemacht hatte, noch im Alter am Glanze ihrer Augen erkennen, wenn sie es sprach. Es scheint, als ob dieser Dichter auch noch andere Gedichte gemacht hätte, aber seine anderen Gedichte wurden nicht bekannt, brauchten auch nicht bekannt zu werden; es genügte, daß er die hektischen Schlanken liebte. Es mußte umsomehr genügen, als jedermann an den schweren Augendeckeln und dem schlaffen Gang des Dichters bemerkte, daß seine Vorliebe überaus anstrengend war und ihm zu Nebenbeschäftigung keine Kraft übrig ließ. Ein einziges Mal hat er sich aufgerafft und zu Ehren eines kongenialen Dichters ein Festessen veranstaltet. Das war etwa um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, als der nordische Magus Ibsen nach Wien kam. Um diese Zeit trugen nachher zu Ruhm gelangte Schriftsteller, die heute ihr Lebenswerk hinter sich haben oder gar schon gestorben sind, noch kurze Hosen. Aber der Herr von Abadessa — so hieß er nämlich — hatte schon geraume Zeit vorher der wiener Jugend verkündigt, was er zu sagen hatte, nämlich, daß er die hektischen Schlanken liebe. Als Ibsen auf dem wiener Nordbahnhofe ankam, wurde er von dem damaligen Jungwien, mit dem Herrn von Abadessa an der Spitze, mit dem Trutzruf empfangen: „Wir lieben die hektischen Schlanken!" Das war alles, was das geistige Wien dem Dichterfürsten bieten konnte. Ibsen zog den Hut und erwiderte: „Bei aller Anerkennung, lieber Herr von Abadessa, sollten Sie doch endlich was Neues schreiben." Aber wie jeder echte Dichter war der Herr von Abadessa von der Urwahrheit, die er gefunden hatte, so durchdrungen, daß er über sie nicht hinauskommen konnte. Er hielt bei dem Bankett eine Tischrede, in der er die Verdienste Ibsens preisen wollte. Als er ans Glas geklopft hatte, kam der heilige Geist über ihn, und er sagte: „Ich liebe die hektischen Schlanken", worauf ein endloser Jubel unter dem anwesenden Jungwien ausbrach, sodaß Ibsen in seiner ernsten Art erwiderte: er meine, daß seit Werthers Leiden kein so schöner und tiefer Gedanke in Liebessachen ausgesprochen worden sei.

In Wien existiert ein Preis für die beste dramatische Arbeit. Der Herr von Abadessa bekam diesen Preis, obwohl er gar keine dramatische Arbeit geschrieben hatte. Die Herren vom Kuratorium meinten mit Recht, daß dem Manne, der die hektischen Schlanken liebte, auch ein gutes Drama zuzutrauen sei. Es wäre eine beleidigende Zumutung gewesen, von einem so großen Dichter zu verlangen, daß er ein Drama erst schreiben und aufführen lasse, bevor man es kröne.

Jedes Jahr hängt das Porträt des Herrn von Abadessa in der Frühjahrsausstellung des Kunstvereins. Siebenunddreißig Maler sind durch solche Porträts berühmt geworden.

Als er sein gigantisches Jugendgedicht schrieb, war von Oskar Wilde noch keine Rede, aber als Wilde nach seinem Tode berühmt und sein Marty-

rium bekannt wurde, gelang es dem Herrn von Abadessa, genau so auszusehen wie der verstorbene Wilde und mit diesem Aussehen auch dessen dichterische Verdienste für sich in Anspruch zu nehmen. Das gab dem einzigen Gedichte des Herrn von Abadessa eine ganz bedeutende Resonanz für alle Zeiten.

Man darf aber nicht glauben, daß der Herr von Abadessa sich in einem antiquierten Glanze sonne und keine Zukunftspläne hege. Ibsen ist tot. Oskar Wilde ist tot. Auch meine Tante ist gestorben, aber der Herr von Abadessa ist jugendlicher als je und hat sich sogar zur vergangenen Saison eine neue Nagelfeile gekauft. Er müßte nicht der geniale Dichter des Liedes „Was ich liebe" sein, wenn nicht aus der poetischen Beschäftigung mit dieser Nagelfeile ein neues Lied entstehen würde. Ganz Wien wartet darauf mit höchster Spannung. Wie leicht ist es möglich, daß der Herr von Abadessa seinen Geschmack geändert hat und nicht mehr die hektischen Schlanken liebt! Es wäre zwar schmerzlich, wenn er seinen Ideengang in einer so grundsätzlichen Sache verschoben hätte, aber so etwas ist schon bei den größten Geistern vorgekommen, und zwei Menschenalter ändern viel im Wesen eines Menschen.

Es ist notwendig, darauf hinzuweisen, daß der Dichter mit seiner Nagelfeile im Kaffeehaus sitzt und sinnt, denn es beginnt im Reiche draußen aufzufallen, daß Wien seine ganze Hoffnung und seinen ganzen Stolz auf den einen Mann setzt, der seit dem Regierungsantritt des Kaisers Franz Josef eigentlich nichts Rechtes mehr gedichtet hat. Als ob die eine Zeile nicht mehr bedeutete als vierzig Bände eines Sudlers.

Uns Wienern genügt das Lebenswerk dieses Mannes. Wir sind ihm dankbar für die Mitteilung, daß er die hektischen Schlanken liebt, und wir bleiben es, auch wenn er uns sonst nichts mehr schenkt. Freilich hindert uns das nicht, voll Hoffnung und Vertrauen zu unserem Herrn von Abadessa aufzuschauen, denn er ist noch jung, und man muß einem Genie Zeit lassen zu seiner Entwicklung.

Wie rührend ist die Anbetung der jüngsten Backfische, wenn er durch die Stadt geht. Die Einfältigen! Sie glauben, daß er noch immer die hektischen Schlanken liebe. Sie wissen nicht, daß seit jener längstvergangenen Zeit in diesem gigantischen Gehirn, das den Ruhm von drei Generationen eingesogen hat, Veränderungen sich vollzogen haben könnten, die ein minder Großer nicht einmal anzudeuten wagt. So steht Wien im Banne des großen Ereignisses, das jeden Tag eintreten kann. Der Herr von Abadessa hat das Wort. In der nächsten Stunde vielleicht fliegen die Depeschen aus dem Kaffeehaus des Herrn von Abadessa in alle Welt und teilen den aufhorchenden Menschen mit, daß die wiener Frauen durch fleißiges Mehlspeisessen nachholen müssen, was sie solange krampfhaft vermieden haben.

Fritz Wittels

Die Umwandlung der Erbschaftssteuer in ein zivilrechtliches Miterbrecht des Reiches

Erbschaftssteuern sind noch wenig beliebt. Der Staat wird beschuldigt, er schmälere die gesetzlichen oder testamentarischen Erben in wohlerworbenen Rechten, er konfisziere fremdes Vermögen, während er nur laufendes Einkommen besteuern dürfe. Trotzdem halten wir diese Einnahmequelle des Staates gefühlsmäßig für berechtigt. Denn nicht die Sache

an sich ist ungerecht, sondern die Methode des praktischen Vorgehens ist falsch, und die juristische Konstruktion ist nicht zweckmäßig.

Nicht der Steuereinnehmer mit seinem Geldbedürfnis, sondern das bürgerliche Recht mit seiner sozialen Gerechtigkeit muß vernünftigerweise der Gesellschaft einen Erbanteil verschaffen.

Wir dürfen den Staat zu seinen Einnahmen von Todes wegen nicht berechtigen als Steuereinnehmer, sondern als pflichtteilberechtigten Miterben, ähnlich dem Ehegatten, der auch neben den Blutsverwandten des Erblassers einen Pflichtteil erhält. Etwa so: Bürgerliches Gesetzbuch § 1936 A: „Gesetzlicher Miterbe ist das Deutsche Reich zu einem Fünftel, einem Zehntel, einem Fünfzehntel, einem Zwanzigstel und so weiter des Nachlasses bei einem Nachlaß von a, b, c, d und so weiter Mark. Der Erbteil ist ein Pflichtteil."

Damit ist die ganze Einnahmequelle fertig ausgebaut bis auf eine noch zu nennende Ergänzung. Die Erbteile der andern Erben und Vermächtnisnehmer werden so verhältnismäßig gekürzt, wie durch jeden andren von Todes wegen Berechtigten. Das Reich erbt zusammen mit den andern Erben, bei einer großen Erbmasse mit einem hohen Anteil, bei einer kleinen Masse mit einem geringeren Anteil. Bei einer ganz geringfügigen Erbschaft bleibt es ohne Anteil. Aber das Reich besteuert keinen Erben.

Das heutige den Staat vergessende Erbrecht ist ein Unrecht. Denn es übergeht eine dem Erblasser recht nahestehende Person, es übergeht die soziale Gemeinschaft, an deren Wohlergehen der Mensch mit moderner Lebensanschauung ideal sehr interessiert ist, und die das nachgelassene Vermögen mitschaffen half. Gegen diese Übergehung seines natürlichen Erbrechts wehrte sich der Staat mit Erbschaftssteuern — ein Notwehrzustand, den wir beseitigen müssen durch Ersetzung der öffentlichrechtlichen Erbschaftssteuer durch einen privatrechtlichen Erbschaftspflichtteil des Staates.

Dieser Erbteil ist kein Kniff aus fiskalischem Geldbedürfnis, sondern eine Satzung der vermögensrechtlichen Gesellschaftsordnung, die durch das Bürgerliche Gesetzbuch die Sachgüter, hier speziell den Nachlaß, verteilt. So muß die Sache logischer- und gerechterweise gewendet werden, und dies ist auch aus sozialpsychologischen Gründen das Klügste. Denn die Besteuerung der Erbschaft ist als Konfiskation schon erworbener Vermögensteile bei manchem verhaßt. Dagegen sind Miterben, wenn auch nicht sehr gern gesehen, erträglich, besonders unter Vorhaltung des natürlichen Erbrechts der sozialen Gemeinschaft. Auch wird der Staatsfiskus sich bei Wahrung dieses natürlichen Rechts weit besser stehen als bei einer Drehung der Steuerschraube, die ihm weit weniger Einnahmen bringen wird. Was als Steuersatz schon unerträglich hoch erscheint, wird als Erbteil der sozialen Gemeinschaft lächerlich klein erscheinen.

Ähnlich wie schon heute die Erbschaftsbesteuerung dem Erblasser fernerstehende Erben schärfer besteuert als nahe Verwandte, die in einigen Ländern sogar steuerfrei sind, wird aus sozialer Gerechtigkeit Fernerben gegenüber die soziale Gemeinschaft einen größren Erbanteil durchsetzen. Berechtigt ist dies völlig, steht doch die soziale Gemeinschaft dem Erblasser näher als alle testamentarischen Fernerben.

Eine solche populäre Konstruktionsänderung von Steuern zu Erbrecht kann leicht zu einem glänzenden finanziellen Ergebnis führen. Dieses kann noch verbessert werden, wenn bei dieser Gelegenheit endlich die gerade in letzter Zeit viel geforderte Beschränkung des Erbrechts nach oben auf die Großeltern erfolgte. (Bamberger, Erbrechtsreform,

Berlin 1908.) Denn ein Familienerbrecht ist nur dort berechtigt, wo noch ein enger, ursächlicher Zusammenhang zwischen Vermögensstandard des Erblassers und des Erben besteht, der aber heute zwischen Erblasser und Urgroßeltern und Vettern zweiten Grades nicht mehr besteht. So würde der Staat gesetzlicher, pflichtteilberechtigter Alleinerbe der vierten Ordnung der Erben nach dem Bürgerlichem Gesetzbuch und gesetzlicher, pflichtteilberechtigter Miterbe in den drei ersten Ordnungen.

Finanzgesundung durch soziale Gerechtigkeit!

Dr. jur. Klaus Wagner

Goethe und Häckel

Ein Pantheismus, der Ernst macht mit dem „Pan", darf vor allem die Spannung nicht ausschließen, durch welche das Pan lebt. Denn das All ist nicht nur das, was da ist, sondern vor allem auch, was da sein wird. Es besteht aus Vergangenheit und Zukunft. Und zwar nicht so, wie der Philister es sich denkt, daß die Zukunft immer kleiner, die Vergangenheit immer größer wird; vielmehr das Weltproblem ist beschlossen in der Spannung, in der Auseinandersetzung zwischen diesen beiden Elementen des Alls, zwischen Gewordenem und Werdendem, zwischen Sein und Sollen, zwischen Stoff und Geist.

Auch wenn man das „Pan" mit dem Augenblick in eins setzt, gilt das. Denn der „Augenblick" ist nicht ein mathematischer Punkt, sondern der Blitz, der zwischen den beiden elektrischen Polen des Ganzen springt; und nur so ist das Pan in ihm enthalten.

Der Philister, dem die Spannung an sich etwas Lästiges, Unbequemes ist, wird immer nach einer der beiden Seiten entwischen wollen. Entweder ins Plattland eines materialistisch vorgestellten Diesseits oder in das ebenso platte Land eines ebenso materialistisch vorgestellten Jenseits. Die einen wenden die Gesetze des Seins auf das Werden an; es kann nur werden, was schon ist, und man kennt das All. Es gibt keine verborgenen Schlünde mehr in ihm, keine Neuigkeiten, kein Geheimnis. Und die Stimmen in uns, die von dem Unerhörten sprechen, sind Phantasie von der müßigen Sorte.

Die andern wollen die Gesetze des Werdens auf das Sein anwenden. Was der Mensch in seiner inneren Verbindung mit der Zukunft empfindet, danach soll das Vergangene sich richten, und die Welt soll sittlich geordnet worden sein, weil wir sie sittlich wollen. Strafen in jeder Wolke, Strafen in der Erde, die bebt, Strafen im Wasser und im Wetter.

Und beide sind sich einig darin, daß die Spannung weg soll, und daß man den Blitz aus einem der beiden Pole erklären und den Aberglauben aufgeben soll, daß er „dualistisch" sei.

Gegen beide hat der Goethesche Pantheismus protestiert. Er umfaßte wirklich das Pan. Er, der dem „Physiker" und „Philister" zurief — man muß auf das Wort immer wieder zurück, es ist ein Schlüsselwort für jeden „Pantheismus", der mehr als verschämter Materialismus ist! —: „Ihr folget falscher Spur; glaubt nicht, wir scherzen! Ist nicht der Kern der Natur Menschen im Herzen?" In demselben Herzen, das nach mechanischen Gesetzen schlägt und nach sittlichen Gesetzen hofft und fühlt, in demselben Herzen, das sich des unerbittlichen Gewordenseins bewußt ist und hinter ihm und durch es hindurch Geisterstimmen der werdenden Zukunft hört, Endliches verstehend, Unendliches glaubend. Nur in diesem umfassenden Goethe-

schen Sinne ist das Wort wahr, daß alle Gebildeten seit Goethe Pantheisten seien.

Aber der Faustfamulus Wagner wird ewig die Masse gegen seinen Meister für sich haben, und weil er gegen Faust der zweite ist, so hält er sich auch für den Fortgeschrittneren. Wenn er den Geist für eine Funktion der Großhirnrinde erklärt, so ist Deutschland überzeugt, daß er über Goethe hinausging und ihn fortentwickelt hat. Wie sollte er nicht! Lebt er doch hundert Jahre nach Goethe!

Es gibt einige, die es nicht vertragen, Goethe und Häckel in einem Atem genannt zu hören. Aber spricht man nicht auch von Faust und Wagner in einem Atem?

Bonus

Reval

Der Juli 1908 sah die Zusammenkunft der Souveräne von England und Rußland in Reval. Das ist eine Etappe auf einer international wichtigen Bahn. Reval ist nur die Festlichkeit, durch die der Abschluß des russisch-englischen Vertrags über die Abgrenzung der Interessensphären der beiden Länder in Asien gefeiert und majestätisch proklamiert wurde. Dieser Vertrag ist das große Ereignis der jüngsten Gegenwart, das die internationale Lage Europas umgestalten mußte. Er hob für die nächste Zeit den entzündlichen Antagonismus Rußlands und Englands dort auf, wo die beiden Weltreiche zusammenstoßen. Die Ausschaltung der asiatischen Rivalität ändert die Gruppierung in dem europäischen Konzert.

Vor fünfundfünfzig Jahren erschien vor Reval eine englische Flotte, um gegen Rußlands tückische Politik mit ernsthaften Kanonenschüssen zu demonstrieren. Heute besprachen nach freundschaftlichen Salutschüssen die Monarchen im Auftrag ihrer auswärtigen Minister die gemeinschaftliche Erledigung der persischen und der makedonischen Frage. Dem ostentativen Rendezvous von Reval wird ein Gegenbesuch des Zaren in oder bei England folgen. König Edwards Toast hat den Wunsch nach einem erneuten Wiedersehen offiziell ausgesprochen; also ist die Zusage bereits gegeben. Beide Staaten verlassen damit die Bahnen einer Politik traditionellen Gegensatzes und Mißtrauens. Das ist für die englischen Liberalen zugleich ein innerpolitisches Ereignis. Der Antrag des englischen Sozialisten O'Grady, die Kosten der Reise nach Reval nicht zu bewilligen, bewegte sich sachlich in der Gladstoneschen Richtung. Der auswärtige Minister Sir Edward Grey, der unter dem neuen Premier noch mehr Unterstützung für die neue Politik hat als unter Campbell Bannermann, setzte sich im Parlament persönlich scharf ein: „Ich stehe und falle mit dieser Politik." Die Liberalen haben die Reise mit wenig Ausnahmen gebilligt. Sie gaben damit eine Nüance des englischen Liberalismus auf.

Für Deutschland bedeutet diese Handreichung des Ostens und Westens eine Verschärfung der Isolierung, über die vor einigen Jahren eine deutsche Thronrede laut geklagt hat. Man darf die Bedeutung von Monarchenzusammenkünften nicht überschätzen. Denn die Zusammenkunft Kaiser Wilhelms II und König Edwards im vorigen November hat keine politischen Eindrücke tieferer Art hinterlassen. So ist auch Reval an sich nicht wichtig und nicht allarmierend, aber ein Sympton der Verschiebung des sogenannten europäischen Gleichgewichts.

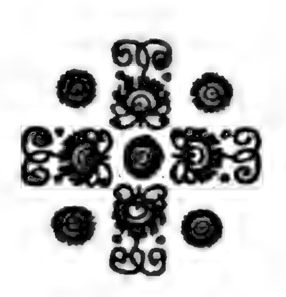
Hat Deutschland die Lage rechtzeitig erkannt? Sich den Westmächten fernhalten, um Rußlands diplomatische

Unterstützung zu verdienen, — das war einst eine mögliche Politik. Sie ist von Bismarck lebhaft plädiert und gegen Caprivi aggressiv verteidigt worden. Hohenlohe und Bülow segelten im Kielwasser dieser Taktik der Abrückung von den Westmächten oder wenigstens der unterlassenen Annäherung weiter. Man ließ Holstein kaiserliche Marokkopolitik treiben und trieb Frankreich immer tiefer in Englands Arme. Deutschland mußte und konnte zu den Westmächten in ein Verhältnis gelangen, das den internationalen Atmosphärendruck hätte vermindern und der englisch-russischen Liaison den Charakter einer Einkreisung benehmen können. Für Deutschland ist die Lage nicht einfach, wie immer nach verpaßten Gelegenheiten.

Die bisherige Methode war nicht sehr erfolgreich. Man sieht kein klares Ziel, und das Auftreten ist wechselnd. Es wird zünftige und unzünftige Diplomaten geben, die Rüstungsvermehrung als einziges diplomatisches Mittel vorschlagen. Aber dieses Mittel wird seit zehn Jahren in immer verschärftem Maße angewendet und hat die diplomatische Lage nicht erleichtert, sondern beschwert. Man kann ausrechnen, daß England einen „Fehler" gemacht und zuerst nur mit einem Schiff der Dreadnoughtklasse, statt mit dem Bau mehrerer begonnen habe, daß Deutschland mit dieser Klasse schärfer eingesetzt und darum Aussicht habe, England bis zum Jahr 1912 mit einem Schiffe dieser Oberklasse zu überholen, die alle anderen Typen angeblich entwertet. Solche mechanischen Rechenmethoden pflegen oft gefährlich falsch zu sein. Die Dreadnought wird in wenigen Jahren auch überholt sein, wie ihr ein großer englischer Schiffskonstrukteur schon heute prophezeit. Und dann? England ist zudem so unangenehm, nicht nur Schiffe, sondern auch Freundschaften auszubauen. Diese Kunst sollte Deutschland endlich praktisch erfolgreicher üben. Dazu wäre eine Revision des politischen Geistes in Berlin nötig. Eine solche Revision wird nicht erfolgen. Geheimgehaltene Unmutsäußerungen vor Militär oder Zivilisten sind untaktisch und werden von den Adressaten entweder als Quittung oder als Drohung ausgedeutet und registriert.

Im übrigen ist nicht zu verkennen, daß die Art, wie England das Kartenspiel zurzeit mischt und Trümpfe überlaut auf den Spieltisch wirft, kein Zeichen einer besonders hohen Staatskunst ist. Alle Protzerei hüben und drüben ist klein und gefährlich. Die Art, wie König Eduard als politischer Reisender von seinen Ministern ausgesandt wird und seine Weltfirma übergeschäftig vertritt, erinnert an die Formen und Mittel der industriellen Trusts. Wird mit solchen „Reval"itäten von der internationalen Diplomatie weiter hantiert, so werden die Rivalitäten bald erhitzte Simmungen erzeugen. Der Chauvinismus wird wieder einmal wachsen.

C H



Glossen

Die preußischen Landtagswahlen

Das Ergebnis ist:

Konservative	152	bisher	143	(+ 9)
Zentrum	104	„	96	(+ 8)
Nationalliberale	65	„	76	(—11)
Freikonservative	57	„	62	(— 5)
Freisinnige Volkspartei	29	„	24	(+ 5)
Freisinnige Vereinigung	9	„	9	(+ 0)
Polen	15	„	13	(+ 2)
Sozialdemokraten	7	„	0	(+ 7)
Wilde	4	„	7	(— 3)

Die Konservativen, die mit dem Zentrum oder mit den Nationalliberalen und Freikonservativen eine Mehrheit bilden können, beherrschen die Lage. Der Kampf der Linksparteien, der die ganze Wahl stimmung von vornherein totgeschlagen hat, war ein Profit für die Rechte. Geld, Verrat der Abstimmung und die Wahlbündnisse, die das Dreiklassenwahlrecht zeitigt, nehmen dem politischen Kampf seine Würde und seine Kraft. Die preußische Bevölkerung kann unter der öffentlichen Abstimmung nicht frei wählen. Einen klassischen Beweis dafür lieferte Fürst Bülow. Er hat das Programm liberal-konservativer Paarung ausgegeben, und er mußte von diesem Programm aus für das Abgeordnetenhaus mit seiner übermächtigen konservativen Mehrheit liberal wählen. Fürst Bülow hat aber bei der öffentlichen Abstimmung konservative Wahlmänner gewählt. Da man nicht annehmen darf, daß er sein Paarungsprogramm innerlich aufgegeben hat, so erkennt man, daß er nur aus Besorgnis vor der konservativen Ungnade nicht für seine Mittelliniенüberzeugung gestimmt hat.

So ist Bernhard von Bülow selbst ein Beweis für den unmoralischen Zwang der öffentlichen Stimmabgabe.

Dr. Heinrich Hutter

Wahlstatistische Beobachtungen zur konfessionellen Ethnographie

Die bekannte Tatsache, daß das Zentrum die katholische Bevölkerung in hohem Maße politisch beherrscht, ist dadurch zu erklären, daß der katholische Volksteil von einem gewissen Mißtrauen gegen die protestantische Bevölkerungsmehrheit erfüllt ist, das Bedürfnis nach engem politischen Zusammenschluß fühlt und gerne politische Meinungsverschiedenheiten in den Hintergrund stellt, um gegenüber dem Protestantismus als geschlossene politische Gruppe dazustehen. So erklärt sich auch ein Gesetz, auf das man, soweit ich beobachten kann, noch nicht recht aufmerksam geworden ist.

In Staaten mit katholischer Mehrheit (Bayern, Baden) besteht auch in

rein oder fast rein katholischen Gegenden eine starke antiultramontane Minderheit, so besonders in Niederbayern und im südlichen Baden. Dagegen ist in katholischen Wahlkreisen protestantischer Staaten (Preußen, Württemberg, Oldenburg) die antiultramontane Minderheit noch schwächer als die protestantische Minderheit. Bodenständiger Protestantismus wählt als Wahlkreisminderheit, besonders in protestantischen Staaten, lässig und faul. Hinwiederum wählt eine katholische bodenständige Minderheit im protestantischen Staat, falls sie sich nicht etwa der Wahl planvoll enthält oder einen rechtsstehenden Protestanten unterstützt, sehr tapfer Zentrum, erobert sogar unter Umständen das Mandat für das Zentrum, indem sie sich in die Stichwahl vordrängt. So war der zu zweiundsiebzig Prozent protestantische Wahlkreis „Minden 3" (Bielefeld) von 1890 bis 1907 durch das Zentrum vertreten. Beispiele aus Kürschners Reichstag 1907:

	Konfession Prozent	Zentrums-Stimmen Prozent
a) Oberbayern 4 (Ingolstadt)	96 katholisch	69,4
Schwaben 6 (Lindau)	91 katholisch	48,7
b) Minden 4 (Paderborn)	93 katholisch	95,6
c) Württemberg 15 (Blaubeuren)	63 katholisch	66,5
Oldenburg 3 (Vechta)	59 katholisch	64,4
d) Kassel 6 (Hünfeld) [viele Juden]	79 protestantisch	20,9

* * *

In vorwiegend katholischen Staaten ist eben das „Mißtrauen" der katholischen Bevölkerung viel geringer, psychologisch viel weniger begründet. In dem zu 84 Prozent katholischen Wahlkreis Erfurt 2 (Worbis) betrugen allerdings 1907 die Zentrumsstimmen nur 77,8 Prozent. Dies scheint, da Worbis in einem protestantischen Staate liegt, gegen meine Behauptung zu sprechen, ist aber sehr einfach durch Verwirrung zu erklären: Herr von Stombeck, der wiederzuwählende Zentrumsabgeordnete, hatte im entscheidenden Augenblick nationalkatholisch gestimmt. 1903 betrugen denn auch die Zentrumsstimmen im Wahlkreis Worbis: 84,5 Prozent.

Diese Aufstellungen gelten allerdings nur für Wahlkreise mit rein deutschsprechender Bevölkerung. Ferner ist zu beachten, daß in katholischen Wahlkreisen Preußens die Verhältniszahl der Katholiken durch protestantische militärische Nichtwähler etwas gedrückt wird.

Das „Mißtrauen" der in protestantische Großstädte eingewanderten katholischen Bevölkerung ist wenig dauerhaft. In katholischen Großstädten protestantischer Staaten vermag das Zentrum die katholischen Wähler viel mehr an sich zu halten als in katholischen Großstädten katholischer Staaten: In Köln (Stadt, 78 Prozent katholisch) hat das Zentrum die relative Mehrheit; in München I (80 Prozent katholisch) steht es an dritter Stelle, hinter den Liberalen wie den Sozialdemokraten.

Das Zentrum herrscht unumschränkt bei den rheinländischen und niedersächsischen Katholiken, besonders auf dem Lande. Im badischen Schwarzwald und in Altbayern aber treten ihm selbst auf dem Lande starke antiultramontane Stimmenzahlen katholischer Wähler entgegen. Jeder Überblick über die Wahlstatistiken wird diese Feststellung bestätigen.

Otto Seidl

Utopia

Dieser Tage las ich einen utopistischen Roman „Im Jahre des Kometen“ von dem Engländer H. G. Wells (deutsch bei Julius Hoffmann, Stuttgart). Ein mäßiger Unterhaltungsroman, mit dem Untertitel „ein phantastischer Roman“. Der Verfasser hat das, was Leihbibliothekabonnenten Phantasie nennen, Freude am Absurden und ein tollkühnes Verachten der Gesetze der Wirklichkeit und der Kunst. Also ein schlechtes Buch. Nicht schlechter und nicht besser als Jules Verne und als Bellamy.

Dennoch hat das Buch mir einen Eindruck gemacht. Das utopische Glück, von dem der Verfasser erzählt, entspringt zwar einem lächerlichen und schlecht ersonnenen Zufall, dem Zusammenstoß der Erde mit einem Kometen; aber es ist ein wirkliches Glück. Es ist ein einfaches, zufriedenes Zusammenleben guter, vernünftiger Menschen, die ganz sind wie wir, nur ohne Erbsünde. Es ist ein Verzicht auf die Lächerlichkeiten unserer Politik und Lebensführung, auf Krieg, Trust, Streik, Advokatenunwesen usw., kurz das einfache, gescheite Leben und Arbeiten verständiger, gesunder Menschen, im Grund eine fast selbstverständliche Sache. Und das ist das Gute und Schöne an dem schlechten Buch: zwar muß der törichte Komet dies neue Leben erwecken, aber Kraft und Nahrung und Bestand hat es nur durch seine Einfachheit und Zweckmäßigkeit, es ruht ganz auf Eigenschaften und Bedürfnissen, die jeder hat. Und so gewährt es dem Autor und dem Leser ein merkwürdig wehmütiges Humoristenvergnügen, vom Standpunkt Utopias aus unser heutiges Leben in seiner scheußlichen Verworrenheit und Häßlichkeit verwundert zu betrachten. Von einem wirklichen Dichter dargestellt, müßte das wunderbar und ergreifend sein wie nichts anderes; so ist es mehr interessant und „phantastisch“. Stellenweise auch amüsant und erfreulich. Bei der Neueinrichtung der Welt werden festliche Verbrennungen des alten Plunders vorgenommen, von Möbeln, Bildern, Zeitungen, Büchern, Modespielereien, die man mit reiner Befriedigung zugrunde gehen sieht. Freilich in einem Buch, das selber mit aller Phantastik tief im Konventionellen fußt, auf minderwertige Instinkte der Leser rechnet und mit einem schreienden, häßlichen Umschlag geziert ist!

Ich möchte niemand empfehlen, das Buch zu lesen. Aber ich kann mir den Fall denken, daß ein unverwöhnter Leser von naivem Geschmack sich in diese grellen Darstellungen hineinliest und mitten in dem Jahrmarkt über die Gebärde der Vernunft und Gesundheit und Menschenwürde erschrickt, die da im Werk eines Sensationsdichters sich grotesk und etwas verzeichnet, aber unzerstörbar mächtig erhebt.

Adam

Das goldene Kalb

In der Ausstellung München 1908 gibt es auch einen sogenannten Vergnügungspark. So oft ich ihn, vom Hauptrestaurant herkommend, betrete, lähmt mich eine feierliche Friedhofsstimmung — ich muß gähnen. War das die Absicht der künstlerischen Leitung? Ich weiß es nicht. Aber der Anblick der staubigen Sandwüste, die sich im glühenden Sonnenbrande schier endlos bis zur stattlichen Bierhalle hinüberstreckt, blendet das Auge, und die zierlichen, stilgerechten Häuschen, die rechts und links von ihr in Reih und Glied aufgestellt sind, gemahnen mit ihren sauberen roten, blauen und grünen Dächern an die gefürchteten Sonntagsspielsachen, mit denen die Kinder besserer Familien nur spielen

dürfen, wenn sie recht artig gewesen sind. Man sucht unwillkürlich nach den dazu gehörigen Schachteln und getraut sich garnicht, laut zu reden, weil man Angst hat, beim ersten ungezogenen Wort würden sie wieder eingepackt werden „Wir sind nur zum Anschauen da", flüstern sie dem Beschauer zu, und voller Andacht vor soviel Kunst wandelt er still und sittsam zwischen ihnen hin.

Die Budenbesitzer des Vergnügungsparkes sind natürlich von dieser Feiertagsstille nichts weniger als erbaut. Sie haben der Kunst große Geldopfer bringen müssen; die Künstler, die die Leitung des Ganzen hatten, ließen nicht mit sich spaßen; die Linien des Baus, die Form und die Farben des Daches, die Verzierung des Giebels und so weiter wurden genau vorgeschrieben. Freilich nur den gewöhnlichen Leuten, die nichts von Kunst verstanden. Die Künstler selbst dagegen durften ihren alten Kunststall von der Oktoberwiese genau so, wie er früher war, aufstellen, und das gestrenge Auge Professor Riemerschmids, das von allen andern Stil und angewandte Kunst verlangte, fand an der Kunstausstellung in einem rohen Geräteschuppen nichts auszusetzen. Vielleicht sah er gerade darin den Humor der Sache.

Wie dem auch sei, die Budenbesitzer klagten über schlechte Geschäfte und baten die Ausstellungsleitung, doch etwas für sie zu tun. Und man erbarmte sich ihrer. Ein Mitglied des Vorstandes erinnerte sich, in der Schule im Religionsunterricht gehört zu haben, daß die alten Juden in der Wüste einst um das goldene Kalb getanzt hätten. Und man beschloß, auch auf der Ausstellung 1908 ein goldenes Kalb auszustellen. Inmitten der Sandwüste des Ausstellungsparks wurde ein kleiner Säulenpavillon errichtet, so eine Art Monopteros mit goldenem Dach (man versteht sich in München auf zart andeutende Symbolik!), und darin ein Geldschrank aufgestellt (natürlich als Reklame für die betreffende Firma), aber ein Geldschrank mit offener Türe, in dem der Beschauer hinter einer Glasscheibe fünfzigtausend Mark in Gold erblicken konnte. Das heißt: nur einen Teil wirklich erblicken, da der Rest aus den dahinter liegendeu Papierrollen zusammenphantasiert werden mußte. Das half denn auch dem Vergnügungspark auf die Beine. Von jetzt an staut sich vor dem Geldschrank, in dem der Hauptgewinn der Ausstellungslotterie ausgestellt ist, bei Tag und Nacht eine staunende Menge Volkes mit begehrlichen Blicken und verzerrten Gesichtern — bei Tage, wo eine verführerische Losverkäuferin mit heiserer Stimme und weißem Kleidchen den schatzbewachenden Drachen vorstellt, und bei Nacht, wo zwei starke Männer der Wach- und Schließgesellschaft den Hort vor Dieben und Einbrechern schützen.

München 1908 hat also sein goldenes Kalb. Soviel ich weiß, will man durch die Ausstellung den guten Geschmack im Volke verbreiten. Darum — als abschreckendes Beispiel — inmitten des Vergnügungsparkes diese Geschmacklosigkeit! Geschmacklosigkeit und — Gesinnungsroheit! Wenn eine Hausfrau in ihrer Wohnung auf dem Tisch ein Zwanzigmarkstück liegen läßt, um die Ehrlichkeit ihres Dienstmädchens zu prüfen, so entrüstet sich alt und jung darüber Was will das aber besagen gegen diese Verführung zu Diebstahl und Einbruch, deren sich die oberste Stadtbehörde im Verein mit der Ausstellungsleitung schuldig macht? Ich bezweifle zwar nicht, daß es einem zweiten Hauptmann von Köpenick ein Leichtes wäre, sich mit Hilfe unserer weltberühmten münchener Polizei des Goldes zu bemächtigen; aber der arme Mann, der den Anregungen unserer

Behörden Folge leistete, würde mir leid tun. Nicht etwa, weil er erwischt würde (in München wird niemand erwischt, wenn keine Schulkinder mithelfen!), nein, weil das Gold im Schrank gar kein Gold, sondern — Blech ist. Man wird doch nicht glauben, daß die Ausstellungsleitung zur Belustigung des Publikums ein halbes Jahr Zinsen von fünfzigtausend Mark zum Teufel jagt. Also eine zweite Gemeinheit. Zur Verführung zum Einbruch auch noch, in schönem Juristendeutsch zu reden, eine Vorspiegelung falscher Tatsachen. Sollte das am Ende auch ein Symptom von München 1908 sein?

Tarub

Degradation

Die glorreiche Gallia hat ihrem vielgeliebten Mob mit einem neuen und dankbar anerkannten Theaterstück aufgewartet: sie hat den Fähnrich Ullmo degradiert. Coram publico auf der Place Saint-Roch in Toulon. Zum Ausdruck dessen, daß la France immer noch an der Spitze der Kulturnationen marschiert, hat man am zwölften Juni in der genannten Stadt mit einem mittelalterlichen Foltermittel operiert. Und der Plebs, der sich diesmal nicht nach Steuerstufen schied, hat Beifall gejohlt und das Vaterland retten helfen Besonders die Frauen haben mitgeholfen. Allerdings spricht man in solchen Fällen nicht mehr von Frauen . . .

Der Zeitungsbericht sagt: Nach der Exekution war Ullmo nur noch eine halbtote Masse. Muß sich denn nicht ein Mensch, der noch nicht halbwegs verroht ist, fragen: War dieser Humbug wirklich notwendig? Ein Dummejungenstreich bringt den Menschen, der fast noch Knabe ist, für immer ins Bagno. Ist's damit nicht genug?! Landesverrat! Ob der Junge wohl das Bewußtsein dessen, was er tat, gehabt hat? Aber ein Spektakelstück mußte man sich leisten, gerade wie damals mit Dreyfus und Ehren-Esterhazy. Ganz theatermäßig. Die Schnüre wurden vorher gelockert, der Degen zerbrochen und wieder zusammengefügt, sodaß sich Herr Quartiermeister Moren körperlich nicht allzusehr anzustrengen brauchte. Hätte man die Geschichte wenigstens im Kasernenhof abgewickelt. So aber vor der „Auslese" von Toulon, — die Hochrufe auf die Armee, die man zum ständigen Gebrauch immer in petto hat, können die ganze Widerlichkeit des Vorganges nicht im geringsten verwischen. Uns Deutsche als solche gehen die Angelegenheiten der französischen Armee, soweit sie interner Natur sind, nichts an. Wenn man aber dort Zeit für solche Mätzchen hat, soll man wenigstens nicht das Ausland durch Vorführung in der Öffentlichkeit damit anekeln. Namentlich nicht, wenn man das Wort „humanité" bei allen möglichen und unmöglichen Angelegenheiten die Titelrolle spielen läßt.

L. vom Vogelsberg

Aus dem Lande Uniformien

Solange es Könige, gemeines Volk, den Arbeitskittel, den Priestertalar, den Frack, das geniale Sammetjackett des Künstlers und die weiße Jacke des Friseurs gab, ist des Königs Rock immer der Röcke oberster gewesen. Und mit Recht. Die Schneider machen die Kleider, aber die Kleider machen erst die Leute. Da wir täglich ohne alle Beschwerden von einem König der Könige, einem Buch der Bücher und solcher Vollkommenheiten mehreren sprechen, ist's nur natürlich, daß es in einem ordentlichen Lande auch einen Rock der Röcke gibt.

Seitdem die Welt „modern" geworden, tun selbst in Preußen-Deutschland die Herren vom Zivil so, als wenn der Bürgerrock (speziell in Verbindung mit dem Zylinder) etwas vorstelle, was eine gewisse Achtung erfordere und in den Wahltagen vorübergehend sogar von den Regierenden respektiert werden müsse und insbesondere von den Freisinnigen mit einer gewissen Grandezza getragen werden könne. Aber täuschen wir uns nicht! Der Rock der Röcke bleibt die Uniform. Nicht, weil die gesunde männliche Jugend trotz aller Strapazen sich besonders gehoben unter ihr fühlt. Das besagt noch nichts. Wozu ist man jung? Wozu hat man seine Glieder, wenn man sie immer in den Sackjacken und Röhrenhosen des schlampigen Zivils verstecken soll? Die Schnüre und Tressen bammeln ja an einem, daß man sich manchmal wie ein geschmücktes Weibchen vorkommt. Aber man sieht doch wenigstens, daß der Kerl auch unter Abrechnung der Watte eine werdende Männerbrust und noch sonst einiges hat, was sonst nicht so ohne weiteres erkannt wird. Das alles ist schön und vernünftig, und die Mädels wären unter anderen Umständen in der Tat darauf angewiesen, immer und zu allen Zeiten nicht die Katze, aber den Kater im Sack zu kaufen.

Aber des Königs Rock! Der Rock der Röcke! Selbst die ältesten Bürgerröcke fühlen sich geehrt, wenn die Uniform sich zwischen sie zu mischen geruht.

In dem Hause des Herrn Kommerzienrats verkehren jetzt Offiziere. Der Herr Kommerzienrat hat die Staffel preußischer Seligkeit erreicht. Im Garten des Herrn Terrainspekulanten bewegen sich Uniformen. Macht sich gut zwischen dem Grün, und jede Tante fühlt sich gehoben ... „Herrn Weinreisenden Oberleutnant a. D. ... bitte kommen Sie doch übermorgen zu unserer Gesellschaft .. aber nicht wahr? — Sie kommen in Uniform, wir haben sonst keine." ... So ist der Rock der Röcke etwas, was nie überwunden werden kann. Dafür sorgt schon der bessere Bürgerrock, der sich erst wirklich als Rock fühlt, wenn der Röcke oberster ihm durch sein Beisein die höhere Weihe gibt ...

Also ist es in Preußen, das da heißen sollte Uniformien. Aber es gibt Königsröcke und Königsröcke! Kommt natürlich ganz darauf an, was für Litzen und Bänderchen daran bammeln. Es gibt gemeine Königsröcke und höchst bedeutsame Königsröcke. Und bei der Marine ist's der gemeine Königsrock, wenn man nicht wenigstens Deckoffizier ist. Und wenn man das Pech hat, den gemeinen Königsrock zu tragen, dann ist das viel schlimmer als Gehrock, Zylinder, und wie sonst die Feiertagsrequisiten der deutschen Zivilmenschheit heißen.

Kam da ein Obermaat in der Marinestadt Kiel, blitzsauber wie Obermaate auf dem Lande sind, in ein gutes Hotel, um allda als anständig angezogener Mensch für sein gutes Geld gut zu speisen. Für die Leute, die unter der Fülle deutscher Königsröcke noch keinen Obermaat entdeckt haben, sei bemerkt, daß besagte Charge etwa dasselbe ist, wie der Feldwebel bei den Landratten. Also etwas, was eigentlich schon von vornherein Respekt einflößt, — wenigstens in Preußen, sollte man denken. Zudem trägt so ein Obermaat des Königs Rock, weiße Handschuhe und jenen Spitzbart, den Prinz Heinrich, sich hierin von der Schnurrbartidee, für die Wilhelm II bahnbrechend war, scharf unterscheidend, als einzige zulässige Marinebarttracht begründete. Aber das alles half dem blitzsaubern Obermaat einen Quark. Das Erscheinen des Königsrocks im Vestibül wurde als Affront empfunden. Der Portier (ebenfalls in Uniform natürlich) sah sich

gemüßigt, den Obermaat bei dem königlichen Ärmel zu nehmen: „Hinaus!" — „Weshalb?" zittert der Königsrock in gerechter Erregung. „Weil Sie — kein Deckoffizier sind." „Aber ich trag doch des Königs Rock?" „Aber was für einen! Hinaus!" Und wie denn ein Königsrock nie allein kommt, tritt ein Einjährig-Freiwilliger ins Vestibül, um auch für sein gutes Geld in dem guten Hotel gut zu speisen. Aber erst steht er stramm vor dem Obermaat, der gerade hinausgewiesen wird. Und der Obermaat hat noch gerade Zeit genug, seinem quasi Untergebenen abzuwinken. Dann schließt sich hinter dem Obermaat die Tür des Hotels für die feinen Königsröcke. Und der Einjährige geht hinein. Fühlt mit Wonne seinen Königsrock am Leibe. Setzt sich und läßt sich die Speisekarte geben . . .

Und die Moral von der Geschichte? — Ihre Wahrheit. Nicht erfunden, sondern hübsch erlebt. Wem's Spaß macht, der lade mich nach Kiel ein. Ich zeig ihm (aber bessere Uniform mitbringen!) das Hotel, den Obermaat, den Portier, den Einjährigen und auch die Offiziere vom Deckoffizier aufwärts, wie sie im Allerheiligsten sitzen.

Heinrich Ilgenstein

In hoc signo vinces!

Seit Wochen tobt in Österreich der Kulturkampf. Wie immer bei solchen Gelegenheiten, die die Gemüter der streitenden Parteien bis ins Innerste erregen, treten Erscheinungen ans Tageslicht, die bisher unsichtbar oder wenigstens der großen Menge unsichtbar geblieben sind. Schon zu wiederholten Malen wurde eben im „März" auf solche Tatsachen hingewiesen, weshalb ich mir die Freiheit nehme, an dieser Stelle ebenfalls das Wort zu ergreifen, um eine Kampfweise zu beleuchten, die merkwürdigerweise bisher unbeachtet geblieben ist, obwohl sie mehr denn alles andere geeignet ist, richtige Schlüsse auf die Sachlage zu gestatten.

Ich meine damit das Bestreben der klerikalen Partei, ihren Kampf so darzustellen, als sei er garnicht gegen die Freiheit der Forschung, gegen jeden kulturellen Fortschritt, sondern nur gegen jüdische Übergriffe, gegen eine Weltanschauung gerichtet, die, auf semitischem Geiste fußend, den arischen von den Universitäten verdrängen möchte. Kurz, es zeigt sich das Bestreben, den Kampf auf ein Terrain zu verlegen, auf dem die Christlich-Sozialen bisher immer Sieger geblieben sind: auf das Gebiet des Rassenkampfes. Was in dieser Hinsicht geleistet wird, ist geradezu unglaublich. Wenn ein glaubensstarkes Tiroler Blättchen die Behauptung aufstellt, die Gegner der Klerikalen wollten die Universitäten für die Juden monopolisieren, so ist diese Monstrosität mit Rücksicht auf den Leserkreis dieses Blattes, der sich ja doch vorwiegend aus Armen im Geiste zusammensetzt, erklärlich. Wenn sich aber auch das wiener Zentralorgan der Christlich-Sozialen zu derartigen Behauptungen versteigt, so überschreitet das die Grenzen der Kühnheit, da dieses Blatt denn doch damit rechnen muß, hie und da auch wirklich Gebildeten und nicht nur Dreschflegelphilosophen in die Hände zu fallen.

Ich will mich nun nicht auf langatmige Beweise einlassen, daß alle diese Behauptungen nur Spiegelfechtereien sind; die arische Intelligenz in Österreich ist ja zwanzigmal stärker als die jüdische; unter diesen Umständen kann ich den Juden denn doch nicht die ungeheure Dummheit zumuten, sich

mit Eroberungsgedanken zu tragen; das hieße, ihnen die Ehre abschneiden. Zuviel Ehre ihnen antun aber nenne ich es, wenn man behauptet, sie seien die einzigen in Österreich, die für die Freiheit der Forschung, für Kulturfortschritt in die Schranken treten. Wenn ich ein so wilder Antisemit wäre, daß ich am liebsten allabendlich einen gerösteten Juden zum Nachttisch verzehren möchte, würde ich die Juden nicht so hoch einschätzen. Ich stelle nur die Tatsache fest und frage mich nun: Warum? Wozu soll denn diese ganze kühne Rochade vom Gebiete des Kulturkampfes in das des Rassenkampfes?

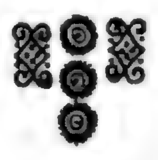
Die Antwort ist sehr einfach. Die neugebackenen Herren Klerikalen wissen sehr gut, daß der Österreicher gar nicht so klerikal ist, wie man ihn gerne hinstellt; er ist aber sehr stark antisemitisch. Zu rein klerikalen Zwecken lassen sich die Massen nicht in Bewegung setzen, also auch im Dienste eines Kulturkampfes nicht, der doch nur solche Zwecke verfolgt. Was liegt da näher als das Bestreben, ein höchst ungemütliches Terrain zu vermeiden und den Kampf in bekanntes Gebiet zu spielen, auf dem sich die Massen immer willig erwiesen haben. In hoc signo vinces! Wenn es uns gelingt, unseren Gegnern einen Kaftan anzuziehen und einen Schabbesdeckel auf den Kopf zu stülpen, dann haben wir gewonnenes Spiel, dann wird der Sultl schon losgehen und ihn beißen. Wird gemacht! Ob's aber gelingt, ob nicht am Ende der Sultl die merkwürdige Ähnlichkeit zwischen Kaftan und Kutte rechtzeitig erkennt und den Kuttenträger beißt, das ist eine andere Frage. Wollen das Beste hoffen!

Peter Bozl

Lyriker und Sergeant

In Hermann Hesses Gedichtbuch steht ein Gedicht „An die Schönheit“. Wie uns der Verfasser erzählte, ist dieses Gedicht vor Jahren gleich manchen anderen bei mehreren deutschen Redaktionen herumgereist und überall refüsiert worden. Wäre der Dichter Sergeant gewesen, so hätte er es leichter gehabt. Wenigstens hat der Sergeant B in Südwestafrika, der das Gedicht aus Hesses Buch abschrieb, für sein eigenes ausgab und nach Hause schickte, viel Erfolg damit. Es wird von zahlreichen Blättern abgedruckt. Geändert hat der Sergeant nur den Titel, der bei ihm „Der deutschen Frau“ lautet. Eine der vielen Zeitungen, die das naive Plagiat abdruckten, bemerkt dazu: „Ernste Stunden, wie sie unsern Kriegern in Südwest beschieden waren, holen das Beste aus des Herzens Tiefen.“

E



Verantwortlich: Für die Redaktion Hans Fischer (Kurt Aram), für den Inseratenteil Otto Friedrich, beide in München. — Verlag von Albert Langen in München. — Redaktion und Expedition: München, Kaulbachstraße 91. — Verantwortlich für die Redaktion in Österreich-Ungarn: Adolf Schlesinger in Wien I — Expedition für Österreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachfolger, Wien I, Herrengasse 6
Druck von E. Mühlthaler's Buch- und Kunstdruckerei AG. in München, Dachauerstraße 15

Russische Ruhe / Von Alexander Ular

Der Großfürst Wladimir genießt bekanntlich bei der ganzen Familie Holstein-Gottorp einen großen Ruf als revolutionärer Sachverständiger. Er ist der einzige Ebenbürtige, welcher den Mut gehabt hat, mehrere Werke über die französische Revolution, insbesondere die mit gefälschten Fußnoten glänzend belegten Schriften Taines, nicht nur zu kaufen sondern auch zu lesen. Seine lichtvollen Konsultationen über die Theorie der Gegenrevolution werden demgemäß in Peterhof nicht nur mit liebevoller Begleichung seiner Schulden teuer bezahlt, sondern auch befolgt. Und mit Recht. Der Mann, welcher die ganze seinem Vater errichtete Gedenkkirche elegant in seiner Tasche verschwinden lassen konnte, ist sicher geschickt. Warum sollte er nicht mit gleicher Eleganz die Verfassung in Nichts auflösen können? Vor drei Jahren bewies er seinem kaiserlichen Neffen in einer denkwürdigen Unterredung, daß Ludwig der Sechzehnte niemals so kümmerlich zugrunde gegangen wäre, wenn er bei seinem Einzug von Versailles nach Paris einige tausend Galgen hätte Spalier bilden lassen. Das Beispiel war sicher falsch. Aber der Rat war nicht schlecht. Und die Ereignisse lehren, daß die Nutzanwendung bis soweit wundervoll geglückt ist.

Es herrscht Ruhe in Rußland. Aber nach 1789 herrschte auch Ruhe in Frankreich, echte russische Ruhe. Leute wie Danton saßen über ein Jahr lang in Kellerwohnungen in der Rue des Fossés-Saint-Jaques versteckt. Das Volk war sicherlich nach den ersten großen Anstrengungen müde und hoffte, es würde nun alles von selbst besser werden. Gerade wie jetzt in Rußland. Nachher wurde es allerdings umso schlimmer. Das hat aber der Großfürst Wladimir dem Zaren nie gesagt. Es hat ja Zeit.

Manche Ärzte vermeinen, sie hätten einen Kranken gerettet, wenn es ihnen gelungen ist, ein akutes Leiden in chronisches Siechtum zu verwandeln. Der Zar, Wladimir und der treue Stolypin gehören zu diesen Eisenbärten. Die heftigen Symptome werden unterdrückt. Vereinzelte, die noch auftreten,

werden wegoperiert. Und die Infektion frißt ruhig weiter. Bis wieder stürmische Allgemeinerscheinungen eintreten, die natürlich niemand voraussehen will. Inzwischen flüchtet die Entzündung sich ins Infinitesimale oder gar in die Imponderabilien.

Das Infinitesimale ist, was Verbrechen heißt, wenn es Individuen tun, und Freiheitskampf, wenn Kollektivitäten es unternehmen. Aber Kollektivitäten hat es in Rußland bisher, außer in der Polizei, überhaupt noch nicht gegeben. Folglich ist alles, was nicht von der Polizei gemacht wird, Verbrechen. Wenn sieben Georgier im Kaukasus einen Postwagen anfallen und ihm zweihunderttausend Rubel Regierungsgelder abnehmen, so ist dies mit dem Tode zu ahnden. Wenn aber in Odessa zehn Geheimpolizisten einen Trambahnwagen anhalten und den Insassen ihre Uhren und Portemonnaies konfiszieren, so verdient dies, wie die Tatsachen lehren, Beförderung. Kant hätte sich über die reinliche Auseinanderhaltung solcher zwei äußerlich identischen Phänomene stark gefreut. Die russische Regierung hat, obwohl sie von Philosophie nichts weiß, diese für sich. Die sieben Georgier hatten kein Pflichtgefühl, sondern vergriffen sich, von individueller Leidenschaft getrieben, an Kollektivbesitz. Die zehn Polizisten dagegen stellten das Allgemeine, den Staat, den sie vertreten, hoch über die kleinlichen, egoistischen, unmoralischen, am niedrigen Individualismus haftenden Instinkte der Trambahninsassen. In Rußland herrscht also wenn nicht die reine, so doch zum mindesten die praktische Vernunft.

Gerade deshalb sähe es ganz anders aus, wenn außer der Polizei irgendeine Kollektivität im Lande existierte. Aber es gibt keine. Ja, trotz allem, was wir naive Europäer geglaubt haben, hat es nie eine gegeben. Nicht *eine* feste Gruppe, nicht *eine* anständig organisierte Partei hat sich dem Herrschenden entgegengestellt. Und wenn es jemals den Anschein gehabt hat, als ob die Macht der herrschenden Gruppe in Schach gehalten wäre, so liegt das bloß daran, daß diese selbst an das Dasein einer neuen Kollektivität geglaubt hat. Solange dieser Glaube vorhielt, fürchtete man die Heraufkunft von etwas Neuem. Sobald dieser Glaube — und mit Recht — schwand, war das einzige Neue, das man errichtete, eine Unmenge von Galgen.

Wladimir, der als typischer Nichtrusse die Russen sehr gut kennt und ihre Unfähigkeit zur Organisation nie bezweifelt hat, behielt deshalb recht. Man

brauchte nur erst einmal den Mut zu haben, in den vermeintlich organisierten Haufen hineinzutreten, um sich zu überzeugen, daß alles bloß zusammenhangloser Staub war. Nachher war es leicht, alles auseinanderzublasen und, was noch dablieb, zu zerquetschen.

Nur Individuen haben bisher das Zarentum angegriffen. Nichts anderes erklärt den Erfolg der Gegenrevolution. Wo sind denn die russischen Parteien? Sie haben eigentlich bloß in den Köpfen ihrer Führer existiert. Ein paar Hiebe auf diese Köpfe, und alles war aus. Die sozialdemokratischen Parteien sind überhaupt ganz verschwunden; das einfache Verbot, zu leben, hat sie in den Tod gejagt. Die Kadetten sind an ihrer moralischen Schwindsucht zugrunde gegangen. Ihre Führer — das sah man, als es anfing, schief zu gehen — hatten zunächst große Lust, Minister zu werden; und machten praktisch aus ihrem persönlichen Erfolge die notwendige Vorbedingung zur Umgestaltung Rußlands. Fast wäre ihnen der Handstreich geglückt; Miliukoff stand schon auf einer Ministerliste, als Trepoff auf den Gedanken kam, doch wenigstens einmal auszuprobieren, ob die Leute wirklich die Volksübermacht hinter sich hätten. Es stellte sich heraus, daß sie diese erst gewinnen mußten, und noch dazu mit Hilfe der Bureaukraten, die ihnen die Verwaltung anvertrauen sollten! Und damit waren sie verloren. Da sie nichts haben durchsetzen können, haben sie alles Vertrauen beim Muschik eingebüßt. Ihre Partei war Staub, und die Regierung setzte sich daraufhin mit den losen Individuen, die ihr gegenüberstanden, einzeln auseinander. Die einen wurden gefangen gesetzt, die andern nach Sibirien oder sonstigen entfernten Gegenden geschickt; die große Masse derer, die nichts getan hatte, als warten, wurde geschickt dadurch zurückverführt, daß man jedem einzelnen die Möglichkeit gab, für sich persönlich die Frage des Bodenmangels zu lösen.

Wer trotzdem nicht zufrieden war, wurde Verbrecher und als solcher unschädlich gemacht. Seit anderthalb Jahren sind über dreihunderttausend Leute nach Sibirien deportiert worden. Und aus prinzipiellen Gründen wird das gemeine Verbrechen, wenn es politisch interpretiert werden kann, mit dem Tode geahndet. Leute, die drei Flaschen kaiserlichen Schnaps stehlen, werden gehängt. Wöchentlich werden, seitdem Ruhe und Verfassung herrschen, durchschnittlich fünfzig Galgen mit anthropomorphen Ornamenten geziert. Über siebenhunderttausend „revolutionäre Symptome" sind seit einem Jahre

allein über Newyork ausgewandert; im ganzen also sicher über eine Million. Es ist demnach klar, daß der Krankheitsstoff energisch eliminiert wird. Die Methode ist gut, und der Zar ist zufrieden. Die kaiserliche Tradition ist gerettet. Der erste Nikolaus hat ja das Axiom aufgestellt: „Man soll mir von zehnen nur ruhig neun umbringen, damit der letzte zarentreu bleibt". Und bis jetzt ist von zehnen noch nicht einmal ein halber umgebracht. Es kann also noch lange so weitergehen, wenn es sich lohnt. Aber es wird sich nicht einmal lohnen. Denn gerade die Elemente, welche für eine wirkliche zarenfeindliche Kollektivität den Rahmen abgeben könnten, sind auf mehr oder weniger radikale Weise aus dem Wege geräumt. Was bleibt also? Bloß das Imponderabile, der revolutionäre Seelenzustand.

Wo aber soll der sich zeigen? Zeigen muß er sich doch, denn sonst existierte er nicht. Gerade wie, nach Nietzsche, die von der Gesellschaft in Schach gehaltenen Instinkte sich gegen ihre Träger kehren, sie gewissensbissig zerfleischen und, auf diesen Fetzen Mensch wuchernd, sich zu moralischen umgestalten, so wütet der nach innen gepreßte revolutionäre Sinn in den Russen, sprengt die Fesseln des überlieferten und tritt als Nervenzerrüttung und Unmoral wieder in die Erscheinung.

Die Auswanderung nach Amerika genügt nicht mehr. Man wandert in die „andere Welt" hinüber. Die Selbstmordepidemie greift wüst um sich und trifft vorwiegend die, vor denen das ganze Leben noch offen daliegen sollte. Die Zahl der jungen Leute, die sich allwöchentlich in Petersburg allein umbringen, ist ganz genau die der allwöchentlich im Reiche Gehängten. Nicht nur in allen übrigen Großstädten des Landes, in Moskau, Warschau, Kiew, Odessa, tritt dieselbe Krankheit auf, sondern sogar auf Dörfern, wo bei der sprichwörtlichen Gottergebenheit der Muschiks niemals ähnliches beobachtet worden ist. Und zwar ist es nicht etwa das physische oder physiologische Elend, das die Leute in den Tod treibt, sondern das moralische. Das Leben hat ja ohnehin keinen Wert mehr, weil nirgends mehr ein Halt zu finden ist. Die Illusionen sind zerfallen. Die Zukunft ist widerlich grau. Einige fühlen noch eine letzte Wut aufflackern, begehen einen mehr oder weniger politischen terroristischen Akt und werden aufgeknüpft. In die anderen frißt sich die Wut dumpf hinein, bis es ihnen vor ihrer eigenen Schwäche graut: die knüpfen sich selbst auf. Noch andere finden schließlich einen besseren Ausweg

und begraben sich, um ihre Überreizung loszuwerden, im Orgiastischen. Wer Spießbürger war, wird Eulenbürger. Und die weibliche Leidenschaft besingt sich in sapphischen Strophen. In zahllosen Klubs, in Petersburg, Moskau, Kiew, Warschau, Odessa, Charkoff, in Dutzenden von Städten, in zahllosen Vereinen, die, wie unter der französischen Revolution, hätten politisch sein sollen oder können, revolutioniert man anstatt der Gesetze des Staates die der Natur. Und die Gesundesten erinnern sich, daß man nicht Großfürst zu sein braucht, um sich „auszuleben".

Sich ausleben, das ist jetzt alles. Und es ist auch das Schlimmste. Niemals ist ohne Nervenüberspannung bei den Führern politisch etwas Großes geleistet worden. Wenn aber die Federkraft der stärksten Persönlichkeiten auf das Nichts gelenkt ist und sich sinnlos ausgibt, bloß um sich auszugeben, dann ist zunächst einmal alles verloren, und es muß eine andere Schicht Menschen heraufkommen, die noch fähig ist, ihre Energie in Hinsicht auf ein Ziel zusammenzuhalten.

Der Zar hat wirklich Glück. Die realen Kräfte, die sich seiner Wirtschaft widersetzten, sind zum Tode, in die Einödе oder ins Sinnlose kanalisiert. Es bleibt das autokratische Regime mit seinen Satrapien und dem leeren Aushängeschilde der Dumakomödie. Es ist wie vor dreißig Jahren. Eine ungeheure Müdigkeit umspannt das ganze Volk. Und die zukunftsgewisse Schicht Menschen, die alles neu beginnen könnte, scheint noch nicht zu leben.

Die Revolution ist wieder „unterirdisch", wie früher. Sie ist wieder individuell und wagt nicht einmal mehr, sich den Anschein des Kollektiven zu geben. Sie ist zum Terrorismus zurückgekehrt, den sie, in Ansehung der seelischen Verhältnisse im Volke, vielleicht besser nie verlassen hätte. Das weiß jetzt in Rußland jeder. Und es sieht fast aus, als ob jeder auf furchtbare terroristische Taten wartete, um aus ihnen neuen politischen Mut zu schöpfen.

Inzwischen stellen die, welche nie an den Sturz der Selbstherrschaft haben glauben wollen, ein großartiges Experiment an. Ist es möglich, nicht nur praktisch, sondern auch sozusagen gesetzlich den Verfassungsschein, den der Zar von sich gegeben hat, zu unterdrücken? Die russische Kosakenbrigade in Teheran und der russische General Ljachoff, der die Truppen des persischen Schahs befehligt, versuchen im kleinen und unter schlechten Bedingungen durchzuführen, was eines Tages unter viel besseren Aussichten in Petersburg

unternommen werden kann. Gelingt es dem Perser, der, seit Jahren vom Zaren abhängig, nur auf den Rat des Zaren die Gegenrevolution unternimmt, ohne allzugroße Opfer den Thron seiner Väter von der schmutzigen Berührung der Volksrechte rein zu halten, so wird auch in Rußland der große Waschtag kommen und die Zarenkrone gründlich gereinigt werden, die ja, wie der andere Nikolaus sagte, „so schön ist, weil sie so oft in Blut gebadet wurde".

Und wie bei allen Hausfrauen wird dann nach der großen Wäsche eine Ruhezeit eintreten, die echte russische Ruhe.

Exzellenz Wehner / Von Ludwig Thoma

Es ist bis zum ersten Januar noch Zeit genug; es kann noch leicht ein Ministerwechsel sich bis dahin vollziehen." Eigene Worte des Kultusministers von Wehner, gesprochen in der einhundertdreiundfünfzigsten Sitzung der bayerischen Gemeinen am dreißigsten Juni 1908. Man soll die tiefe Wahrheit nicht verkennen, welche hier zum Durchbruch gelangte; solche Minister wie den Herrn von Wehner kann man in sechs Monaten so oft wechseln, wie es nur die Kündigungsfristen erlauben; der bayerische Kultus bleibt davon unberührt, die bayerische Kultur steht ohnehin in keinerlei Beziehungen zu dem Mann, und das Zentrum wird die kleine Störung bei diesem Dienstbotenwechsel kaum merken.

Die Möglichkeit ist also unbehindert; daß man von ihr Gebrauch machen wird, ist unwahrscheinlich.

Denn bayerische Minister sind die einzigen öffentlichen Organe, auf die Blamagen nicht tödlich wirken. Sonst wäre Anton von Wehner seit dem dritten Juni 1908 eine Leiche. Er lebt.

Wenn er am dreißigsten Juni zum zweiten Male auf die Krone hinwies, die ihn allein abberufen könne, so ist das bloße Courtoisie, und daneben ein bewußt Unrichtiges. Niemand weiß besser als Herr von Wehner, daß man in Bayern zwei Herrschaften dient, daß die Krone einen Minister wie jeden

Angestellten behandelt, das heißt: ihn nur dann pensioniert, falls er durch körperliche Gebrechen oder unheilbare Geisteskrankheit am Unterschreiben verhindert ist. Die Aufsicht über die Leistungen der jeweils amtierenden Minister obliegt der ultramontanen Partei. Da sie Gehorsam über alle Fähigkeiten stellt, hat Herr von Wehner begründete Aussicht, noch viele Samtbezüge seines Ministersessels abzuwetzen. Sein direkter Vorgesetzter, der Domkapitular Pichler hat denn auch am dreißigsten Juni erklärt, daß der Dienstvertrag mit Herrn Anton von Wehner nicht gekündigt ist.

Er hat ihm sogar erlaubt, vor der Öffentlichkeit zu sagen, daß er über dem Zentrum stehe. Eine Herrschaft, die ihre Leute stramm zusammenhält, kann wegsehen über kleine Unbescheidenheiten, die das dienstliche Verhalten nicht beeinflussen.

Die Sache ist in Ordnung; Wehner bleibt.

* * *

Um was handelt es sich eigentlich? Die Akten tragen den Vermerk: Wehner kontra Beyhl.

Wer Wehner ist, wissen wir.

Beyhl ist Lehrer in Würzburg und Leiter der „Freien Schulzeitung".

Angeblich ist das Kultusministerium befremdet durch mehrere Artikel, die in diesem Organe für bayerische Volksschullehrer erschienen sind.

Darin war entschieden Stellung genommen worden gegen die Zurücksetzung des Lehrerstandes bei der projektierten Aufbesserung aller Beamten; es war lebhaft protestiert worden gegen materielle Schädigung und auch gegen unwürdige Deklassierung.

Der Minister kann nicht bestreiten, daß die Beschwerde begründet ist; aber er wendet sich gegen die Form die er „unerhört" heißt, und wegen deren er zweimal die Regierung von Unterfranken zum disziplinarischen Vorgehen angetrieben hat.

Die Form ist freimütig und verstößt nirgends gegen das Gesetz; bis heute ist kein Strafantrag gestellt worden.

Wenn trotzdem das Disziplinarverfahren eingeleitet wurde, so ist damit nichts bewiesen als die Unsicherheit, unter der die bayerischen Volksschullehrer

leiden. Wäre ihr Verhältnis zum Staat klar festgelegt, dann könnte eine straflose Handlung nicht extraordinär verfolgt werden.

Dann wäre es sogar einem Minister Wehner nicht möglich gewesen, mit dürren Worten die staatsbürgerlichen Rechte der Lehrer als exzeptionell zu bezeichnen. Aber man kommt nicht auf die Sache, wenn man sie unter Wehner kontra Beyhl sucht.

Der Streit ist alt. Die Parteien heißen Zentrum und bayerischer Lehrerverein.

Diese geschlossene Körperschaft, die fast alle Schulmänner zu ihren Mitgliedern zählt, hat gegen die übermächtigen Ultramontanen einen Widerstand organisiert, der sich sehr bemerkbar macht.

Während sich unsere Beamtenschaft im Umlauf von zwanzig Jahren zur willfährigen Dienerin der klerikalen Herrschaft entwickelte, hat die Lehrerschaft sich von ihren Einflüssen völlig frei gehalten.

Sie führt einen Kampf, den jeder einzelne am eigenen Leibe verspürt.

Im kleinsten Dorfe muß der Lehrer gegen die Schikane des politisierenden Pfarrers und Vorgesetzten seine Stärke erproben.

Und fast ohne Ausnahme haben alle standgehalten in dem aufreibenden Kleinkrieg.

Jeder einzelne muß seinen Wunsch nach Ruhe unterdrücken, muß reale Vorteile ausschlagen und muß Opfer für seine Unabhängigkeit bringen.

Alle Mittel werden am einzelnen versucht.

Lockungen, die der Familienvater vielleicht schweren Herzens ausschlägt, offene und versteckte Drohungen, Zurücksetzung, Erschwerung des Dienstes. Und in dem Kampfe steht jeder allein; die Bauern unterstützen ihn nicht, und der Bezirksamtmann gibt ihm kein Recht gegen das eifervolle Mitglied der Majorität.

Nirgends findet er Festigung; überall tritt ihm Unverständnis oder Mißbilligung entgegen.

Aber er trennt sein Los nicht von dem der andern; er harrt aus und tröstet sich mit dem Bewußtsein, daß im nächsten Nachbardorfe ein Kollege den nämlichen Kampf besteht.

Und wenn sich der Herr Minister sein Portefeuille im Tauschhandel mit robusten Domherren sichert, der kleine Lehrer auf dem Lande läßt sich die pfäffische Gnade nicht anfeilschen.

Das Zentrum gründete einen Gegenverein.

Wieder scheiterte ihm die Mühe. Man kann sich denken, daß es eine Gelegenheit zur Rache suchte.

Die bot sich, als man jetzt zur allgemeinen Aufbesserung der Beamten schritt.

Es ist bezeichnend für den Geist der Partei, daß sie pekuniäre Mittel anwendet, wo ihr alle andern versagt haben. Und ebenso bezeichnend, daß sie die Macht des Geldgebers mit einer Plumpheit herauskehrt, deren sich der gewissenloseste Unternehmer schämen würde. Seit Monaten spielt das Zentrum mit den Hoffnungen der Lehrer, benützt ihre materiellen Sorgen zu widerlichen Vorstößen auf politische Freiheiten und bietet mit schamloser Offenheit Geld gegen Gesinnungen.

Und wieder erhielt es eine Absage.

Die Wut der Partei bringt der Herr von Wehner zum Ausdruck, wie das sein Dienstverhältnis verlangt.

Dabei spielt er die beleidigte Autorität und erzählt dem Lande, daß er die Würde der Staatsregierung zu wahren habe, während er der Rachsucht der Landtagsmehrheit das gehorsame Werkzeug abgibt.

* * *

Aber diese Art Draufgänger stolpert immer über Kleinigkeiten.

Und Herr von Wehner fiel auf die Nase über seine Pflicht zur Offenheit.

Der Abgeordnete Dr. Casselmann hatte den unlieben Einfall, gerade heraus zu fragen, ob das Ministerium das Disziplinarverfahren gegen Beyhl veranlaßt habe.

Wehner sagte: „Nein"; glatt und rund: „Nein". Er hängte keine Wenn- und Aberklauseln an die Antwort, verbreitete keine hüllenden Nebel, sondern sagte rundweg: „Nein".

Die Regierung von Unterfranken ließ den Freund der Wahrheit fallen und sagte das Gegenteil.

Es stellte sich heraus, daß Anton von Wehner allerdings nicht einmal, sondern zweimal die unterfränkische Regierung zur Einleitung des Disziplinarverfahrens veranlaßt hatte.

Nun sitzt der Gute in der Mausefalle.

Er versucht sich zu retten mit einer Deutung, für die man ihm danken muß, weil sie noch lange alle Zwerchfelle erschüttern wird.

Nämlich der Abgeordnete Dr. Casselmann hatte gefragt, ob sich der Minister an die Ortsschulbehörde in Würzburg gewendet habe.

Hatte er nicht; sondern er hatte die Regierung veranlaßt, sich an die Ortsschulbehörde zu wenden. Zweimal.

Das ist der Dienstweg, der seine Stationen hat.

Ergo: der Minister Anton von Wehner hat die Ortsschulbehörde durch die ihr vorgesetzte Regierung auf Beyhl gehetzt.

Als er „Nein" sagte, wollte er den falschen Glauben erregen, daß er der Sache fern stünde. Und falschen Glauben erregt man nicht durch die Wahrheit.

Ich kann nicht annehmen, daß Herr von Wehner sich darüber im Unklaren befindet.

Ich gebe zu: man wandelt nicht ungestraft mit Dr. Pichler; aber von so einfachen Begriffen, wie wahr und unwahr, bleibt trotzdem etwas hängen.

* * *

Herr von Wehner fiel auf die Nase und bleibt liegen.

Er hat sich selbst wohl keinen edeln Teil verletzt, aber dem Staate.

So weit sind wir immerhin noch nicht.

Man kann der Majorität schlau dienen; man kann ihr unschlau dienen.

Das ist in Bayern unwesentlich; darum nimmt man Keinem die ministerielle Altersversorgung. Aber man muß sogar in Bayern den Schein wahren, als ginge es mit rechten Dingen zu.

Den Schein hat Herr von Wehner nicht gewahrt. Darum wird sich bis zum ersten Januar ein Ministerwechsel vollziehen. Und wenn uns der liebenswerte Kultusminister neulich zugerufen hat, man wisse nicht, ob was Besseres nachkomme, so wollen wir ihm behaglich antworten: „In diesem speziellen Falle nichts Schlechteres. Dagegen sind wir durch die einfache Unmöglichkeit geschützt."

Taft oder Bryan? / Von Theodor Barth

Am ersten Dienstag des Monats November fällt in den Vereinigten Staaten von Amerika die Entscheidung darüber, wer vom März 1909 bis zum März 1913 als Nachfolger des Präsidenten Roosevelt im Weißen Hause zu Washington residieren wird. Die Wahl ist indirekt und wird durch Elektoren vorgenommen. Da die Wahlmänner aber auf einen bestimmten Präsidentschaftskandidaten verpflichtet sind, so haben sie tatsächlich nur den Willen der Wählerschaften zu registrieren. Die im November stattfindende Wahl der Elektoren ist deshalb der ausschlaggebende Wahlakt. Jeder Einzelstaat der Union hat so viele Elektoren zu ernennen, wie er Senatoren und Repräsentanten in das Bundesparlament schickt. Das Verfahren, nach dem die Wahl der Elektoren vorzunehmen ist, hat die Bundesverfassung der Gesetzgebung der Einzelstaaten vorbehalten. Bis in die dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts hinein wurden denn auch in einzelnen Bundesstaaten die Präsidentschaftselektoren von den gesetzgebenden Körperschaften ernannt. In anderen Staaten gingen sie aus Distriktswahlen hervor. Allmählich aber ist man allenthalben zur direkten Volkswahl und zum Listenskrutinium übergegangen. Heute werden in der ganzen Union die sämtlichen auf den Staat entfallenden Elektoren von jedem Urwähler auf einer Liste gewählt, was zur Folge hat, daß in jedem Einzelstaate die siegreiche Partei ihre sämtlichen Kandidaten und die unterliegende keinen einzigen durchzubringen pflegt. Kleinere Parteien können sich bei diesem Wahlverfahren, bei dem obendrein nicht die absolute sondern die relative Mehrheit entscheidet, nirgends direkt zur Geltung bringen. Nichtsdestoweniger tauchen in jedem Präsidentschaftswahlkampfe neben den beiden großen Parteien kleinere auf, die mit eignen Kandidaten ins Feld rücken, obgleich sie wissen, daß sie nicht durchdringen werden. Sie splittern aber unter Umständen von der republikanischen oder von der demokratischen Partei so

viele Stimmen ab, daß sie Sieg oder Niederlage entscheidend beeinflussen können. Das gilt insbesondere von dem Votum der Arbeiterpartei.

Darnach steht es von vorneherein fest, daß der nächste Präsident entweder aus der republikanischen oder aus der demokratischen Partei hervorgehen wird. Diese beiden großen Parteien des Landes stellen ihre Präsidentschaftskandidaten im Sommer jedes Wahljahres in sogenannten Nationalkonventionen auf. Es sind das Parteitage, bei denen jeder Bundesstaat durch doppelt soviel Delegierte vertreten ist, als er Elektoren zu wählen hat. Die republikanische Partei hat ihren Parteitag dieses Mal während der zweiten Hälfte des Monats Juni in Chicago abgehalten und den Kriegsminister in Roosevelts Kabinett, William H. Taft, zum Präsidentschaftskandidaten ernannt. Die Nationalkonvention der demokratischen Partei tritt am siebenten Juli in Denver zusammen und wird voraussichtlich William J. Bryan aus Nebrasca als ihren Kandidaten aufstellen.

Die Nationalkonventionen konstruieren zugleich eine Platform, ein Programm, in dem die politischen Absichten der Partei und ihres Kandidaten in zumeist sehr vorsichtiger Form skizziert werden. Gegenwärtig sind die beiden rivalisierenden Parteien in einiger Verlegenheit, wie sie die grundsätzlichen Unterschiede ihrer politischen Bestrebungen den Wählern deutlichmachen sollen.

Als Grover Cleveland 1884 die demokratische Partei zum Siege führte, konnte man davon reden, daß Freihandel oder Schutzzoll die Wahlparole sei. 1896, als Bryan zum erstenmal kandidierte, beherrschte die „Chicago platform of fraudulent money“ den Wahlkampf vollständig. Es kam zu einem Erziehungsfeldzuge, in dessen Mittelpunkt klar und deutlich die Währungsfrage stand. Diesmal fehlt es an prägnanten Parteigegensätzen.

Die demokratische Partei hat ihre Silber- und Doppelwährungsträume ausgeträumt. Sie hat aber auch in ihren freihändlerischen Wein sehr viel Wasser getan. Durch Roosevelts Kampf gegen die Trustmächte und seine auf die Einschränkung des Beliebens der gewaltigen wirtschaftlichen Korporationen, insbesondere der Eisenbahnen, gerichteten Bestrebungen, sind der demokratischen Partei, die es bisher liebte, als Anwalt der Volksinteressen gegenüber der money power zu posieren, manche populäre Trümpfe aus der Hand genommen. Bryan hat wiederholt hervorgehoben, daß Roosevelt ihm seine Donnerkeile entwendet habe.

Der Präsidentschaftswahlkampf dieses Jahres dreht sich deshalb in noch höherem Grade, als das sonst der Fall zu sein pflegt, um die Personen der Kandidaten.

In der republikanischen Partei war eine ganze Reihe ernsthafter Bewerber aufgetaucht, darunter auch der Sprecher des Repräsentantenhauses Cannon und der Gouverneur von Newyork Hughes. Tafts Aussichten, die noch zu Beginn dieses Jahres höchst unsicher waren, hatten sich seit Monaten derart gebessert, daß schließlich mit der Nominierung Tafts als mit einer foregone conclusion gerechnet wurde. Nur in dem einen Falle wäre Tafts Kandidatur sofort in der Versenkung verschwunden, wenn Roosevelt seine eigene Wiederwahl zugelassen hätte. Es war bis in die jüngste Zeit zweifelhaft, ob nicht der Rooseveltenthusiasmus anläßlich der republikanischen Nationalkonvention alle Dämme der Parteitaktik durchbrechen und die Kandidatur Roosevelts erzwingen werde. Weder den Parteiführern noch den Magnaten von wallstreet wäre dieser Ausgang erwünscht gewesen. Sie akzeptierten deshalb lieber Taft sogleich, um zu verhindern, daß bei einer hartumstrittenen Nomination die Kandidatur Roosevelts sich Bahn bräche. Roosevelt selbst begünstigte und unterstützte seinen Freund Taft in jeder Weise.

Das schadete diesem insofern, als damit Taft zu einem bloßen Protegé des Weißen Hauses herabgedrückt wurde. Anderseits aber fürchteten Roosevelts geheime Gegner, daß dieser, wenn seiner Empfehlung Tafts keine Folge gegeben würde, leichter seiner eigenen Kandidatur zustimmen werde. Dieser sehr eigenartigen Kombination von Befürchtungen hat William Taft es nicht zum wenigsten zu verdanken, daß er sofort mit einer reichlichen Zweidrittelmehrheit in Chicago über alle andern Rivalen den Sieg davongetragen hat.

Es wäre übrigens irrig, wollte man aus diesen Vorgängen den Schluß ziehen, daß Taft eine minderwertige Persönlichkeit sei. Er ist vielmehr das, was man einen safe man nennt, und das ist vielleicht das Beste, was man von einem Präsidenten der großen Republik sagen kann. Roosevelts nervöse Zügelführung paßte für den großen und schweren Staatswagen der amerikanischen Union nicht recht. Sein Regiment befriedigte mehr die Phantasie als den Verstand. Unter Taft wird der angelsächsische commonsense wieder mehr zu seinem Recht gelangen. Ihm fehlt durchaus der Sinn für das

Abenteuerliche. Schon die behäbige Gestalt mit dem klugen, jovialen Gesicht, die zwanglose Sicherheit seines Auftretens, die geschäftsgewandte Raschheit, mit der er auch die verwickeltsten Arbeiten zu erledigen weiß, erwecken Vertrauen. Ein großes Verwaltungstalent ohne jede bureaukratische Verzopftheit, ein Staatsmann, der in langer richterlicher Tätigkeit gelernt hat, die Staatsgeschäfte weniger unter den Gesichtspunkten diplomatischer Opportunität als unter denen der Gerechtigkeit und Billigkeit zu behandeln, wird Taft sicher ein ausgezeichneter Präsident dieser politisch so merkwürdig konservativen amerikanischen Republik sein. Obgleich die Zielpunkte der Rooseveltschen Politik im großen und ganzen auch die seinen sind, wird Tafts Regierung voraussichtlich doch einen ganz anderen Charakter tragen. Das plus ça change, plus c'est la même chose wird man in diesem Falle umzukehren haben: je mehr es die gleiche Politik zu sein scheint, umso deutlicher wird der Unterschied hervortreten. Das gilt vornehmlich von dem Rooseveltschen Imperialismus. Als Kriegsminister hat William Taft die Leitung der Beziehungen zu den Philippinen, zu Portoriko, zu Cuba und zum Panamakanal seit Jahren in der Hand gehabt. Er hat dabei gerade auch die Dornen der imperialistischen Politik sehr schmerzhaft kennen lernen und die chauvinistische Begeisterung des Hurrahpatrioten völlig eingebüßt. Ich hatte im vorigen Sommer Gelegenheit, mit dem Kriegsminister Taft speziell über das Verhältnis der Vereinigten Staaten zu Cuba ein Gespräch zu führen, bei dem eine so gesunde Abneigung gegen die Annexion der Perle der Antillen zutage trat, wie sie nur aus den gründlichsten Erfahrungen mit „interessanten" Völkerschaften zu erwachsen pflegt. Die deutliche Abwehrbewegung, mit der er den bloßen Gedanken einer Einfügung Cubas in die amerikanische Union begleitete, wirkte wie ein lebhafter Protest gegen jeden imperialistischen Überschwang. Auch der Kampf gegen die Auswüchse des Kapitalismus, der von Roosevelt zwar sehr temperamentvoll geführt wurde, aber ohne größere reale Erfolge geblieben ist, wird von dessen präsumptivem Nachfolger voraussichtlich weniger hitzig, aber vielleicht gerade deshalb erfolgreicher fortgesetzt werden!

Die Meinung ist ziemlich weit verbreitet, daß Taft für die nächsten vier Jahre nur als Platzhalter für den dann wiederzuwählenden Roosevelt fungieren werde. Diese Vermutung beruht, wie ich glaube, auf einer falschen Psycho-

logie. Der Präsident der Vereinigten Staaten besitzt eine solche Machtfülle, daß ein ungewöhnlich geringer Ehrgeiz dazu gehören würde, diese Macht nur als Vollstrecker fremder Ideen auszuüben. Zudem denkt jeder Präsident daran, auch ein zweites Mal gewählt zu werden; und das geschieht nur, wenn er sich als eine eigenartige, staatsmännische Persönlichkeit erwiesen hat. William Taft wird nicht als ein bloßer Schatten Theodor Roosevelts erscheinen wollen. Schon das allein macht es unwahrscheinlich, daß Tafts Politik sich einfach in den Bahnen der Rooseveltschen bewegen wird. In jedem Falle aber wird Taft ein zuverlässiger „Trustee" seines Landes sein.

Weniger pupillarische Sicherheit bietet der Mann, der voraussichtlich in Denver zum demokratischen Gegenkandidaten Tafts ernannt werden wird. William Jennings Bryan hat, obgleich erst achtundvierzig Jahre alt und zwei Jahre jünger als sein republikanischer Mitbewerber, schon eine lange Kandidatenlaufbahn hinter sich. Als er im Jahre 1896 zum Präsidentschaftskandidaten der demokratischen Partei ernannt wurde, war er außerhalb seines Heimatstaates so gut wie unbekannt. Er war als einer der Delegierten von Nebrasca auf der Nationalkonvention erschienen und hielt dort als Silberapostel eine Anklagerede gegen die Goldwährung. Er sprach leidenschaftlich, im Tone des Propheten, anklagend, mit biblischen Redewendungen. Eine Phrase von dem goldenen Kreuz, an das die Menschheit geschlagen sei, entfesselte fanatische Beifallsstürme. Niemand hatte vorher an Bryan als einen möglichen Präsidentschaftskandidaten gedacht. Plötzlich tritt sein Name auf aller Lippen. Es entsteht eine stampede. Das Wort bezeichnet im Jargon der amerikanischen Politik das Durchgehen einer Versammlung, die wie eine geschlossene Herde (das Wort stampede ist eine Korruption des spanischen estampada) dahinstürmt und alles niederstrampelt. Mittels einer solchen stampede wurde Bryan zum Führer der Partei ausgerufen. Es begann dann ein Wahlfeldzug, wie ihn die Vereinigten Staaten noch nicht erlebt hatten. Es ist in Amerika Sitte, daß die Kandidaten für die Präsidentschaft sich vom Augenblick ihrer Nomination an von dem eigentlichen Getümmel der Wahlschlacht fernhalten, insbesondere nicht im Lande umherreisen und Wahlreden halten. Bryan brach mit dieser Tradition. Er jagte durch das ganze Gebiet der Vereinigten Staaten und leistete als Redner das Menschenmögliche. An einem einzigen Samstag im Monat Oktober brachte er es

auf neunzehn Ansprachen, die allerdings zumeist vom Perron eines Eisenbahnwagens bei kurzem Aufenthalt auf kleineren Stationen gehalten worden waren. Daß dieser breite Redestrom nicht allzuviel Goldkörner mit sich führte, war begreiflich genug. Seine Reden wimmelten von Gemeinplätzen. Nichtsdestoweniger, vielleicht gerade auch deshalb, blieben sie auf die große Masse seiner Hörer nicht ohne Eindruck. Dabei gehört er zu der Klasse der sympathischen Demagogen.

Ich lernte ihn zuerst in Chicago als Volksredner kennen. Er kam von Milwaukee, wollte am Nachmittag in Chicago reden und dann nach Nebrasca abreisen. In dem Hotel, wo er abgestiegen war, wurde er von Besuchern jeder Art überlaufen. Während ich mit ihm sprach, erschien ein Mann, der seinen Schädel messen wollte. Mit Humor bewilligte er one minute and a quarter für dieses Geschäft. Inzwischen suchte er mich von meinen Goldwährungsketzereien abzubringen, gab einem Privatsekretär Weisungen, scherzte mit Enthusiasten, die in sein Zimmer eingedrungen waren, und warf flüchtige Blicke in einlaufende Telegramme. Einer Einladung Bryans, ihn zu der Versammlung, wegen deren er nach Chicago gekommen war, zu begleiten, leistete ich gerne Folge und hatte so Gelegenheit, ihn aus nächster Nähe in rednerischer Aktion zu sehen. Das Schauspiel war höchst interessant. Es handelte sich um ein open air meeting. Der Versammlungsplatz, ein riesiger Schützengarten, war von mindestens zwanzigtausend Personen, Männern, Frauen und Kindern, besetzt, die Bryan von einem Musikpavillon aus anredete.

Mit rasender Begeisterung empfangen, wußte er sein Auditorium schon mit den ersten Worten zu fesseln. Die Bäume des Gartens saßen voller Menschen, die Bryan mit gutem Humor als my friends in the gallery anredete. Er sprach über das Verhältnis von Kapital und Arbeit. Witz und Pathos wechselten in seiner Rede ab. Die großen Geldmächte wurden unter Anklage gestellt. Er redete als der Tribun der Massen, die im Schweiße ihres Angesichts ihr Brot verdienen. Zu dieser Rolle paßten die breiten Schultern und das leuchtende Auge ebenso wie der abgeschabte Rock und der schäbige Hut. Jung, arm, kein Trinker, ein fleißiger Kirchengänger, ein guter Familienvater, befriedigte er zugleich die demagogischen wie die puritanischen Instinkte des amerikanischen Volkes. Daß ein solcher Mann in einer volks-

wirtschaftlichen Streitfrage, die zu ihrer richtigen Beantwortung nicht Deklamation, sondern exaktes Denken erfordert, zum Volksführer gemacht wurde, — darin lag eine merkwürdige Ironie. Die Geheimnisse des Währungsproblems blieben ihm verborgen, was man übrigens auch von seinem Rivalen McKinley sagen konnte. Beide vertrauten ihrem politischen Gefühl mehr als der wissenschaftlichen Methode. Sie huldigten beide der Weisheit jener schwarzen Wärterin, die ein Badethermometer als überflüssig mit der Bemerkung ablehnte: „Ich brauche kein Thermometer; wenn das Kind rot wird, ist das Wasser zu heiß; wird das Kind blau, ist das Wasser zu kalt.“ Der Wahlfeldzug des Jahres 1896 endete mit Bryans Niederlage. Die Gefahr, daß der Silberapostel, der insbesondere den Farmern als der Schuldenbefreier erschien, in dem gewaltigen Ringen den Sieg davontragen werde, war aber, besonders im Anfange der Wahlkampagne, sehr groß. Erst allmählich begriff das Volk, daß die Fixierung des Silberwertes im Verhältnis von eins zu sechzehn eine ungeheure Geldentwertung und damit eine teilweise Schuldenrepudiation bedeute. Bryans Sieg hätte zweifellos eine Panik der Gläubiger, eine sofortige Kündigung von Milliarden Schuldforderungen und damit eine Krisis von beispielloser Gefährlichkeit heraufbeschworen. Das wurde dem amerikanischen Volke allmählich klar, und damit war Bryans Schicksal ebenso besiegelt wie das der Doppelwährung.

Vier Jahre später wurde Byran abermals zum Bannerträger seiner Partei gegen denselben McKinley berufen und erlitt eine noch größere Niederlage. 1904 versuchte es die demokratische Partei mit einem andren Präsidentschaftskandidaten, der aber Roosevelt gegenüber noch schlechter abschnitt. In diesem Jahre scheint man wieder auf Byran zurückgreifen zu wollen. Der Redner von Nebrasca ist seit 1896 als Politiker und Staatsmann reifer geworden. Er hat auch eine Reise um die Welt gemacht, um die politischen Einrichtungen fremder Völker kennen zu lernen. Bei diesem Anlaß besuchte er für einige Tage Berlin, um sich im Schnellzugstempo über das konstitutionelle Leben Deutschlands zu orientieren. Ich genoß den Vorzug, ihn dabei zu beraten. Sein amerikanischer Optimismus war ganz der alte geblieben. Schwierigkeiten beim Erfassen der Dinge, mit denen er sich beschäftigte, ließ er nicht gelten. Er bildete sich sehr rasch ein Urteil, wenn es auch nicht immer zutreffend war. Sollte er jemals zum Präsidenten der Vereinigten Staaten

aufsteigen, so dürfte er die Welt wahrscheinlich durch nichts mehr überraschen als durch die Vorsicht, mit der er an einschneidende Reformen herantreten würde. Die Wahrscheinlichkeit ist allerdings sehr gering, daß Byran in das Weiße Haus einziehen wird. Seine dritte Kandidatur wird, wenn sie erfolglos bleibt, wohl auch seine letzte sein. Die republikanischen Wahlleiter wünschen sich keinen lieberen Gegenkandidaten als Byran, und diese party managers sind durchwegs äußerst gescheite Taktiker; wenngleich auch die klügsten Hühner gelegentlich in die Nesseln legen. Theodor Roosevelt wurde von den Führern seiner eignen Partei noch wenige Jahre vor seinem rapiden Aufstieg kaum recht ernst genommen. Ich erinnere mich einer höchst charakteristischen Bemerkung Mark Hannas, der die Wahlen für McKinley „gemacht" hat. Mark Hanna residierte während des Wahlfeldzugs von 1896 in Chicago. Als ich eines Tages dort bei ihm zum Besuch war, stürmte Roosevelt, der damals Polizeidirektor von Newyork war, herein. Er war auf einer stumping tour im Westen begriffen. Als er wieder draußen war, sagte Mark Hanna mit geringschätzigem Lächeln: Ein guter Kerl, aber im Osten dürfen wir ihn nicht loslassen; er ist nur für den Westen brauchbar. Daß dieser Mann fünf Jahre später als McKinleys Nachfolger das Land regieren und seinen Vorgänger völlig in den Schatten stellen werde, wäre dem geriebenen Mark Hanna damals nicht im Traum eingefallen.

Der alle vier Jahre wiederkehrende Kampf um die höchste Stellung in der Union hat den politischen Instinkt des amerikanischen Volkes bei der Auswahl seiner Präsidenten ungemein fein entwickelt. Es ist selten, daß die Wahl auf einen Unwürdigen fällt. Besonders in schwierigen Lagen hat das Volk mit überraschender Sicherheit den providentiellen Mann herausgefunden; so, als es den rauhen Hinterwäldler Abraham Lincoln an die Spitze der Nation berief: den größten Staatsmann nach und neben Washington.

Demokratie heißt vor allem Erziehung der Massen zur Selbstverwaltung und damit zur Erkennung der nationalen Lebensinteressen. Nicht zum wenigsten in dieser erzieherischen Kraft liegt die Überlegenheit der Demokratie über die autoritären Staatsformen, die wohl ein government for the people zulassen, aber, um Lincolns berühmtes Wort zu brauchen, kein government by the people.

Die Erhaltung der Energie und des Stoffes

Von Max Speter

Die Kraft ist ewig, und der Stoff ist unvergänglich. Zwei axiomatisch klingende Thesen! Sie bilden die Grundmauern, auf denen sich die modernen Lehrgebäude der Physik und Chemie aufbauen. In dem einen Teil als Denknotwendigkeit von altersher zum philosophischen Prinzip erhoben, sind sie beide in neuerer und neuester Zeit mit eminenter Schärfe experimentell bewiesen worden. Ihre Gültigkeit steht nach einigen unsicheren Schwankungen endgültig fest.

Robert Mayer, der junge heilbronner Arzt, machte im Jahre 1839 als Schiffsarzt eines ostindischen Kauffahrers bei einer Überfahrt von Rotterdam nach Batavia die Beobachtung, daß bei Aderlässen an Neulingen im tropischen Klima die Armvenen so hellrotes Blut lieferten wie die Arterien. Diese Wahrnehmung führte ihn zu einer genialen Schlußfolgerung. In der warmen Tropenatmosphäre werden infolge des geringen Temperaturunterschiedes zwischen dem Organismus und der Umgebung die mit Sauerstoff beladenen arteriellen Blutkörperchen in den Kapillaren weniger desoxydiert als in einer kälteren Atmosphäre. Ein verminderter Verbrauch von zu oxydierender Substanz für den Verbrennungsprozeß im Organismus ist die Folge. Außer der Wärme produziert nun der Körper auch mechanische Arbeit, die in mannigfacher Weise, zum Beispiel durch Vermittlung von Reibung, auch in Wärme übergeführt werden kann. Diese indirekt erzeugte Wärme muß auf Rechnung des Verbrennungsprozesses im Organismus, also eines Stoffverbrauches, gesetzt werden. Da nun die Temperatur des gesunden Organismus auf konstantem Niveau bleibt, muß zwischen der Temperatur der Umgebung und der Summe der direkten und indirekten Wärmemenge ebenfalls eine ganz feststehende Beziehung herrschen. Von dieser Wärmesumme tritt ein Teil in Form mechanischer Arbeit zutage, ergo besteht auch

zwischen mechanischer Arbeit und Wärme ein konstantes Verhältnis. Arbeit und Wärme erscheinen hier als zwei verschiedene Formen desselben Etwas, wie zum Beispiel flüssiges Wasser und Wasserdampf. Mayer nannte dieses Etwas „Kraft". Nach seiner Auffassung kann diese „Kraft" nur Änderungen in der Erscheinungsform, nicht aber in der Menge erleiden, sie ist unerschaffbar und unvernichtbar, ist unter allen Umständen beständig. Ex nihilo nihil fit, und nihil fit ad nihilum! Mayer sprach dieses Gesetz der Erhaltung der Kraft im Jahre 1842 aus, anfänglich unverstanden und heftig angegriffen. Der englische Bierbrauer Joule und der berliner Physiker Helmholtz präzisierten die zahlenmäßigen Beziehungen zwischen mechanischer Arbeit und Wärme. Nachdem man dann gelernt hatte, Arbeit auch in Elektrizität, Licht und so weiter umzuwandeln, stellte es sich heraus, daß auch diese Erscheinungsformen des gewissen Etwas, der „Kraft", in ähnlicher Weise in konstanten, zahlenmäßigen Beziehungen zueinander stehen. Aus einer bestimmten Menge mechanischer Arbeit kann man nun ganz bestimmte Mengen Elektrizität, Licht und dergleichen gewinnen. Verwandelt man diese dann in mechanische Arbeit zurück, so erhält man sie in ganz genau demselben Verhältnis wieder. Dieses Etwas, von Mayer „Kraft" genannt, bezeichnet man gegenwärtig als Energie und das von ihm ausgesprochene Prinzip als das von der Erhaltung der Energie. Ungemein zahlreiche experimentelle Beweise wurden in der Folge für diesen Satz erbracht. Niemals zeigte sich eine Ausnahme.

Da trat das Radium auf den Plan, — in seinen merkwürdigen Eigenschaften ein Proteus unter den Elementen. Unaufhörlich sendet es eigentümliche Strahlen aus, welche die elektrisch neutrale Luft in der Umgebung elektrisch leitend machen und die photographische Platte beeinflussen; beständig entwickelt es Wärme, sodaß seine Temperatur dauernd höher ist als die seiner Umgebung. Das Radium entwickelt unaufhörlich Mengen von Energie der verschiedensten Art, und doch verringert sich dessen Menge und Gewicht scheinbar nicht. Es verletzt anscheinend das Gesetz von der Erhaltung der Energie.

Das Rätsel fand seine Lösung. Sir William Ramsay machte die wichtige Entdeckung, daß in einer zugeschmolzenen Glasröhre, worin eine geringe Menge einer Radiumverbindung eingeschlossen war, sich nach einiger

Zeit Spuren eines anderen Elementes, des gasförmigen Heliums, zeigten. Die Schlußfolgerung, daß das Radium sich in Helium umwandle, konnte immer wieder experimentell bestätigt werden. Die „Zufallstheorie" des englischen Forschers Rutherford, im Verein mit der schon früher aufgestellten „Korpuskulartheorie der Elektrizität" des kürzlich verstorbenen englischen Physikers Thomson, des späteren Lords Kelvin, konnte nun auf experimenteller Grundlage die merkwürdigen Erscheinungen erklären. Das Radium und damit die übrigen radioaktiven Stoffe sind in der Entstehungszeit unseres Planeten als eine starke Anhäufung elektrischer Korpuskeln, sogenannter Elektronen, gebildet worden. Die Druck- und Temperaturverhältnisse unseres Erdballs in der Jetztzeit sind nun derart, daß diese Elektronenanhäufungen nicht bestehen können. Sie zerfallen in Elektronenkomplexe von geringerer Größenordnung. Diese kleineren Elektronenkomplexe bilden in bestimmter, von Fall zu Fall verschiedener Menge die Atome unserer Elemente. Aus dem Elektronenkomplex Radium entsteht der Komplex niedrigerer Größenordnung, die Emanation, und als Endglied das Helium. Die enorme, in den radioaktiven Stoffen aufgespeicherte Energie wird nun, soweit sie nicht zur Neubildung der Umwandlungsprodukte verwendet wird, frei. Strahlung und Wärme treten auf. Diese Erklärung hat auch sonst experimentelle Stützen gefunden. Das Energiegesetz steht unangetastet da.

Die Tatsache, daß sich die Menge und das Gewicht der radioaktiven Stoffe trotz der enormen Energieabgabe nicht nachweisbar zu verringern scheint, stand auch mit einem anderen Erhaltungsgesetze in Widerspruch: dem Gesetze der Erhaltung des Stoffes oder der Materie. Was fordert dieses Gesetz? Stoff darf nicht aus dem „Nichts" entstehen und in „Nichts" verschwinden! Ex nihilo nihil fit! Nihil fit ad nihilum!

Aus dem Radium entstehen Umwandlungsprodukte: Emanation und Helium. Trotzdem ändert sich das Gewicht des Radiums nicht nachweisbar. Es ist dies einfach darin begründet, daß die hierbei auftretenden Größenverhältnisse selbst für unsere allerempfindlichsten Meßhilfsmittel nicht mehr wahrnehmbar sind. Handelt es sich doch hier um Abgabe von Elektronen, deren Maß- und Gewichtsverhältnisse schon im Vergleich mit den als außerordentlich klein angenommenen Atomen und Molekülen der Elemente ungeheuer klein sind.

Das Gesetz von der Erhaltung des Stoffes hat von dieser Seite keine Einschränkung erfahren können. Beruht aber dieses Erhaltungsgesetz im positiven Sinne auf absolut fester und sicherer Grundlage?

Die ersten griechischen Naturphilosophen, die Milesier, nahmen an, daß die in Erscheinung tretenden Dinge aus „Nichts" geschaffen werden, daß sie einige Zeit „sind", um endlich für alle Ewigkeit „nicht zu sein". Anaximander und Anaximenes, die ersten unter den Milesiern, nahmen zwar an, daß die Dinge aus der „Luft" statt aus dem Nichts kämen. Nach neueren Untersuchungen von E. C. H. Peithmann ist es aber höchst wahrscheinlich, daß sie dieselbe naive Anschauung wie jedes Kind hatten, daß „Luft" soviel wie garnichts sei. Erst der Eleat Demokrit von Abdera hat das Substanzgesetz vorausgeahnt und ziemlich klar formuliert: Aus Nichts wird Nichts; nichts, was ist, kann vernichtet werden. Alle Veränderung ist nur Verbindung und Trennung von Teilen. Kant hat dieses Gesetz als die oberste „Analogie der Erfahrung" gewertet: „Bei allem Wechsel der Erscheinungen beharret die Substanz, und das Quantum derselben wird in der Natur weder vermehrt noch vermindert."

Zum Gesetz im naturwissenschaftlichen Sinne ist dieser Satz erst durch die Untersuchungen des großen Reformators der Chemie, Lavoisiers, geworden. Was vor ihm stillschweigend angenommen worden war, stellte für ihn ein Gesetz dar, das er seinen Spekulationen und Versuchen zugrunde legte. Er war durchdrungen von der Wahrheit, daß bei chemischen Reaktionen keine Materie verloren geht, und er gab dieser Überzeugung in der Weise Ausdruck, daß er die chemischen Vorgänge zwischen Stoffen durch Gleichungen zum Ausdruck brachte. Er setzte die Stoffe vor der Wechselwirkung und die Produkte letzterer gleich. Seine Ansicht gipfelte in dem Satz: Das Gewicht einer chemischen Verbindung ist gleich den Gewichtsmengen der dieselbe bildenden Stoffe.

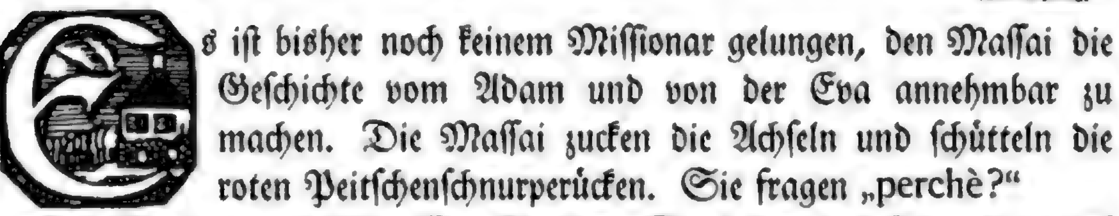
Die genaueste experimentelle Prüfung hat dieses Gesetz durch den greisen Physiko-Chemiker der berliner Universität, H. Landolt, erfahren. Nach einer neunjährigen Versuchsperiode wurden kürzlich die Versuchsresultate in den Sitzungsberichten der preußischen Akademie der Wissenschaften veröffentlicht. Das Prinzip der Versuchsanordnungen war sehr einfach. Zwei Substanzen, die miteinander chemisch zu reagieren imstande waren, wurden

in die beiden Schenkel einer gebogenen Glasröhre gebracht und nach dem Zuschmelzen der Röhre gewogen, hierauf die Substanzen durch Neigen der Glasröhre miteinander in Reaktion gesetzt, und, nach Ablauf der Umsetzung, die Röhre wieder gewogen. Es ergab sich nun als Endresultat dieser mit allen Finessen der modernen wissenschaftlichen Hilfsmittel ausgeführten Versuchsreihen, daß die mit der Reaktion verknüpften Gewichtsänderungen innerhalb der Grenzen der unvermeidlichen Versuchsfehler liegen. Die Gewichtsänderungen betrugen höchstens einige Milliontel des Gewichtes, meistens aber viel weniger. Die beobachteten Abweichungen von der völligen Gewichtsgleichheit sind nicht durch die chemische Reaktion verursacht, sondern beruhen auf äußeren physikalischen Ursachen. Landolt zieht das Resümee: „Die Frage über die Änderung des Gesamtgewichtes chemisch sich umsetzender Körper und hiermit überhaupt die Prüfung des Gesetzes der Erhaltung der Materie kann experimentell für erledigt erklärt werden." Schon 1893 war Landolt auf Grund seiner damaligen Versuche zu einer solchen Schlußfolgerung gelangt. Diesmal wurden auch gewisse andere Einflüsse mit in Rücksicht gezogen.

Die Erkenntnistheorie erheischt die beiden Erhaltungsgesetze. Unsere Versuchsresultate geben keine absolute Gleichheit der Versuchsreihen untereinander und keine absolute Übereinstimmung mit diesen Prinzipien. Die Richtigkeit der experimentellen Ergebnisse können wir beurteilen, wenn wir feststellen, wie weit sie mit den Forderungen der erkenntnistheoretischen Prinzipien im Einklang stehen. Die beiden Erhaltungsgesetze sind aber auch experimentell, asymptotisch zu den erkenntnistheoretischen Forderungen, festgelegt.

Sumpffieber / Novelle von Hermann Bessemer

(Fortsetzung)



Es ist bisher noch keinem Missionar gelungen, den Massai die Geschichte vom Adam und von der Eva annehmbar zu machen. Die Massai zucken die Achseln und schütteln die roten Peitschenschnurperücken. Sie fragen „perchè?“

Die Wanjamwesi sind bessere Christen. Sie haben das Feigenblatt auf dem rechten Fleck, nicht auf der Brust. Nur ihre Beine sind entblößt, der Körper geht in einem langen und, wenn es gewaschen ist, weißen Hemd. Der Hemdzipfel wird zwischen den Schenkeln durchgezogen, über dem Gesäß mit dem Gürtel verknüpft, und somit wird es ein Beinkleid. Außerdem trägt jeder bessere, kulturbeleckte Wanjamwesiträger eine abgetakelte Europäerweste am Leib. Und alle haben sie einen Turban, ja, einen mächtigen, blauweiß oder rotweiß karierten Turban. Bei Tag, damit die Lasten auf den Köpfen mehr Halt haben und weniger drücken. Aber abends, im Lager, wird der Turban gelüftet, auseinandergefaltet und gebeutelt — ein riesiges Stück Flanell — und dann wickelt sich der Wanjamwesi in seine Reisekappe und schläft. Tags darauf trägt er wieder sein Bett auf dem Kopf. Die Einrichtung muß jedermann gefallen; andrerseits weiß ich, was ich nicht sein möchte. Eine Laus, eine Wanjamwesilaus, möchte ich nicht sein. Muß die auf ihrer Hut sein, Donnerwetter, ja! Am Tag kann sie abstürzen, bei Nacht kann sie totgedrückt werden. Man weiß ja nie, wo man ist! Ekelhaft.

Aber auch die Suaheli sind Mistviecher mit und ohne Details. Hübsch ist nur, daß sie das alle auch selber einsehen, — ein Stamm vom andern. Der Suaheli spuckt auf den Wanjamwesi, der Wanjamwesi vergiftet den Suaheli, der Massai dreht beiden die Gurgel um.

Wir treiben Kolonialpolitik.

— — — — — —

Erster Tag in der Steppe. Kein Wild, kein Schuß. Losung und Fährten. Nichts. Hitze.

Wir kommen in eine vollkommen flache, sonnenverdörrte Grassteppe, ohne Baum, ohne Busch. Ein Meer in spröden, gelben Wogen sich regend. Wind streicht herüber, die Halmspitzen lehnen sich in einem Halbkreis gegen meine Hüften. Die gelbe Grasfläche wird niedriger. Die Hitze rührt sich, weht hin und her, sie pendelt gleichsam, als schaukelte sie sich leise auf dem bewegten Gras. Sie wird nur glühender im Wind, als käme durch die Bewegung ihr Blut ins Rollen. Rollend und kochend atmet die Hitze sich selbst aus.

Kein Baum, kein Busch, — Stunden verfließen. Wir begegnen einer Euphorbie, ganz einsam in der Steppe. Nein, denk ich mir, wozu diese Bosheit? Solch schöner, stattlicher Baum, eine Kandelaber-Euphorbie, ein wahres Bild und gibt, wie planmäßig, kein Tüpfelchen Schatten! Gut, ich bitte; ich kann es schaffen, gehen wir. Stunden verrinnen. Am Nachmittag winkt die Möglichkeit, auf der Ostseite hoher Termitenhügel Schatten zu finden. Aber von weißen Ameisen angefressen zu werden, wenn auch im Kühlen, ist nicht verlockend. Gehen wir! Zum Wasser, zum Lagerplatz ist noch weit. Stunden verrinnen. Ich gehe.

Aber meine Massaiführer langweilt das gewöhnlich einförmige Gehen im Gänsemarsch. Sie laufen voraus, warten, laufen wieder, laufen und singen dazu. Ihre rötlich anschimmernden Schwarzleiber glitzern von runden kleinen Schweißkristallen. Ich glaube, wenn sie jetzt wer anpackte, dem müßten sie glitschend aus der Hand rutschen wie nasse Aale. Sie laufen voran und singen, und alles, was die Nackten an sich haben, Speere, Zöpfchen, Tierfelle, Medizinbüchsen, alles baumelt bei ihrem sätzespringenden hohen Trab.

Vor Sonnenuntergang. Der Himmel wird wie ein gemalter Fächer. Oder eine Kurtine mit Wolken in Pastellfarben.

Zwischen mir und dem strahlenden Westen steht ein entlaufener Massai und wartet. Schwarz, lang und mager wie eine Wegtafel im Feld am Abend. Er steht nur auf einem Bein, dem rechten, und sein linkes stützt sich hochgezogen mit der Sohle gegen den rechten Oberschenkel. So rastet er in dieser Stellung. Seine linke Hand ruht an der Hüfte, die rechte greift nach dem aufrecht aufgepflanzten Speer wie nach einem Baumstamm.

Regungslos. Hinter ihm flutet die Abendröte wie eine scheinende Wölbung und die Steppe wie ein vergehender See.

Ein Massai, ein Wilder. Aber ich muß an etwas Griechisches denken.

Die Sonne taucht hinunter. Grau wird der Westen, feuchter, grauer, klebender Nebel. Ein rasches Tuch über dem Leichnam eines Ermordeten.

Der Massai wächst riesenhaft aus der Erde. Er rührt sich, er schnellt davon, er stürmt auf mich zu, seine Lanze wirbelt ihm zwischen drei Fingern, wie ein Mühlrad. Hoho, ein Krieger ...

Irgendein Entsetzen schüttelt mich.

Die Steppe wird stumm und finster und trostlos. Leer ... leer.

Auf zehn Minuten möchte ich jetzt gern in Europa sein. Lieber Gott im Himmel, was meinst du dazu? Nur auf zehn Minuten! Abgemacht?

— — — — — —

Am nächsten Tag erklären die drei Massai, heute würden sie mich an eine Giraffenherde heranführen. Im Tone einer leichten, ruhigen und sichern Mitteilung. Ich zwinkere ein wenig mit den Augen, indessen ist alles möglich, bei Giraffen und Massai. Wollen sehen, denke ich.

Am frühen Nachmittag tauchen abwechselnd vier oder fünf lange Hälse aus dem Gras. Von den Beinen sehen wir zunächst garnichts, von den Körpern wenig. Äsende Giraffen. Ich lache vor Begeisterung über den Anblick und vor Jagdlust. Das Gewehr bewegt sich in meiner Hand, es schlägt aus wie eine wasserspürende Wünschelrute. Aber die Massai schneiden bedenkliche Fratzen, sie bitten mich halblaut, Shauri machen zu dürfen. Eine Ratssitzung, ein Konsilium wollen sie halten! Himmel, Teufel, Shauri, jetzt wo die Tiere vor uns —? Ja, das sei es eben. Die Giraffen hätten uns im Wind, das sei es. Ich brause auf, ich flüstere: Maul halten! Und wir pürschen uns an.

Endlich entscheide ich mich zu einem langen, sehr langen, ziemlich zweifelhaften Schuß. Ich halte es vor Erwartung nicht mehr aus. Ein hastiger Griff nach dem Fernglas, vielleicht klingt das Metall irgendwie, als ich hingreife, ich weiß es nicht, ich habe es nicht gehört ...

Eine Giraffe hebt den Kopf, sie verhofft und äugt herüber. Sie macht einen höchst drolligen Satz zur Seite, als wollte sie sich platt zur Erde werfen. Sekundenlang besteht ein kleiner Aufruhr, ein Wirrwarr in der Gruppe, noch planlos. Und dann:

Flüchtig in einer Linie!

Meine Massai verfluchen ihre Aszendenz vom Großvater bis aufs neunte Geschlecht. Sie tanzen vor mir auf und nieder, als rissen sie an unsichtbaren Leinen wie eine Koppel Hunde vor der Fuchshetze. Los, los! Sie schwören mir, ich kriege meine Giraffe, das Gras sei feucht vom frischen Regen, die Fährte nicht zu verlieren. Ich habe meinen Massai für Giraffen eine sehr hohe Schußprämie zugesichert. Wenn ich zwei oder drei erlege, können ihre Söhne und Enkel ein sorgenloses Leben führen. Ein Dutzend Giraffen gründen eine Nationalbank für Massailand. Also, los.

Wir haben Glück: in einer Stunde stoßen wir auf die Giraffen. Es können auch zwei oder drei Stunden gewesen sein, wer zählt das auf einer Giraffenjagd? Immerhin ist noch Sonne genug für einen sicheren Schuß. Der Wind weht diesmal günstig, scharf auf uns zu. Und ich lasse mir Zeit, ich suche den besten Stand, ohne Aufregung, eher zu bedächtig, ich will es so, ich zwinge mich so. Und ein Massai meint bittend, ein wenig tückisch:

„Bana! Gib uns das Gewehr! Wir wollen eine Giraffe für dich schießen."

Schlau! Ich lächle dem Sprecher zu: ungemein schlau, meine Guten. Aber eure Nationalbank gründe ich doch lieber selber, ja? Die erste Aktie, Feuer!

Die drei Mann stehen starr, mit straffen Muskeln und langen Hälsen, weit vorgebeugt. Der Schuß fällt, und sie schreien auf, nein, sie schlagen an, das ist es. Ein Jubelgebell: zusammengebrochen im Feuer! Nun, das seh ich selbst. Aber die Massai wissen mehr. Sie nennen mir, sie bezeichnen mir haarklein die Stelle, wo meine Kugel eingedrungen ist. Ein Hochblattschuß soll's gewesen sein; sitzt zwischen dem zweiten und dritten schwarzen Streifen rechts über der Schulter! Kolossal, haha! „Ihr Lügenbolde, ihr verdammten blöden Aufschneider," sage ich. Ich schätze die Distanz auf siebzig bis achtzig Meter. „Herr, du wirst ja sehen ..."

Wir kommen zur gestreckten Giraffe. Hochblattschuß, zwischen dem zweiten und dritten schwarzen Streifen, rechts über der Schulter. Es ist fabelhaft. Ich bin recht verlegen, ich möchte Abbitte leisten, ich sage: „Lumpen und Schweine seid ihr trotzdem!" Und die Massai grinsen vor Freude und Genugtuung und ziehen ihre Messer und machen sich ans Fell. Während des Abziehens singen sie. Eine hochgemute Ballade, und der Held dieser Ballade bin ich, der Herr Giraffe! Sie raffen das Fell auf, jeder einen Zipf, und

tragen es ausgespannt wie einen Teppich. Der Vordermann kreischt auf, mit einer haltlosen dünnen Bubenstimme quietschpiepend und kläglich:

„Ein weißer Mann aus Ulaya hat die Giraffe geschossen ..."

Die zwei hintern haben rauhe Bässe und brüllen:

„Er ist unser großer Herr, der Herr Giraffe!"

Pausen kommen nicht vor. „Ein weißer Mann aus Ulaya hat die Giraffe geschossen ...."

„Er ist unser großer Herr, der Herr Giraffe!"

Der Mond geht auf, die Steppengräser funkeln rechts und links vom schmalen Negerpfad, und ich muß an Hellebarden denken, an eine Leibgarde, die mir Spalier steht, an nichts Geringeres. Die Erde atmet sichtbar, sie strahlt aus, die Luft ist im Kälterwerden begriffen, blaue, wie gefrorene Dämpfe wallen aus der Steppe auf. Die Halme sind schwer vom rinnenden Tau, von Zeit zu Zeit rupfe ich einen und lege ihn mir auf die Zunge gegen den Durst. Nun habe ich auch zu trinken, und der Mond leuchtet mir; drei Neger singen meinen Ruhm und schleppen meine Jagdtrophäe, und ich bin müde, ach, wunderbar müde, ach, überirdisch müde, ein Erzengel kann nicht vollendeter müde sein!

Und ganz allgemein: ich pfeife auf die europäische Kultur.

Im Lager empfängt mich ein grauenvoller, komischer Wirrwarr. Einige Wanjamwesi schleifen brennende Holzscheite mit der Flamme nach unten über den Boden hin, als wollten sie die Erde mit Fackeln anzünden. Andere sehen zu, lachen und kratzen sich, und alle springen sie von einem Bein auf das andere, als tanzten sie einen Eiertanz um Eier herum, die nicht sind.

Rote Ameisen suchten das Lager heim. Ja, es ist eine Heimsuchung, ein Schlag, das kann ich behaupten.

Der Schwarm huscht in verrückter Eile auseinander, wo ihn ein Kerl mit dem brennenden Scheit attackiert, verbrennt, zerquetscht, an die Erde spießt. Zwei Schritte weiter schließt sich die gestörte Kolonne und zieht weiter. Ein handbreites, auf der Erde liegendes, unmerklich vorwärts krabbelndes Band aus braunem Sammet ist ihr Marsch. Das Band läuft unter meinem Zelt durch, genau mitten durch; das Band bezeichnet ungefähr den Durchmesser.

Ich stehe in sehr gedrückter Laune vor dem Zelt und getraue mich nicht hinein. Wo soll ich schlafen? Was soll ich essen? überlege ich. Ich freute

mich tatsächlich auf ein Stück Schinkenbein, das mich erwartete, ich freute mich kindisch! Nun, was ist aus dem geworden? Ein Skelett! Kein Faserchen Fleisch ist an dem Beine. Schwarz von Ameisen! Ich blicke mit echter Melancholie auf das Schinkengerippe und greife plötzlich wild nach meinem Nacken; au! Und halte eine zerrissene halbe Ameise zwischen zwei Fingern. Die Zangen stecken noch in mir. Ich blicke zu Boden, vor meine Füße, und fliehe mit entsetzten Sprüngen.

Später wickle ich mich mit finsterm Mut in drei Decken und das Moskitonetz. Mir träumte von zwei Ameisenbächen, die mir in die Nase flossen — und weiter — in die Eingeweide — in das Rückenmark —.

Und ich verbrachte eine fürchterliche Nacht zwischen wirklichen roten Ameisen und erträumten.

„Faida hapana"

Zehn Tage Safari sind vorüber. Ich habe nicht viel geschossen, niemals ein Weibchen oder ein Duplikat, noch habe ich losgeknallt und dann die Äser liegen lassen, wie die zugereisten Herren Jäger aus Europa tun! Aber in meiner Beute sind auserlesene Sachen. Außer der Giraffe eine Krokodilshaut und ein Pavianschädel, Gehörn von je einer Grant- und Thomsongazelle, einem weißbärtigen Gnu und einer Kuduantilope. Und unzähliges Geflügel. Ich schoß graue Reiher, Ibisse, Kormorane, oft auch hatte ich keine Ahnung von der Spezies. Ich schoß einen süßen kleinen Vogel mit herrlichem Gefieder — nicht Kolibri, nicht Papagei, — der wie ein strahlender bunter Federball von seinem Aste fiel und mich mit verdrehten hornweißen Augen ansah, als fragte er: Warum tust du das, Böser? Ich war sehr verwirrt, und mir fiel im Augenblick keine passende Antwort ein. Es tat mir furchtbar leid um den Vogel, grade um diesen hier! . . . Ich steckte ihn in meine Brusttasche, dicht über dem Herzen; ich tat, was ich konnte, aber er blieb tot. Übrigens ein herrlicher Balg, mein armer Vogel Namenlos.

Zehn Tage Safari. Brust, Nacken, Unterarme sind mir feuerrot geworden, sie schälen sich und schmerzen. Meine Zehen gucken aus den Stiefeln, und meinen Khakianzug will ich gleich, wenn ich mich umkleide, einem Wanjamwesi schenken, ich verspreche es ihm. Gut, was tut der Kerl? Er sieht sich von oben bis unten

meine Khakidreß an, mit einem Blick, als ob ich selbst ein Kleiderhaken wäre. Er sagt zweifelnd:

„Kleid ist garnicht schön, Bana."

So kommt man herab in den Tropen. Teufel, wie sehne ich mich nach Hause, nach einem blinkenden weißen Anzug, nach einem Bad, nach einer kalten Dusche! Nach Faida.

Und ich springe auf die Veranda hinauf und rufe: „Faida! Reich mir einen blinkenden weißen Tropenanzug und eine volle Badewanne. Faida! He, Braune!"

Ich warte. Statt ihrer kommt Maneno, der Knirps, mein kleinster Diener. Sein rundes, weißes Mützchen leuchtet in der Sonne. Er lacht über das ganze schwarze Gesicht. Seine Heiterkeit scheint etwas Juckendes, ein feines angenehmes Jucken zu sein, das man lieber nicht kratzt, sondern frech behaglich weiterjucken läßt. Er sagt ungemein fröhlich:

„Faida hapana."

Ich bin noch ahnungslos, ich brülle in meinem gewöhnlichen Ton: Wo Faida sei? Wo sie sich aufhalte?

Maneno schüttelt den Kopf. Er schneidet eine jammervolle Grimasse, er knauft wie ein ängstliches Hündchen: „Faida hapana . . ."

Die Nücke kenn ich. Nun kann ich achtundzwanzig verschiedene Fragen stellen, das Negerlein wird immer nur eines antworten: Hapana. Auf der Folter weiß er nicht mehr. Ich muß selbst nach dem Rechten sehen. Und ich stoße die Tür zu Faidas Kammer mit einem beschwingten Fußtritt auf — zugedacht ist er ihr selbst — und schaue mich um.

Faida ist nicht da, das stimmt. Aber auch ihre Kleidungsstücke fehlen, auch die festlichen roten Sandalen, die sie nur manchmal vorsichtig in die Hände zu nehmen pflegte, um sich zu freuen. Faida, das ewig Bloßfüßige. Kahl und leer ist die Kammer.

Durchgebrannt, hahaha! „Hol dich der Teufel!" Bin ich sie wenigstens los und gezwungen, mir eine neue zu verschaffen. Wieder hat das Leben einen Zweck, juhu!

Ich wandere, den Radetzkymarsch pfeifend, in mein Zimmer. Da, an der Schwelle, eine schlimme Ahnung:

Stimmt gleichfalls. Zweihundert Rupies fehlen aus dem Schreibtisch.

Bestie! Unheimliche, diebische Bestie! Fahr hin! Undankbare! Glaubst du, ich zeige dich an? Wegen zweihundert Rupies? Nein! Du kennst mich nicht, Bestie!

Radetzkymarsch. „Tadaram-tadaram-tadaram - tam - tam."

Plötzlich, ein wütender Schreck und Aufschrei . . .

„Hundemensch!!" Auf drei Jahre kommst du mir an die Kette! Drei Jahre Ketten, du Aas! Und vorher fünfundzwanzig, daß dir das Fell in Fransen geht, Himmeldonnerwetter!

Und ich umspanne die Photographie mit beiden Händen, ich streichle, ich küsse sie und schnaube vor Erbitterung. Und ein paar Tränen, die schneller waren als ich . . .

Das Gesicht meiner Braut ist mit einem Messer oder den Nägeln herausgeschabt, die Figur, das ganze Bild mit Tinte bekleckst, aufgekratzt, zerschnitten, mit dem brennenden Zigarettenende angesengt. Und so steckt es wieder in dem Rahmen unter dem Glas, wie zum bübischen Hohn einer gehegten menschlichen Erscheinung.

Ich streichle, ich küsse das Bild, und vor allem: ich sehe es so . . . eben durch diese Verstümmelung seh ich es tausendmal deutlich, ach Gott, so wehmütig deutlich, so inbrünstig und glühend von einer mehr als hinreißenden, verwirrend heftigen Gegenwart — —!

Aber was denn, Sehnsucht? Drei Jahre Kette und vorher fünfundzwanzig, das ist Sehnsucht!

Maneno, der kleine, schleicht umher, er piepst:

„Faida hapana scheen!"

Ich fege ihn mit einer Ohrfeige von der Veranda hinunter.

Ja, das heißt — — — ein Irrtum — — — Faida habe sich nicht schön benommen, das meint er ja! Eine Mißbilligung, ein Zuspruch, ein deutsches Wort! Braver kleiner Junge, einen Kuß hättest du verdient!

Ach was! Ohrfeige ist immer gut. Punktum, Afrika.

Mombo. Die Afrikaner

In meinem zweiten afrikanischen Lebensjahr hatte ich immer noch kein Fieber überstanden, weiß der Teufel, wie es zuging. Ich gebrauchte vorschrifts-

mäßig die herkömmliche Chininprophylaxe, jeden achten und neunten Tag je ein Gramm Chinin, im übrigen lebte ich, atmete und ließ mich von Mücken stechen. Fast zwei Jahre lang. Ich schien immun zu sein.

Hier könnte ich übrigens ein für allemal eine Reihe unerquicklicher Begebnisse vorwegnehmen und sagen: ich bekam sie später doch, ich bekam die Malaria! Ich bekam das Schwarzwasserfieber und lag damit einige Wochen in Tanga im Hospital zwischen Tod und Leben. Und als ich aufstand, war ich vollkommen fertig, mit meinem Geld, meiner Plantage, meinen Körperkräften und hauptsächlich mit — wie soll ich sagen? — mit meinem Animo bei der afrikanischen Sache. Ich hatte in allen den kranken bewußtlosen Wochen irgendeinen seelischen Knacks davongetragen, diesen gefährlichen Knacks: „Es freut mich nimmer!" Ja. Wie bei uns die Kinder sprechen: „Es freut mich nimmer, ich spiel nicht mehr mit," — genau so. Und dann verließ ich Afrika. — —

Wohlan! Zunächst natürlich geschah dies, daß ich jene Depesche bekam, das denkwürdige Kabeltelegramm aus Europa, aus einer Stadt namens Wien. In dieser Depesche, — nun, es standen eben allerhand Worte drin, wie dies bei Depeschen schon der Fall zu sein pflegt. Dann ging ich nach Mombo und verbrachte dort einen äußerst angeregten, kreuzfidelen Abend. Vorher aber hatte ich auch meinerseits die Post strapaziert, Kabeltelegramm, an dreißig Rupies Gebühren. Die dreißig Rupies mußte ich bei Mathiessen aufnehmen, gegen unverschämte Zinsen. Das war mir gleich, ich kabelte. Ich hätte am liebsten auch einen ausführlichen Wetterbericht und ein paar Bibelverse gekabelt. Ich wußte ja nicht ... Am Ende zirkulierten in Europa schon die ungünstigsten Gerüchte über meinen Vermögenszustand, da konnte also ein kleines, feines, sinniges Dementi nicht schaden. Ein Kabeltelegramm! Natürlich enthielt es Ablehnung, blanke Ablehnung, jawohl. Ich bedauerte zwar ungemein, aber es erschien mir derzeit unratsam, die Plantage zu verkaufen und Afrika im Stich zu lassen. Unratsam, das stand in meiner Depesche. Welch ein Wort! Sie mußten beide blaß werden, Mutter und Tochter.

Aber als ich schon gezahlt und das Postgebäude verlassen hatte, fiel es mir ein: Ich Esel, ich Schurke! Wo war denn das Nächste, das Wichtigste geblieben? „Bitte anläßlich Todesfalls Versicherung innigster Teilnahme zu genehmigen, treuergebener Aumann." Wo stand das?

(Fortsetzung folgt)

Die Kirchenburg in Heldsdorf

Die Kirchenburgen der Siebenbürger Sachsen / Von Fred Fakler

(Hierzu neun Aufnahmen von Schuller & Sohn in Kronstadt)

Unwillkürlich drängt sich dem Geschichtskundigen bei Betrachtung der Landkarte des südöstlichen Europas das Wort des Kardinals Kollonitsch „Siebenbürgen! Die Vormauer der Christenheit!" in den Sinn; und dieses Hochland mit den — der Sage nach — von den Sachsen erbauten „sieben Burgen" erscheint einem wie eine Bastion des Abendlandes. Wer einmal mitten drin war in diesem merkwürdigen Lande, so rauh und wild und doch kultiviert, so fremd und abgeschlossen und doch europäisch, hier die Zigeuner im grotesken Urzustande, dort die rassenreinsten Magyaren und Walachen, Asiaten und Dakoromanen, inmitten das sächsische Dorf, stattlich, sauber, traulich und beschaulich, so urdeutsch, daß man meint, in Thüringen zu sein, — wer das gesehen hat, dem wird das Kardinalswort zu zwingender Anschaulichkeit. Es nimmt ihn darum nicht weiter wunder, daß die Kirchen der Sachsen Kastelle sind, daß sozusagen ein Paradoxon hier eine

Die Kirchenburg in Rotbach

organische Einheit bildet: Gottestempel, in denen Nächstenliebe gepredigt wird, während die Mauern mit Menschenblut bespritzt sind; Bauten, deren Zweck Friede und Krieg in einem war.

Und die Steine sprechen!

Als die Magyaren um das Jahr tausend Ungarn besetzten, war Siebenbürgen eine menschenleere Wildnis. Die ungarischen Könige erkannten die strategische Bedeutung dieses unwirtlichen Hochlands: wer Ungarn gegen den Feind im Osten besitzen wollte, der mußte Siebenbürgen besitzen; und die Asiatenstürme des Mittelalters kündigten sich schon an! Kumanen und Petschenegen lagerten in den fruchtbaren Ebenen der Walachei, die Mongolen rüsteten, und die Sarazenen eroberten 1187 Jerusalem. Welchen Weg konnten die Heiden nehmen? über Siebenbürgen führte der kürzeste.

An den östlichen Grenzen Siebenbürgens hatten sich die Sekler, ein magyarischer Stamm, niedergelassen. Es waren tüchtige Kriegsleute; aber sie waren auch nur das, und weit und breit blieb die Wildnis, die gewesen. So beriefen denn die Könige deutsche Kolonisten aus Rheinfranken, Leute

mit mächtigen Fäusten, die aber auch arbeiteten. Zwei Menschenalter dauerte diese Einwanderung; sie verteilte sich über das ganze Land. 1224 gab ihnen Andreas II den goldnen Freibrief, wodurch sie freie Grundherren des „Königsbodens" wurden, untereinander gleich und gleich den Privilegierten des Reichs, den Geistlichen und den Adligen. Und es entwickelte sich hier eine einzigartige Demokratie, ein seltsamer Staat im Staate: eine ideale Republik in einem — nicht gar idealen Königreich.

Wie ein Wunder blühte das neue Leben auf, teils aus dem Nichts, teils aus den Ruinen der römischen Kultur, die vormals hier gewesen war. Und welch ein Wunder, daß dieses Leben ewige Formen gewann, daß sich hier in dem Engpaß zweier Welten eine kleine deutsche Welt bis zum heutigen Tag erhielt!

1396, mit der Schlacht bei Nikopolis, zog drohend der Halbmond des Propheten im Osten auf. Die sächsischen Städte, die einzigen Städte im

Die Kirchenburg in Tartlau

Digitized by Google

Der Vorhof der Tartlauer Kirchenburg

ganzen Lande, bauten ihre Wehren aus: Ringmauern um die Stadt, Basteien und Gräben, auf den beherrschenden Höhen Türme und Burgen; im wesentlichen nach dem Muster des Mutterlandes. Die Mongolen und Petschenegen waren zwar abgezogen; aber ein wunderbarer Instinkt mag die Sachsen wohl darauf hingewiesen haben, welch unerhörte Not die Zukunft bringen sollte. Unterhielten doch der Kronstädter und der Hermannstädter Rat eigene Kundschafter auf dem Balkan, und der Hermannstädter Bürgermeister Oswald war es, von dem der wiener Hof die erste Nachricht von dem Falle Konstantinopels erhielt. „Und nun ist — wie es in der Teutschischen Sachsengeschichte heißt — Siebenbürgen fast volle dreihundert Jahre den Türkeneinfällen preisgegeben, jahrzehntelang ein türkisches Paschalik gewesen. Für das sächsische Volk bedeutete das eine Zerstörung vieler Gemeinden, Niedergang der Volkszahl, Minderung des Wohlstandes, Rückgang auf allen Gebieten, vor allem in dem entsetzlichen siebzehnten Jahrhundert, das zu den traurigsten der siebenbürgischen Geschichte gehört!"

Gewiß entschied die Befürchtung solcher unerhörten Not dafür, daß auch die Bauern ihre in den ersten Anfängen steckengebliebenen oder in der ersten

Digitized by Google

Die Bauernburg in Rosenau

Digitized by Google

Die Verteidigungskirche in Keisd

Blütezeit verfallenen Wehren um ihr „einziges Haus“, das Gotteshaus, herrichteten und ausbauten, wo sie fehlten, neu erbauten, sodaß es heute keine einzige sächsische Ortschaft gibt ohne diese altertümlichen Befestigungen oder deren malerische Ruinen. Wie wunderbar: „wenn aus den Bäumen des grünen Hügels, um den das stille Dorf gelagert ist, die graue Burgmauer heruntersieht und über ihr die Spitzbogenfenster des Gotteshauses in der Abendsonne funkeln, die die letzten leuchtenden Strahlen durch die Schießscharten des Chorturmes sendet, von dem die Glocke eben zur Ruhe läutet...“ (Teutsch).

Es sind meistens Kirchenburgen, sonst nur Burgen ohne Kirche oder zur Verteidigung hergerichtete Kirchen. Solche vollkommen ausgerüstete Burgen, die von Bauern erbaut wurden und stets in ihrem Besitze blieben, mögen wohl nicht so bald wieder zu finden sein; die Kirchenburgen und die Verteidigungskirchen sind einzig in der Welt und so typisch sächsisch, daß man in Ungarn solche den Sachsen nachgemachte Bauten „sächsische Kirchen“ nennt. Im großen ganzen haben diese Kirchenkastelle alle denselben „Stil“: um die Kirche eine Ringmauer mit Türmen und Basteien, um diese ein Graben und wieder eine Mauer; nüchtern, schmucklos und doch in gewaltiger Zeichensprache: Saxa loquuntur! Je nach dem Boden, der strategischen Lage des Orts und dem Vermögen der Erbauer bildeten sich mannigfache

Digitized by Google

Variationen der Grundform aus. So hat das Burzenland, die Gegend um Kronstadt, die mächtigsten Kirchenburgen; denn es ist nicht nur die reichste Sachsengegend, sondern liegt auch dem bequemsten Einfallstor, dem Tömöscher Paß, am nächsten. Die Ortschaften befinden sich hier zumeist auf ebenem Boden, sodaß der Grundriß der Kirchenburgen, dem länglichen Maß der Kirche gemäß, die natürlichste lineare Form, die ovale, erhielt. Die Dörfer um Hermannstadt, Schäßburg, Mediasch, Mühlbach, Bistritz, Broos und Sächsisch-Regen haben hügeliges Gelände, dem sich der Grundriß anschmiegt, der ganze Bau ist schwächer, kleiner, da die Dörfer größtenteils ärmer sind als die Burzenländer oder den Stürmen der Zeit nicht so preisgegeben waren wie diese. Nur Birthälm bei Schäßburg macht eine Ausnahme. Hier war seit der Reformation bis zum Jahre 1867 der Bischofsitz, und es sprachen beim Ausbau der Kirchenburg auch repräsentative Rücksichten mit.

Die mächtigste und am besten erhaltene Kirchenburg ist die von Tartlau bei Kronstadt. Sie mißt mit Einschluß der Gräben einhundertachtzig Meter

Die Kirchenburg in Birthälen

Digitized by Google

Festtracht der sächsischen jungen Frau

in der Länge und einhundertdreißig Meter in der Breite. Durch einen Säulengang kommt man an eine eisenbeschlagene Eichentür und durch diese in den Vorhof, woran sich links der Bäckerhof mit Backofen und Roßmühle schließt. Aus dem Vorhof gelangt man durch einen langen, gewölbten Gang, der inmitten durch ein Fallgatter geschlossen werden kann, in den Haupthof, wo die Kirche, zehn, zwölf Meter weit, steht. Die Hauptringmauer, in derselben Entfernung um die Kirche, aus Kalksteinen erbaut, ist am Grunde drei bis fünf Meter dick, nimmt nach oben um ein Drittel ab, und hat eine Höhe von zwölf bis vierzehn Metern. Sie umschließt auch den Vorhof und den Bäckerhof und hat an der Innenwand drei Stockwerke von gemauerten und hölzernen Kammern, die zu Kriegszeiten als Wohnungen und Vorratskammern dienten; die Kammern des Vorhofs werden heute noch zu solchen Zwecken benützt, und ein großes Gemach über dem gewölbten Gang ist das Amtszimmer des Presbyteriums. Zurzeit stehen noch zwei wohlerhaltene Türme, um weniges höher als die Ringmauer; früher waren es ihrer vier. Auch die zweite, niedrigere Ringmauer steht heute nicht mehr, wie auch der Graben ausgefüllt ist; die Spuren der Grabenmauern sind noch vorhanden, wie auch Spuren von mehreren Vorhöfen zu finden sind, sodaß die ursprüngliche Burg viel gewaltiger war, als sie heute erscheint. Leider sind die urkundlichen Nachrichten über die Schicksale der Burg sehr spärlich; sie scheint nie

Digitized by Google

in Feindeshände geraten zu sein, obschon sie oft genug aufs heftigste berannt wurde.

In Einzelheiten wird die Tartlauer Kirchenburg von andern übertroffen. So haben die Kirchenburgen in Weidenbach, Petersberg, Honigberg und andere mehr Türme, Neustadt gar neun vollkommen erhaltene; der Zeidner Weberturm ist dreißig Meter hoch. Die Petersberger Kirchenburg hat sogar drei Ringmauern. Statt dem Säulengang führten meist Zugbrükken über den Graben. Natürlich wurden auch überall Keller angelegt, aus denen unterirdische Gänge zu gewissen Punkten führten; Brunnen, Backöfen, Kornmühlen und Viehzwinger fehlten ebensowenig. Seltener sind die Bauernburgen ohne Kirche; deren Bau wurde durch ganz besondere Bodenverhältnisse bedingt: wenn sich nämlich in nächster Nähe ein Hügel oder Felsen befand, der als Festungsort zwar geeignet, für den täglichen Kirchgang aber, wie er damals üblich, doch zu beschwerlich war. Die größte und schönste Burg dieser Art ist die Rosenauer bei Kronstadt. Sie liegt auf einem einhundertfünfzig Meter hohen Kalkfelsen, der an drei Seiten steil aufsteigt und von da aus unangreifbar ist; die vierte Seite war durch zwei Vorwerke und sieben Türme geschützt, die heute mehr oder weniger verfallen sind. Die Burg bietet außer dem malerischen Anblick — und diesen im hohen Grade — nichts Sonderliches, es wäre denn ein Brunnen, der fünfundsiebzig Meter tief in den Felsen gehauen ist. Auch über diese Burg ist nicht viel Urkundenmaterial

Sächsisches Ehepaar in Kirchentracht

Digitized by Google

vorhanden; sie scheint nur einmal in Feindeshänden gewesen zu sein: als Gabriel Bathori, der Nero Siebenbürgens, 1612 gen Kronstadt zog und Wassermangel die Rosenauer zur Kapitulation zwang. Daraufhin ist der Brunnen in den Felsen gehauen worden.

Die Kirchen der Kastelle weisen im allgemeinen keine eigenartigen Merkmale auf; nur bei einigen, wie bei der von Rotbach, ist auch der Turm mit Schieß- und Pechscharten zur Verteidigung eingerichtet. Typisch sächsisch sind jedoch die Verteidigungskirchen außerhalb des Burzenlandes. Diese haben kein Kastell, sondern sind selbst zur Verteidigung hergerichtet. Die Mauern haben starke Strebepfeiler, die oben durch Rundbogen verbunden sind, innen läuft ein Verteidigungsgang, Schieß- und Pechscharten durchbrechen die Mauer unter dem Dache; entweder ist die ganze Kirche in dieser Art befestigt, oder nur das Chor, in welchem Falle dieses über das Schiff als massiver Turm hinausragt.

Schließlich gibt es noch ein Merkmal, das all diesen seltsamen Bauten das typisch sächsische Gepräge verleiht: wie der Säugling an der Mutter hängt, hängt an der sächsischen Kirche die Schule; eines ohne das andere ist nicht denkbar. Das ist seit Jahrhunderten heiligste Tradition und erklärt heute die Tatsache, daß die Sachsen das schulenreichste Volk auf Erden sind, und das einzige Volk, das keine Analphabeten hat. Bei diesem Ruhm können sie es leicht ertragen, daß ihre Kirchen — wo sie nicht Verteidigungskirchen, wie die Keisder, sind — wenig Originales, keine Pracht und keine Herrlichkeit aufweisen, und daß ihre Burgen bar alles künstlerischen Schmuckes und Zierats sind. Dessenungeachtet lebte und webte des Menschenschicksals Leid und Freude auch in ihnen, vielleicht umso inniger, umso tiefer, da es nicht den großen Ausdruck fand, nur manchmal stammelte, in rührender evangelischer Schlichtheit.

Die Kirchenburg in Nußbach hat folgende Inschrift aus dem Jahre 1632: Werden wir auch wecklaufen, die wir noch blieben sind und Gott itzt nicht anrufen, weil wir noch so friedsam sind, so wird Er uns schicken den Feind, der wird uns gar verdilgen, die wir die nächsten sind. —

Über dem Eingang zur Keisder Bauernburg bei Schäßburg stehen die Worte:

Frommen werd ich aufgemacht;
Böse Leut stehn im Verdacht. —

Ein Vers an der Honigberger Kirchenburg lautet:

Die Alten sollen die Jungen lehren,
Die Jungen sollen auf die Alten hören,
Einer soll auf den andern hören,
Alsdann wird Gott uns vermehren. —

Und über dem Tor der Wolkendörfer Kirchenburg steht: Im Jahre 1521 ist der Grund dieser Mauern gelegt worden. 1611 ist dieser Ort von den Tartaren verheert worden, daß nur fünf Personen am Leben geblieben sind. 1632 sind die Mauern erneuert, verstärkt und 1833 abermals verbessert worden. —

„Nur fünf Personen am Leben geblieben sind . . . . ." Das war die Zeit! Welch ein Wunder, daß 1611 „fünf Personen" am Leben blieben und schon 1632 die Mauern erneuern und verstärken konnten! Das gilt nicht von den Wolkendörfern allein; es gilt von allen Sachsen.

Aus dem Dialogus miraculorum des Cäsarius von Heisterbach

Nachstehend teile ich, wie versprochen, eine Auswahl von Geschichten aus Cäsarius in deutscher Übersetzung mit. Die Auswahl geschah lediglich nach stofflicher Betrachtung. Manche von den intimeren Kapiteln, die zum Schönsten gehören, hätten außerhalb des Zusammenhangs ihre beste Wirkung verloren. Betonen möchte ich, daß ich ohne jede Tendenz ausgewählt habe. Man könnte aus dem Dialogus ebenso leicht den Stoff zu einer Verherrlichung der katholischen Kirche und speziell des Klosterwesens schöpfen, wie den zu einer bitteren Kritik und Polemik. Beides liegt mir gleich fern.

Eher bedarf meine Übersetzung einer Entschuldigung. Weder bin ich Philolog, noch standen mir besondere Hilfsmittel (Bibliothek und so weiter) zur Verfügung. Ein Freund in Konstanz besorgte mir einzelne Auskünfte aus dem Glossarium

von Du Cange, im übrigen war ich auf mich selber angewiesen. Wortfehler sind also vielleicht mit untergelaufen, um so mehr, als ich in der kirchlich-liturgischen Phraseologie unbewandert bin. Meine Übersetzung ist ziemlich streng wörtlich, von unbedeutenden Kürzungen abgesehen.

Die hier gebotenen Proben sind den fünf ersten Abschnitten des Dialogus entnommen. Stücke aus den späteren Abschnitten werden vielleicht später einmal folgen.

Hermann Hesse

Aus dem ersten Abschnitt (de conversione)

Kapitel 3

Unser Bruder Godefrid, der ehemals Kanonikus zu St. Andreas in Köln war, erzählte mir während unseres gemeinsamen Probejahres eine merkenswerte Sache, die er von einem wohlbekannten Mönch in Clairvaux gehört habe. Ein landfahrender Kleriker, wie sie durch verschiedene Provinzen zu streifen pflegen, sei nach Clairvaux gekommen, doch nicht aus Liebe zum Orden, sondern um unter der Maske der Frömmigkeit das Kloster zu bestehlen. Er wurde also Novize, und da er das ganze Jahr seiner Probezeit den Schmuckstücken der Kirche nachgestellt und wegen der sorgfältigen Bewachung seines Herzens böses Gelüste nicht hatte stillen können, dachte er bei sich: „Wenn ich erst Mönch geworden bin und ministrieren darf, werde ich unbemerkt und mühelos sogar die Kelche wegnehmen und damit verschwinden." In dieser Absicht tat er Profeß, legte das Gelübde ab und nahm die Kutte. Aber der fromme Gott, der nicht des Sünders Tod will, sondern daß er in sich gehe und lebe, änderte seinen verkehrten Willen wunderbar und wandelte barmherzig das Gift in ein Heilmittel. Als der Mann nämlich die Mönchskleider angelegt hatte, tat er zerknirscht und bekehrt solche Fortschritte, daß er nicht viel später für sein verdienstliches Leben in die Würde eines Priors in Clairvaux erhoben ward. Und, wie gesagt, wurde gerade seine Schuld zur Arznei für andere, denn später pflegte er dies häufig den Novizen zu erzählen, und sie wurden davon hoch erbaut.

Kapitel 34

Folgendes habe ich aus wiederholten Erzählungen unseres greisen Bruders Konrad, der beinahe hundert Jahr alt ist. Da er selber aus Thüringen stammt und vor seiner Bekehrung Waffendienst tat, ward ihm vieles über die Geschichte des Landgrafen Ludwig bekannt. Dieser hinterließ bei seinem Tode zwei Söhne als Erben: Ludwig, der im ersten Kreuzzug unter Kaiser Friedrich fiel, und Hermann, der sein Regierungsnachfolger wurde und kürzlich gestorben ist. Ludwig aber, der ein recht ordentlicher und humaner Mann und, richtiger gesagt, weniger schlimm als andere Tyrannen war, erließ einmal folgenden Aufruf: „Wenn sich jemand finden sollte, der mir verbürgte Wahrheit über die Seele meines Vaters sagen kann, so würde er ein schönes Haus von mir geschenkt bekommen." Dies hörte ein armer Rittersmann, der zum Bruder einen in der Schwarzkunst wohl bewanderten Kleriker hatte. Als er diesem die Worte des Fürsten mitgeteilt hatte, sagte der: „Lieber Bruder, ich pflegte früher den Teufel durch Sprüche zu beschwören und fragte ihn, was ich wollte, aber schon längst habe ich auf seine Unterredungen und Künste verzichtet." Der Ritter setzte ihm auf jede Weise zu, erinnerte ihn an seine Armut und an die versprochene Ehrengabe, und endlich gab der Kleriker seinen Bitten nach und rief einen bösen Geist herbei. Der Gerufene kam und fragte, was er wolle. Der Kleriker erwiderte: „Es tut mir leid, daß ich mich dir so lange Zeit ferngehalten habe. Ich beschwöre dich, mir zu sagen, wo die Seele meines Herrn, des Landgrafen, weile." Darauf der Dämon: „Wenn du mit mir kommen willst, werde ich ihn dir zeigen." Und Jener: „Gern würde ich ihn sehen, wenn ich es ohne Gefahr für mein Leben tun könnte." Der Dämon sagte: „Ich schwöre dir beim Höchsten und seinem furchtbaren Gericht, daß ich dich, wenn du dich mir anvertraust, unversehrt dorthin und wieder hieher zurückbringen werde." Der Kleriker, um des Bruders willen, gab sich ihm anheim und stieg auf des Teufels Nacken. Dieser trug ihn in kurzer Zeit vor das Höllentor. Der Kleriker blickte hinein und erschaute schauderhafte Orte und Bestrafungen aller Art und auch einen Teufel von schrecklichem Aussehen, der über einem

zugedeckten Loche saß. Bei diesem Anblick zitterte der Kleriker am ganzen Leibe. Dieser Teufel fragte den, der den Menschen trug: „Wer ist der da, den du am Halse trägst?" Er gab Antwort: „Es ist ein Freund von uns. Ich habe ihm bei deiner hohen Macht zugeschworen, ihm die Seele seines Landgrafen zu zeigen und ihn unverletzt zurückzubringen, damit er jederman deine unermeßliche Macht verkünde." Sogleich entfernte jener den glühenden Deckel, auf dem er gesessen war, steckte eine eherne Trompete in das Loch und blies so gewaltig, daß dem Kleriker die ganze Welt zu erdröhnen schien. Nach einer, wie ihm vorkam, unendlich langen Stunde spie der Abgrund Schwefelflammen aus, zugleich mit den aufsteigenden Funken erschien der Landgraf und zeigte sich dem Kleriker bis zum Halse sichtbar. Er sprach zu ihm: „Siehe, da bin ich, der arme Landgraf, ehemals dein Herr. Jetzt aber wäre mir's lieber, ich wäre nie geboren." Der Kleriker: „Mich schickt Euer Sohn, daß ich ihm von Eurem Zustand berichten könne; und wenn Euch irgendwie geholfen werden kann, müsset Ihr es mir sagen." Jener antwortete: „Meinen Zustand siehst du ja. Aber du sollst wissen: Wenn meine Söhne die und die Besitzungen der und der Kirchen (er nannte sie mit Namen), die ich unrechterweise an mich gerissen habe, zurückerstatten und jenen erblich überlassen wollten, würden sie meiner Seele große Linderung verschaffen." Als nun der Kleriker meinte: „Herr, sie werden mir nicht glauben," sagte er: „Ich sage dir ein Zeichen, das niemand kennt als ich und meine Söhne." Er teilte ihm das Zeichen mit und versank vor seinen Augen in den Schlund, jenen aber brachte der Dämon zurück. Das Leben hatte er nicht eingebüßt, doch war er so blaß und entkräftet, daß man ihn kaum mehr erkannte. Er überbrachte den Söhnen ihres Vaters Worte und wies die Zeichen vor, dem Verdammten aber brachte er wenig Nutzen. Sie wollten sich nicht dazu verstehen, die Besitzungen herauszugeben. Doch antwortete Landgraf Ludwig dem Kleriker: „Ich anerkenne die Zeichen und zweifle nicht, daß du meinen Vater gesehen hast; die versprochene Belohnung sei dir nicht vorenthalten." Jener aber sagte: „Herr, behaltet Euer Haus; ich werde nur noch an das Heil meiner Seele denken." Er ließ alles hinter sich und wurde Zisterziensermönch.

Aus dem zweiten Abschnitt (de contritione)

Kapitel 24

Es war, glaube ich, in Worms, da wohnte ein Jude, der eine schöne Tochter hatte. Ein junger, in der Nähe wohnender Kleriker verliebte sich in sie, hatte Erfolg und machte sie schwanger. Ihre Häuser waren ganz eng benachbart, er konnte unbemerkt häufig hinübergehen und mit dem Mädchen nach Belieben sprechen. Da sie nun merkte, daß sie schwanger sei, sagte sie zu dem jungen Manne: „Ich bin in der Hoffnung; was soll ich tun? Wenn mein Vater es merkt, bringt er mich um." Er erwiderte: „Fürchte nichts, ich werde dir schon heraushelfen. Wenn Vater oder Mutter zu dir sagt: Was ist, Tochter? Dein Leib schwillt an, du scheinst in anderen Umständen zu sein — dann antworte: Ich weiß davon nichts; ich weiß, daß ich Jungfer bin und noch mit keinem Mann zu tun hatte. Ich werde jene wohl dazu bringen, daß sie dir glauben." Er überlegte sorgfältig, wie er dem Mädchen helfen könnte, und heckte folgenden Schwindel aus. In stiller Nacht streckte er zum Fenster der Kammer, wo er ihre Eltern schlafen wußte, ein Rohr hinauf und redete durch dies Rohr hindurch die Worte: „Ihr Gerechten und Lieblinge Gottes, freuet euch! Eure jungfräuliche Tochter hat einen Sohn empfangen, der wird eures Volkes Israel Erlöser sein." Darauf zog er das Rohr ein bißchen zurück. Der Jude, auf diese Rede hin erwacht, weckte auch seine Frau und sagte: „Nun, hast du nicht gehört, was die himmlische Stimme sagte?" Die Frau antwortete: „Nein." Und er: „Laß uns beten, daß auch du gewürdigt werdest, es zu hören." Während sie beteten, stand der Kleriker beim Fenster und horchte aufmerksam auf ihre Worte. Nach einer kleinen Weile wiederholte er seine vorige Rede und fügte hinzu: „Ihr müsset eurer Tochter viel Ehre erweisen und Sorgfalt angedeihen lassen und das Knäblein, das die Unbefleckte gebären wird, recht treulich besorgen; denn er ist der Messias, auf den ihr wartet." Die Leute jubelten, der wiederholten Offenbarung nun ganz sicher, und konnten kaum den Tag erwarten. Dann betrachteten sie ihre Tochter, deren Leib sich ein wenig zu runden begann, und sagten zu ihr: „Sag' uns Kind, von wem bist du schwanger?" Da antwortete sie ihrer Anweisung gemäß. Die Eltern konnten sich vor Freude kaum fassen und vermochten ihren Ver-

wandten nicht vorzuenthalten, was sie von dem Engel gehört hatten. Die erzählten es weiter, und die Kunde verbreitete sich in der ganzen Stadt, daß diese Jungfrau den Messias gebären sollte. Als die Zeit der Entbindung nahe war, strömten viele Juden in dem Hause zusammen, begierig, durch die Geburt des lang Ersehnten beglückt zu werden. Aber der gerechte Gott verwandelte die eitle Hoffnung seiner Feinde in Trug, ihre Freude in Trauer, ihre Erwartung in Verlegenheit. Und das war ganz in der Ordnung. Denen, deren Väter einst mit Herodes an der heilbringenden Geburt des Gottessohnes irre geworden waren, geschah es recht, daß sie heute durch ein derartiges Blendwerk betrogen wurden. Was weiter? Die schwere Stunde der Armen kam und mit ihr, wie es bei den Weibern so ist, Wehen, Seufzer und Schreien. Endlich gebar sie ein Kind, aber nicht den Messias, sondern ein Töchterlein.

Kapitel 27, 28, 29

Ein Geistlicher zu Paris hat vor wenigen Jahren ein furchtbares Wort gegen die Bischöfe gesprochen. Er sagte: „Ich kann alles glauben, nur das nicht, daß irgendein deutscher Bischof selig werden könne."

Novize: Warum verurteilte er die deutschen Bischöfe mehr als die von Frankreich, England, der Lombardei und ..?

Mönch: Weil nahezu sämtliche deutschen Bischöfe beiderlei Schwert führen, das geistliche wie das wirkliche; weil sie über Leben und Tod richten und Kriege führen, müssen sie sich mehr um die Löhnung der Soldaten kümmern als um das Heil der ihnen anvertrauten Seelen. Dennoch finden wir unter den Bischöfen von Köln, die zugleich Kirchen- und Weltfürsten waren, einige Heilige, wie den seligen Bruno, die Heiligen Heribert und Anno. Doch bei Gelegenheit des erwähnten Ausspruches fällt mir ein anderes, noch schrecklicheres Wort ein, das ein Verstorbener gegen die Bischöfe sprach.

In Clairvaux wurde zu unsern Zeiten ein Mönch zum Bischof gewählt. Die ihn gewählt hatten, wollten ihn holen, und als er sich weigerte, die Last seines Amtes auf sich zu nehmen, kam der Befehl seines Abtes hinzu. Er aber fügte sich nicht darein. Man ließ ihn denn in Ruhe, und bald darauf starb er. Nach seinem Tode erschien er einem seiner Verwandten; der befragte

ihn über seinen Zustand und ob sein damaliger Ungehorsam ihm jetzt zu schaffen mache. Er gab zur Antwort: „Nein. Wäre ich gehorsam gewesen und hätte das Episkopat angenommen, so wäre ich der ewigen Verdammnis verfallen." Und er setzte die furchtbaren Worte hinzu: „Dahin ist es mit der Kirche gekommen, daß sie nur noch von verworfenen Bischöfen regiert zu werden verdient."

— Zur Zeit des Kaisers Friedrich, des Großvaters unseres jetzt regierenden Friedrich, saß Bischof Christian von Mainz einmal neben einem lombardischen Bischof und wurde von diesem gefragt, ob er alle Menschen in seinem Bistum kenne. Er lächelte und sagte: „Ich schätze, mein Bistum ist nicht kleiner als die ganze Lombardei." Da erblaßte jener gute und besorgte Bischof, indem er die Gefahr bedachte, die dem andern beim Ablegen der Rechenschaft drohe. Er antwortete: „Ich kenne die Namen von allen mir Anvertrauten und trage sie auf dieser Liste stets bei mir." Und damit zeigte er dem Kölner die Liste.

(Der letzte Satz fehlt im Dialogus und ist nach Strange ergänzt.)

(Fortsetzung folgt)

Die Erstürmung von Serajewo

(Aus meinen Kriegsjahren)

Von Gustav Meyrink

Der Herbst zog ins Land, und, wie der Dichter sagt, die schönen Tage von Arranguetz waren schon vorüber. Wir saßen grad im Café Fensterl — ich denk es noch wie heut — ich und mein Freund, der Oberleutnant vom dreiundzwanzigsten, Stankowits, und schauen, ob nicht ein fesches Weib vorübergeht.

Was machst du heut, Stankowits, frag ich, ich geh „bacc". — Ich? ich geh „privat", sagt der Stankowits, und da geht auch schon die Glastür vom Kaffeehaus, und herein stürzt der Hauptmann in Evidenz dreiundsiebzigstes Feldjägerba̅on Franz Matschek.

„Wißt ihr's schon, Krieg is, Krieg is," ruft er noch ganz atemlos. Was denn, wir beide, ich und der Stankowits, springen erregt auf, und der Stankowits ruft in der ersten Verwirrung: „zahlen".

„Herr Hauptmann, irrst du dich auch nicht?" sag ich und stell mich in Positur.

Es war aber kein Irrtum.

Keine Feder vermag zu schildern, was damals in der Brust von einem jeden von uns vorging. Krieg, Krieg, es ist halt doch eine greuliche Sach, so wie ich jetzt in reifen Jahren drüber denk!

Ich war noch ein blutjunger Leutnant, und es zog mir doch ein wenig das Herz zusamm, wenn ich an das liebe Elternhaus dachte.

Und es waren so friedliche Zeiten gewesen, und die Nachricht des Krieges kam wie der Blitz.

Wie bekannt, saß damals als unser allerhöchster Kriegsherr Alois der Dritte, der Gütige, auf dem Throne. „Lang, lang ists her, jetzt ruht er in steinernen Särgen!"

Durch intime Beziehungen, die ich damaliger Zeit zu einer hohen Person unterhielt, — pardon, die Diskretion verbietet mir Details anzugeben, erfuhr ich ganz Genaues über den Ursprung und so weiter und so weiter des Krieges und wurde so einer der wenigen Sterblichen, die tiefer in dies Blatt der Weltgeschichte zu blicken vermochten.

Die Kriegserklärung erfolgte, wie allgemein bekannt, am einunddreißigsten September denkwürdiger Erinnerung.

Es war grad Rindviehausstellung, um Schlag elf sollte eröffnet werden. Die Prachtochsen aus allen Gauen der Monarchie standen schon bekränzt beisamm, und man wartete nur noch auf das allerhöchste Eintreffen unseres geliebten Kriegsherrn.

Endlich fuhr der Galawagen vor.

Einen Augenblick später stand die hohe Gestalt Alois III weithin sichtbar auf der Estrade. Drei Schritte hinter ihm in goldstrotzender Uniform die hohe Person, von der ich schon sprach und später alles genau erfuhr.

Unauffällig zog unser allerhöchster Kriegsherr aus der rückwärtigen Tasche ein Stück Papier und sah verstohlen auf die Inschrift:

„Diese Brücke dem Volke," hörte man ihn murmeln, „nein, das ist es

nicht" — und er holte eine andere Karte hervor: „Hurra" („Nein, die ist es auch nicht.")

Dann kam eine blaue mit dem Satze: „So läute denn, Glocke, fürder." („Sapperlot, wieder falsch.")*)

Der Monarch wurde bereits nervös und man konnte bereits deutliche Zeichen Allerhöchster Ungeduld wahrnehmen.

Ein neues Billett: „Sehen Sie nur zu, daß die Verhältnisse so rasch wie möglich zu einem gedeihlichen Ende kommen (der verflixte Franz**) hat mir schon wieder die Zetteln durchanandbracht)."

Ein letztes Mal tauchte die allerhöchste Hand in die rückwärtige Tasche. — Ein rotes Billett!! Ein Augenblick furchtbarer Spannung, — — und klar und fest hallte die Stimme des Herrschers, den gordischen Alexanderknoten mit einem entschlossenen Ruck zerhauend, über die Köpfe der Menge hin:

„Ich — erkläre — den — Krieg!"

— —

Ehe irgend jemand noch so recht zur Besinnung kommen konnte, hatte der Monarch bereits elastischen Schrittes, gefolgt von der „hohen Person", die Estrade verlassen.

Die Herren vom Generalstab, die vollzählig versammelt beisammstanden, waren eine Weile in tiefster Ratlosigkeit. Erst unser unvergeßlicher Feldzeugmeister Topf Edler von Feldrind, damals der feinste Kopf unserer Armee, rettete, wie schon so oft in ähnlich kritischen Lagen, die Situation mit den entschlossenen Worten: „Meine Herren, jetzt da muaß wos gschegn."

Und einen Augenblick später brauste auch schon die Volkshymne durch den Ausstellungsplatz.

Eine Begeisterung, von der man sich nach so viel Jahren kaum mehr eine Vorstellung machen kann, loderte auf. Das Rindvieh riß sich los und raste umher, die Prachtochsen waren kaum mehr zu halten; und stärker, immer stärker aus tausend Kehlen schwoll der Ruf: „Alois, der Dritte, der Gütige, er lebe hoch!" — Dazwischen, wie Raketen aufsteigend, gellten grimme Verwünschungen auf den Feind.

---

*) Historisch.

**) „Franz", weiland Kammerdiener Seiner Majestät.

Wie stets in solchen Fällen, wenns gilt „zu den Waffen", griff die Begeisterung in wenigen Stunden auf das ganze Land über. — — Keiner wollte da zurückstehen. Selbst der Geringste brachte seinen goldenen Ehering zum Altar des Vaterlandes und tauschte ihn gegen einen eisernen Gardinenring um. — Die Mädchen zupften Tag und Nacht (Scharpyen oder wie man das nennt), und was die vornehmen Damen waren, arrangierten einen Basar mit Busseln für das rote Kreuz. Pardon den Ausdruck, aber es war eigentlich eine Gaudi. Ich denk es noch wie heute! — — Trotz des Ernstes der Lage mußten wir damals insgeheim oft lächeln. — — —

Es war halt doch eine fesche Zeit! — — — —

Also, die ganze Woche denkwürdigen Datums war das Palais des Kriegsministeriums taghell erleuchtet gewesen. — Vor den Toren wogte die aufgeregte Volksmenge auf und ab, und die Polizeibeamten hatten die größte Mühe, im Schweiße ihres Angesichts den freien Verkehr zu verhindern.

Wie ich später von der angedeuteten hohen Person unter Diskretion erfuhr, hatten sich die Herren vom Generalstab lang nicht einigen können, gegen welche Macht eigentlich der Krieg geführt werden sollte.

„Montenegro, Montenegro," schrien fast alle, als der vorlesende Major Auditor beim Buchstaben M angelangt war, und nur der Hartnäckigkeit der besonneneren Herren ist es zu danken, die immer wieder betonten, daß in der Armee die erforderliche Beweglichkeit des Trains infolge gerade jetzt im Gange befindlicher Reorganisation desselben immerhin zu wünschen übrig ließe, und daß man sich gerade jetzt, wo es gelte, der vaterländischen Ruhmesgeschichte nach so langer Zeit wieder ein neues grünes Reis zuzufügen, vor jedem Wagnis sorgsam zu hüten habe, — — also dieser Hartnäckigkeit der besonneneren Herren ist es zu danken, daß man sich schließlich auf — — Thessalien einigte.

Dort hatte Menelaus Karawankopoulos den Thron inne, und daß er — bekanntlicher geringer Herkunft — der einzige Souverän war, der nicht mit den andern Herrscherhäusern verwandt war, gab den Ausschlag.

Erst in früher Morgenstunde des letzten Wochentags aber wurde abgestimmt und der Beschluß gefaßt, „uiber Auftrag eines hohen Kriegsministeriums wolle eine sub adressa p. t. Staatsdruckerei die Fertigstellung der neuen Generalstabskarten, insbesondere der die im Osten an die benachbarten Länder

angrenzenden Militärstraßen betreffenden unverzüglich und nach Tunlichkeit beschleunigen".

Damit war der Würfel gefallen.

„Alea jacta est", wie unser verewigter Oberst Chiçier immer zu sagen pflegte.

In unbeschreiblicher Erregung warteten wir alle Herren unterdessen in der Kasern auf den kommenden Befehl von oben.

Wir hatten Bereitschaft und seit neun Uhr abends stand die Mannschaft in voller Marschadjustierung in Reih und Glied im Kasernhof.

Endlich um sieben Uhr früh, nie im Leben werd ich den Augenblick vergessen, kam der Befehl: „Zum Bahnhof!"

Und unter dem althistorischen „Tataramm, Tataramm Tataram Tataraa, — — Tataramm, tataramm, tataram" — — ging's durch die Stadt.

Mir schlug das Herz bis zum Halse hinauf. —

— — — „eine Kugel kam geflogen, gilt sie mir oder gilt sie dir" — hab ich fortsummen müssen, wie wir so marschiert sind. — — —

Eine halbe Stunde später waren wir einwaggoniert.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Unser Regiment (Oberst Chiçier) war, wie wir bald wahrnahmen, an den Bodensee kommandiert.

Das hatte nämlich seinen guten Grund.

Kaiser Karawankopoulos, dessen früherer Name eigentlich Franz Meier gewesen, hatte vor seiner Thronbesteigung bekanntlich mit seinem Bruder Xaver zusammen eine Brigantenschar befehligt. Xaver war dann in die Schweiz gegangen und hatte sich als Hotelier selbständig gemacht. Da durfte naturgemäß der Gedanke, daß zwischen Thessalien und der Schweiz feine diplomatische Fäden spönnen, im Auge behalten werden.

Unser Regiment hatte die Aufgabe, das hatten wir bald heraußen — koste es auch den letzten Mann — die Landung der beiden schweizerischen Kriegsschiffe „Douceur" und „Wilhelm Hô-Tell" zu verhindern, die sich unter allerhand ränkevollen Manövern und unter dem Vorwand, lediglich dem friedlichen Renken- und Weißfischfang obzuliegen, Tag und Nacht in bedrohlicher Nähe unseres Gestades hielten.

Stündlich nahm unser Oberst die Berichte der Spione aus Feindesland entgegen.

Ja, es waren Tage aufreibendster Erregung!

Da verlautete, die Schweizer hätten sofort im ersten Schrecken, als es hieß, die Kaiserlichen kommen, sämtliche Kühe des Landes mit dem „Aßßansöhr" auf die Matten geschafft. — Dann wieder kam die Nachricht, der eidgenössische Automobilfallensteller Guillaume Oechsli sei zum Admiral ernannt worden und das Eintreffen des Feldmarschalls Büebli — zurzeit noch Oberkellner im Grandhotel „Koofmich au lac" — könne, da sich der Fremdenstrom bereits zu verlaufen beginne, stündlich gewärtigt werden.

— „Die furchtbaren Schützen aus dem Waadtland kommen, die in Friedenszeiten die Löcher in den Emmentaler Käs schießen" — lief dann plötzlich das Gerücht um — „die ganz freien Schweizer, die nicht einmal Stiefel an den Füßen dulden und denen sich durch häufiges Waten durch die Straßen Genfs ganz von selbst und sozusagen natürliche Schuhe bilden."

Nachts jede Minute bereit, in den Heldentod zu gehen, tags ununterbrochen die unverständlichen Commandi im „Schwizzer Dütsch", das furchteinflößende „chacharachch-hoou-gsi" von den Bergrücken schallen zu hören — — — ach, wie oft kam da der Stankowits zu mir ins Biwak, umarmte mich unter Tränen und sagte: „Freunderl, i halts nimmer aus!" — — — — — —

Eines schönen Morgens, ich hatte mir gerade ein frisches Zigarettl angezündet, da tönten Alarmsignale: tatarah, tatarah, durchs ganze Lager. Uiberfall, Uiberfall war unser aller Gedanke. Kommandorufe, Hinundherrennen der Chargen, die Signale der Artillerie, die in der Hast mit ihren Geschützen mitten durch unsere Fußtruppen hindurch wollten, und so weiter und so weiter. Keiner von uns allen Herren wußte mehr, wo ihm der Kopf stand. Kurz, es war ein Durcheinander, wie es eben nur in Kriegszeiten möglich ist.

Doch bald trat wieder die kaltblütige Ruhe ein; es stellte sich heraus, daß lediglich die Feldtelegraphen unrichtige Zeichen gegeben hatten. Man hatte mit den Triëdern einige Extrazüge Lindau passieren gesehen, die, mit färbig bemalten riesigen Metallplatten beladen, neue, ganz unbekannte Geschützarten zu transportieren schienen. Es war jedoch bloß der zerlegbare künstliche Blechregenbogen vom Rigi gewesen, Nationalgut der Eidgenossenschaft, das die

Schweizer wie ihren Augapfel hüteten und jetzt in ihrer Angst in Sicherheit brachten.

Aber genug nun von alledem. Als gewissenhaftem Chroniker liegt es mir ob, auch die östliche Seite des Kriegsschauplatzes zu beleuchten.

In Eilmärschen, wie sie in der Kriegsgeschichte wohl einzig dastehen, war unser erstes, zweites und drittes Armeekorps in östlicher Richtung vorgedrungen.

Der so wenig wünschenswerte Verlauf, den leider der Feldzug trotz aller so glorreichen Einzelphasen für uns nahm, ist ja historisch, — bekanntlich aber nur auf Rechnung ganz unvorhergesehener Zufallstücken zu setzen. So glänzend unsere Regimenter am Bodensee den eventuellen Feind in Schach hielten, so sehr hatten wir im Osten mit den unglaublichsten Widrigkeiten aller Art zu kämpfen. — So blieben zum Beispiel die Generalstabskarten von der Staatsdruckerei aus und machten sich durch ihren Mangel äußerst fühlbar und so weiter und so weiter.

Irrige Deutungen des alten Moltkeschen Satzes: „Getrennt marschieren und vereint schlagen", verhängnisvoll unterstützt von allerhand eingeschlichenen sinnstörenden Schreibfehlern im Feldzugsplan, — hatten im Lauf der langen Friedensjahre Platz gegriffen und dazu geführt, daß man dem ersten Armeekorps die Munition und dem zweiten die Waffen zuteilte und beide dann getrennt marschieren ließ. — Das hätte nun nicht viel gemacht, wenn halt nicht grad durch einen unglückseligen Zufall das erste Armeekorps die Wegrichtung verloren und sich in Siebenbürgen verirrt hätte, sodaß das zweite Armeekorps ohne eine einzige Patrone in Thessalien anlangte und nach vier Wochen, ohne einen Schuß tun zu können, unverrichteter Sache wieder heimkehren mußte.

Das dritte Armeekorps, nach altem Prinzip mit Waffe und Munition ausgerüstet, war leider ebenfalls abgeirrt und versehentlich viel zu weit nach Süden geraten.

So sehr hatte sich das Kriegsglück gegen uns verschworen!!

Was das Verhalten des Feindes anlangt, so war uns dasselbe gleich von Beginn an vollkommen rätselhaft und geheimnisvoll.

Die Erlässe des Menelaus Karawankopoulos an seine Truppen, der übrigens mit Unrecht in der Geschichte „der Ränkevolle" genannt wird, erscheinen auf

den ersten Blick vollkommen sinnlos und einem zerrütteten Gehirn entsprungen.*) Fast könnte man sich versucht fühlen, an eine Frozzelei zu denken, wenn man nicht wüßte, es mit einem Geisteskranken zu tun zu haben.

So hatte der Thessalier die Todesstrafe verhängt für jeden seiner Leute, der es wagen sollte, auf einen unserer Offiziere zu schießen, und begründete dies seinem Stabe vis-à-vis mit dem wahnwitzigen Satze: „Wehe uns, wenn der Feind je ohne „Führung" wäre und die Mannschaft nur auf sich allein angewiesen."

Dieser Wahn des Karawankopoulos ging so weit, daß er insgeheim Bauern, Hirten, Zigeuner und so weiter angestellt hatte, die sogar die Telegraphendrähte in unserm (!!) Lande in Ordnung halten mußten, zerrissene Drähte nachts heimlich löteten und dergleichen, bloß damit, wie er geäußert haben soll, „die Heeresleitung in Wien ununterbrochen Einfluß auf die Kriegsführung nehmen könne".

Kann das ein vernünftiger Mensch verstehen?

Nicht genug damit: Auf den Wegen, die unsere Infanterie zu passieren hatte, waren häufig — — Bretter gelegt, wie um unsern Herren, was die Berittenen waren, das Hinüberkommen über die Gräben zu erleichtern! Und nahm wirklich einmal ein Pferd Schaden, — wie aus dem Boden gewachsen kam immer gerade ein Strolch des Weges und brachte ein neues, lammfromm zugerittenes Tier daher. — Auf die Mannschaft dagegen hagelte es nur so blaue Bohnen aus dem Hinterhalt; zu Hunderten fielen die Kerle.

Bis heute gänzlich unaufgeklärt ist übrigens der Umstand, daß die feindliche Bevölkerung bei dem Eintreffen unseres zweiten Armeekorps in Tessalien auch nicht eine Spur von Bestürzung oder Angst an den Tag legte und alles nur hämisch grinste. Es schien fast, als ob die Schufte Wind bekommen hätten, daß die Unsrigen über keine einzige Patrone verfügten.

Wie bereits erwähnt, war inzwischen unser drittes Armeekorps unter Topf, Edlen von Feldrind, in beispiellosen Eilmärschen irrtümlich zu weit nach Süden geraten, und eines Morgengrauens eröffnete sich den staunenden Blicken des Generalstabes tief unter ihnen ein weites Tal und mitten darin eine schimmernde, trotzig befestigte Stadt.

---

*) Noch heute zerbrechen sich unsere staatlich angestellten Historiker die Köpfe, um den Schlüssel zu dem Vorgehen des Thessaliers zu finden.

Keinen Augenblick Zeit verlor der heißblütige heldenhafte Topf. Alles deutete darauf hin — die Halbmonde auf den Kuppeln — kurz, der ganze türkisch-griechische Charakter, das drohende schweigsame Fort, das Militär in den Straßen in österreichischer (!!) Verkleidung und scheinbar (!) ganz ahnungslos, alles das mußte doch drauf hindeuten, daß es sich hier um das Herz Thessaliens handle, und daß der ränkesüchtige Grieche offenbar die Kaiserlichen mit allerlei Blendwerk hinters Licht zu führen plane.

Mit katzenhafter Geräuschlosigkeit postierte Topf seine Truppen, eröffnete um sechs Uhr früh das Feuer und ging sofort zum Bajonettangriff über. Es kam zu einer Schlacht von noch nicht dagewesener Heftigkeit. — übrigens dem gemeinen Mann alle Ehre: wie die Löwen schlugen sich die Kerle. Die Stadt wehrte sich verzweifelt; seit den Kreuzzügen sah man kein solches Ringen, und erst die sinkende Nacht gebot dem Morden Einhalt.

Mit Feldherrnblick erkannte Topf, Edler von Feldrind, bereits um vier Uhr nachmittags, daß keine Macht der Erde ihm die Siegespalme mehr werde entreißen können, und telegraphierte an den Monarchen:

Nach furchtbarem Kampfe feindliche Hauptstadt erstürmt, Entrinnen des Gegners unmöglich, lege Euer Majestät entscheidenden Sieg untertänigst zu Füßen.

gezeichnet: Topf

Um halbfünf Uhr langte die Depesche ein, trug um sechs Uhr das Siegeshalleluja in alle Winde, und bereits um sieben Uhr waren auch unsere Regimenter am Bodensee vom Ende des Krieges in Kenntnis gesetzt und der Rückzug angeordnet.

Wir waren grad nach einem Marsch, ich hatte den Speisesaal in einem noblen Hotel in Beschlag genommen, wie das halt in Kriegszeiten schon so is, und hatte mir zum großen Naserümpfen von einigen Gigerln, die mit ihren aufgeputzten Weibern am Nebentisch saßen, die Stiefel ausgezogen, um mir die Fußfetzen ein bissel auszuschlenkern, da stürmt der Stankowits

herein und kann vor Tränen gar nöt reden. „Friedensschluß“ ist das einzige, was er herausbringt. Na, und „in den Armen liegen wir sich beide und weinen vor Schmerzen und Freude“, wie es im Liede heißt.

War das ein Jubel! Die Kameraden umringten mich, und wir gratulierten einander unter Tränen. Die zwei Gigerln entfernten wir mit Brachialgewalt der Hetz wegen aus dem Lokal — wir waren unser sechs Herren und drei Feldwebeln —und machten dann einen Mulatschak bis zum frühen Morgen.

Wohl langte am nächsten Tag noch eine Flut von Depeschen ein, die wieder alles in Frage stellten und die Weiterführung des Krieges in Aussicht rückten, „da die Erstürmung der feindlichen Hauptstadt auf einem Irrtum beruhe“, uns war aber schon alles wurst, und wie die Sachen schon einmal standen, war die Gschicht auch schon zu weit gediehen, — unsere verheirateten Herren drängten auch schon nach Haus, und so bliebs schließlich beim Friedensschluß.

Die zweiten Depeschen wurden dann natürlich von hoher Seite als inoffiziell erklärt.

Der Widerspruch in den Telegrammen ergab sich nämlich aus dem Umstand, daß die gewisse erstürmte Hauptstadt im östlichen Kriegsschauplatz noch am Abend nach der Schlacht beim Einzug Topfs Edlen von Feldrind zu spät als Serajewo erkannt und agnosziert wurde, welches Serajewo schon lange, lange gut österreichisch und schon seit Kaiser Franz Josefs Zeiten der Monarchie angegliedert ist.

So bedauerlich nun auch der, man möchte fast sagen, überflüssige Verlust von Menschenleben bei dieser abermaligen Erstürmung von Serajewo immerhin sein mag, so bietet doch der Verlauf des Feldzuges im allgemeinen und der der Schlacht im besondern eine solch reiche Fülle gewonnener strategischer Erfahrung, daß füglich die Schattenseiten mehr als ausgewetzt gelten können.

Da kann man nur sagen: das bringt das rauhe Kriegshandwerk halt schon so mit sich.

Pardon, aber wo Licht is, da ist halt auch Schatten.

Und dann ist der Krieg eben eine notwendige Sache, das haben selbst die scharfsinnigsten Köpfe vom Zivil eingestehen müssen.

Ich für meinen Teil wenigstens möchte die Erinnerung an meine Kriegszeit nicht um alles in der Welt missen. Wenn ich mir so denk und mir da-

bei meinen martialischen Schnurrbart streich, wird mir immer so ganz eigen; man kann das garnicht so recht mit Worten sagen. — Man ist halt doch wer, und wenn einem ein Feuerwehrmann oder so von weitem begegnet und sieht die allerhöchste Dekoration, schon salutiert er stramm oder macht „Habt Acht". Und wenn man an einem öffentlichen Ort oder so in den Rasen tritt, traut sich halt doch keiner was sagen.

No, und gar erst die Madeln!

Ja, wie gesagt, pardon, aber ich für meinen Teil möchte die Erinnerung an meine Kriegsjahre nicht missen!!

Das Stiergefecht / Von Joh. V. Jensen*)

Der zweite Mai ist der Freiheitstag der Spanier. Und es traf sich so, daß die Nachricht von der zerschmetternden Niederlage bei Cavite just an diesem Tage in Madrid ankam. Die Spanier machten vormittags einen kleinen Aufstand, der zu einer prächtigen Militärparade Anlaß gab. Der Lärm und die Erbitterung schwammen in Farben.

Über Mittag war Ruhe in der Stadt.

Gegen vier Uhr aber wurde Madrid wie ein Ameisenhaufe, den man mit einem Stock aufgewühlt hat. Auf der Puerta del Sol konnte man vor Wagen nicht vorwärtskommen. Sie fuhren, als gälte es das Leben, und alle in dieselbe Richtung, zur Alcaläſtraße hinaus. Dort war der Verkehr enorm. Hier und da hielten weitläufige Fahrzeuge, vor deren Türen Kutscher standen, die in ekstatischem Eifer die Arme gen Himmel hoben und schrieen:

Noch Platz, noch Platz!

Und die, die unter dem Segeldach Platz genommen hatten, schrieen ebenfalls und rumorten wie Mäuse in einer Falle. In einem Augenblick war

*) Nach allen den romantischen Erzählungen über Stiergefechte bieten wir hier unsern Lesern eine realistische Schilderung dieser Scheußlichkeit.

Die Redaktion

ein Wagen gefüllt, der Kutscher sprang auf den Bock und peitschte auf die Maultiere los, und fort gings, was Riemen und Geschirr halten wollten. Einige Wagen hatten ein Gespann von sechs Maultieren, elenden Mähren, die Köpfe aber waren mit den schönsten roten Pompons behängt!

Ohne zu wissen, was die atemlose Hast bedeutete, suchte ich auch Platz in einem der Wagen, und fort gings im Galopp durch die Calle de Alcalà.

Wagen überholen uns, wir überholen andere, ich sehe Hunderte von Gesichtern. Wir passieren Equipagen, in denen vornehme Spanierinnen sitzen. Ihr schwarzes Haar ist nur von einem Schleier bedeckt, und ihre Gesichter gleichen großen Opalen; die schönen Züge sind kalkweiß oder blau geschminkt. Sie sitzen voll edler Ruhe unter dem freien Himmel, der seinen Schein auf ihre Wangen zu werfen scheint, die in der Sonne phosphorescieren. Ich sehe Spanier auf den Fußsteigen gehen, den Mantel düster bis quer übers Kinn geworfen, irgendwo steht ein Bettler, wir hasten an einem Triumphbogen vorbei, und auf der Treppe liegt ein Mann, der seinen Mantel bis über die Nase gezogen hat. Zerfetzt und mager ist er, und mitten in seinem Elend, mitten in all dem Lärm, schläft er, und neben ihm liegt ein kleiner zusammengerollter Hund und schläft ebenfalls.

Auf der Straße kommt jetzt ein rotgekleideter Bursche auf einem Maulesel dahergesprengt, er sitzt stolz ganz hinten auf dem Kreuz wie im Zirkus, und hinter ihm folgt ein Wagen in scharfem Trab. Dieser gleicht einem Blumenkorb, acht Stierfechter brüsten sich darin in roten und gelben und goldgestickten Kostümen. Die Maultiere vor dem Wagen haben riesige Strohhüte auf den Köpfen mit Schellen!

Noch ein Wagen mit Capeadoren. Und dann im langsamen Trab ein Picador. Er steht in den ungeheuren Steigbügeln, die wie altmodische Wagschalen aussehen, seine Haltung ist wie die einer Statue; hinter ihm kommt ein Mulatte in feuerrotem Rock.

An der Ecke der Calle de Alcalà aber hatte ich vor nur zehn Minuten die Telegramme gelesen, die mit Kreide auf eine große Tafel gemalt waren. Da stand von der mörderischen Seeschlacht zu lesen, da stand, daß die Amerikaner sich zur Landung auf Cuba bereiteten. Und ich hatte die noch feuchten Extrablätter der Zeitungen gelesen, in denen das Unglück mit Pathos serviert wurde — eine *gewaltige*, eine *unerhörte* Katastrophe! Die Nieder-

lage selbst wurde als ehrenvoll bezeichnet (el glorioso desastre de Cavite).

An diesen Telegrammen rennen die Einwohner von Madrid auf dem Wege nach der Plaza de Toros vorbei, diese Zeitungen stecken in ihren Rocktaschen.

Und unser Fahrzeug taumelt vorwärts, wir erreichen den Gipfel der Anhöhe. Da wird unser Kutscher von Delirium ergriffen, er springt vom Bock, stürzt sich wie ein Tiger auf die Maultiere und löst die vordere Koppel, wie von Raserei besessen, zerrt die Maultiere zur Seite, — und wir sprengen weiter, den Hügel hinunter, mit nur einem Gespann.

Endlich erreichen wir den Plaza de Toros, eine rote Arena am Ende der Stadt. Ein Getümmel ist hier! Es weht ein frischer Wind. Auf den umliegenden Feldern fegt der Staub wie Schneeflocken daher, ich sehe, wie winzig kleine Esel sich mit einer Unverhältnismäßigkeit von einem Spanier auf dem Rücken vorwärtskämpfen; ein Bauer kommt angetrabt, seine Beine sind vom Knie bis zum Fußgelenk mit zinnoberroten Lappen umwickelt, er sieht unsagbar unternehmend aus, sein Gesicht gleicht einer schwarzen und eingeschrumpften Kartoffel.

Vor den beiden Billettschaltern findet ein heißer Kampf statt. Und der Eingang verschlingt die Menge, als würde sie von einem heftigen Luftzug aufgesogen. Der Lärm und Spektakel ist unglaublich. Da sehe ich, wie ein Mann sich mitten im Gedränge auf die Erde setzt und seinen einen Stiefel auszieht. Er sieht hinein und nickt, — ja, ganz richtig, es ist ein Stein darin. Und der Mann genießt mit einem Lächeln seinen privaten kleinen Triumph, während er den Stein ausschüttet.

Ich sehe, daß es Billette zu vierundneunzig Pesetas gibt.

* * *

La corrida fängt um halb fünf an. Das ist die gewöhnliche Zeit an jedem Sonntag, dann ist das erste Halbspiel der Gottesdienste des Tages einigermaßen beendigt. Die Leute haben gerade Zeit, aus dem einen Tor heraus und in das andere hineinzukommen, dann zum Mittagessen nach Hause und dann in die Abendmesse. Den Rest des Abends mag jeder dazu verwenden, das Seinige zur Fortpflanzung des spanischen Volkes beizutragen.

Die Plaza de Toros ist über und über besetzt. Die Menschen sind so verteilt, daß die, die sich sonst auf der Sonnenseite des Lebens befinden, auf der Schattenseite sitzen — la sombra —, während umgekehrt die niedrig Besteuerten die Sonne gratis im Gesicht haben. Die Billettpreise sind so landesväterlich angesetzt, daß dieses Verhältnis sich ganz von selbst ergibt.

Ich saß natürlich auf der Schattenseite, die Bank war von Stein, und ich hatte nichts anderes als ein weiches Kissen zum Schutz gegen den harten Sitz. Der ganze gewaltige Zirkus war voll von Menschen. Die Plaza de Toros ist in maurischem Stil gehalten, eine freche und rohe Imitation. Während nun die Balkons und Logenkeile mit vielfarbigen Kopfbedeckungen besetzt waren, während die Logenränder sich wie farbige Gürtel herumschlangen, erinnerte das Ganze an eine jener kunstfertigen Blumenrabatten, wie man sie in Stadtparks sieht, oder auch an ein Meisterwerk von einem Heringssalat, bunt zusammengesetzt und in einer Schüssel serviert. Und über dem mächtigen Ring wölbte sich der Himmel wie eine Käseglocke, die Gott mit Rücksicht auf seine Nase dort angebracht hätte.

Unter Intonation einer Blechmusik reiten zwei Herolde durch die Arena und machen eine tiefe Reverenz vor der Präsidentenloge. Dann holen sie die quadrille, die Capeodore zu Fuß, die Picadore zu Pferde und die Stallknechte. Diese begrüßt den Präsidenten und nimmt längs der Barriere Aufstellung.

Ohne Zögern läßt man den ersten Stier herein. Er ist schon im voraus gereizt und gestochen worden, wie man weiß, er trabt über den Sand und sieht sich fremd um, es ist ein hübsches, junges, gutgenährtes Tier. Die Capeadore breiten ihre leichten Seidenmäntel aus, und der Stier wird ihrer ansichtig. Euch will ich schon kriegen! denkt er und fängt zu rennen an. Die Capeadore schwärmen auseinander — sie bewegen sich, als ob ihre Seelen in ihrem Hinterteil säßen —, und einer, dessen Seele ungewöhnlich flott wohnt, eilt dem Stier entgegen, bleibt vor ihm stehen und brüstet sich trotzig. Der Stier springt auf ihn los, der Capeador entschlüpft seitwärts und fegt ihm mit seinem Mantel an den Augen vorbei. Andere lösen ihn ab, und dieses Haschen währt eine Weile. Der Stier wendet sich nach rechts und nach links wie ein Bauernjunge, der in das Spiel von Stadtkindern geraten ist und sich vergeblich müht, eines von ihnen zu fangen. Es ärgert ihn, er pustet die Luft aus

den Nasenlöchern wie Schüsse aus Luftbüchsen, — und nun ist er für alles weitere aufgelegt. Die Picadore halten an der Barriere auf ihren Ausgangsgäulen. Es sind hochgewachsene, rohgeschnittene Kerle in gelben Lederhosen (Waschleder), sie bekommen ihre Lanzen gereicht, und einer reitet vor. Dem Pferde ist eine Binde schräg über die Augen gebunden; das rechte Auge, das bei den Manövern dem Stier zugekehrt sein wird, ist ganz geblendet, wogegen es mit dem linken etwas sehen kann. Das gibt dem Pferde ein sorgloses Aussehen, als ob es beim Blindekuhspielen ein ganz klein wenig schummeln wolle.

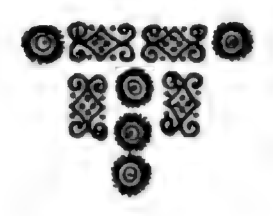
Der Stier wird eines tapferen Mannes ansichtig, der zu Pferde vor ihm hält und giftig mit einer Lanze auf ihn zielt. Er rückt zurück, schrabt den Sand mit den Vorderbeinen, sinkt nieder, nimmt Maß, nickt und scheint gleichsam sich selbst zuzuflüstern: Da soll doch ein Donnerwetter dreinfahren!..

Und das geschieht wirklich, was ein Mensch verhindern könnte; es soll geschehen: der Stier stürzt sich mit einem Krach auf Pferd und Reiter. Der Picador wird aus dem Sattel geschleudert und fällt ein großes Stück weiter wie ein Sack Mehl auf den Sand nieder. Das Pferd krümmt sich zusammen, stolpert heftig seitwärts und fällt, — und sofort sind die Capeadore mit ihren roten Mänteln da. Der Stier fährt auf sie los und jagt sie zur Barriere, wo sie sich schleunigst in Sicherheit bringen. Stallknechte helfen dem Picador auf die Beine — das Publikum rast —, und das Pferd, — das Pferd wird mit Stöcken und Riemen bearbeitet, bis es sich wieder auf die Beine gestrampelt hat. Es hat nur zwei leichte Wunden, eine im Bauch und eine zwischen den Rippen, sie können höchstens einen Viertelmeter tief und von der Länge eines Armes sein. Das Blut stürzt stoßweise bei jedem Pulsschlag hervor.

Was kann das zu bedeuten haben? Scheint das Pferd zu denken, es kaut auf der Trense, schnauft erleichtert und meint immerhin noch billig davongekommen zu sein. Jetzt aber schwingt der Picador sich von neuem in den Sattel und reitet das zitternde Tier vorwärts. Ein neuer krachender Zusammenstoß, und diesmal werden Pferd und Reiter gegen die Barriere geschleudert. Der Picador hält sich ruhig im Schutze des Pferdes, obgleich seine Lage wohl keineswegs angenehm ist, und der Stier wühlt wütend in dem zappelnden, wahnsinnig erschrockenen Pferde. In diesem Augenblick ist die dickköpfige Bestie, deren Wut in den Hörnern sitzt, die Inkarnation der tausendköpfigen Menge, die zusieht.

Als es den Capeadoren gelingt, den Stier mit sich zu locken, wird der Picador hervorgezogen, er hat schlimme Püffe bekommen. Er hinkt und stöhnt heftig. Das Pferd aber soll aufstehen. Und die Stallknechte schlagen es über Maul und Augen mit ihren Stöcken. Diese Stöcke sind aus einer Art geschmeidigen und knotigen Dornzweigen gemacht. Ja, ja, laßt mir einen kleinen Augenblick Zeit . . . das Pferd will sein Äußerstes tun, denn das will ein Pferd unter allen Umständen, es ist gehorsam und vernünftig. Aber es kann nicht. Es soll. Und als es schließlich wackelnd auf seinen Vieren steht, hängt ein Sack brauner und weißblauer Gedärme aus seinem Bauch fast bis auf die Erde hinunter. Da es noch stehen kann, ist es ja indessen noch ganz brauchbar, es soll noch einmal heran. Der Picador hat sich einen Hintergrund erstöhnt, auf dem er als abgehärteter Held auftreten kann, er setzt sich in den Sattel (Ovation). Wie das Pferd aber vorwärtsgehen will, tritt es mit dem einen Hinterbein in die Gedärme und tritt sie weiter heraus — Jv! sagt es und fällt auf die Hinterbeine. Der Picador steigt ärgerlich aus dem Sattel. Das Pferd bekommt nun Erlaubnis, eine Weile sitzen zu bleiben; vielleicht kommt es wieder zu Kräften. Es sitzt auf den Hinterbeinen wie ein Hund und wendet den Kopf hierhin und dorthin und sieht sich um. Es liegt ein eigener, demütiger Ausdruck um das geschlossene Maul. Wenn es einige Minuten sitzen und etwas verschnaufen darf, wird es seinem Reiter wieder gehorchen. Inzwischen vergißt man es über dem Stier, der im Begriff ist, Leber und Kaldaunen aus einem anderen Pferd herauszupflügen, buchstäblich; denn als der Stier sich von dem zusammengeklumpten Pferd abwendet, zieht er einen langen, triefenden Darmfetzen an seinem Horn mit sich. Der Picador wird aufgesammelt, seine Hosen sind blutbefleckt. In demselben Augenblick springt der erste Banderillero mit hocherhobenen Banderillen in die Mitte der Arena, als wolle er mit zwei Taktstöcken ein Musikstück intonieren.

(Schluß folgt)



Rundschau des März

Volkswirtschaft

In der ersten Hälfte des Juni 1908 folgten einander der neunzehnte „Evangelisch-soziale Kongreß“ in Dessau und die Tagung der „Deutschen Kolonialgesellschaft“ in Bremen.

Die Evangelisch-Sozialen tagen immer zu Pfingsten; es sind überwiegend Professoren; sie vertrauen wie Luther auf das Wort. Immerhin ist auch manches Gute schon von dorther ausgegangen. Harnack präsidierte wie seit Jahren und verlangte „mehr Sozialismus des Herzens“. Eine neue Bestätigung, daß die soziale Frage keine bloße Magenfrage mehr ist; es handelt sich, nach erheblich aufgebesserter Lebenshaltung, um geistige Güter, um politische Anerkennung statt des alten Herabsehens auf die „niedern Stände“. Es referierten in Dessau der Theologe Professor Deißmann über „Das Urchristentum und die untern Schichten“; Naumann zitierte dabei Nietzsches Diktum vom „Armeleutegeruch des Neuen Testaments“; Professor Francke sprach über „Gemeinnützige Rechtsauskunft“, in der Berlin leider zurückgeblieben ist. Am zweiten Tag sprach man über Mädchenschulreform.

In Bremen platzten die beiden Hauptrichtungen unsrer Kolonialideen aufeinander. Die eine verlangt stramme Herrschaft der weißen Rasse in unsern Kolonien, wenn wir überhaupt solche haben und behalten wollen, und betrachtet den Neger als Hamiten, falls ohne Zumischung von Araberblut, nicht für vollwertig, sondern für minderwertig; nicht für ein „Kind“, sondern wegen seiner mangelnden Begabung nach vieltausendjähriger Geschichte für greisenhaft, in einer Sackgasse steckend. Er müsse somit von vorn anfangen, zur Arbeit, zur Selbstverantwortung langsam erzogen werden und stets unter dem Daumen, unter der Fuchtel bleiben. Die zweite Richtung, mehr philanthropisch und sentimental, will den Neger sofort als gleichberechtigt in die Europäerarme schließen. Dernburg sucht bekanntlich die mittlere Linie, empfiehlt Gerechtigkeit als Vorbedingung aller Herrschaft und erblickt in den Eingebornen das wertvollste koloniale Besitztum. Wenn die Herrenmoral sich von Willkür freihalten und den Aktionsradius der Nilpferdpeitsche etwas einschränken, unsere Neger-beglücker anderseits politisch denken lernen und nicht so häufig in blinde Schwäche verfallen wollten — denn „sei nicht allzu gerecht, mein Volk“, warnte schon Klopstock —, kann aus diesem Streit der Geister sehr wohl ein gediegenes Programm sich abklären. Zur Beachtung sei empfohlen, daß auf einem fast gleichzeitigen „pananglikanischen Kongreß“ die Anschauung von der allgemeinen Ebenbürtigkeit der Rassen für Eherecht gründlich verleugnet wurde und ein Bischof Montgomery mehr Hindernisse für Eheschließung in den Kolonien forderte. Dies nach Erfahrungen, die den unsrigen hundertfältig überlegen sind, im Gegensatz zu der früheren gleichmacherischen „Abolition“.

Um die Mitte des Monats Juni wurden alle Volkswirtschaftler stark beunruhigt durch den „Fall Bernhard“. Professor Bernhard, zurzeit in Kiel, hatte im vorigen Jahr Aufsehen erregt

mit seinem ausgezeichneten Werk über „Das polnische Gemeinwesen im Deutschen Reich“. Er ist kein alter Mann. Er wurde von der Regierung über die Häupter von Adolf Wagner, Gustav Schmoller, Max Sering wie der philosophischen Fakultät im allgemeinen hinweg an die berliner Hochschule als Nationalökonom berufen, was an vielen Stellen Verschnupfung bewirkte. Bernhard hat inzwischen durch einen Brief die Sache in Ordnung zu bringen gesucht. Andere meinen, diesen Brief hätte das preußische Ministerium schreiben sollen.

In der zweiten Hälfte des Juni verhandelte zu Kiel der zweiundzwanzigste deutsche Berufsgenossenschaftstag. Es kam auf eine Mobilisierung der Arbeitgeber gegen den Staatssekretär des Innern von Bethmann-Hollweg hinaus, dessen Entwurf zur Arbeiterversicherungsreform und Einrichtung von Arbeiterkammern, durch eine „grobe Indiskretion“ vorzeitig bekanntgeworden, die Herren aufgebracht hatte. Sie verneinten das praktische Bedürfnis für Schaffung von Arbeiterkammern.

Gegen Ende des Monats tagte zu Hamburg der Deutsche Gewerkschaftskongreß, ein Arbeiterorgan. Stichworte: Vertretung von Rechtsuchenden durch Gewerkschaftssekretäre, Spruchinstanz, Grenz- (will etwa sagen Kompetenz-) streitigkeiten. Nebenher gingen ein Kongreß für gewerblichen Rechtsschutz zu Leipzig und ein deutscher Konsumgenossenschaftstag zu Eisenach (jährlicher Umsatz etwa dreihundert Millionen Mark). Hier wurde über Besteuerung durch den Staat geklagt.

Am vierundzwanzigsten Juni feierte Gustav Schmoller, der Proteus der deutschen Volkswirtschaft, seinen siebzigsten Geburtstag. Ganz Deutschland schien die Bedeutung des Mannes zu würdigen, der 1872 zu Eisenach den „Verein für Sozialpolitik“ gründete, dem er seither präsidiert. Schmoller hat den Namen „Kathedersozialisten“ zu hohen Ehren gebracht und wie kein anderer die jüngere Generation sozialpolitisch denken gelehrt.

Inzwischen nimmt mehr und mehr die Reichsfinanzreform, deren fundamentale Hindernisse sich leider noch niemand so recht eingestehen will, die ganze deutsche Volkswirtschaft in ihren Schatten.

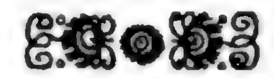
Theater

Berlin. Max Reinhardt ist immer noch der Theatermann, über den am meisten geredet und geschrieben wird. Seine Taten sind dieselben wie in früheren Jahren. Für die Klassiker weckt er angeblich neues Interesse durch neue Ausstattungen. In Wahrheit interessieren aber nur die neuen Ausstattungen, nicht die alten Klassiker. Kein Wunder! Denn der Geist dieser Dichtungen bedarf großer Darsteller. Deren besitzt Reinhardt nur sehr wenige. Er hat einige Stars und viel darstellerisches Mittelgut. Opernbetrieb! So kann Reinhardt ohne Schwierigkeit den Geist Gorkis und Wedekinds verlebendigen, den Goethes, Schillers, Shakespeares nicht. Sie sieht man sich auch heute noch besser im königlichen Schauspielhaus an. Von ihm spricht man aber überhaupt nicht. Für eine Frau ist das gut, für ein Theater nicht. Auch einige neue Autoren ließ Reinhardt zu Wort kommen. Ihre Stücke erwiesen sich aber als Nieten, oder das Reinhardtsche Ensemble zeigte sich den Aufgaben solcher Stücke nicht gewachsen. Und Brahm? Er spielt den „Raub der Sabinerinnen“. Er macht die besten Geschäfte damit; und anderes scheint ihn, seit er zu Jahren kam, kaum noch zu interessieren. Daran kann außer Brahm niemand eine Freude

haben. Nicht einmal Franz von Schönthan, weil er tot ist. An neuen Theatern fehlt es in Berlin selbstverständlich nicht. Aber auch unter ihnen war keines, das irgendeine Tat von Bedeutung vollbracht hätte. Ganz Berlin brachte uns in diesem Jahr nicht ein neues Stück, dem eine große Wirkung auch nur über ein Theaterjahr hinaus sicher wäre.

Wien. Die „Theaterstadt" von einst ist, was das Schauspiel anlangt, einfach eine Dependence Berlins geworden. Siehe also oben! Nur daß in Wien an einem Theater, nämlich am Burgtheater, das alles auf einmal getrieben wird, was in Berlin Brahm, Reinhardt und das königliche Schauspielhaus zusammen betreiben. So sieht man hier wenigstens auch noch gute Aufführungen klassischer Werke. Wenn sie nämlich nicht à la Reinhardt neuauffrisiert sind, — versteht sich.

München. Das Schauspielhaus schläft zurzeit einen tiefen Schlaf, den man den Bruder des Todes nennen hört. Das Hoftheater schläft einen unruhigen Schlaf, aus dem es gerne zu neuem Leben erweckt werden möchte. Vorläufig aber hat man diesen Erwecker, wie es scheint, noch nicht gefunden. Das Volkstheater hingegen wacht. Es ist aber mehr geschäftig als lebendig, wenn man nämlich, wie es auch beim Theater nicht anders sein kann, Leben gleich Leistungen setzt. Bleibt also das Künstlertheater. Wir werden im „März" noch ausführlicher darauf zu sprechen kommen. Sein Größtes leistet es vorläufig in der Reklame. Kommt aber auch das nicht auf sein Konto, sondern auf das der „Münchener Neuesten Nachrichten", so bleiben als Leistungen zu verzeichnen: stilisierte künstlerische Ausstattungen. Nur daß ihr Stil nicht immer zu den Stücken paßt, die sie ausstatten wollen. Nur daß die Ausstattung manchmal so überstilisiert ist, daß das Bühnenbild mehr ärmlich als künstlerisch dreinschaut. Ferner bleiben einige Lichteffekte als Leistungen zu verzeichnen. Nur daß sie in der allgemeinen Dunkelheit auf der Bühne (o du mein Rampenlicht!) nicht immer leicht zu erkennen sind. Auch wäre die „Reliefbühne" zu nennen, die an die Stelle der alten „Guckkastenbühne" treten möchte. Nur daß sie die Illusion noch mehr beeinträchtigt und erschwert als die Guckkastenbühne, wenn man von Architekten und Malern als Zuschauern absieht. Von ihnen allein wird aber auch ein „Künstlertheater nicht ewig leben können. Doch halt: auch einige gute darstellerische Leistungen wären noch zu erwähnen. Nur daß man sie auch im Hoftheater sehen kann, denn das Künstlertheater hat dieselben Darsteller. So bleibt mir als größtes Verdienst, daß das Künstlertheater Albert Heine als ausgezeichneten Regisseur entdeckte. Nur daß Albert Heine jetzt nicht mehr hier ist. Er ist jetzt nämlich in Berlin tätig. Und damit beginnen wir, die unverzagten und optimistischen Verehrer des zeitgenössischen Theaters als einer Institution für die dramatische Kunst, diese Rundschau wieder von vorne zu lesen.



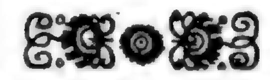
Rundschau

Makedonische Frage

Der übermäßige Verbrauch an Druckerschwärze in dieser Frage hat der ganzen Welt das Interesse an dem Reformwerk verekelt. Daß es sich garnicht ernstlich um die Nöte der makedonischen Rajahs handelte, sondern um Schwerpunktsverschiebungen im Balkangewicht der Großmächte, war schon in Mürzsteg klar. Die Bilanz über das dort zwischen Rußland und Österreich-Ungarn abgeschlossene Geschäft liegt jetzt zutage. Jeder der beiden Kontrahenten verließ das steiermärkische Gebirgsdorf mit der Überzeugung, der andere sei hereingefallen. Petersburg hatte sich für die Dauer seiner ostasiatischen und inneren Behinderung gegen einige vage Zukunftsversprechen von balkanpolitischer Gemeinsamkeit billig genug einen Wächter gegen Eingriffe Dritter engagiert. Wien glaubte sich die Führerrolle auch über die Dauer seines Wächterdienstes hinaus gesichert zu haben. Nach Mürzsteg — kommt nun Reval. Wieder das makedonische Geschäft, aber diesmal zwischen Rußland und England verhandelt. Die Petersburger Politik hatte sich, kaum vom Krankenlager erhoben, beeilt, den Ententegenossen zu verleugnen. Inzwischen hatte Österreich-Ungarn den ganzen bitteren Trank der Reformenttäuschungen allein leeren müssen. In der Verzweiflung riß es sich wenigstens noch die Sandschakbahn heraus. Damit war aber auch die Wiener Energie verbraucht, verpufft.

Um die Nichtigkeit des Mürzsteger Programmes noch augenfälliger zu machen, warf England — auch wieder nicht für die Makedonier, sondern von ganz eigennützigen Motiven geleitet — sein Umstürzlerprojekt auf den Plan. So unmöglich es auch durchzuführen war — denn es ging fast weiter als alle schwülen Sommernachtsträume der makedonischen Revolutionäre —, zeigte es doch der Welt und insbesondere den Makedoniern selbst die Dürftigkeit des Mürzsteger Reformplanes. Das war der Zweck des Streiches. Jetzt läßt sich in Reval scheinbar mühsam die englische Großmut für die Unterdrückten — Punkt für Punkt von ihrem Programm abschachern. Und dieses Geschäft besorgt Rußland, weil ihm am wenigsten bang ist um sein Balkanprestige. Mit dieser Mittlermission nimmt es aber auch Österreich wieder die führende Spitze vorweg. Es ist ein Ringen und Kämpfen, ein Drängen und Stoßen, ein Hadern und Feilschen um Macht unter den Großen. Dabei ist nach und nach die eigentliche Sache der Makedonier ganz in den Hintergrund geraten. Das makedonische Problem befaßt sich fast garnicht mehr mit der Not und der Misere der Makedonier, die nur mehr den Namen zu der Frage hergeben. Im Grunde genommen, spielen heute schon die Reformbedürftigen garnicht mehr mit in der großen Heuchlerkomödie.

v. St.



Gebrüder Klopfer

Erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ist Bayern von den deutschen Großbanken entdeckt worden. Etwas spät, dann aber gründlich.

Zu den Entdeckern gehörte die Bayerische Bank, die 1898 in München gegründet wurde. Hauptsächlichste Gründer waren die Breslauer Diskontobank und das Bankhaus Jakob Landau.

Das Entdecken ist immer mit Risiko verknüpft. Aber seitdem das Entdecken auf Aktien erfunden ist, tragen die Entdecker nicht mehr die eigene Haut zu Markte.

Die Bayerische Bank war eine Aktiengründung. Ihre Direktoren (also die Entdecker Bayerns) bekamen Gehalt von dem Geld, das die Aktionäre verloren. Darin gleicht die moderne Bankgeschichte der Weltgeschichte. Die tausend Namenlosen bilden den Dünger, aus dem die „großen Männer" herauswachsen.

Die Bayerische Bank hat wenig Ruhm geerntet, wenn auch der Sohn Onkel Chlodwigs, der damalige Erbprinz Philipp Ernst Maria zu Hohenlohe Schillingsfürst, im Aufsichtsrat saß. Die Aktien wurden zusammengelegt, die Direktoren davon gejagt; und aus der Liquidationsmasse, die man eine Zeitlang noch selbständig (gewissermaßen als Leiche auf Urlaub) in München hatte bestehen lassen, wurde schließlich die Bayerische Bank für Handel und Industrie.

Solange die Bank bestand, hat sie nicht viel aufgebaut. Aber viel zerstört. Ihre zerstörende Wirkung macht sich noch jetzt geltend, wo sie selbst schon lange vom Erdboden verschwunden ist: Max und Theodor Klopfer, die sich am sechsundzwanzigsten Juni in München erschossen haben, sind als Opfer der Bayerischen Bank gestorben.

Ich will nicht wiederholen, was die Tageszeitungen und vor allen Dingen die Gebrüder Klopfer in ihren Abschiedsbriefen selbst geschrieben haben. Jedenfalls steht fest, daß die Vettern Klopfer anderthalb Millionen Mark von der Bayerischen Bank im Geschäft stecken hatten, daß die Bank das Geld in der Hochflut der Krise zurückfordern mußte, weil es auch bei ihr kriselte, und daß die „Bankkommandite" Gebrüder Klopfer seitdem mit Geldmangel zu kämpfen hatte, besonders weil sie an den vermaledeiten Münchener Terrains viel Geld verlor. (Die norddeutschen Studenten klagen immer, daß München ein so teures Pflaster sei. Ein Blick ins münchener Grundbuch lehrt uns, wie recht sie haben.)

Wenn man die Menschen nach der Art, wie sie sterben, beurteilen kann, so waren beide Klopfers ganze Kerle. Auch vom kaufmännischen Standpunkt: Sie waren vorsichtig, dafür spricht die Anwendung der Kugel und des Lysols zu gleicher Zeit. Sie waren umsichtig, denn sie scheinen auch nicht einen einzigen Menschen vergessen zu haben, der von ihnen Nachrichten zu beanspruchen hatte. An alle haben sie geschrieben. Und sie waren moderne Menschen, denn sie informierten sogar die Zeitung. Das hat mir am meisten imponiert. Der Reporterberuf ist an und für sich schon sehr schwer; aber eine Leiche ist nur von ganz besonders geschickten Reportern zu interviewen. Da ist es denn doch eine dankenswerte Unterstützung der Presse, wenn der Mensch noch schnell den Text der Interviews aufschreibt, bevor er stirbt, à la bonne heure. Vom Bankdirektor erfährt man nicht einmal etwas, wenn er lebt. Der Privatbankier steht noch im Tode Rede und Antwort.

Das Thema „Großbanken und Privatbankier" ist natürlich anläßlich dieser Katastrophe wieder vielfach angeschnitten worden. Der selige Jeremias hat noch sehr viel Jünger auf der Welt herum-

laufen. Wozu solche Klagen! Daß der Großbank die Zukunft gehört, — diese Tatsache schafft man damit ja doch nicht aus der Welt. Überdies sind die Klopfers garnicht an der Großbank gestorben. Hätten sie mit einer Großbank in Verbindung gestanden, so lebten sie wahrscheinlich heute noch. Aber die Bayerische Bank war doch bloß eine Großmannsbank.

Die Aktie ist wie ein Wolfspelz, hinter dem sich jedes Schaf wie ein Wolf vorkommt. Der Franzose nennt die Aktiengesellschaft Société anonyme. Etwas vom üblen Geruch der Anonymität haftet ihr tatsächlich an. Man lehrt uns immer, das Kapital sei bei ihr alles, die Persönlichkeiten garnichts. Diese Lehre ist eine Gefahr. Wenn Zwerge Kapitalmassen zusammenhäufen, so werden sie dadurch noch keine Riesen. Unsere eigentümliche Weltordnung gibt dem, der Kapital hat, das Recht, Zinsen zu machen. Aber nur zwischen drei und fünf Prozent. Um mehr herauszuwirtschaften, dazu gehört eine Persönlichkeit. (Auch der Wucherer ist eine solche. Es gibt welche von der Verbrechergröße eines Richard. Die meisten aber sind ja bloß Stümper, die zehnmal zehn Prozent verdienen, um dann zweihundert Prozent auf einmal zu verlieren.)

Früher machte nur der ein Bankgeschäft auf, der glaubte, etwas leisten zu können. Heute spielt jeder Fant Bankdirektor. Es erscheint ja als ein so einfaches Geschäft. Aktionäre und Deponenten zahlen ein, der Bankdirektor zahlt aus. Wenn einer im Jahr möglichst viel Geschäfte gemacht hat, kommt er sich wie ein Held vor. Dabei weiß jeder erfahrene Bankdirektor, daß die besten Geschäfte die sind, die man nicht gemacht hat, und daß die Kunst des Bankdirektors hauptsächlich darin besteht, auch einmal ein Geschäft nicht machen zu können.

Gebrüder Klopfer hatten sich in Terrains verspekuliert. Das haben andere Leute auch getan und sind schließlich wieder zu ihrem Gelde gekommen. Hätten sie mit eigenem Kapitale den Grund und Boden gekauft, dann hätten sie den Rat des verstorbenen Siemens befolgen können, der als das beste Rezept gegen faule Geschäfte empfahl, sich auf sie zu setzen und solange zu warten, bis sie gut werden. Die Klopfers kauften nicht mit eigenem Gelde, sondern mit einer Kommanditeinlage. Hätte eine Großbank die Kommanditeinlage geleistet, so hätten sie auch warten können. (Einmal wird es ja schließlich auch in München wieder besser aussehen.) Aber weil die Bayerische Bank grundsätzlich kein schlechtes Geschäft sehen konnte, ohne es zu machen, und weil die Klopfers das Pech hatten, gerade von der Bayerischen Bank die Kommanditeinlage zu bekommen, konnten sie eben nicht solange warten, bis die Preise wieder stiegen.

Ich empfinde das Geschick der Klopfers als tragisch. Daß es jetzt viele Leute gibt, die erklären, sie hätten das alles vorausgesehen, und soliden Menschen könne so etwas nicht passieren, berührt mich nicht sonderlich. Wer keine Geschäfte macht, kann auch keine schlechten machen; wem man überhaupt kein Geld pumpt, der kann auch nicht mit fremdem Geld hereinfallen. Tausende halten es immer noch für das Schlimmste, was einem passieren kann, wenn man keinen Kredit bekommt. Der Fall Klopfer lehrt, daß es das Schlimmste noch lange nicht ist. Viel gefährlicher ist es, Geld von Leuten zu borgen, die eigentlich selbst nichts haben.

Ein altes jüdisches Sprichwort sagt: „Gib einer mießen Maid keinen Kuß, denn sie erzählt es in der ganzen Stadt herum, und borge nicht beim Schnorrer, denn er mahnt jeden Tag".

Georg Bernhard

Die musikalische Arbeiterbewegung

Kleine Ursachen, große Wirkungen. Als Ende vorigen Jahres das Kaimorchester gegen den Kritiker der „Münchener Neuesten Nachrichten" revoltierte, dachte niemand daran, daß mit dieser Ungezogenheit im Konzertsaale die Musik in den Strudel der modernen Arbeiterbewegung hineingerissen würde. Denn waren hier Arbeitgeber und Arbeitnehmer nicht in vollster Übereinstimmung? Ahmten die revoltierenden Musiker nicht ihrem verehrten Chef nach, der wenige Tage zuvor auf dem Programm der Kaimkonzerte Herrn Dr. Louis bereits geächtet hatte? Wenn sie jetzt durch den Mund eines Orchestermitgliedes dem Publikum mitteilten, sie würden nicht eher spielen als bis Dr. Louis den Saal verlassen hätte, — mußte man da nicht an ein abgekartetes Spiel zwischen Herrn und Diener glauben? Naive Leute, die keine Ahnung haben, welch krumme Wege die soziale Revolution einzuschlagen beliebt, mochten sich bei diesem tröstlichen Gedanken beruhigen. Und zu diesen Naiven gehörten natürlich unsere musikalischen Größen, Komponisten, Kapellmeister und Kritiker, vor allem aber Dr. Kaim selbst, der es doch besser hätte wissen müssen. War er es doch, der durch sein sozialpolitisches Unverständnis und seine zweideutige Haltung den Stein ins Rollen brachte. Mit einem scheinbar gleichgültigen Geplänkel zwischen Musiker und Kritiker hatte die Sache begonnen. Eine scharfe Auseinandersetzung zwischen den Orchestermitgliedern und einem allzunervösen Kapellmeister (Schneevoigt) deutete für die Tieferblickenden bereits den eigentlichen Charakter des Streites an. Und die passive Resistenz in Mannheim, wo das von Kapellmeister Schneevoigt in der Presse beleidigte Orchester — vielleicht auch von der Reise ermüdet — absichtlich ausdruckslos spielte, war bereits das erste Wetterleuchten vor dem eigentlichen Ausbruch des Gewitters. Als Dr. Kaim, um die Disziplin zu retten, die sofortige Entlassung des Rädelsführers verfügte, kam es zur offenen Revolution. Alle Orchestermitglieder — mit einziger Ausnahme der Herren Heyde und van Vliet — erklärten sich solidarisch, packten ihre Sachen zusammen und reisten unverzüglich nach München zurück, wo sie sich als „Tonkünstlerorchester" auftaten und an Stelle der Monarchie des Kapellmeisters die Republik des Orchesters setzten.

Darob großer Jammer im Hause Kaims, in der tonangebenden münchener Presse und beim Musikkomitee 1908. Im Hause Kaims, weil die Sperre, die der hinter den ehemaligen Kaimmusikern stehende allgemeine deutsche Musikerverband über den Kaimsaal verhängte, es dem Herrn Hofrat unmöglich machte, sein zum Torso zusammengeschrumpftes Orchester zu ergänzen. In der tonangebenden Presse, weil der Kritikerboykott, den sie zu Ehren des Herrn Dr. Louis über das Tonkünstlerorchester verhängte, es nicht hindern konnte, daß die Konzerte im Hotel Union stets gut besucht waren, während im Kaimsaal die leeren Stühle standen. Und beim Musikkomitee 1908, weil es infolge der Musikersperre, die auch über seine Unternehmungen verhängt wurde, nicht in der Lage war, seine großen Versprechungen, die es für die Ausstellung 1908 gemacht hatte, einzulösen, und daher de- und wehmütig von seinem hohen Amte zurücktrat. Für die Ausstellung München 1908 war das ja ein Glück. Denn die fünf Herren (Sigmund von Hausegger, Max Schillings, Kammersänger Ludwig Heß, Hermann Bischof, Ernst Boehe), die mit den mehr in der Versenkung tätigen

Dr. Louis und Dr. Paul Marsop unser gesamtes Musikleben beherrschen und über Sein und Nichtsein von tausend Talenten autokratisch entscheiden, wollten in diesem heißen Sommer auf der Theresienhöhe draußen die armen Fremden mit Symphonien und Kammermusik förmlich mästen und nebenbei, um erzieherisch zu wirken, da draußen — ein schrecklicher Gedanke! — so eine Art musikalischen „Vergnügungspark" errichten. Gottlob sind diese hochfahrenden Schulmeisterpläne ins Wasser gefallen.

So war das Fiasko aller Gegner das Ende der münchener Musikerbewegung. Das Kaimsche Unternehmen brach ganz zusammen, und die Versuche, es mit fremder Hilfe wieder lebensfähig zu machen, sind bis jetzt an dem Musikerboykott gescheitert. Und an diesem Musikerboykott ist wieder die obenerwähnte musikalische Fünfmännerklique schuld, die aus allen bittern Erfahrungen des letzten halben Jahres nichts gelernt hat. Mutete sie doch den siegreichen Mitgliedern des Tonkünstlerorchesters bei der entscheidenden Vergleichsverhandlung zu, eine Klausel mitzuunterschreiben, die einem richtigen „Pater, peccavi" gleichkam; und als dann die Berliner Zeitung des Musikerverbandes diesem Vertrag ihre Zustimmung verweigerte, entrüstete sie sich wieder einmal in der Presse und jammerte über sozialdemokratische Verhetzung der Musiker! Man sieht, die Herren sind immer noch nicht gescheit geworden, und Dr. Busching hat ganz recht, wenn er Dr. Marsop, der sich in einer Broschüre über die Orchesterfrage verbreitet und die Musiker vor sozialdemokratischen Agitatoren gewarnt hatte, die schönen Worte ins Stammbuch schreibt: „Dies ist nicht auf den Fidschiinseln, sondern in München im Spätherbst 1907 geschrieben." Der kleine Druckfehler (1907 statt 1905), über den sich Dr. Marsop so sehr entrüstete, entstellt die Wahrheit durchaus nicht. Und die Herren, die die für München so wichtige Orchesterfrage so genial lösten, daß der Kaimsaal nächsten Winter Konzerte o h n e Orchester aufführen muß, täten besser, endgültig ihren Rücktritt zu erklären, als sich über Druckfehler aufzuregen.

Elkan

Von der Freiheit preußisch-berliner Studenten

Der Schlag gegen die marburger Freie Studentenschaft scheint bloß ein Prüfen und Messerwetzen der sultanitischen preußischen Universitätsregierung gewesen zu sein, wie tief die „freien" Studenten sich wohl ins Fleisch schneiden ließen. Nur eine Vorbereitung, um an der größten Universität des Reichs, um in Berlin einen wuchtigeren Schlag auszuführen.

Am zwanzigsten Juni wurde die berliner Freie Studentenschaft laut Beschluß des Rektors und des Senats aufgelöst. — Warum?

Oh! Der Gründe gibt es für preußisches Korps- und Vereinswesen viele. Und man hat wohl nicht unrecht, wenn man in dem Ganzen ein systematisches Vorgehen gegen jede freie Kulturbewegung unter den Studenten erblickt. Eingeleitet wurde dieses Auflösungsdekret durch verschiedene, oft geradezu lächerliche Verbote von Vorträgen im vergangenen Winter- wie in diesem Sommersemester. Als Beispiel: der Vortrag eines an der Universität immatrikulierten Franzosen über die Beziehungen zwischen Literatur und Politik im Frankreich des neunzehnten Jahrhunderts (der Mann hieß mit Vornamen Auguste. Vielleicht dachte der Richter, es sei eine Dame. Und: mulier taceat ... Dann

einer über sozialpolitische Arbeiterfragen. Sogar der Vortrag des Geheimrats Moll über Sexualpädagogik, dem als Gegenreferent gemäß den Prinzipien der Freien Studentenschaft der Lizentiat Bohn (man denke!) gegenüberstand, wurde zuerst für den Anschlag am schwarzen Brett nicht zugelassen.

Und alles unter Verweigerung jeder Angabe von Gründen!

Da bat der Ausschuß in einer Eingabe um Bezeichnung der Richtlinie für die Verbote und um sinngemäße Anwendung der Vereinsparagraphen der Universitätsverfassung (sie stammt von 1847!) Die Antwort war: Die Freie Studentenschaft solle ihre am zwölften März 1906 von den Behörden bestätigten Satzungen, die sie als Vertretung aller Nichtinkorporierten darstellt, umändern und sich in einen Verein umbilden, der Mitgliederlisten vorzulegen habe. Sonst erfolge die Auflösung. — (Man denke: ein Verein der Vereinslosen!)

Die allgemeine Versammlung, die von sechs- bis siebenhundert Studenten und zahlreichen, auch politischen Gästen, wie Gerlach, besucht war, protestierte dagegen. Die Resolution war nicht gerade scharf, trotz der herrschenden scharfen Stimmung, verhieß aber am Schluß für den Fall der Ergebnislosigkeit Beschwerde beim Ministerium. Diese wird eingelegt. Welcher Kundige verspricht sich aber auch nur bei Nennung des preußischen Kultusministeriums viel davon? (Obzwar man auf unterrichteter Seite wissen will, daß die Chancen für die Freie Studentenschaft dort gut ständen!)

Wahrscheinlich wird das Ministerium, das meist aus Anhängern oder Angehörigen der Korps zusammengesetzt ist, nicht verfehlen, seine Übereinstimmung mit dem Rektor darin wenigstens zu bekennen. In dem umgekehrten Falle — was für ein Utopismus deutsch-preußischer Idealisten! — käme es vielleicht zu einem Sturze des Universitätsrichters Daude. Hat doch dieser Herr auch dem Rektor der technischen Hochschule den Vorschlag gemacht, die dort ebenfalls bestehende Freie Studentenschaft in das Prokrustesbett des Vereins zu zwängen oder aufzulösen. Was glücklicherweise vorläufig abgelehnt wurde, und wofür dem Rektor durch einen Fackelzug gedankt wird. —

Was das alles bedeutet und wozu das Geschrei sich erhebt? — Es sind wahrhaftig nicht bloß interne Universitätsfragen, worum es sich handelt. Es handelt sich darum, daß eine Kulturgemeinschaft von der eminent wichtigen Bedeutung der Freien Studentenschaft aus ganz reaktionären Gründen verboten wird! Daß wieder einmal preußische Willkür triumphiert! Wieder einmal freien Studenten, die in ernster und uneigennütziger Arbeit an den Kulturinteressen und -bewegungen teilnehmen, ihre Zentralarbeitsstelle einfach weggenommen wird! Oder bedeutet es den regierenden akademischen Kreisen, die sich mit ihrem Kulturträgertum so sehr in die Brust werfen, nichts, wenn endlich freie Studenten sich abseits stellen von dem Unwesen der Korps und Verbindungen? Es ist ihnen wohl gar verhaßt? Etwa verhaßt, daß diese Studenten einen großen Teil ihrer Zeit und Kraft opfern, um auch außerhalb der Universität sich und den andern zu einer harmonischen Selbsterziehung zu helfen! Daß sie durch Führungen, Studienreisen, Vorträge sich fortbilden und auch politisch reif zu werden suchen! Durch Arbeiterunterrichtskurse, die zum Nutzen vieler berliner Arbeiter und Arbeiterinnen von Studenten geleitet wurden, dem Volke von dem Ihren mitteilten, um mit ihm in engste Berührung zu kommen; dann für die eigene Bedürftigkeit mancher Studierenden durch Arbeitsvermittlungsämter sorgten! Aus diesen Freien Studenten gehen die wirklichen Kulturträger des Volkes hervor.

Und diese ganze soziale und wissenschaftliche Hilfsarbeit, all das Schöne, das noch im Keimen ist, soll unterdrückt werden! Durch einen Beschluß! Und solch einen Beschluß sollen sich hunderte, nein tausende von freien Studenten gefallen lassen? Da sollen sie nicht wettern und rebellieren?

Nur ruhig: die deutschen Studenten streiken nicht so leicht wie die österreichischen. Sie sind noch zu sehr an das Narkotikum und den Weihrauch des Korpsstudententums und dessen behördlicher Vertreter gewöhnt.

Oder doch nicht? —

Es muß aber noch viel mehr folgen. — Was wird folgen?

Joachim Freben

Glossen

Herr von Ährenthal und seine Orden

Ich möchte jetzt nicht der K. und K. Minister des Auswärtigen, Herr Baron Ährenthal, sein — seiner Kopfarbeit wegen. Man stellt ja gemeinhin nicht außergewöhnliche Anforderungen an die Kopfarbeit mancher Minister; aber wenn Herr von Ährenthal glücklich herausgekriegt hat, weshalb ihm die vierzehn Ordenskreuze beim Besuch der Fürsten in Wien auferlegt worden sind, — wenn er das herausgeknobelt hat, dann kann man ihn unbedenklich als achten an die sieben Weisen Griechenlands anreihen.

Aber Herr von Ährenthal wird das nicht fertig bringen, er nicht und andere auch nicht. Ohne daß Seiner Exzellenz etwas Übles nachgesagt werden soll. Im Gegenteil, soweit ich ihn zu beurteilen vermag, ist er ein durchaus ehrenwerter Mann, der seine Pflicht und Schuldigkeit tut. Aber dafür hätte man ihm doch nicht gleich 14, in Worten vierzehn, Großkreuze aufbrummen sollen. Großkreuze sind Orden, und Orden sind das äußerliche Etikett der Verdienste. Ein Subalterner, der sich seine fünfzig Jahre redlich durchgeschuftet hat, kann zuguterletzt unter normalen Umständen nichts anderes als einen Orden vom Range des Roten vierter bekommen. Das ist bedauerlich, wenn man sieht, wie den Hoflakaien die Dekorationen dutzendweise auf der Heldenbrust baumeln. Freilich, den Wagenschlag öffnen . . . Sogar die russische Tapferkeitsmedaille soll einmal ein Träger dieser wichtigen Hofcharge gekriegt haben. Wohl weil er mit unvergleichlichem Heroismus über einen Hosenboden herfiel.

Das alles ist für Leute, die auf solche Äußerlichkeiten — Orden, nicht Hosenböden — Wert legen, recht bedauerlich. Einem vernünftigen Menschen ist die ganze Geschichte natürlich höchst wurscht. Wenn allerdings der Recke von Friedrichsruh seine Auszeichnungen hatte, dann konnte er sich mit Leichtigkeit einen Vers darauf machen. Andere können das ja auch, aber es reimt sich nicht. Und Knittelverse sind vielen ein Greuel. Daher die augenblickliche Baisse in der Ordenseinschätzung. Wenn man heutzutage einen der Graubärte von Anno Siebzig, der das unscheinbare Kreuz auf der Brust trägt, begegnet, greift man instinktiv nach dem Hute. Die

kleinen Dingerchen hats, gottlob, nur damals gegeben, daher der hohe Kurs. Schließlich: die Gründer des Reichs hätten ihre Schuldigkeit auch so getan, sicherlich. Gerade wie die Epigonen jetzt in der Kolonialsandbüchse drunten. Darum soll man die Ordensverleihung nicht zur lieben Gewohnheit werden lassen. Pour le mérite! Das steht auf einem preußischen Orden und ungeschrieben auf allen. Das sollte man bedenken, auch wenn das Verleihungsrecht zum Prärogative der Krone gehört. Sollen Orden wirklich den Wert behalten, den man ihnen zusprechen möchte, den sie aber für viele schon lange nicht mehr haben, dann soll man die Leute, denen man sie zukommen läßt, siebenmal sieben. Denn Forschungen nach dem Grunde, weshalb Hofschranzen fünfzig Orden und tüchtige Männer keinen einzigen haben, führen immer zu Resultaten, die für manche Stellen nichts weniger als erbaulich und vorteilhaft sind. Viele — und die Schlechtesten sind das nicht — reflektieren ja garnicht auf Auszeichnungen, zumal gewisse Personen schon durch ihre Geburt offenbar dafür prädestiniert sind. Aber trotz alledem, wenn's sein muß: Suum cuique!

L. vom Vogelsberg

Groß Zaches

Die erste Faustaufführung im Künstlertheater war zu Ende. Fritz Erlers Bewunderer hörten mit Klatschen nicht auf, wiewohl sich der Vorhang nicht heben wollte. Und siehe da! Ihr Mühen wurde belohnt. Nicht etwa, daß sich die Schöpfer des Künstlertheaters doch etwa hätten erweichen lassen, vor den Rampen zu erscheinen und den Dank ihrer Verehrer in Empfang zu nehmen. O nein! Der Vorhang blieb geschlossen und von Professor Littmann, Fritz Erler, Regisseur Heine war nichts zu sehen. Dafür aber öffnete sich, gerade als der Beifall am lautesten tobte, die linke Seitentüre zum ersten Ring, und in ihr, dicht vor dem geschlossenen Vorhang, stand plötzlich ein Herr und verbeugte sich verbindlich lächelnd. Offenbar hatte er in der ersten Reihe einige Bekannte entdeckt, denen sein Gruß galt. Der Uneingeweihte aber mußte glauben, er sei beauftragt, den Dank des Publikums entgegenzunehmen. Es war eine jener reizenden symbolischen Szenen, wie sie nur in München möglich sind.

Wer war der lange, hagere Herr, der so durch ein Spiel des Zufalls erntete, was andere gesäet hatten? Im gewöhnlichen Leben führte er einen recht banalen Namen. Daß er ein Mann von Geschmack war, bewies er dadurch, daß er sich, sobald er zu schriftstellern begann, in Dr. Paul Marsop umtaufte. Ich mache von derselben Freiheit Gebrauch und nenne ihn kurzweg Groß Zaches. Zaches, weil er mit dem buckligen Zwerge bei Amadeus Hofmann das seltsame Verhängnis teilt, den Dank für fremder Leute Arbeit einzuheimsen und als Retter und Wohltäter gefeiert zu werden, wenn er gar keinen Finger gerührt hat. Groß Zaches aber, damit ich nicht in den Verdacht komme, ich wolle ihn etwa äußerlich mit der Hoffmannschen Mißgeburt vergleichen. Davon könnte keine Rede sein. Erinnert doch seine äußere Erscheinung eher an den edeln Junker von der Mancha, und wenn ich ihn nicht Don Quijote nannte, geschah es nur aus Furcht, der Name könnte von Böswilligen wieder mißverstanden werden.

Soviel steht fest: Was in den letzten zwanzig Jahren im Musik- und Theaterleben Münchens Großes und Bedeutsames geschaffen wurde, verdanken wir unserem Groß Zaches. Wieso, vermag

ich als Laie freilich nicht zu fassen. Aber es muß doch wahr sein. Denn er sagt es ja selbst in den Zeitungen oder, wenn er zu bescheiden ist, sagt es ein anderer für ihn, — sei's nun ein guter Freund oder ein böser Ironiker. Die Shakespearebühne war so gut sein Werk wie das Prinzregententheater und das Künstlertheater. Ja, sogar Generalmusikdirektor Mottl ist, genau besehen, seine eigenste Erfindung. Zwar hat Savits die Shakespearebühne geschaffen; zwar hat Possart das Prinzregententheater gegründet — sozusagen als künstlerisches Plakat für die bogenhausener Häuserspekulanten; zwar bedeutet das Künstlertheater so sehr das Widerspiel aller Wagnerei, daß sich ein gewöhnlicher Sterblicher garnicht denken kann, wie diese beiden Ideale in einem Kopfe beieinander Platz haben; zwar war Mottls Berufung nach München Possarts eigenste Totengräberarbeit. Aber was tut das? So nach und nach im Laufe der Zeit hat sich das zeitunglesende Publikum doch darangewöhnt, in dem allen die unsichtbare Hand von Dr. Paul Marsop zu sehen. Dabei ist Dr. Paul Marsop kein Vielschreiber. In den Tageszeitungen wenigstens ergreift er höchstens alle Vierteljahr zwei- oder dreimal das Wort, — es sei denn, daß er etwa den Druckfehler eines andern in längerer Rede zu berichtigen hat. Vor allem aber übereilt er nichts. Er läßt den Dingen ruhig seinen Lauf und versteht es, den rechten Augenblick abzuwarten, bevor er sein Geheimnis lüftet. „Seid klug wie die Schlangen!" sagt er mit Christus. Geht eine Sache schief, so braucht ja niemand zu wissen, daß Dr. Paul Marsop dahintersteckt. Gelingt sie aber, so ist es immer noch Zeit, die Welt auf den eigentlichen Schöpfer aufmerksam zu machen.

Zu Anfang verbirgt sich Groß Zaches hinter seinen Werken, wie es der Herrgott ja auch tut. Klatscht man Beifall, so ist ja noch immer Zeit — siehe oben! —, sich dem Publikum zu zeigen. Auch die natürliche Bescheidenheit gebietet eine gewisse Zurückhaltung. Aber was hilft die größte Bescheidenheit, wenn man gute Freunde in den Zeitungsredaktionen hat! Wie peinlich muß es für unsern Groß Zaches gewesen sein, in allen Blättern zu lesen, daß er der getreue Eckhart des Künstlertheaters, der geheime künstlerische Beirat des Regisseurs und Maschineriedirektors sei! Zwar hat Direktor Julius Klein bei den Inszenierungen auf der Theresienhöhe — selbstverständlich nach vorheriger Rücksprache mit den bildenden Künstlern — alles Technische allein bewältigt; aber weil Dr. Marsop während der Proben auf der Bühne und im Parkett mit ernstem Kopfnicken herumzuspazieren geruhte, ist eigentlich Erlers „Faust" ebensogut sein Werk, wie Mottls musikalische Leitung der „Walküre" oder Kleins Inszenierung der „Trojaner" im Prinzregententheater. Und es zeugt von großer Undankbarkeit aller, die von seinen stummen Ratschlägen profitierten, wenn sein Name auf den Theaterzetteln verschwiegen wird.

Doch genug! Ich will schließen. Denn mit Groß Zaches ist nicht gut Kirschen essen. Tadelt man ihn, so schickt er der Redaktion Berichtigung über Berichtigung. Erwähnt man ihn gar nicht, so droht er, München zu verlassen. Und das wäre doch zu schade. Denn seit der alte „Professor", der das Spucken nicht vertragen konnte, in das bessere Jenseits hinüberging, ist München arm an musikalischen Originalen. Sollen wir etwa durch eigene Schuld auch noch das letzte verlieren? Nein und dreimal nein! Darum habe ich beschlossen, Groß Zaches im „März" ein Denkmal zu setzen. Vielleicht bleibt er uns dann erhalten.

Tarub

Kaiserreden in Reinschrift

Schon früher einmal ist die Frage erörtert worden, ob man dem Kaiser nicht für seine Reden das Urheberrecht zubilligen sollte; sie wurde von den zuständigen Behörden verneint. Das ist schade. Jedesmal, wenn der Kaiser eine seiner überraschenden Reden gehalten hat, erhebt sich ein heftiger Disput, ob er so oder so gesagt habe, und vollends, ob er so gesagt haben könne und dürfe. Dementis, Erklärungen, Noten, Korrekturen ohne Ende hängen sich wie ein Drachenschwanz an jedes seiner Worte. Wäre die Publikation solcher Reden ohne ausdrückliche Autorisation verboten, so wüßte man doch erstens genau, daß der Speech — möge er nun Kernworte enthalten oder Entgleisungen — authentisch ist, und zweitens (was noch mehr besagen will), daß er bei nachträglicher Überlegung dem vollen Inhalt nach aufrecht erhalten wird.

Ein sorgfältiger Schriftsteller macht von seinen Produktionen ein Konzept. Er tut das nicht nur, um hinterher ein wenig zu glätten und zu flicken, sondern er tut es insonderheit, weil regelrecht aufmarschierte Sätze mitunter einen ganz anderen Klang annehmen als freischwebende Gedanken, und weil darum manches nochmals umgedacht, nicht nur umgeschrieben werden muß. Wer Reden improvisiert, spricht ins Unreine. Die „impulsiven" Reden des Kaisers sind Konzepte, die man nicht übereifrig dem Setzer zureichen sollte. Vielmehr täte es not, die zahlreichen Abschwächungen, Umformungen und Erklärungen, die die offiziöse Presse nachträglich zu bringen gezwungen ist, gleich in die Reinschrift hineinzuarbeiten. Wenn es jemand passiert, daß er etwas anderes gesagt hat, als er hat sagen wollen, so soll man ihm die Gelegenheit nicht nehmen, sich rechtzeitig zu korrigieren. Auch bei allerhöchsten Herrschaften kommt es nur auf die durchdachte Meinung an, nicht auf das Wort, das dem Gehege der Zähne entfloh und von der rechten Meinung vielleicht eine ganz falsche Vorstellung gab.

Im Interesse des Vaterlandes liegt es, dem Kaiser das Autorenrecht auf dem Wege der Gesetzgebung ausdrücklich zu verleihen. Wenn die Veröffentlichung seiner Reden ausnahmslos nur durch einen persönlichen Willensakt erfolgt, so weiß man genau, was man zu urteilen hat. Das Ausland wird nicht so oft zittern, das Inland seltener den Kopf schütteln. Denn es handelt sich dann um endgültig redigierte Äußerungen, an denen nichts zu drehen und zu deuteln ist; und das offiziöse Kasperle, das jetzt von seinem Holzpapiergerüst nachträglich die Kaiserreden zu interpretieren pflegt, könnte in der Versenkung verschwinden.

Dr. Hans W. Fischer

Vom inneren Richter

Seit der selige Adam den fatalen Apfel gegessen hat, tragen wir unseren inneren Richter in uns und wissen, was gut und böse ist. Der genannte Herr besitzt die Eigenschaft, sich der Individualität seines Trägers anzupassen. Während er zum Beispiel bei einem Australneger liebenswürdig lächelnd über einige Menschenmorde hinwegsieht, wird er bei meiner Tante Klara schon ungemütlich, wenn mein Onkel Max eine Fliege zerquetscht, die ihm auf der Nase sitzt. Der hamburger Bürger betet, daß sein Sohn dereinst ein tüchtiger Kaufmann, der Malgasche, daß sein Sprößling ein berühmter Ochsendieb werde, und beide haben die Zustimmung ihres inneren Richters. Wo dem letzteren

das richtige Anpassungsvermögen fehlt, wird sein Träger Märtyrer, Gesundbeter, Anarchist, oder er macht sich sonstwie unglücklich.

Auch die Nationen haben ihren inneren Richter, und der funktioniert, Gott sei Dank, meistens recht gut. So stiften die Franzosen in Marokko mit Feuer und Schwert Frieden und geben ungezählte Millionen aus. Aber das macht nichts. Der innere Richter weiß: Der Grundzug der Diplomatie ist die Ehrlichkeit, und man stiftet den Frieden um des Friedens willen.

Während die Diplomatie zu alten Zeiten ihren Beruf darin sah, allen Mitgliedern des regierenden Hauses eine anständige Lebensstellung zu besorgen, erblickt sie heute ihre Aufgabe in der Aufrechterhaltung des Friedens. Wo immer die Vertreter zweier Nationen zusammenkommen, hören wir von dem einen großen Ziel, das allen vorschwebt: von der Aufrechterhaltung des Friedens. Zu diesem Zwecke werden an allen Ecken und Enden Kriegsschiffe und Kanonen gebaut und Schutz- und Trutzbündnisse geschlossen.

Ich habe einen Freund, dem ist sein innerer Richter schon in der Schule abhanden gekommen. Jetzt ist er nur auf sein objektives Denkvermögen angewiesen und kommt so manchmal auf die drolligsten Einfälle. Wenn wirklich das Verlangen nach dem Frieden so groß und ehrlich wäre, sagt er, dann sehe er nicht ein, warum die Völker nicht abrüsteten, statt durch Schiffs- und Kanonenbau pleite zu gehen.

Wie gesagt, er ist krank.

Wir anderen, mit dem gut verpaßten inneren Richter, stehen noch immer auf dem gesunden Standpunkte vom Jahre 400 vor Christi Geburt und sagen mit dem alten Vegetius:

„Si vis pacem, para bellum."

Ad. Wittmaack

Volk und Steuern

Jedes Volk habe die Regierung, die es verdiene, sagt eine sprichwörtliche Redensart. Umgekehrt wird ein Schuh daraus: Jede Regierung hat das Volk, das sie verdient, das heißt: ein knickriges oder ein freigebiges. Mit Recht wird in der Tagespresse auf den schreienden Gegensatz zwischen Volkswohlstand und Reichsfinanznot in Deutschland hingewiesen, wie sie sich in dem lächerlich niedrigen Kurs unserer Staatspapiere widerspiegelt. Ist es aber in der Ordnung, dem deutschen Bürger deswegen, wie es Richard Nordhausen im „Tag" (vom 17. Juni) tut, „Knauserei und Knickrigkeit gegenüber dem Vaterlande" vorzuwerfen? Mit welcher Engelsgeduld hat dieser Bürger nicht die lange Mißwirtschaft in unserer Kolonialverwaltung ertragen? Und wie dankbar zeigte er sich, als die Regierung sich auf diesem Gebiete durch die Berufung Dernburgs zum erstenmal zu einer grundstürzenden Reform aufraffte! Siehe das Ergebnis der letzten Reichstagswahlen! Freilich sind bisher durch die Blockmehrheit viel weniger Volkserwartungen erfüllt worden, als geweckt worden waren, und dafür hat der Volksunwille in den Landtagswahlen der Sozialdemokratie den alten Elan wieder verliehen. Wie man eben in den Wald hineinruft, so schallt es heraus.

Hat denn die Regierung unsern Volkswohlstand geschaffen? Doch wohl nicht. Keine Gesetzeserlasse haben unsern Industriekapitänen, unsern Kaufleuten, Reedern, Erfindern, Technikern und so weiter ihre Laufbahnen vorgeschrieben. Ihres Schicksals Sterne fanden sie alle in der eigenen Brust. Die beste Regierung kann keinem Volke den Mangel an Unternehmungsgeist wettmachen; sie kann diesem nur Bahnen brechen, und das ist ihre Aufgabe. Darum ist das Volk nicht für den Staat, sondern umgekehrt der

Staat für das Volk da. Dieses ist Arbeit- und Brotgeber, jener Arbeitnehmer. Der Arbeiter soll seinen Leistungen gemäß bezahlt werden. Warum also nicht auch der Staat? Unser Volk hat sich der Regierung gegenüber im allgemeinen, doch durchaus nicht unerbittlich, auf den Standpunkt gestellt: „Erst Reformen, dann neue Steuern!" Die Regierung, der Staat, antwortete: „Erst Lohn und dann Mehrleistung!" Die besten Arbeiter sind es wahrlich nicht, die so sprechen. Aus dieser Unstimmigkeit aber entstand allmählich unseres Reiches Dalles, wie er jetzt zum Himmel schreit. Der Stärkere ist eben immer, wer die Mittel hat und nicht so dumm ist, sie ohne Gegenleistung herzugeben. Unsere Regierenden haben sich durch eine heillose Pumpwirtschaft in die Illusion hineingelebt, daß das Volk schließlich für ihre Bequemlichkeit aufkommen werde, ohne daß sie Versäumtes nachzuholen brauchten. Daher jetzt ihr und ihrer Freunde Lärm über „Knauserei und Knickerigkeit gegenüber dem Vaterlande". Man gehe unverzüglich an eine gründliche Umgestaltung des Landtagswahlrechts, des ganzen Verwaltungs- und Justizwesens und, last but not least, unseres Schulwesens, man gebe wenigstens für die schleunige Durchführung solcher Reformen bündige Zusicherungen; dann ist sicher übers Jahr das Defizit der vierhundert Millionen ein böser Traum gewesen und die dreiprozentige deutsche Reichsanleihe auf Pari geklettert.

Otto Corbach

Theater und Varietee

Kürzlich hat da irgendwo ein prophetisch veranlagter Artist orakelt, die Zukunft des Theaters liege im „Varietee". Er meinte, daß, mit Ausnahme einiger für das ernste Drama und die ernste Musik reservierten Warmhäuser, alle andern Bühnen sich nach und nach unter dem Druck des allgemeinen Geschmacks zu einem vervollkommten Varieteerepertoire bekennen würden. Ausgestaltungsfähig sie das heute gering eingeschätzte, deshalb aber nicht minder besuchte „Varietee" ja freilich. Operette, Posse, Lust-, Tanz- und Singspiel, kurzum alle Kinder und Wechselbälge der leichten Musen ließen sich in den Rahmen einfügen. Dabei die Vielfältigkeit, der beständige Wechsel in den Angriffspunkten auf unsere Sinne. Der Prophet behauptete, die moderne, hastende, nervöse Lebensführung werde immer weniger die einseitige geistige Aufnahme einer in sich geschlossenen Darbietung gestatten. Ein Zugeständnis also an eine immer weiterschreitende Umwandlung der Menschen zu Vielseitigkeit und Verflachung ...

Es ist nicht bekannt, ob der Orakelnde spielt, singt, tanzt, Saltos schlägt, oder im Kabarettstil das Eckige rund und den Kreis eckig vorführt.

Aber so viel scheint mir gewiß, daß sein Gedanke nicht mit einem Wort oder einer Geste abzutun sei. Wird der Tangierungspunkt zwischen Genie und Wahnsinn heute nicht mehr bestritten, — um wie viel weniger das Näherrücken des Artistengeistes an die Kunst. Das Theater benötigt ebenso unerläßlich körperlicher Schönheitswirkungen wie das Varietee. Mangelt es daran auf den Brettern, so wird die dramatische Darstellung zur Rezitation, zur Vorlesung. Und das, was dem Varietee an geistiger Tiefe fehlt, läßt sich wohl zum Teile hinüberretten. Den ganz schweren Kothurn will ja auch der Prophet nicht angreifen; von den andern Bühnen aber ist der Sprung nicht so groß. Heutzutage springen Menschen, Tiere, Fahrräder ja weit besser als früher. Man fliegt sogar schon. Und für die Philister wird eine Titeländerung beim

Varietee genügen. Die Kunst, wie sie die Mehrheit der Bühnen übt, kann die Übersiedelung ohne Schaden vertragen, wenn es dazu kommt.

Der Mann hat vielleicht wirklich nicht so unrecht....

* * *

Auch ebenso kürzlich stieß ich in einem großen Tagesblatt auf ein Feuilleton über das „Varietee“. Sehr viel Stil, sehr viel publizistisch hochbewerteter Klingklanggeist. Es war die Rede von einer Vorführung von zwölf wilden, bengalischen Tigern im Varietee. Ich erinnere mich nicht mehr genau, ob in dem Feuilleton für das Publikum oder für die Tiger plädiert wurde. Aber Tatsache ist, daß das Dutzend gefährlicher Katzen in mehr Spalten eines Weltblattes mit ungeheuerm Aufwand an geistreichen Worten besprochen wurde, als irgendeine dramatische Neuaufführung eines Theaters. Vielleicht ganz mit Recht. Die Mehrheit der Leserwelt hat den Artikel sicher mit gespannterem Interesse gelesen als den Theaterbericht über das mühsame Trauerspiel eines Dachstubenpoeten. In der verdienstvollen Arbeit des Tigerfeuilletonisten kamen natürlich einerseits einige moralische Bedenken gegen Vorführung solcher die Wildheit des Tigers im Volke aufreizenden Darstellungen, anderseits schöne Worte darüber zur Geltung, daß es immer ein betrübender, die freie Vorstellungskraft einschnürender Anblick sei, so herrliche, kraftstrotzende Tiere hinter Gitterstäben, ihrer Freiheit beraubt, zu sehen. Wie mitfühlend — für die Tiger!

Aber mir genügt das Faktum, daß doch die Tigervorstellung eines Feuilletons, einer breiten Theaterrezension, einer nicht auf Reklameboden stehenden Besprechung wert befunden wurde. Das Varietee hat sich damit wieder ein Stückchen Recht erobert. Ein Prosit dem Propheten!

* * *

Mundus vult decipi, ergo decipiatur.

Muß denn — habe ich mir schon oft gedacht — irgendeine Cochonnerie, ein dramatisierter Ehebruch wirklich in einem Theater mit dem ganzen Brimborium der darstellenden Kunst, äußerlich serviert wie ein geistiges Gericht, genossen werden? Warum nicht im Varietee? Warum nicht mit meisterhaften Clowns und Parterrespringern, mit Seehunden, Ballettmädeln oder meinetwegen mit Tigern in den Pausen? Ich sehe gar kein Hindernis dagegen. Nur und einzig den Geschlechtssinn zu reizen, — das stumpft doch sicherlich ab. Es sollen doch auch die andern Sinne darankommen.

Und darum ist die Varieteeprophezeiung kein Nonsens. Sie ist vielleicht einfach — Zukunft.

Nikolaus

Die Triple-Entente

Über die neue Situation in der äußeren Politik bringt unser nächstes Heft einen Aufsatz von Jean Jaurès, der für dieses Heft leider zu spät eintraf.

Die Redaktion

Verantwortlich: Für die Redaktion Hans Fischer (Kurt Aram), für den Inseratenteil Otto Friedrich, beide in München. — Verlag von Albert Langen in München. — Redaktion und Expedition: München, Kaulbachstraße 91. — Verantwortlich für die Redaktion in Österreich-Ungarn: Adolf Schlesinger in Wien I — Expedition für Österreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachfolger, Wien I, Herrengasse 6
Druck von E. Mühlthaler's Buch- und Kunstdruckerei AG. in München, Dachauerstraße 15

Die Triple-Entente / Von Jean Jaurès

Die Reise des Präsidenten Fallières nach London und die Kommentare, die sich daran knüpften; die immer noch ein wenig mysteriöse und rätselhafte Zusammenkunft des Königs von England mit dem Zaren, gewisse Äußerungen endlich, die dem deutschen Kaiser in den Mund gelegt werden — das alles hat seit einigen Wochen dazu beigetragen, die Nervosität Europas zu steigern. Indessen besteht keinerlei Grund, zu glauben, daß sich die allgemeine Lage verschlimmert habe. Aber jeder vernünftige und ehrliche Mensch, jeder Freund einer friedlichen Entwicklung der Völker muß sich mit verdoppelter Wachsamkeit, verdoppeltem Fleiß und mit dem Mut, der eines rechten Bürgers würdig ist, angelegen sein lassen, die Mißverständnisse, das Mißtrauen und die Unklarheiten zu zerstreuen. Niemand, weder im Dreibund noch in der Triple-Entente, bedroht direkt und absichtlich den Frieden. Was speziell Frankreich angeht, so bin ich dessen sicher. Ich wiederhole immer wieder, was ich an dieser Stelle schon ausgesprochen habe: die Franzosen wollen mit aller Entschiedenheit den Frieden. Sie gedenken selbstverständlich ihre innere und äußere Unabhängigkeit zu wahren, und sie würden sie energisch verteidigen; aber sie haben keine kriegerischen Absichten. Und auch die, welche von den blutigen und leidvollen Ereignissen des Jahres 1870 noch andauernd die tiefste Erinnerung bewahren, träumen nicht von einer Revanche durch das Schwert. Sie hoffen vielmehr auf die Wirkungen einer lange währenden Friedenszeit, auf das Erstarken der Demokratieen, auf die Wiederherstellung des Vertrauens zwischen Frankreich und Deutschland, um eine liberale und kluge Lösung des schmerzlichen Problems zu finden, das uns die Vergangenheit vermacht hat, und das sich mit den Jahren notwendigerweise umformt. Ich für meinen Teil, der ich im Parteikampf von meinen Landsleuten mehr als einmal beschuldigt worden bin, die Leidenschaft für den Frieden, die Sorge um eine dauernde Annäherung an Deutschland bis zur Außerachtlassung der französischen Inter-

essen zu treiben, ich glaube mit Bestimmtheit, und ohne daß jemand in Deutschland die Loyalität dieser Erklärung beargwöhnen kann, sagen zu dürfen: Frankreich denkt in keiner Weise daran, aus der Triple-Entente ein Werkzeug des Angriffs und der Beunruhigung zu machen.

Eine Bedrohung des Friedens liegt nicht im Wesen der Triple-Entente. Sie bedeutet nicht einmal eine ernstliche Verschiebung der politischen Machtfaktoren in Europa. Lange Zeit haben sich Dreibund und Zweibund das Gleichgewicht gehalten. England blieb außerhalb der beiden Bünde in einer „splendid isolation". Durch sein Einvernehmen mit Frankreich und Rußland hat es scheinbar eine Modifizierung der Machtfaktoren herbeigeführt. Vielleicht; und ich will die Wichtigkeit dieser Sache nicht verkennen. Aber alle Ententen kommen durch ihre Erweiterung selbst miteinander in Konflikt. Für den Dreibund bilden die divergierenden Interessen Österreichs und Italiens auf dem Balkan ein ernstes Hindernis für eine kraftvolle Aktionsgemeinschaft. Voll und ganz alliiert sind im Dreibund nur Deutschland und Österreich-Ungarn. Und immerhin ist dabei noch Deutschland gezwungen, mehr Rücksichten auf die russischen Interessen zu nehmen als Österreich-Ungarn. Italien ist nur halb alliiert.

Desgleichen, ja in noch ausgeprägterem Maße, liegt auch im Wesen der Triple-Entente mancherlei Unorganisches und Heterogenes. Frankreich, England und Rußland können sich vereinigen, um übertriebene, drückende Prätentionen zurückzuweisen. Sie können ihre gemeinsamen Interessen verteidigen. Aber sie können sich nicht mit Überlegung und restlos in eine Politik des Angriffs und der Hegemonie einlassen. Es gibt Vasen mit feinen Rissen, die brechen, sobald man sie übers Feuer stellt. So stark die Triple-Entente wäre, wenn es gälte, Angriffe zurückzuweisen, so schwach wäre sie, wenn sie selbst angriffe. Das zarische Rußland würde Bedenken tragen, das kaiserliche Deutschland anzugreifen und auf solche Weise unberechenbare politische und soziale Bewegungen zu entfesseln, deren Folgen Rußland selbst erschüttern würden. Und selbst angenommen, Deutschland erlitte in einem eventuellen Krieg eine vollständige Niederlage von Weltbedeutung, so wäre die Regelung der Interessen zwischen England und Rußland keineswegs leicht; und die für eine kurze Spanne Zeit vergessene traditionelle Gegnerschaft würde von neuem hervortreten. Schon folgt ein Teil der öffentlichen

Meinung in England mit wachsender Ungeduld den Ereignissen in Persien. Es scheint selbst ihr, als habe die ein wenig zudringliche Intervention dazu beigetragen, den persischen Nationalismus in seiner Erregung zu steigern. Und die öffentliche Meinung in England empört sich darüber, so viele russische Offiziere in einen blutigen Staatsstreich verwickelt zu sehen, der die noch jungen freiheitlichen Institutionen in Persien vernichtet. Man fragt sich, ob es dem englischen Volke — das am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts sein nationales Interesse sehr gut mit der Emanzipation der Völker in Europa und Amerika in Einklang zu bringen verstand — wohl anstehe, sich jetzt in Asien mit einer Politik der Unterdrückung und Knechtung solidarisch zu erklären.

Die Triple-Entente wird sich also nur durch Klugheit und Mäßigung erhalten können. Weder die Triple-Entente noch der Dreibund bilden homogene Blocks, die man aufheben und ins Rollen bringen könnte, ohne sie zu zerbrechen.

Die Gefahr für den Frieden liegt also nicht in der Absicht der Menschen, wohl aber in der allgemeinen Konfusion und im gegenseitigen Mißtrauen. In diesen großen Gebilden (Triple-Entente und Triple-Alliance) sind die Interessen so vielfältig, daß es immer irgendwo eine Schwierigkeit oder einen Anstoß zum Konflikt gibt. Fast immer ist bei irgendeiner der verbündeten Mächte irgendeine politische Angelegenheit im Gange, und da man niemals weiß, wie weit die Ansprüche jeweils getrieben werden können, und ebensowenig, inwieweit die befreundeten oder verbündeten Mächte sich mit der Sache solidarisch erklären, so ist die Ungewißheit allgemein, und die Unruhe wächst. Eine solche Wirkung tritt stets von neuem ein, wenn eine neue Kombination wie die Triple-Entente auf den Plan tritt. Die Triple-Entente hat ihren Zweck und ihren Charakter noch nicht öffentlich gezeigt. Man weiß nicht, welchen Einflüssen sie in der Hauptsache unterstehen wird. Daher kommen die entstellenden und tendenziösen Kommentare, die die allgemeine Nervosität noch erhöht haben. Daher auch die große Bedeutung der Periode, in die wir jetzt eintreten, und in der die Triple-Entente sich selbst durch ihre ersten Handlungen wird erklären müssen.

In Wirklichkeit hat sie sich bis jetzt nicht als ein Machtgebilde gezeigt, von dem aus Verwicklungen zu befürchten wären. Die Marokkoaffäre zum Beispiel,

die für Europa einer zurzeit bereits im Schwinden begriffenen Krankheit gleichkommt, hat sich nicht verschlimmert, seit die Triple-Entente eine bestimmte Gestalt angenommen hat. Gerade in den Tagen vor der Reise des Präsidenten der französischen Republik nach London, am Vorabend der Toaste über die „entente permanente", hat die französische Regierung dem General d'Amade, dem Kommandanten der französischen Truppen in Marokko, die gemäßigtsten und vorsichtigsten Instruktionen gegeben. Fallières hat die Signatarmächte der Algecirasakte von diesen Instruktionen in Kenntnis gesetzt eben zu der Zeit, als er in London weilte. Auf diese Weise gab er ihnen den Charakter einer internationalen Verbindlichkeit. Es ist freilich wahr, daß der General d'Amade die Grenzen überschritten hat, die ihm durch diese Instruktionen gesteckt waren; aber dafür hat er sich sofort den öffentlichen Tadel und die öffentliche Mißbilligung zugezogen; ebenso hat er den formellen Befehl erhalten, sich wieder zurückzuziehen. Gewiß, die Politik der französischen Regierung war nicht klar und entschieden genug. Ich habe es beklagt, daß die Regierung die Algecirasakte durchbrach oder wenigstens manchmal zu durchbrechen schien, und daß sie infolgedessen die moralische Autorität verlor, deren sie bedurft hätte, um in ihren Äußerungen den internationalen Gesichtspunkt und die allgemeinen Interessen der Zivilisation und des Friedens betonen zu können. Aber sie gab dem Drängen kolonialpolitischer Gruppen nach und ließ sich von Erwägungen der inneren Politik bestimmen. Sie war, da sie die sozialistische Partei in der Sache ausschaltete, gezwungen, mit den Gemäßigten zusammenzugehen, die ihrerseits sehr stark unter dem kolonialpolitischen Einfluß stehen. Daher die Unsicherheiten, die Schwankungen und die Unklugheiten in der Marokkoaffäre. Aber es lag niemals in der Absicht der französischen Regierung, aus Marokko eine Kraftprobe zu machen. Auch nach dem Abschluß der Triple-Entente nicht. Ich wiederhole, daß die Marokkopolitik der französischen Regierung, seit die Triple-Entente eine bestimmte Gestalt angenommen hat, in der Tat vorsichtiger ist und den Geist und den Buchstaben der internationalen Abmachungen mehr respektiert. Die französischen Sozialisten betrachten es als ihre hohe Pflicht, sowohl gegen Europa wie gegen ihr eigenes Land, darüber zu wachen, daß die Marokkofrage im Sinne der Billigkeit und des Friedens gelöst werde.

Die alte Triple-Alliance und die junge Triple-Entente werden in der Entwirrung der Balkanfrage einen Maßstab für ihre Ehrlichkeit, Klugheit und Vorsicht geben. Das Balkanproblem ist nicht unlösbar; denn die zwei Extreme, die vermieden werden müssen, treten sehr deutlich zutage. Es war ein Unglück und eine Schande für Europa, daß dank des herzlosen Kalküls der Mächte mehr als hunderttausend Armenier auf Gnade und Ungnade dem Sultan Abdul Hamid ans Messer geliefert wurden. Das ist nun einige Zeit her. Frankreich, Rußland und Deutschland tragen zu gleichen Teilen die Verantwortung für dieses schreckliche Drama. Sie hätten sich nur gemeinsam und entschiedenen Tones dagegen wehren müssen, und das Blutbad wäre verhindert worden. Aber Deutschland wollte vor allem gute Beziehungen zur Türkei; der russischen Autokratie konnte es nicht mißfallen, wenn armenische Revolutionäre hingemordet wurden; und Frankreich verfolgte die gleiche Politik wie Rußland. Heute aber wäre es denn doch sehr beklagenswert, wenn die Mächte aus politischer oder wirtschaftlicher Rivalität oder aus kaufmännischer Berechnung die Fortsetzung der blutigen Anarchie in Makedonien zuließen, die schon so viele Menschenopfer gefordert hat.

Es wäre sehr unheilvoll für Deutschland, für ganz Europa und namentlich für diejenigen Franzosen, die eine Annäherung zwischen Deutschland und Frankreich wünschen, wenn Deutschland sich den Anschein gäbe, als billige es alles, um nur vom Sultan in wirtschaftlicher Beziehung einige Gefälligkeiten herauszuschlagen. Deutschland würde damit die Rechte der Menschheit gegen sich selbst aufrufen. Es würde nichts von seinem Prestige einbüßen, wenn es beim Sultan eine wirklich humane Politik in Makedonien verträte. Es würde vielmehr an Ansehen gewinnen. Ganz Europa weiß recht wohl, daß Deutschland niemals einem Druck von außen nachgeben wird, und daß es im Verein mit Österreich-Ungarn eine riesige Macht darstellt. Wo wäre das Gegengewicht zu dieser Macht? Ich glaube, daß Frankreich, wenn es sich darum handeln würde, für seine eigene Unabhängigkeit, für den Frieden, für ein hohes Ideal zu kämpfen, auch einem unvergleichlichen militärischen Feind standhielte; wenn es sich aber auf eine provozierende Abenteurerpolitik einließe, würde es zu schwach sein. Deutschland könnte in der Balkanfrage und in der makedonischen Frage eine gewinnende und generöse Stellung einnehmen, ohne daß irgendjemand es der Schwäche zeihen würde. Deutsch-

land könnte in dieser Beziehung die Anstrengungen der anderen Mächte unterstützen, ohne deshalb die Sympathie des Sultans zu verlieren; denn es liegt im eigenen Interesse der Türkei, daß die Reformen und die allgemeine Sicherheit im ganzen Reich Wirklichkeit werden. Und Deutschland könnte zugleich auf eine wirksame Weise die Reformen und die makedonische Bevölkerung protegieren und dabei die Konsolidierung des türkischen Reiches fördern, ohne es zu schwächen.

Hier liegt in der makedonischen Frage das zweite Extrem, das zu vermeiden wäre. So notwendig es ist, daß der bedrohten Bevölkerung eine ernstliche Sicherheit gegeben werde und damit zugleich auch dem türkischen Bauer, dieser so interessanten und noblen Bevölkerung, ebensosehr muß man von allem Abstand nehmen, was die Türkei desorganisieren und schwächen könnte. Man muß sich übertriebener Forderungen enthalten, die Deutschland auf Grund seines engeren Verhältnisses zum Sultan veranlassen könnten, sich militärisch auf seine Seite zu stellen. Hier sind also delikate Unterhandlungen nötig, in denen die Triple-Alliance und die Triple-Entente ihren moralischen Wert beweisen können. Alle aufrichtigen Friedensfreunde erwarten mit einer gewissen Angst die Zeit, da die makedonische Frage öffentlich gestellt und diskutiert werden wird. Dabei wird sich auch jene letzte Frage entscheiden: ob die zwei Gruppen, Triple-Alliance und Triple-Entente, die sich in Europa teilen, in der Tat für das allgemeine Wohl, für den Fortschritt und für den Frieden gegründet wurden, oder ob und inwieweit sie zum Egoismus und zum Kriege neigen. Wenn die Mächte diese Frage zum Kampfplatz ihrer Rivalitäten machen, so wird die Welt auf lange hinaus der Unsicherheit und vielleicht dem Kriege überantwortet. Wenn hingegen Triple-Alliance und Triple-Entente in der Balkanfrage zu einer einmütigen, billigen, maßvollen und humanen Lösung kämen, so wäre dies gleichsam der erste Schritt, der erste Versuch zu einem weiteren Verbande aller europäischen Völker. Ich weiß, daß dieser hohe Idealismus allen jenen Geistern sehr lächerlich erscheint, die sich „positiv" nennen, weil sie sich die Zukunft nur unter den Formen der Vergangenheit vorstellen können. Aber ich weiß auch, daß allein in diesem Idealismus Vernunft liegt. Ich weiß, daß das Proletariat aller Länder Tag für Tag immer glühender und immer bewußter an diesem Ideal eines internationalen Völkerbundes arbeitet. Wir fühlen durchaus keine Lust, uns Fanfaro-

naden hinzugeben. Wir wissen sehr gut, daß der Sozialismus noch nirgends eine regierende Macht ist; und daß die Arbeiterklasse, die sich kaum für ein unmittelbares Ziel organisiert hat, noch auf lange hinaus nicht an der Regelung dieses gewalttätigen, rohen, internationalen Mechanismus wird einflußreich teilnehmen können. Aber schließlich entwickelt sich der Sozialismus doch von Tag zu Tag mehr in diesem Sinne. Der letzte internationale Kongreß der Grubenarbeiter zu Paris hat gezeigt, wie schön der Geist der Solidarität und des Friedens wirksam wird. Und nicht nur die Arbeiterklasse, sondern die ganze menschliche Gesellschaft hat Interesse an einer friedlichen europäischen Ordnung der Dinge. Welcher Art auch die Hypothesen der einen oder der anderen über die Zukunft des Sozialismus und über die Entwicklung des Kampfes zwischen Proletariat und Kapital sein mögen: es liegt im Interesse aller, daß dieser Kampf nicht durch die Entfesselung äußerer Konflikte tragische Formen annimmt. Was die Kapitalisten gewinnen können, indem sie die wirtschaftliche und koloniale Rivalität der Völker bis zum Äußersten steigern, und indem sie versuchen, um jeden Preis privilegierte Märkte und Monopole zu erkämpfen, das werden sie einerseits durch den mörderischen Kampf des Reichtums unter sich wieder verlieren und andrerseits durch die ungeheuren Rüstungen im Frieden, einem Frieden, der immerfort mißtrauisch, schwankend, von Krisen und Paniken erschüttert sein wird.

Ich sprach von einer Art des hohen Idealismus, der heute den Menschen fehlt. Es fehlt diesen Menschen aber insbesondere auch ein wenig an gesunder Vernunft.

Wäre dem nicht so, so würde die Triple-Alliance bald zu einer europäischen Allianz und die Triple-Entente bald zu einer europäischen Entente.

Im Interesse der geschichtlichen Wahrheit

Korrespondent des „Matin“:

„Bedauern Sie nicht selbst diese Kampagne, die Sie soviel physische und materielle Opfer gekostet und soviel Schmutz aufgerührt hat?“

Harden:

„Nein, sie war nötig. Der größte Deutsche unserer neuen Zeitgeschichte hat eine solche Reinigung für nötig gehalten, und was Bismarck für Volk und Dynastie erwünschte, kann durch den Schmähruf gewerbsmäßiger Vaterlandsretter nicht erniedrigt werden. Bismarck ist gerächt, nicht durch mich, den Schriftsteller ohne Macht, wohl aber durch die unvermeidliche Entwicklung der Dinge.“

— — — Donnerwetter! — — — — —!

Pflanzt Erika, des eisernen Kanzlers Lieblingsblume, im „Spinatgärtl“ zu Starnberg! Zur dauernden Erinnerung, daß aus diesem und anderem Unflat die Rache für Bismarcks Entlassung emporwächst!

Bekränzt den Milchhändler Riedel, der dem grollenden Heros von Friedrichsruh die letzte Genugtuung verschafft hat!

O ihr Düfte, die ihr von diesen Altären stinkend zum Himmel kräuselt, grüßet den eisernen Kanzler, dem aus § 175 ein Rächer seines letzten Grams erstand!

Oder wollen wir zehn Jahre nach seinem Tode den Otto von Bismarck nicht doch unberührt lassen von diesen Schweinereien?

Schon im Interesse der geschichtlichen Wahrheit?

Wenn Harden sagt, Bismarck habe diese Reinigung gewollt, so ist das eine posthume Erfindung.

Wir erinnern uns rechtzeitig an die Aussagen Hardens im zweiten Prozesse. Wenn er Beweise für seine heutigen Großartigkeiten gehabt hätte, hätte er sie gewiß nicht zurückgehalten.

Aber was geschah?

Man stritt sich herum, ob Bismarck einmal von männlichen Kindden gesprochen habe.

Streite sich weiter darum, wem es wichtig erscheint!

Aber so ganz allgemein nehmen wir an, daß Bismarck sich nicht mit einer zornigen Andeutung begnügt hätte, wenn er „Dynastie und Volk" hätte reinigen wollen.

Und er hätte nicht die Herren Liman und Harden zu Vollstreckern seines Willens ernannt.

Warum heute schon Tatsachen färben, die wir gestern erlebt haben?

Von Bismarck hat Harden kein Material erhalten. Was über dunkle Andeutungen hinausging und vor Gericht stichhaltig blieb, hat man Harden nach seinem zweiten Prozesse aus Starnberg verschafft.

Noch im Städeleprozeß wußte Harden nicht, ob der Fischer Ernst als Belastungszeuge dienen werde.

Das hat sich erst am Schlusse der bekannten Verhandlung herausgestellt, und Harden erfuhr es nicht eine Sekunde früher als jeder im Saale Anwesende.

Wenn er sich jetzt gehabt, als wäre er mit allen Beweisen ausgerüstet in diesen Kampf gezogen, um einen letzten Wunsch Bismarcks zu erfüllen, so sind das Mätzchen.

Längst widerlegt durch ihn selbst im zweiten Prozesse wider Moltke.

Daß ihm jetzt alle Mutigen Material zuschleppen, darf ihn nicht stolz machen.

Diese noble Tatsache erlebt jeder Staatsanwalt nach jedem Prozesse.

Also nichts mehr von Bismarck! Sprechen wir von einem anderen Diplomaten, der auch zu rechter Zeit krank geworden ist — von Herrn Geheimbderat von Holstein!

Er steht hinter diesen Prozessen, und das rührt an keine ehrwürdigen Erinnerungen, verletzt keine Pietät und zerstört keine Ideale.

Von all diesen schönen Dingen hängt nichts am Namen des Herrn von Holstein.

Er kann sich munter in den Strudel dieser Unflätigkeiten stürzen, und wird er darin ein bißchen angeschmutzt — uns tut's nicht weh.

Wenn Eulenburg jemals wieder so gesund wird, daß er Angeklagter sein kann, so wird hoffentlich auch Holstein so weit genesen, daß er Zeuge sein kann.

Wir haben alle ein Interesse daran, ihn zu hören.

Man sagt, daß nicht Bismarck, sondern daß Holstein gerächt ist.

Aber wenn sich für die Entlassung Bismarcks eine populäre Rache denken läßt, so nicht für die segensreiche und allen willkommene Absägung des Arrangeurs der Tangerreise.

Und die Ausführung der Rache, die Denunziation, das Hinübergreifen ins Privatleben, wo politische Mittel versagen, alle diese schönen Dinge lassen wir uns nicht bismärckern.

Man wußte es vom Anfang an.

Was hat Maximilian Harden Feindschaft zu haben gegen Eulenburg?

Unsinn!

Daß es ihn freute, mit Geheimnissen zu prahlen, ja; aber daß er dabei von vaterländischen Gefühlen geleitet war — Unsinn!

Heute freilich, in drei Prozessen hat sich Harden genügend Wut gegen Eulenburg angeeignet, aber daß ihm vorher der private Verkehr des Kaisers an die Seele griff — Unsinn!

Daß er Eulenburg zürnte, weil er angeblich am Sturze Bismarcks beteiligt war?

Bis jetzt eine unbewiesene Behauptung; wir erinnern uns, daß man früher dem Herrn von Holstein eine unschöne Haltung gegen Bismarck nachsagte; wir erinnern uns an die Fehde des „Kladderadatsch" gegen Holstein.

Aber selbst wenn Harden sich deshalb an Eulenburg reiben wollte — warum tut er es nach siebzehn Jahren?

Nein, so weit liegen Geschehnisse und Ursachen nicht auseinander.

Wir denken daran, daß unmittelbar nach der Entlassung Holsteins der peinliche Krieg anhob; wir denken daran, daß Holstein die Verbindung mit Harden suchte und fand, oder umgekehrt; wir wissen, daß Holstein durch Eulenburg fiel, und wir ziehen die Schlüsse und lassen den „größten Deutschen unserer neuen Zeitgeschichte" aus dem Spiele.

Für ihn steigt nicht die Rache aus Latrinen.

Nicht wahr, Herr von Holstein, Sie alter Bewunderer des Genius der Deutschen, das lassen Sie nicht zu?

Sie werden wieder gesund, wenn's ans Zeugen und Schwören geht?

Der März

Der Niedergang des Liberalismus in Deutschland

Von Professor Otto Harnack

Wenn man sich erinnert, daß das Deutsche Reich unter dem Zeichen des Liberalismus gegründet ist, daß ihm die Gabe des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts auf den Lebensweg mitgegeben wurde, so muß man darüber staunen, welchen Rückgang der Liberalismus seit einem Menschenalter in Deutschland erlebt hat. Noch im Jahre 1881 ergaben die Reichstagswahlen für Konservative und Freikonservative nur sechsundsiebzig Sitze, für Nationalliberale, Freisinnige und Demokraten einhundertachtundfünfzig; daneben noch zwölf für die Sozialdemokraten. Heute verfügt die Rechte mit Antisemiten und Agrariern über einhundertzwölf Sitze, die Linke nur über einhundertvier, wozu freilich noch dreiundvierzig Sozialdemokraten treten könnten, wenn diese gemeinsame Sache mit den Liberalen machen wollten. Dabei ist aber zu berücksichtigen, daß die ganze Masse der Klerikalen, die in anderen Ländern den Hauptstock der Rechten ausmachen, in Deutschland als „Zentrum" ihre eigene Stellung behauptet, und mit einhundertdrei Sitzen in Wirklichkeit eine klerikal-konservative Majorität im Reichstag in jedem Augenblick herbeizuführen imstande ist. Nur durch die momentane „Blockpolitik" wird diese eigentlich natürlichste Konstellation zurückgehalten. Daß aber aus der Blockpolitik für den Liberalismus kein Gewinn an Wahlsitzen zu ziehen ist, haben jüngst die preußischen Landtagswahlen gezeigt. Zu verwundern ist das auch nicht; denn der Liberalismus hat, indem er der Blockpolitik beitrat, einen Teil seines Wesens aufgeben müssen; mit Selbstaufgabe macht man aber niemals Propaganda, sondern nur durch kräftige Betonung des eigenen Wollens.

Daß aber der Liberalismus überhaupt sich zum Bündnis mit den Konservativen herbeilassen mußte, das war tatsächlich ja nichts anderes als das Eingeständnis seiner für den Augenblick hoffnungslosen Ohnmacht. Diese Ohnmacht ist aber um so merkwürdiger, wenn wir sehen, wie machtvoll sich die liberalen, ja wir können sagen, die demokratischen Ideen in ganz Europa in den letzten Jahrzehnten entwickelt haben.

Überall, sowohl in germanischen als in romanischen Ländern, sehen wir die liberalen Ideen und vor allem die liberale Staatsauffassung in einem fortwährenden Fortschritt und einer wie selbstverständlich erscheinenden Gültigkeit; der Konservatismus stützt sich demgegenüber entweder auf die klerikale Staatsauffassung, oder er zieht seine Nahrung aus der romantischen Anhänglichkeit an einstmalige Staatsformen, an nicht mehr regierende Dynastieen und so weiter. Nur in Deutschland, vor allem in Preußen gibt es noch eine übermächtige, den Liberalismus als ihren Todfeind hassende, und doch mit dem bestehenden Staatswesen aufs engste verbundene konservative Partei. Der Charakter des Staates ist in den meisten europäischen Ländern zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts ein entschieden liberaler, in Preußen und im Deutschen Reich (die einzelnen Bundesstaaten bleiben hier außer Betracht) ist er ebenso entschieden ein konservativer.

Ganz einzigartig ist auch in Deutschland die Stellung der Sozialdemokratie zum Liberalismus. In anderen Ländern sehen wir, daß die Taktik der ersteren durchaus darauf gerichtet ist, im Verein mit den Liberalen zu erstreiten, was ihnen gemeinsam ist, die Unterschiede der weiter entfernt liegenden Ziele möglichst zu verhüllen; so haben sich ausschlaggebende parlamentarische Mächte der „Linken" gebildet, in denen sich die einzelnen Fraktionen durch geringfügige, erst allmählich sich summierende Differenzen vom Liberalismus bis zur Sozialdemokratie hinüberspielen. In Deutschland dagegen besteht der Marxismus fest auf seinem Dogma, und sogar die entschiedensten Demokraten bekämpfte er bei den letzten Reichstagswahlen leidenschaftlich als seine größten Feinde.

Tatsächlich scheidet sich das deutsche Volk in politischer Hinsicht in drei große Lager, erstens in das gouvernementale, den „Block", der von der Regierung abhängt, sodann das ultramontane, das von der römischen Kurie abhängt, und endlich das sozialdemokratische, das wenigstens von seiner eigenen

Leitung beherrscht, aber freilich auch terrorisiert wird. Einen unabhängigen politischen Liberalismus gibt es nicht; es gibt zwar Liberale im „Block“, es gibt auch solche im Zentrum; aber in dem einen wie in dem anderen Lager sind sie ohne Bedeutung.

Es wäre töricht, für einen solchen Zustand die Ursachen irgendwo anders zu suchen als im Volke selber. Keine noch so konsequente Berechnung oder noch so schroffe Betonung der Autorität könnte ein solches Ergebnis erzielen, wenn nicht die Vorbedingungen in dem gegenwärtigen Zustand des Nationalcharakters gegeben wären. Seit ein verfassungsmäßiges Leben in Deutschland besteht, ist es niemals so leicht gewesen, trotz der verfassungsmäßigen Formen doch rein autoritativ zu regieren, wie in den allerletzten Jahren. Es findet eine fortschreitende Beugung des Charakters unter die Gewalt politisch maßgebender Autoritäten statt, der gegenüber persönliches Urteil, persönliche Lebensgestaltung und unumwundenes Bekenntnis persönlicher Anschauungen immer seltener werden.

Wohl gibt es in Deutschland auch heute Leute von individualistischer, ja extrem individualistischer Lebensauffassung und Lebensführung. Aber sie sind für den allgemeinen Charakter unseres politischen Lebens ohne Bedeutung. Es sind Künstler, die still ihrem Genius folgen, oder Schriftsteller, die auf Nietzsches Bahnen wandern wollen, oder Ästheten, die das Leben rein kontemplativ hinnehmen. Sie gehen nicht darauf aus, ihre Individualität siegreich durchzusetzen; sie sind befriedigt, wenn sie in ihren stillen, abgeschlossenen Kreisen nicht gestört werden.

Aber der Typus des heutigen Deutschen ist ein ganz entgegengesetzter; er sucht überall Anschluß; er will durchaus einer von vielen sein; er will schon in seinem Privatleben vor allem „Mitglied“ sein und gern sein Leben so führen, wie es von einem „Mitglied“ verlangt wird, — und im politischen Leben will er nichts anderes, als der für ihn geltenden Autorität folgen.

Es braucht keines Beweises, daß eine solche Sinnesart den Grundvoraussetzungen widerspricht, auf denen unser modernes Staatsleben sich aufbaut. Um so merkwürdiger ist es, daß sie sich trotzdem innerhalb dieses Staatslebens erhalten hat, und ja sogar von Jahr zu Jahr zunimmt.

Als eine Hauptursache ist wohl das Vorwiegen des militärischen Geistes anzusehen. Wohl in keinem Kulturvolk ist er gegenwärtig so stark entwickelt

wie in dem deutschen, und übt er eine so starke Wirkung auf alle Lebensbeziehungen aus. Ich meine damit nicht so sehr die unmittelbare Wirkung, die Reserveoffiziere und Mitglieder von Kriegervereinen zu erfahren haben, und die ihnen oft die rückhaltlose Betätigung ihrer Überzeugungen unmöglich macht. Ich meine die mittelbare Wirkung, die sich darin zeigt, daß das im Militärwesen absolut herrschende Prinzip der Subordination in das übrige Leben hinübergetragen wird, und daß dadurch jedem, der von der Staatsgewalt irgendwie bevorzugt erscheint, ein Anrecht auf Autorität, auch außerhalb jeder offiziellen Sphäre, eingeräumt wird. Da nun die Träger dieser Autorität fast ausnahmslos konservativ sind, so ist damit der konservativen Anschauung ein Übergewicht im ganzen sozialen Leben gesichert, gegen das aufzukommen viele ihrem eigenen Charakter garnicht mehr zumuten.

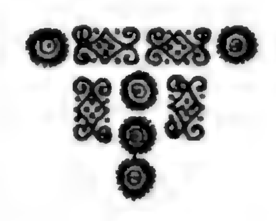
Eine andere Ursache liegt in dem falsch verstandenen und einseitig entwickelten nationalen Gefühl.*) Die Meinung, daß es nationale Pflicht sei, alles im eigenen Land vortrefflich zu finden, oder wenn dies nicht möglich ist, doch jede Äußerung der Unzufriedenheit zu vermeiden, um nicht den antinationalen Parteien Wasser auf die Mühle zu liefern oder gar dem Ausland ein ungünstiges Urteil über Deutschland zu suggerieren, — diese Meinung ist weit verbreitet. Das Bewußtsein, daß nur Selbstkritik vor Versumpfung und Stillstand bewahren kann, und daß Wahrheitsmut und Überzeugungstreue auch eine nationale Pflicht bilden, ist in starkem Maß geschwunden. Praktisch führt dies natürlich zu nichts anderem als dazu, die konservativen Verwaltungsprinzipien, von denen die deutsche innere Politik geleitet wird, unantastbar zu machen. Man darf sich nicht dadurch täuschen

*) Hierüber habe ich mich schon vor einigen Monaten in dem Aufsatz „National" geäußert. Gegen ihn hat die „Deutsche Zeitung" des Herrn Friedrich Lange am sechsundzwanzigsten Mai einen Artikel gebracht, der von groben Entstellungen und geschmacklosen, persönlichen Angriffen wimmelt. Daß ich nicht im entferntesten das nationale Gefühl an sich und seine würdige Betätigung angegriffen hatte, sondern nur die traurigen Auswüchse, die sich heute zeigen, verschweigt die „Deutsche Zeitung" ihren Lesern. Begreiflich ist ihre blinde Wut allerdings daraus, daß ich in Betrachtung der traurigen Auswüchse gerade die von ihr vertretene Richtung gebührend gekennzeichnet hatte. Der Artikel, der nur ein neues Beweisstück dafür liefert, wie zeitgemäß mein Aufsatz gewesen war, ist unterzeichnet P. D.

lassen, daß in Presse und Versammlungen ja bisweilen recht scharfe liberale Kritik geübt wird; denn es sind verhältnismäßig sehr enge Kreise, in denen sich diese Kritik abspielt, — und zwar sind sie weder die politisch maßgebenden (nicht einmal für die liberalen Blockparteien selber), noch sind sie bestimmend für etwaige große hinter ihnen stehende Bevölkerungsgruppen; sie sind, und in dieser Zeitschrift darf ich ja auch sagen: wir sind — zwischen oben und unten eingesprengt, und die Erfolge, die geerntet werden, sind literarische oder rednerische, aber nicht praktisch politische.

Die politische Selbstentäußerung der deutschen Intelligenz und der naturgemäß liberalen Schichten der Bevölkerung hat freilich auch einen starken historischen Wurzelboden: die gewaltige Tätigkeit Bismarcks. Noch heute zehrt die Regierung Wilhelms II von dem von Bismarck gesammelten Kapital, und noch heute zehrt das preußische Junkertum von dem Geschenk, das ihm das Schicksal zuwarf, als es aus seiner Mitte einen Bismarck hervorgehen ließ. Freilich konnte die alles überragende Autorität Bismarcks zu jeder Zeit doch nur auf dem Gebiet der auswärtigen Politik Geltung haben; es gibt wohl keine Partei, die nicht davon überzeugt wäre, daß Bismarck in der inneren Politik auch schwere Fehler begangen hat. Aber für den deutschen Liberalismus wurde verhängnisvoll die Verkennung Bismarcks, in der er sich bis zum Jahr 1866 befunden hatte. Als er dieser Verkennung innegeworden war, stürzte er sich in das entgegengesetzte Extrem und grub sich immer mehr in den Gedanken ein, dem großen Staatsmann, der sich ihm überlegen gezeigt hatte, beständig das sacrifizio dell' intellette bringen zu müssen. Charakteristisch für diese Gemütsstimmung ist das Buch von Sybel über die Entstehung des Deutschen Reichs, in dem der Verfasser mit überraschender Selbstironie immer von neuem darauf hinweist, wie gänzlich einsichtslos und lächerlich alles gewesen sei, was er und seine Gesinnungsgenossen in der Zeit des Konflikts gedacht, geredet und getan haben. Über das Sybelsche Buch sind inzwischen schon fast zwanzig Jahre hingegangen; aber die Neigung, alle Ereignisse der neueren deutschen Geschichte unter dem Gesichtspunkt der Bismarckschen Politik und ihrer schließlichen Erfolge zu beurteilen und daraus auch noch die Maßstäbe für die Zukunft zu entnehmen, ist noch weit verbreitet. Und der Schatten Bismarcks tritt noch heute der Entfaltung des Liberalismus in Deutschland übergewaltig entgegen.

Trotz alledem muß die geringe Werbekraft politisch liberaler Ideen im Deutschen Reich Erstaunen erregen, wenn man betrachtet, was für radikale Ideen auf anderen Gebieten in der deutschen Intelligenz jetzt fortschreitend Raum und Geltung gewinnen. Über kirchlich-religiöse Fragen, über das Erziehungswesen, über die Beziehungen der Geschlechter, über die Frauenfrage werden extreme, ja grundstürzende Ideen ganz unbekümmert von Personen ausgesprochen und verfochten, die sich scheuen, in rein politischen, in Klassen- und Standesfragen auch nur ein kräftiges Wort zu reden. Es ist seltsam, daß sie nicht zu bedenken scheinen, wie ihre eignen Bestrebungen doch zunächst einen freiheitlich organisierten Staat und eine freiheitlich sich gliedernde Gesellschaft als notwendigste Voraussetzungen fordern. Hier wirkt augenscheinlich eine gewisse Skepsis, eine gewisse falsche Vornehmheit, ja vielleicht geradezu eine herrschend gewordene Mode mit ein, die vor den allerdings unerfreulichen Erscheinungen des politischen Lebens mit seinem Preß-, Versammlungs- und Wahltreiben zurückscheut und es vorzieht, sich nur mit „kulturellen" Fragen und Agitationen zu beschäftigen. Und naturgemäß ergibt sich hier ein trauriger Zirkulus. Je mehr man sich der systematischen Beschäftigung mit politischen Fragen entwöhnt, desto mehr schwindet natürlich auch das sichere Urteil und die tatsächliche Befähigung, an ihnen mitzuarbeiten. Muß es nicht das größte Erstaunen erregen, wenn nicht selten von einsichtsvollen, hochgebildeten Menschen in politischen Fragen Urteile ausgesprochen werden, die keine Spur von zusammenhängendem politischen Denken verraten, sondern nur entweder auf Autoritätsglauben oder auf rein persönlichen Neigungen und Launen beruhen? Es ist hohe Zeit, daß die deutsche Intelligenz sich wieder auf den Satz des alten Aristoteles besinnt, daß der Mensch ein „politisches Lebewesen" sei. Dann wird entsprechend dem Charakter unserer Zeit und ihrer Kultur der Liberalismus durch die bloße Logik der Tatsachen wieder eine positive Macht werden.



Die überflüssigen / Von Adolf Loos

[Deutscher Werkbund]*)

Nun haben sie sich doch zusammengefunden und haben in München getagt. Sie haben wieder unserer Industrie und unseren Handwerkern erzählt, wie wichtig sie sind. Um ihre Existenzberechtigung zu rechtfertigen, erzählten sie anfangs, es war vor zehn Jahren, daß sie Kunst in das Handwerk bringen müßten. Das konnte der Handwerker nämlich nicht. Dazu war er viel zu modern. Dem modernen Menschen ist die Kunst die hohe Göttin, und er empfindet es als ein Attentat auf die Kunst, wenn man sie für Gebrauchsgegenstände prostituiert.

Aber das empfanden die Konsumenten auch. Der Angriff dieser Kulturlosen auf unsere moderne Kultur schien abgeschlagen zu werden. Die Tintenfässer (Felsenriff mit zwei Nymphen), die Leuchter (ein Mädchen hält einen Krug, drinn steckt die Kerze), die Möbel (die Nachtkästchen sind kleine Trommeln, das Büfett eine große Trommel, um die in Laubsägearbeit ein Eichenbaum seine Äste spannt) blieben unverkauft. Und wenn man sie kaufte, schämte man sich zwei Jahre darauf ihres Besitzes. Mit der Kunst war es also nichts. Aber man war einmal da und mußte doch leben. Da verfiel man auf den Ausweg, der Kultur auf die Beine helfen zu müssen.

Es scheint auch nicht zu gehen. Eine gemeinsame Kultur — und es gibt nur eine solche — schafft gemeinsame Formen. Und die Formen der Möbel von Van der Velde weichen ganz erheblich von den Möbeln Joseph Hofmanns ab. Für welche Kultur sollte sich nun der Deutsche entscheiden? Für die Kultur Hofmanns oder Van der Veldes? Für die Riemerschmieds oder Joseph Olbrichs?

Ich glaube, mit der Kultur ist es auch nichts. Denn schon wurden Stimmen laut, die ausgiebige Beschäftigung der angewandten Künstler sei eine natio-

*) Wir bitten die redaktionelle Bemerkung zu diesem Aufsatz am Schluß dieses Heftes zu beachten.

nalökonomische Frage für den Staat und den Produzenten. Das wurde den Fabrikanten drei Tage lang wiederholt.

Ich aber frage: brauchen wir den angewandten Künstler?

Nein.

Alle Gewerbe, die bisher diese überflüssigen Existenzen aus ihrer Werkstatt fernzuhalten wußten, sind auf der Höhe ihres Könnens. Nur die Erzeugnisse dieser Gewerbe repräsentieren den Stil unserer Zeit. Sie sind so im Stile unserer Zeit, daß wir sie — das einzige Kriterium — garnicht als Stil empfinden. Sie sind mit unserem Denken und Empfinden verwachsen. Unser Wagenbau, unsere Gläser, unsere optischen Instrumente, unsere Schirme und Stöcke, unsere Koffer und Sattlerwaren, unsere silbernen Zigarettentaschen und Schmuckstücke, unsere Juwelenarbeiten und Kleider sind modern. Sie sind es, weil noch kein Unberufener sich als Vormund in diesen Werkstätten aufzuspielen versuchte.

Gewiß, die kultivierten Erzeugnisse unserer Zeit haben mit Kunst keinen Zusammenhang. Die barbarischen Zeiten, in denen Kunstwerke mit Gebrauchsgegenständen verquickt wurden, ist endgültig vorbei. Zum Heile der Kunst. Denn dem neunzehnten Jahrhundert wird einmal ein großes Kapitel in der Geschichte der Menschheit gewidmet werden: die Großtat, die reinliche Scheidung von Kunst und Gewerbe herbeigeführt zu haben.

Die Verziehrung des Gebrauchsgegenstandes ist der Anfang der Kunst. Der Paguaneger bedeckt seinen ganzen Hausrat mit Ornamenten. Die Geschichte der Menschheit zeigt uns, wie sich die Kunst aus der Profanierung dadurch zu befreien suchte, daß sie sich von dem Gebrauchsgegenstande, dem gewerblichen Erzeugnisse emanzipierte. Der Trinker des siebzehnten Jahrhunderts konnte noch ruhig aus einem Kruge trinken, in dem die Amazonenschlacht geschnitzt war, der Esser hatte die Nerven, sein Fleisch auf einem Raube der Proserpina zu schneiden. Wir können das nicht. Wir. Wir, die modernen Menschen.

Sind wir dadurch Feinde der Kunst, weil wir sie vom Handwerk trennen wollen? Mögen die unmodernen Künstler darüber jammern, daß man ihrer Mithilfe bei der Schuhfabrikation nicht bedarf, während doch — mit Tränen im Auge gedenkt man der vergangenen Zeiten — Albrecht Dürer noch Schuhschnitte anfertigen durfte. Aber der moderne Mensch, der glücklich ist,

heute und nicht im sechzehnten Jahrhundert zu leben, empfindet einen solchen Mißbrauch von Künstlertum als Barbarei.

Zum Heile unseres Geisteslebens. Denn die Kritik der reinen Vernunft konnte nicht von einem Manne geschaffen werden, der fünf Straußenfedern am Barett trägt, die „Neunte" stammte nicht von einem, der ein tellergroßes Rad um den Hals trug und das Sterbezimmer Goethes ist herrlicher als die Schusterstube Hans Sachs', mag dort auch jedes Stück von Dürer gezeichnet sein.

Das achtzehnte Jahrhundert hat die Wissenschaft von der Kunst befreit. Vorher zeichnete man anatomische Atlanten, die in Kupferstich säuberlich zeigten, wie die Götter Griechenlands ohne Bauchhaut aussehen, und der Mediceischen hingen die Gedärme heraus. Und heute noch wird den bayerischen Hiaseln auf Jahrmärkten an der „anatomischen Venus" Wissenschaft beigebracht.

Wir brauchen eine Tischlerkultur. Würden die angewandten Künstler wieder Bilder malen oder Straßen kehren, hätten wir sie.

Pariser Brief / Von Alexander Ular

Bunau-Varilla ist denn doch immer noch amüsanter als Eulenburg. Wir finden in Paris, daß man in Deutschland die großen Sensationen den immanenten Stimmungen der Jahreszeiten nicht genau genug anpaßt. Bei großen Prozessen im Sommer wollen wir etwas zu lachen haben. So als Vorkur. Die hohe Obrigkeit weiß das, und weil wir in demokratischen Verhältnissen leben, richtet sie sich darnach ein. Es wurde also der Prozeß Humbert-Bunau-Varilla verhandelt. Der Letztgenannte ist bekanntlich jenes halbmythische Wesen, welches behauptet, nicht Besitzer, sondern bloß „einziger Aktionär" der schreihalsigsten Zeitung Frankreichs und der Welt zu sein, nämlich des „Matin". Ähnlich dem Herrn Scherl, dessen reale Existenz ja auch nie hat schlagend bewiesen werden können, ist Bunau den schlagenden Beweisen des Senators Humbert bis nach Kairo hin ausgewichen. Aber der phantomatische Riese ist davon nur noch lächerlicher

geworden. Er wurde ja wegen Verleumdung verurteilt und somit in seinem Wahne, auf einem drei Throne werten Stuhle zu sitzen, empfindlich gestört.

Es ist ein Frankreich —, ja ein weltumspannendes Ereignis. Denn wenn bei uns alles durcheinandergeht, hängt auch alles zusammen. Und wer wissen will, wie in Frankreich Politik und ähnliches gemacht wird, kann es aus dieser lachhaften Affäre ebenso schön ersehen, wie in Deutschland aus der Eulenbürgerei.

Also, es war einmal ein Bahnhofskellner; der hieß Rochette. Er erbte von einer Tante ein paar tausend Franken und wurde somit ein Finanzgenie, das heißt er gründete Bergwerke, die nicht existierten, und beutete Gesellschaften aus, die keine Aufgabe vor sich hatten, gründete immer neue, um aus den Gründungsgeldern an die alten Unternehmungen Dividenden zu zahlen, wirtschaftete schließlich auf solche Weise mit hunderten, allerdings fiktiven Millionen, und kam, als es immer gefährlicher wurde, auf den ausgezeichneten Gedanken, sich in den Besitz der bei den zahllosen Kleinkapitalisten mächtigsten Zeitung, des „Petit Journal", zu setzen, um mit dessen Hilfe das Land mit nichtexistierenden Werten zu überschwemmen. Der junge, äußerst rührige und intelligente Senator Humbert, früherer Generalsekretär des „Matin", dachte längst daran, ein Riesenblatt in seine Hände zu bringen. Rochette wußte es und setzte sich mit ihm in Verbindung. Vorher schon hatte er jemanden aus dem „Petit Journal" bestochen, der ihm die Aktionärliste dieses Blattes verkaufte. Falsche Bilanzen wurden den Unglücklichen als „Indiskretionen" unterbreitet, Aktien massenhaft, aber fiktiv auf den Markt geworfen und die Kurse des Riesenblattes um dreißig Prozent heruntergedrückt: man wollte sie dann billig kaufen, die Direktion an die Luft setzen und populär die große nationale Schröpfunternehmung in Fluß bringen.

Was das mit dem Schicksal des Vaterlandes zu tun hat? Man höre. Das „Petit Journal" bekämpft die regierenden Parteien in ihrer Wirtschaftspolitik. Sein Präsident, der Senator Prevet, war Berichterstatter des Eisenbahnverstaatlichungsgesetzes, das im Senat keine Majorität zu finden schien, aber gerade verhandelt werden und wahrscheinlich das Ministerium Clemenceau in den Hades senden mußte. Clemenceau konnte es nur recht sein, daß das Riesenblatt Rochette und Humbert in die Hände fiele, die es zu einer Stütze der Regierung gemacht hätten. Deswegen ließ man Rochette trotz seiner Schwindeleien noch zufrieden. Aber dem Senator Prevet wurde

die Sache zu bunt. Er ging zu Clemenceau, verlangte von ihm die sofortige Verhaftung Rochettes und erinnerte zugleich kühl daran, daß das Eisenbahnverstaatlichungsgesetz noch keine Majorität im Senat hatte ... Clemenceau ließ Rochette arretieren, und das „Petit Journal" war gerettet.

Aber nun kam Bunau-Varilla, der „einzige Aktionär des Matin", welcher dem Senator Humbert den moralischen Tod geschworen, und stellte ihn in seinem Blatt als Assoziierten des Hochstaplers Rochette hin. Humbert wurde wütend und zettelte gegen den „Matin" den großen Verleumdungsprozeß an, aus dem er siegreich hervorging, obwohl Bunau-Varilla sich mit Fug als Zaren Frankreichs betrachten konnte, da er ja die Minister seit Jahren als Lakaien behandelte und kommandierte.

Während des Prozesses wurde im Senate das Eisenbahnverstaatlichungsgesetz verhandelt, dessen faule Aussichten die Verhaftung Rochettes, die Verleumdung Humberts und somit den moralischen Krach des „Matin" verursacht hatten. Der Senator Prevet, als Sprecher der Opposition, benahm sich gegen die Regierung äußerst höflich, griff sie politisch überhaupt nicht an und zwängte die ganze Frage auf das rein wirtschaftliche Gebiet zurück. Diese viel zu korrekte Haltung wurde der Strohhalm, an dem sich Clemenceau rettete. Bei der Abstimmung schien die Regierung zuerst greulich in der Minorität zu sein. Aber man zählte genauer nach und fand, daß sie drei Stimmen Majorität hatte. Diese drei Stimmen waren die der Herren Minister Clemenceau, Pichon und Milliès-Lacroix. Mit anderen Worten, die Regierung rettete sich, indem sie für sich selbst stimmte. Sodann trat aber ein der Vervielfältigung der Brote analoges Wunder ein. In feierlichem Aufzug kamen am nächsten Morgen siebzehn Senatoren zu Clemenceau und schworen ihm, sie hätten für ihn gestimmt, obwohl sie offiziell als der Stimmenthaltung schuldig dargestellt worden waren; sonderbarerweise waren aber diese siebzehn gerade die, welche hofften, beim Sturze Clemenceaus Minister zu werden. Clemenceau zeigte den räudigen Schafen in seiner Freude höchste Großmut und ... glaubte ihnen.

Und dieser wüste Brei von Tatsachen ist im Grunde alles Wichtige, was seit Monaten in Paris vorgekommen ist. Es sieht zwar auf den ersten Blick nicht nach viel aus. Aber es hat dem moralischen Kredit des ganzen Regierungssystems einen schweren Schlag versetzt. Denn man folge den inneren

Fäden der Sache: Die Regierung steht aus publizistischen Gründen einem Hochstapler sympathisch gegenüber. Man muß ihr mit dem Sturz drohen, um sie zu veranlassen, das Publikum von einem wahren Vampyr zu befreien. Es entsteht daraus ein Prozeß, bei dem zum ersten Male dem Publikum die Augen über die ungeheuerlichen Einflüsse eines größenwahnsinnigen Zeitungsbesitzers auf die „Volksregierung" geöffnet werden; man erfährt, daß eine Zeitung gerichtliche Akten straflos stehlen und Ministern, die zu ihren Gunsten das Gesetz nicht übertreten wollen, das Leben unmöglich machen kann. Es wird eines der wichtigsten volkswirtschaftlichen Gesetze verhandelt, und da die Opposition sich ausnehmend anständig benimmt, führt die Verhandlung zur Wiedereinrichtung eines autokratischen Regimes: drei Minister nehmen souverän ihr eigenes Gesetz an, drücken sich ihr Vertrauen aus und bleiben im Amte, während sie sicher keine Majorität hinter sich haben. Die Autokraten drangsalieren die Unglücklichen, die nicht für sie stimmen, so notorisch, bereiten ihnen persönlich zur Strafe so schwere Unannehmlichkeiten, daß siebzehn arme Teufel, von gräßlicher Angst ergriffen, der Lächerlichkeit und der Verachtung trotzen und um die Gnade der Diktatoren wieder auf sich herabzubeschwören, elende Ausreden zusammenstoppeln. Dies ist bloß dank des albernen Abstimmungsverfahrens möglich, bei dem Anwesende einfach für Abwesende mitstimmen.

Und das heißt Parlamentarismus! sagt nun das Publikum immer lauter. Und es ärgert sich. Ein alter Bauer aus der Normandie stellte mir erbost eine Liste zur Verfügung, die ein historisches Unikum darstellt. Es ist die Liste der dreiundsiebzig Senatoren und Deputierten, die seit zwanzig Jahren gelegentlich noch nach ihrem Tode mitgestimmt und Regierungen ihr Vertrauen oder Mißfallen ausgedrückt haben! Und eine ganze Reihe von diesen hat nicht einmal an die Unsterblichkeit der Seele, geschweige denn an die Auferstehung des Fleisches geglaubt.

Als ob diese Senats- und Hochstapeleigeschichte noch nicht genug gewesen wäre, führte schließlich die Deputiertenkammer auch noch zwei Meisterwerke durch. Sie schob die Verhandlung des Gesetzes über Abschaffung der Todesstrafe auf die lange Bank, weil die Abgeordneten so kurz vor den Ferien Angst vor ihren Wählern hatten; und zwar tat sie es so ungeschickt, daß jedermann gemerkt hat, wie die Herren sich garnicht mehr mit ihrem „Volk"

im Einklang fühlen. Und schließlich, um die Riesenarbeit des Parlamentes zu krönen, brach man aus denselben Gründen die Verhandlung des Einkommensteuergesetzes so elegant ab, daß es überhaupt vor dem nächsten Jahre garnicht wieder aufs Tapet kommen kann.

Nachdem also das Parlament nichts geleistet, wurde es in die Ferien geschickt, und Clemenceau freut sich. Denn er ist noch da. Und das war ja das Wesentliche. Man kann es wenigstens daraus entnehmen, daß der Durchschnittsfranzose irgendwelchen anderen Dingen seit Monaten gar kein Interesse mehr hat abgewinnen können. Er amüsiert sich hiermit genug. Denn es geht ja etwas in die Brüche.

Sumpffieber / Novelle von Hermann Bessemer

(Fortsetzung)

Ich zuckte die Achseln, ich konnte nichts mehr tun. Nochmals dreißig Rupies aufnehmen und nochmals kabeln, eine eigene Kondolenzdepesche? Das wäre nahezu eine Protzerei gewesen, auch lieh man mir in Mombo nicht sobald wieder dreißig Rupies. Und ferner, was kümmerte es mich, wenn mein seliger Schwiegerpapa in Wien so und soviel Tausende hinterlassen hatte? Ich frage, was ging mich das an? War ich denn in der Sklaverei? Brauchte ich ein Lösegeld? Zu dumm! Meine Plantage war unter den kleineren hiesigen Unternehmungen immer noch eine der besser situierten, ja, und wenn auch nicht, was berechtigte mein Fräulein Braut zu der prinzipiellen Voraussetzung, ich befände mich lieber in Europa, lieber in Wien als in der Massaisteppe? Zu der prinzipiellen Annahme, frage ich? Nichts berechtigte sie! Gar — nichts.

Also war der Zwischenfall durchaus richtiggestellt. „Komme zurück, alles ist verziehen", Beste, dieser Ton paßte mir nicht. Vater verstorben, Erbschaft, freie Hand — beneidenswert schön, das alles. Mein Beileid zu dem traurigen Ereignis, allein es erschien mir derzeit unratsam — —

Dieses Wort tat meiner Seele wohl.

Fertig. Abends trank ich bei Mathiessen, dem Wirt in Mombo. Die ganze europäische Kanaille war bereits versammelt. Es war Samstag abend, im Hotel kein Zimmer frei. Ich muß betonen, daß Mathiessen kein gewöhnlicher Wirt, kein lumpiger Herbergsvater war; so sah er bloß aus, aber in merito war er Hotelier. Daß man ihn aus Deutschland abgeschafft hatte, war ein Unglück, hier nannte er sich jedenfalls Hotelier. Außerdem war er Gründer und Besitzer einer Sparkasse für kleine Pflanzer, Eisenbahner, Wegbauarbeiter und ähnliche arme Teufel. Einer Sparkasse. In diese Mathiessensche Sparkasse pflegten wir alle, die wir nicht gerade Familienväter — ich meine von einer europäischen Familie — waren, unsere Ersparnisse zu tragen. Von Woche zu Woche legten wir unsern sauer erworbenen Verdienst in dem Mathiessenschen Finanzunternehmen an. Er zahlte augenblicklich Zinsen, und das lockte uns. Die Kassastunden dauerten von Samstag abends bis Montag früh ununterbrochen, besonders in der Nacht. Wir zahlten ein, und als Zinsen wurden sofort Getränke ausgefolgt. Ja, Mathiessen tat noch mehr, er forderte keinerlei Bareinlage, er begnügte sich mit Bons, einem weißen Zettel mit der fraglichen Ziffer und mit der Unterschrift seiner Kunden. Wirklich zahlen konnte man viel später, auch nach Jahren, natürlich mit hundert Prozent Zinsen. In Mathiessens Sparkasse war der hundert- beziehungsweise nullprozentige Zinsfuß eingeführt. Trotzdem, behaupte ich, war Mathiessen ein Bankier von großem Zuschnitt, er hatte immer flüssiges Geld bei der Hand. Er hatte oder gab uns zumindest nie Geld in einem andern Aggregatzustand als dem flüssigen.

Als ich hinkam, war die schmale Veranda vor dem Hotel ein einziger langer Tisch, und dieser Tisch war von oben bis unten voll besetzt. Da saßen sie in ihren Khakianzügen wie gelbe Dohlen auf einem Gartenzaun. Es war zeitlich am Abend, getrunken wurde noch nicht, nur Whisky mit Soda. Aber die Stimmung — ich bin überzeugt, in Europa hätte man gemeint, die Stimmung habe schon ihren Höhepunkt erreicht. Für Afrika war das noch garnichts, das wußte ich, aber dennoch fühlte ich mich, als ich Platz nahm, ziemlich bedrückt, geradezu ärgerlich unter all den lauten fröhlichen Schreihälsen.

Natürlich wurde ich sofort gefragt, warum ich ein so böses Gesicht schneide, ob es mir schlecht gehe? Ja, erwiderte ich, schon ein wenig getröstet, es gehe mir schlecht, hundeschlecht. Und ich fing an, laut mit mir selbst zu disputieren,

die Plantage, die Arbeitermisere, der Sisal, der Kautschuk, der ganze verdammte afrikanische Reinfall, so und so. Und nun erwartete ich, man würde sich äußern, mich aufmuntern oder beraten, aber nein, nichts davon! Ich wurde augenblicklich mit meinen Klagen mundtot gemacht, der ganze Tisch erhob sich wie ein Mann und überschrie mich:

„Du lieber Himmel! Was wollen Sie denn, Bana? Uns geht es doch allen schlecht!"

Also prosit, mein Sisal möge lange leben! Prost, prost. Und man fand, daß viel zu wenig Flüssigkeit auf dem Tisch vorhanden sei, um meinen Sisal nach landwirtschaftlichen Gesichtspunkten zu begießen.

Ich aß und trank, und weil Mathiessens Küche unmöglich war, trank ich mehr, als ich aß. Ich blieb deshalb nicht hungrig, ich wurde vielmehr ganz gehörig satt, denn ich trank zunächst ausschließlich Sodawasser von Mohammed Dhawadjee Brothers in Sansibar. Ein paar Flaschen von diesem Syphon, und man hat eine kleine Parzelle Ackerland im Magen, sozusagen Schwemmland, jedenfalls Erde genug, daß einem der Appetit auf drei Tage vergeht. Und dann kam Jaue, und dann kam Gerberleben, Schlag auf Schlag. Mit ihnen bekam die Gesellschaft jenen entscheidenden Ruck, der die gute Laune von ihrem bereits erreichten normalen Höhepunkt auf den Kilimandscharo der Lustigkeit führen sollte.

Erst kam Jaue. Er war nüchtern oder doch so ähnlich. In seiner Hand hielt er ein biegsames, kurzes und dünnes Stöckchen, das ganz seltsam roch und wie ein menschlicher Wirbel gerippt war. Jaue fuchtelte damit wie mit einer Reitgerte und sagte, es sei ein Affenschwanz. Sein Boy Moriz habe den Affen im Walde geschossen, und dieses sei der Schwanz von jenem Affen. Abgehäutet, getrocknet, präpariert, prachtvoll. Er zwang uns, jeden einzelnen, seinen Affenschwanz zu bewundern. Auch später die ganze Nacht hindurch kitzelte er ab und zu die Leute mit dem ekeln Ding an der Nase und beruhigte die Erbitterten mit dem Hinweis:

„Mann! Is'n echter afrikanischer Affenschwanz! 'N solchen möchten Se doch selba haben, Sie Knopp, wat? Ick verkoof Ihn' meinen, wenn Se wollen! Fünf Rupies! 'N janz wundervoller Affenschwanz! Vier Rupies! Drei Rupies! Nich? Mann, wenn ick Ihn' bloß in't Jesicht schaue, Sie haben doch sowat dringend nötig! Also wat bieten Se for den Affenschwanz?"

Und so weiter, er war furchtbar langweilig. Wie immer, wenn er nicht besoffen war.

Plötzlich erhob sich ein frenetisches Jubelgeheul unter der Bande. Alles sprang auf und jubelte und winkte einem entgegen, der da kam, und alle riefen sie dasselbe Wort mit demselben grotesken, singenden Tonfall des übertriebenen Gemauschels, sie riefen:

„Gerberleben!“

— daß es wie ein Chor von hundert Juden klang. Und einer stimmte dröhnend einen richtigen Chor an, und alle fielen noch dröhnender in diesen Chor ein und sangen: „hoch soll er leben — hoch soll er leben — hoch!“

Ich hatte das Gefühl, die Finsternis klirre wie eine schwarze Fensterscheibe.

Und Gerberleben kam näher, er drückte sich am Tisch entlang, sogut es ging, denn er war klein und wohlbeleibt, und schüttelte den Männern ihre Hände, wobei er ein ungemein sympathisches, halb gerührtes, halb verlegenes Lächeln in seinen hübschen, hellbraunen Augen hatte. Er trug einen blinkend weißen Tropenanzug mit wunderschönen Halbedelsteinen als Knöpfen und eine goldene Uhrkette vor der Brust. Es war ein wohlsituierter Mann, ein Jude. Mir wurde ganz warm um das Herz, als ich ihn erblickte. Ich hatte seit zwei Jahren, seit ich von Wien weg war, keinen Juden gesehen. Ich nahm mein Glas und setzte mich neben ihn, stieß an und stellte mich vor, Aumann, Oberleutnant. Herr Gerber verneigte sich, sehr zeremoniös, er fragte in einem harten, fremdartigen Deutsch:

„In der österreichischen Armee, wenn ich fragen darf, Herr Oberleutnant?“

„Ja, in der österreichisch-ungarischen“ erwiderte ich. „Infanterie, letzte Garnison Wien.“

Herr Gerber sann, er lächelte wie aus einem Traum und rückte näher.

Er kannte Wien, er hatte sich in Wien aufgehalten, zwei Monate lang, damals als er von Rumänien nach Zürich sollte, Technik zu studieren. Zwei Monate, und gab in Wien sein ganzes Studiengeld aus und hungerte dann in Zürich. Es tat ihm nicht leid, o Gott, nein; was sei denn Zürich? Ein fades, kleines Provinznest, dagegen Wien! „Wenn man so von Rumänien heraufkommt . . . herrliches Leben! Aber einfach herrlich!“ Ob Venedig in Wien noch existiere? Ach, er hatte dort ein Mädel gehabt, aus einem Cham-

pagnerpavillon, nein wirklich, er könne versichern, so etwas — — einmal und nicht wieder. Nun lebe er seit zehn Jahren in den Tropen und leite drüben in Sansibar ein Hotel, ja, er könne wohl sagen, das Hotel. Außerdem habe er einen Kontrakt mit der englischen Regierung, Drainierungsversuche, er lege mehrere ausgedehnte Sumpfgegenden des Hinterlandes von Sansibar trocken. Ein sehr günstiger Vertrag. O, mit den Engländern lasse sich in Afrika das zehnfache Geld verdienen wie mit den Deutschen! Außerdem — Herr Gerber war in der Lage, noch ein halb dutzendmal außerdem zu sagen — sammle er indische, arabische, persische Altertümer und ethnographische Seltenheiten aus ganz Afrika und verkaufe sie nach Europa. „Curio dealer“ nannte es Herr Gerber, ein glänzendes Geschäft, zumal unter Engländern, weil diese viel Geld hätten und auf alles hineinflögen. Außerdem vermittle er auch Grund- und Häuserkäufe, sei Geldwechsler und Bankier, Fellhändler, Agent, Nelkenpflanzer und Nelkenexporteur. Und außerdem, und außerdem. „Lieber Herr Oberleutnant! Wenn Sie wüßten ....“ Er sei gezwungen, auf vielen Rossen zu reiten, bei Gott, er habe das Geld nötiger als andere Europäer, verheiratete und solche, die sich mit schwarzen Weibern —. Ja, leider, sein Geschmack sei eben anders geartet, sozusagen konservativer, in diesem Punkt. Zum Beispiel, da halte er sich in Sansibar eine entzückende, kleine Geliebte, eine Engländerin, die geschiedene Frau eines Captains, o, ein Roman von einem Frauenzimmer! Und Herr Gerber lächelte immer lebhafter und rückte noch mehr heran, ein hübsches, gepflegtes Manderl mit rundem, schwarzen Vollbart, einem Stumpfnäschen und so rosigen Wangen, als sei er gestern in Afrika gelandet, nicht vor zehn Jahren.

Am Tische stieg der Kantus „Was ist des Deutschen Vaterland?“ Während sie sangen, machten sie ganz besondere Gesichter, als ob das eine Feierlichkeit wäre. Und immer mehr Boys mußten zur Bedienung herangezogen werden. Sie schwärmten ununterbrochen um die Bar wie Bienen um den Stock und hielten die Pullen so zärtlich wie Wickelkinder in den Armen. Andere machten sich den Spaß und schwangen die Rheinweinflaschen wie gläserne Keulen um den Kopf. Überhaupt schien sich das Negervolk königlich über uns zu amüsieren. Auf der Straße vor der Veranda hockten sie auf ihren natürlichen Sitzgelegenheiten und glotzten zu der europäischen Gesellschaft empor. So auf der Veranda über ihnen thronend waren wir ja auch

augenblicklich die höheren Wesen. Und wenn ein Lied aus war, lachten sie und kreischten vor Entzücken, besonders die Weiber. Unser Saufen und Singen schien sie aufzuregen. Es waren reichlich viel Weiber da, von Zeit zu Zeit schlich sich eine dicht vor die Veranda, wie um besser sehen zu können oder auch ohne Zweck, aus bloßer Unverschämtheit. Und der eine oder der andere von uns beugte sich über das Geländer und schäkerte mit dem schwarzen Weibsbild und griff nach ihr, aber jedesmal wichen die Bibis geschickt aus und liefen davon. Sie waren noch schüchtern um diese frühe Stunde. Ganz spät in der Nacht wichen sie uns nicht mehr so entschieden aus, ich wußte es. Dafür schaute ich mir jetzt alle der Reihe nach genau an und merkte mir ein paar Figuren, solange die Lampen auf der Veranda brannten. Später, wenn ausgelöscht wurde, gab es nur noch Katzen im Sack. Aber plötzlich fiel mir Faida ein, meine Faida, das Diebsmensch. Und ich erkundigte mich bei der Tafelrunde, ob nicht vielleicht jemand Bescheid wisse? Diebstahl, zweihundert Rupies, ob sie nichts wüßten?

O, natürlich wußten sie. Anderthalb Jahre Kette. Gut. Doch anderseits — ja, man könnte blutige Tränen deshalb weinen! — gar keine Prügel! Aber einfach: keine! Die Männer sahen sich an und schüttelten die Köpfe. Einige lächelten boshaft. Tja! Da sei eben nischt zu wollen. In Berlin werde nun die Prügelstrafe abgeschafft. In Berlin wird von nun ab nicht geprügelt, na also, is doch klar! So entschädige man uns vom grünen Tisch her: keine Eisenbahnen, aber auch keine Prügelstrafe. Doch furchtbar nett von den Exzellenzen, nicht? Pause.

„Schade um die schöne Kolonie."

Jaue seinerseits streckte beide Arme aus und orakelte schon halb betrunken:

„Die in Berlin — dat sind de allerjrößten Schweine, sehen Se bloß mir an."

Und er schlug sich mit seinem Affenschwanz vor die Brust.

Nun wurde eine Zeitlang über Neger geschimpft, und das dauerte von neun Uhr abends bis um dreie nach Mitternacht. Es war zum Auswachsen. Überdies lauter müßiges, theoretisches Gewäsch. Wenn zu mindest einer aufgestanden wäre: „Meine Herren, heute, da und da, in Kalkutta, in San Franzisko, am Südpol hat ein Chemiker das Negergift erfunden — —!" Ich wäre hingereißt. Aber keiner stand auf und sagte das. Sie schimpften bloß. Unten lachten die Schwarzen, als verstünden sie alles.

Folgte der Rest des Abends und der Getränke. Unsere Abende pflegten auf die Minute so lange zu dauern, als Mathiessens Vorräte hielten. Wenn Mathiessen mit trostlosen Gebärden ankündigte, sein Quantum sei alle, so wurde auch bei uns „Schicht jemacht". Meistens war's die höchste Zeit. Wir tranken alles leer, alles durcheinander, bis auf Jaue, der unerschütterlich am Whisky festhielt. Er behauptete, Wein und Bier schade ihm; nach Wein kriege er einen Rausch, nach Bier Vergiftungssymptome. Nur Whisky bekomme ihm. Doch wir übrigen tranken, was gerade im Glase wuchs. Wenn zufällig ein Brunnen mit Quellwasser vor dem Hause gewesen wäre, den hätten wir aus Irrtum auch ausgetrunken. Dazwischen sangen wir. „Ich hatt' einen Kameraden." „Wann i kumm, wann i kumm, wann i wiederum kumm." Schließlich sangen wir gruppenweis, jede Gruppe für sich was anderes. Takthalten konnte ohnehin niemand mehr. Es handelte sich nur noch um den Radau.

Gerberleben hatte sich längst aus dem Pfuhle gemacht. Trinken, das war nichts Gutes für ihn. Es kostete Geld und schwächte den Organismus. Na und der Mann hatte doch beides nötig, was? Das Geld und den Organismus. Heil dem Wackeren!

Zuletzt schnaufte ich wie ein Nilpferd im Wasser und lachte immerfort, einfach großartig. übrigens war ich bis zu einem gewissen Grade doch bei vollkommen klarer Besinnung, wenn auch nur verworren. Zum Beispiel: zweie am Tisch gerieten in einen Streit. Ja, in einen Streit, das verstand ich noch immerhin ganz genau. Niemand zeigte Interesse für das Streitproblem, die zwei Beteiligten eigentlich auch nicht; sie zankten gerade nur, um nicht einzunicken. Es war aber auch eine haarspalterisch schwierige Doktorfrage. Ob wir Afrikaner Afrikaner seien, oder ob wir Afrikaner Europäer seien, oder ob wir Afrikaner beides seien, Afrikaner und Europäer zugleich? Darum drehte sich's.

Sie schliefen schon alle mehr oder weniger. Jetzt welch ungeheure überraschung, Jaue, kein anderer als Jaue hielt eine fulminante Ansprache, um ein Uhr nach Mitternacht eine Rede, eine Beweisführung, wie man sie im Reichstag nicht schlagender hören mag:

„Wat? Afrikaner wollen ma sein?" Nun, wofür wir übrigens uns selber hielten, das kümmere ihn ja nicht, das sei ihm vielmehr saumäßig egal, aber

er für seine Person, er müsse bitten! Er sei ein Europäer, bums, ja woll! Ein Deutscher, ein Preuße, ein Berliner aus Berlin, Wilmersdorf, Brandenburgische Straße, seine Eltern seien heute noch Hausbesorger in dem Haus. Und man feste Wilhelm! Er sei ein Europäer! In diesem Punkt lasse er sich nicht häkeln. „Wer so dreckig reden tut und sagt, er is 'n Afrikaner, dat is 'n Hochverräter, is der Mann!" Der gehöre nach Moabit, nicht nach Afrika! Er, Jaue, sei ein Europäer so gut wie jeder andere Lump, der ein weißes Zifferblatt vorm Koppe trägt und in Ulaya an der Mutterbrust, an der treuen, guten Mutterbrust — gelegen —

Und Jaue brach ab und gurgelte Tränen. Mutterbrust schien ihn zu rühren. Alles ließ die Köpfe hangen vor Wehmut und Tiefsinn. Ich als einziger klatschte Beifall und schrie „bravo — bravo — bravo" und schleuderte mein Glas auf die Gasse hinaus, klirrlala hopp! Es traf aber keinen Neger.

Dann kam der allgemeine Aufbruch. Der Aufbruch geschah folgendermaßen: alle Männer standen der Reihe nach von ihren Sesseln auf, nur Jaue fiel herunter. Wir wollten ihm aufhelfen, wir zerrten und stützten, jemand versuchte es durch kleine sanfte Püffe mit der Stiefelsohle. Er aber sträubte sich, er lallte:

„Laßt mir liegen — ick bin 'n Europäa."

Wir gingen zu Rat. Ein paar Leute mußten ohnedies auf der Veranda schlafen, weil nicht Zimmer genug im Hotel waren. Jemand rief also nach einer Matratze für Jaue. Plötzlich erhob sich Jaue vom Fußboden, ohne Beihilfe, mit größter Leichtigkeit und sagte grinsend:

„Schweine! Wat jloobt ihr denn? Ich werde woll uf diesen anjespuckten und anjekotzten und — diesen Sauboden schlafen, so wie ihr? Ick pust' euch wat, ick jeh zu Bette! Bäh! Schafsköppe."

Und er machte uns wiederholt einen unverbindlichen Vorschlag, den niemand von uns zu befolgen Lust hatte.

Jetzt wurden die Lampen ausgelöscht. Aha! Das war das Zeichen.

Und schon halt ich eine. — Aber ist das meine? — Ach, das ahn ich nicht!

Tags darauf figuriert sie auf Mathiessens Rechnung. Wein, Bier, Whisky, Logis, Negerin Zora —

Wir singen stehend und barhaupt den Schlußgesang:

„Deutschland — Deutschland — über alles —." Eine Strophe — hoch — gute Nacht!

Mehr weiß ich wirklich nicht von Zora. Als daß sie am nächsten Tag ein Posten auf Mathiessens Rechnung war. Das ist alles.

Hat Zora überhaupt jemals existiert?

Das Fieber

So beginnt es: mit einem kleinen Unwohlsein. So beginnt das Fieber.

Am Vormittag. Ich merke es garnicht, nehme es jedenfalls nicht zur Notiz. Es ist die Zeit der Morgenarbeit.

Ich gehe durch den Sisal. Prüfend, die Arbeiter beobachtend. Die Stauden sind klein, ich finde sie herzlich zurückgeblieben. Jetzt im zweiten Jahr reichen sie mir kaum bis an die Kniee. Der bucklige, spröde Boden in den Furchen bröckelt unter meinen Schritten und tut den Knöcheln weh. Die spitzigen Agavenblätter stechen gelegentlich nach mir, es ist wie eine Finte aus dem Hinterhalt, und ich springe zurück wie zu einer Parade beim Fleurettfechten.

Jede einzelne Staude ist wie ein gewaltiger grüner Igel mit dem Kopf in die Erde gegraben, umgestülpt, und die steilen Borsten drohen in den Himmel.

Die Sonne kommt höher, ich sehe die Sonne nicht mehr, sie verschwindet irgendwo der Mitte zu. Das Licht wird gelb und rötlich und ungeheuer. Blaugrüne Reflexe kommen vom Sisal. Meine Füße stampfen stumpfsinnig in einem schwarzen, runden Tümpel, meinem Schlagschatten. Ich zerquetsche ihn mit den Sohlen, daß er wie Wasser wogt und spritzt.

Und östlich, in der fernsten Ferne, liegt ein schmaler wunderbarer Streif auf dem Horizont; wie ein Ende von einem anderen Himmel, von einem klareren, blaueren, der keinen Dunst und Erdenatem in sich aufnimmt. Sei gegrüßt, sprech ich zu dem schönen Himmelstreif, meine Seele grüßt dich innig, du bist die See! Ich kenne dich, unter dir flutet der Ozean an die Küste, siehe, es ist auch dein Wind, der Seewind, der heute weht. So sei bedankt für deine Brise, du Gegend! Ich wittere Salzluft, hoho, ein Hauch

wie eine Ahnung von Dampfern und Seglern schlägt in meine Einsamkeit, und ich ziehe mein Tuch und winke, winke, besinnungslos und blind vor Sehnsucht, vor Sehnsucht! .....

Ich komme zu mir, Teufel, ich weiß ja, wo ich bin, was ich zu tun habe. Ich blicke finster zu Boden und gehe. Überall klaffen lange, schwarze Risse in der Erde, sie ist beinhart und flammrot wie ein gegerbtes Fell. Es ist die Trockenzeit.

Ich werde müde, ich werde heut rascher müde als sonst. Und ich spüre die Hitze, als wäre sie anders mein, als nur von außen. Ich fühle Hitze in mir, wie rinnendes Gift in den Adern.

Es muß ein Irrtum sein. Ein außerordentlich heißer Tag ...

Weiter.

Es steht eine Negerin vor einem Kautschukbaum. Das lichte, wenige Laub der Krone beschattet sie soviel wie garnicht. Ihr Körper hat ein paar matte, bewegliche Schattenflecke und bleibt im ganzen voll Sonne. Sie sieht aus wie scheckig zwischen Licht und Schatten. Sie zapft. Um die Hüften hat sie ein lohgelbes Tuch aus Baumrindenstoff geschlagen, ihr Oberkörper ist nackt und tätowiert zwischen den Brüsten. Sie hält eine Flasche in der linken Hand, eine Flasche voller Orangensaft und eine halbe ausgepreßte Apfelsine in der rechten. Sie gießt neuen Saft auf die alte Schale und reibt den Stamm ein. Wie den Arm eines Menschen mit einer Essenz, so frottiert sie den Kautschukbaum mit Orangensaft. Dann nimmt sie ein Messer und führt eine Unzahl schnelle, kleine, leichte Dolchstöße gegen den Baum. Nun ist die glatte, silberfahle Rinde zerstochen wie ein Nadelkissen, die Rinde sieht aus wie ein Sieb. Und aus diesen Sieblöchern, den Narben des Kautschukbaumes, quellen weiße, milchige Tropfen, eine harz- oder honiggleiche rasch gerinnende Masse.

Der verwundete Baum blutet. Er blutet weiße, wertvolle Blutstropfen, unser Gut und Geld.

(Schluß folgt.)

Neue Messelbauten / Von Hermann Konsbrück

(Mit fünf Abbildungen)

Das Verwaltungsgebäude der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft — kurz genannt: A.E.G.-Bau — steht am Friedrich Karlufer, unweit des alten Lessingtheaters; das Haus Kretzer trägt die Nummer: Bendlerstraße sechs. Beide Neubauten zieren das werdende Berlin.

Die Bauten Alfred Messels gehören zu den ersten positiven Zeichen, die beweisen, daß die kunstlose, schreckliche Zeit, die auch der Reichshauptstadt ihren Stempel aufdrückte, daß diese Zeit einer besseren weicht. Das Wort: „Renaissance" drängt sich auf! Von Eisen und Ingenieurbauten abgesehen, die ihrerseits gleichfalls Gesundung bringen, stehen Messels Leistungen als Vorläufer am Anfang der Bewegung. Keineswegs nur „Versuche", zeigen sie so starke künstlerische Eigenwerte, daß ihr vorbildlicher Einfluß unausbleiblich ist.

Die Messelbauten verraten in ihrer Gesamterscheinung klar das Wesen der Werke. Der A.E.G.-Bau ist ein Verwaltungsgebäude, dessen Charakter nicht durch eine der beliebten unglücklichen Palastfassaden verhüllt wird. Auch das Wohnhaus trägt keine aufdringliche Maske; beide Bauten treten ehrlich und vornehm auf. Parvenüallüren, protzenhafter Aufputz fehlen so gut wie unschöne Schneiderkostüme. Gerade deshalb sind beide Bauten anständiger angezogen als die aufgedonnerte Umgebung.

Ähnlich einem wohlgewachsenen Körper verrät ihr Äußeres den gesunden, zweckmäßigen Organismus. Ein strenges Denken schuf die Grundrisse, aus denen sich die Fronten logisch ergaben.

Von innen heraus bauend, vermied der Architekt streng jedes willkürliche Spielen mit Bauformen. Formender Wille belebte und bemeisterte hier den Stoff.

Detail der Front des Verwaltungsgebäudes der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft

Digitized by Google

Die Fassade des A.E.G.-Baues wirkt bei aller Einfachheit festlich. Der Massenrhythmus ist ebenso glücklich wie die Reliefbehandlung der Stein- und Putzflächen. Auf einem aus Quadern gebildeten Erdgeschoß erhebt sich eine Pilasterstellung, die das Hauptgesims trägt. Bei dem etwas zurückgesetzten Dachgeschoß sind die schrägen Außenwände vermieden; die Dachsilhouette ist geschlossen, lebendig. Die Mittelachse des Baues wird durch ein vorspringendes Risalit betont, dessen Pilaster ein einfaches Giebeldreieck tragen. Den Schnittpunkt dieser Mittelachse mit der Firstlinie deckt ein geschlossen wirkender Dachreiter, dessen kleine Metallkuppel von ringförmig stehenden Säulchen getragen wird.

Es ist nicht schwer, sich eine in einer Ebene liegende glatte Baufront vorzustellen, der — analog dem A.E.G.-Bau — eine Pilasterstellung vorgelagert ist.

Vorplatz im Hause der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft

Digitized by Google

Treppenhaus im Gebäude der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft

Digitized by Google

Dann liegen zwischen Pilaster- und Fensteraußenkanten Mauerflächen, die leicht gleichwertig den Pilasterflächen wirken können. In unserem Falle ist diese monotone Architektur dadurch vermieden, daß die eigentliche Hausfront, von der nur kleine Flächen zu sehen sind, den Bossencharakter des Erdgeschosses beibehalten hat. Die Fenstergewände zeigen stark abgesetzte Quadern, die im Zusammenhang mit den Schlußsteinen die günstige Wechselwirkung von Ruhe (Pilasterstellung) und Unruhe (Quaderfront) bedingen.

Die Front besteht gleichsam aus zwei Fassaden, die, innigst verschmolzen, sich gegenseitig steigern. Die Architektur macht hier von dem in der Malerei als Elementarmittel bekannten wirkungerzielenden Gegensatz: Ruhe und Unruhe, aufs beste Gebrauch.

Den Kern des Inneren bilden die in den Hauptgeschossen befindlichen Vestibüle, das Treppenhaus und ein großer Sitzungssaal. Die Abbildungen zeigen nicht nur den Charakter der Architektur, sie verraten auch, in welch glänzender Weise der Raum geschaffen und durch die ganz und gar Kunstform gewordene Materie ausgeschmückt worden ist. Selten sind an modernen Bauten die Profile derart zart, ja zurückhaltend und doch voll Verständnis für ihre innere Bedeutung behandelt, wie an den Bauten Messels. Dieses kluge, feinfühlige Sich-Beherrschen geht so weit, daß an den Stuckpilastern des großen Sitzungssaales die Kapitäle fehlen, wodurch ein Zerreißen des durchgehenden Gesimses und eine Störung der Deckenform selbst vermieden wird. Die kleineren Säle wie die Lichthöfe, deren Wände mit weißen Ziegeln verkleidet sind, wurden einfach gehalten. Die Lichthoffenster sind sogar durch unverhüllt gezeigte horizontale Eisenträger abgeschlossen.

Der reiche und bevorzugte Westen Berlins ist eine Architekturwüste, die sich nur weniger Oasen erfreut. Zu ihnen gehört — neben anderen Messelbauten — das Haus Kretzer. Auch diese Front verrät absolut sicheren, durchgebildeten Geschmack, die Fassadenbehandlung ist schlicht und gediegen. Kannellierte Lisenen gliedern die Mauerflächen zwischen den Fenstern, deren einfache Architektur sich der besten Verhältnisse, des zartesten Schmuckes erfreut. Obwohl im Innern des Hauses teilweise sehr kostbares Material verwendet wurde — Tapeten vor allem — herrschen auch dort Geschmack und Takt. Es gibt keinen Raum, dessen behagliche Wohnlichkeit nicht sofort gefangen nimmt. Obwohl die einzelnen Räume ihrer Bestimmung gemäß

Haus Krever

Digitized by Google

durchaus individuell behandelt wurden, wirkt das Ganze einheitlich, wie aus einem Gusse. Man denkt an die verschiedenen Stimmen der Instrumente, die ein gutklingendes Orchester bilden. Daß auf die rein technisch-handwerksmäßig gute Ausführung aller, auch der kleinsten Details größter Wert gelegt wurde, sei nur deshalb betont, weil sich auch hierin ein starker Unterschied geltend macht gegenüber der leider so häufigen, fabrikmäßigen Ausstattung von Räumen, in denen sich viele Zeitgenossen offenbar wohl fühlen.

Jeder Mensch, auch der Schaffende, trägt in sich ein unveränderliches Erbteil; er ist durch unsichtbare, aber starke Fäden mit der Vergangenheit verknüpft. Niemand kann willkürlich seinen Faden an ein „Nichts" anknüpfen. Die alten Fäden müssen mit verwebt werden. Aber es gibt zwei Arbeitsmethoden, zwei Techniken des Weiterwebens: Die Nichtkünstler begnügen sich mit dem alten Material, mit den alten Mustern; sie kopieren. In armer Hausindustrie erzeugen sie die stets gleichartigen Stoffe, die ihnen

Tanzsalon im Hause Kretzer

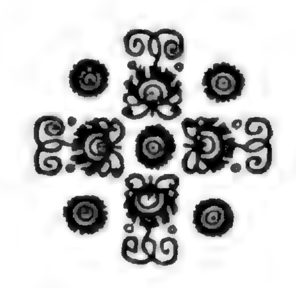
Digitized by Google

gut scheinen, wenn sie den Lebensunterhalt einbringen. Ihre Antipoden und Gegner nehmen nicht nur neues Garn zu den alten Fäden hinzu, sie schaffen auch, gemäß ihrer schöpferischen Kraft, neue Formen, neue Muster und Bilder; jedenfalls entstehen Neuwerte.

Alfred Messel steht, wie er durch Wort und Werk bezeugt, als Künstler durchaus auf dem Boden der Vergangenheit. Er leugnet nicht nur nicht den Wert lebendiger Tradition, er freut sich der reichen Vergangenheit, die, recht betrachtet, die beste Schule zu sein vermag. Konservativ und fortschrittlich zugleich, anerkennt er alte Lehren, ohne Dogmatiker zu sein. Aufgewachsen in einer Zeit, in der die lebendige Überlieferung unter dem Schutthaufen leerer Formeln schier unauffindbar verschüttet lag, fand er den Weg zu dem frischen, befruchtenden Strome wieder. Als Weberkünstler nimmt er die alten, kostbaren Fäden wieder auf und verstärkt sie durch neue; und in seinem Gewebe erscheinen Bilder, Figuren, die der oberflächlich betrachtende Laie leicht für „alt", gar für „Kopie" hält. — Und doch sind diese Bilder und Formen ebensowenig „Kopie", wie es die Formen der Hochrenaissance waren, trotzdem sich auch deren Herkunft aus der Antike nicht leugnen läßt.

Dem heute lebenden Menschen und seinen Bedürfnissen baute Messel Waren- und Wohnhäuser, Verwaltungs- und — (hoffentlich!!) — Museumsbauten; leere Formenschönheit ohne inneren Sinn und Gehalt ist dem Schöpfer des klassischen Wertheimhauses fremd. Wohl faßt er den Geist, das Wesen alter Kostbarkeiten; aber er plündert nicht alte Schatzkammern, um den Raub auf den Markt zu bringen.

Messel prägt eigene Münzen! Umgeschmolzen und geschlagen von ihm hat das Edelmetall mit dem Prägestempel A. M. heute schon recht hohen Kurswert. Der weiterhin steigende Wert wird „die Börse der inneren Werte" auf das günstigste beeinflussen.



Altes Gefängnisgebäude („Die Scheune") der Schlüsselburger Festung
(Nach der Zeichnung eines Gefangenen)

In der Schlüsselburger Festung

Stimmungen und Bilder von Michael Noworusskij

Vorliegende Skizzen enthalten auch keinen Tropfen dichterischer Erfindung. Fast neunzehn Jahre meines Lebens habe ich in Schlüsselburg zugebracht: vom fünften Mai 1887 bis zum achtundzwanzigsten Oktober 1905. Wenn ich versuche, diese Zeit in meinem Gedächtnis wachzurufen, sind es nur einzelne, durch kein gemeinschaftliches Band verknüpfte, zufällig erhaltene Episoden, die in meiner Erinnerung auftauchen. Ich war bemüht, sie an dieser Stelle möglichst getreu wiederzugeben, sie so niederzuschreiben, wie ich es in einem Tagebuch getan hätte, falls ich damals ein solches hätte führen können. Sogar die Gewohnheit, zu mir selbst in zweiter Person zu reden, habe ich beibehalten: sie ist die Frucht der langjährigen erzwungenen Einsamkeit, wo ich selbst mein einziger Gesellschafter war.

I
Die ersten Tage

Auf ewig ... Laß jede Hoffnung schwinden ... Ob du schuldig bist oder unschuldig, — dein Schicksal ist besiegelt, und du kannst daran nicht rütteln.

Fasse Geduld und warte. Vielleicht kommen für dich noch bessere Tage; vielleicht auch nicht. Kein Lichtpunkt schimmert dir in der Ferne, und du hast nichts zu hoffen. Eine endlose Reihe grauer, eintöniger Tage liegt vor dir. Keine Freude, keine Zerstreuung, keine Beschäftigung. Weder Sinn, noch Ziel und Zweck. Kein Drängen und Streben, nichts. Wozu denn auch? Man kann essen, irgendwie und irgendwas, trinken und schlafen, und auch lesen, apathisch und unproduktiv lesen. Alles übrige, tatsächlich alles — ist unerreichbar. Was für ein Grauen — dies „alles"!

Vom frühen Morgen an ist der Kopf nicht in Ordnung. Der Schlaf war schlecht: Mstislaw der Kühne und Mstislaw der Tapfere, Igar und Wassilko,*) die Peschenegi und Polowzy**) — die ganze Nacht gingen sie wirr im Kopf herum. Nicht die Personen, sondern die gedruckten Zeilen, die von ihnen erzählten, ganze Sätze aus dem Geschichtsbuch, das du den ganzen Tag in der Hand hieltest und durch kein anderes ersetzen konntest. Kurz — im Wachen oder im Träumen — immer das Buch. Und den ganzen Tag, jeden Tag, immer, immer ein und dasselbe!

Um diesen Alpdruck der Eintönigkeit los zu werden, gibt es nur ein Mittel: die Bilder der Vergangenheit auferstehen zu lassen. Aber ihre Auferstehung ist ein gefährliches Ding, denn nur allzubald verlierst du jede Macht über sie. Sie erfüllen dein ganzes Wesen und beleben die Vergangenheit durch herrlich helle und verführerische Farben.

Einen erstaunlichen Reiz hat für uns das Unerreichbare! Obwohl ich sechsundzwanzig Jahre auf Gottes weiter Welt gelebt habe, ist meine Vergangenheit arm an Eindrücken. Und selbst die, welche sich in meinem Gedächtnis erhalten haben, sind, offen gesagt, dessen nicht wert. Aber hier scheinen sie so teuer, so anziehend zu sein, als wären sie alle außergewöhnlich wichtig und erhaben.

Die Zeit schleicht langsam dahin. Vergebens müht sich der Geist, irgendeine neue Beschäftigung zu erfinden. Seite um Seite liest du, aber ohne jedes Interesse und mit nur geringer Aufmerksamkeit. Wozu auch Kenntnisse in dieser Hölle, was für einen Sinn haben sie?

---

*) Fürsten aus der frühesten Geschichte Rußlands.

**) Wilde Völkerschaften derselben Zeit.

Ich war nie ein Anhänger der Wissenschaft um ihrer selbst willen. Hätte mir irgendein Versucher den Vorschlag gemacht, vor mir alle Weltgeheimnisse zu enthüllen, aber unter der Bedingung, niemand etwas davon zu sagen, — ein solches Geschenk hätte mich äußerst kalt gelassen. Ich brauchte Kenntnisse als einen Stützpunkt für meine Tätigkeit, als ein reiches Kapital, das ich im Interesse meiner Mitmenschen zu verwenden gedachte. Dieses Ziel hatte ich während meiner Studien stets vor Augen, und ihm verdanke ich es, wenn ich in kurzer Zeit stets das Maximum von Arbeit leisten konnte.

Jetzt aber liegt alles in Schutt und Staub, und das Buch entfällt der entmutigten Hand. Eine Viertelstunde Lektüre, eine Viertelstunde auf und ab gehen in der Zelle. Darauf kann man eine Viertelstunde auf dem Bette liegen. Und doch bleibt zwischen den Schlägen der Turmuhr eine ganze Viertelstunde ohne Beschäftigung. Was mit ihr anfangen? Und wieviel solch nutzloser, langweiliger, bang-drückender Viertelstunden — von sieben Uhr früh bis abends um neun!

Alles hat sich plötzlich so radikal verändert! Daß du zum Verlust von allem Menschlichen verurteilt bist, ist noch nicht so radikal: es ist gewesen, jetzt ist es nicht mehr — das ist alles. Aber in der Zeitverwendung ist ein völliger Umschwung eingetreten. Früher schien der Tag zu kurz, um alles Notwendige zu vollbringen; jetzt aber weißt du nicht, wie ihn ausfüllen, denn du hast ihn ganz und voll bis auf die letzte Minute und kannst ihn doch nicht brauchen. Früher wurdest du förmlich in Stücke gerissen: die täglichen Angelegenheiten,

Neues Gefängnisgebäude der Schlüsselburger Festung
(Nach der Zeichnung eines Gefangenen)

Digitized by Google

die geistigen Bedürfnisse ließen keinen Augenblick freie Zeit. Jetzt hast du nichts zu erwarten als Zeit, dauernde, tote, mörderische Zeit.

Früher lebtest du gleichsam unter dem Druck dreier Atmosphären, der dich zwang, überall zu streben, zu eilen, dich abzuhetzen. Du empfandest es als eine Pflicht oder einen inneren Zwang.

Jetzt plötzlich — keinerlei innere Triebfeder. Nichts und niemand verpflichtet dich zu etwas. Freier Spielraum für dauernde Erholung, für ungestörtes Nichtstun. Der innere Regulator des Handelns hat seine Arbeit eingestellt, denn sie hat unter den gegenwärtigen Umständen jeden Sinn verloren. Auch Anregungen, die von anderen Menschen ausgehen, hast du hier nicht zu erwarten. Stillsitzen und schlafen. Da ist sie, die ersehnte Ruhe, nach der deine erregte Seele in früheren Zeiten vergeblich lechzte; denn sogar in Ferientagen hast du immer Pläne geschmiedet, über deine persönliche und auch die gesellschaftliche Zukunft gegrübelt.

Jetzt — keine Pläne, keine Grübeleien mehr. Der Gedanke an die Zukunft wird nie wieder seinen Schatten auf dein Bewußtsein werfen, nie wieder dein Gewissen in Aufruhr versetzen. Jene Sorge um den kommenden Tag, die vom Leben unzertrennlich und jedem denkenden Wesen eigentümlich ist, ist hier spurlos verschwunden, und die sie begleitende innere Unruhe ist auf ewig verstummt.

Die Ruhe ist vollkommen. Hier kannst du wirklich ausruhen — bis zum Wahnsinn.

Öde Langeweile! .. Wahrscheinlich trägt sie die Schuld daran, daß du so zerstreut ins Buch blickst. Der Geist irrt irgendwo weit ab, auf entfernten Pfaden, und müht sich vergebens ein „Gegengift" zu finden. Die Brust ist beklemmt, bedrückt, und es gibt kein Hilfsmittel gegen diesen dumpfen Schmerz. Du weißt auch nicht, ob er endlich aufhören oder ein unzertrennlicher Begleiter deines „lebenslänglichen" Daseins bleiben wird.

Dieser Schmerz, wohl der Nostalgie ähnlich, bleibt sich nicht immer gleich. Wie dem Zahnweh, sind auch ihm seine Paroxysmen, seine Augenblicke der Abstumpfung eigen. Und die Paroxysmen fallen immer mit einer besonders lebhaften Erinnerung, einem besonders farbenreichen Bilde zusammen, welches das Bewußtsein der Hoffnungslosigkeit, der ewigen Finsternis noch mehr erhöht und verschärft.

Endlich ist der endlose, öde, grauenhaft langweilige Tag dem Ende nah. Aber kein Seufzer der Erleichterung entringt sich der Brust. Ihm folgt die Nacht, die selbst dem Schlafenden so lang erscheint. Nach einem in Nichtstun verbrachten Tag kommt der Schlaf nicht bald, er erfrischt und erquickt nicht. Und der ihm folgende Morgen, der einen neuen, aber ebenso langen

Michael Noworusskij in der Gefangenenkleidung der Schlüsselburger Festung

Digitized by Google

und unnützen Tag verkündet, wird kein neues Leben, keine geistige Frische bringen.

Draußen scheint vielleicht die Sonne: es ist Maientag. Aber du spürst nichts davon. Dein finsteres Gewölbe mit seinen undurchsichtigen Glasscheiben, die nicht das Himmelsblau, sondern den Schatten der benachbarten hundertjährigen Mauer widerspiegeln, bleibt immer dasselbe — Mai wie November. Selbst das winzige Stückchen blauen Himmels, das du mit großer Anstrengung am oberen Fensterrahmen entdecktest, verheißt dir weder Trost noch Freude.

Auch die Phantasie schläft und ist nicht imstande, irgendwelche glänzende Bilder zu schaffen, die das Gefühl des eigenen Ichs, das Gefühl der umgebenden Trostlosigkeit verscheuchen könnten.

Keine Anspannung des Willens, keine heldenhaften Anstrengungen vermögen in solchen Tagen wenn auch nur für eine Stunde Vergessenheit zu schaffen, ein Vergessen der Steinmauern, die dich umstehen, und des Verständnisses für den ganzen Schrecken deiner Lage. Wie ein Alpdruck lasten diese Mauern, und sie nicht zu fühlen, ist ebenso unmöglich, wie es einem unter die Glocke der Luftpumpe gesetzten Vogel unmöglich ist, nicht zu flattern und zu ersticken.

2

Silvesternacht

Erstes Jahr der Haft.

In der gewohnten, betäubenden Stille, die tot und leblos zu sein scheint, sowie man das Buch fallen läßt und ihr zu lauschen anfängt, hörst du das Klopfen der Nachbarn untereinander.

Dieser leichte Triller, der mit seinem periodischen Charakter an die Arbeit eines Telegraphenapparates erinnert, aber kaum hörbar ist wie das Ticken einer Taschenuhr, macht hier den Eindruck einer wahren Zaubermusik.

Jetzt führt man Feiertagsgespräche. Bald ist Mitternacht. Die Erinnerung an frühere Silvesterfeiern halten uns wach und verscheuchen den Schlaf. Wir erwarten Mitternacht in gehobener Stimmung und werden Gratulationen austauschen. Aber nicht mit Reden und Pokalen, sondern durch

Pochen. Der eine bewaffnet sich mit einem Griffel, der andere mit einem Bleistift oder Löffel, die Erfinderischen unter uns haben schon längst einen Hammer aus Brot geformt und ihn auf dem Ofen getrocknet. Wird in das Brot noch etwas Sand gemischt, so hat man ein vorzügliches, dauerhaftes Instrument für Unterhaltungen. Selbst auf größere Entfernungen. So bewaffnet, erwarten wir Mitternacht. Ab und zu werden träge Phrasen gewechselt.

Die Turmuhr schlägt zwölf. Von allen Seiten, von oben und unten, von rechts und links ertönt das Pochen laut, hastig und nervös und wirkt erregend auf alle Teilnehmer. Wir suchen jedem Leidensgenossen, der sich in irgend erreichbarer Entfernung befindet, wenigstens ein paar Worte, ein paar kurze Grüße und Glückwünsche zu übermitteln.

Oft kleiden wir sie in poetische Form. So tönen sie harmonischer und schöner. Wer kann, gibt seine eigenen Verse zum besten, andere begnügen sich mit Erzeugnissen fremder Dichtkunst, die man sich rechtzeitig von einem an poetischer Begabung reicheren Genossen holt. So bringt mein Nachbar ein Gedicht von Bogdanowitsch*), wo es unter anderem von uns hieß: „Euer Heldenwerk habt ihr ehrlich vollbracht . . .“

Was aber die Gratulation selbst anbetrifft, so erklärte der Dichter:

„Zur Silvesterabendstunde
Werd' ich euch nicht gratulieren,
Meine teuren Leidensbrüder,
Denn ich seh' aus eurer Wunde
Fließen noch das Blut danieder . . .“

Wir alle haben jetzt eine Neigung zur Poesie. Jede schöne Literatur, sei es in Prosa oder in Versen, war früher aus unserer Bibliothek streng verbannt, und Menschen mit reicher Phantasie, die nach schönen Bildern und wohlklingenden Worten dürsteten, fanden hier nicht die geringste Befriedigung. Daher kam es vielleicht, daß wir unsere Einbildungskraft aufs äußerste anstrengten, um selbst die allereinfachsten Gedanken und Gefühle in Reime zu gießen. Oder vielleicht waren unsere Gefühle, die wir mit uns

*) Einer der hervorragendsten Organisatoren der revolutionären Partei „Narodnaja Wolja“ und Teilnehmer an einer Reihe von Attentaten auf Alexander II., im Jahre 1883 zum Tode verurteilt und dann zu lebenslänglicher Haft „begnadigt“. Er starb einen qualvollen Tod in den Mauern von Schlüsselburg.

herumtragen mußten, infolgedessen besonders hochgespannt und verlangten nach einer nicht alltäglichen, etwas überschwenglichen Ausdrucksweise.

Tief in die Nacht hinein dauert das Pochen. Aber geduldig hören wir uns der Reihe nach alle Glückwünsche unserer Genossen an und notieren uns sorgfältig die Gedichte in unsere Hefte.

Erschöpft und ermüdet von der ungewohnten Aufregung, aber mit verklärtem und gerührtem Herzen schlummern wir dann sorglos ein . . .

(Fortsetzung folgt)

Der arme König / Von N. Freiherr von Stetten

Der Konak von Belgrad beherbergt einen vorzeitig müdgewordenen, seiner Krone, seiner Hoffnungen und Pläne überdrüssigen, gründlich enttäuschten und vereinsamten König. Peter Karageorgewitsch, einst von seinen jetzt ergrauten Kameraden von St. Cyr nur „mon vieux Kara" angesprochen, dürfte sich das „Königsein" doch etwas anders vorgestellt haben. In seiner Weltfremdheit kannte er das heutige Serbien nur aus dem Spiegelbild, das ihm einige Landsleute vorgaukelten. Männer, die unter Milan oder Alexander wirkliche oder vermeintliche Unbilden erlitten und einen Peter zu ihrer Rache brauchten. So seelenruhig und nüchtern sich auch der alte Kara in Genf gab, so war doch das Heißblut, das in jedem Südslawen fließt, auch in ihm nicht so verwässert, daß es nicht aufgebraust hätte, als man ihm von der Möglichkeit sprach, den degenerierten letzten Obrenowitsch zu entthronen und ihn, den Träger eines in Serbien großen und einst bodenständigen Namens, zu berufen. Und da er kein eigenes Urteil über die wahren Ursachen des serbischen Verfalles besaß, malte er sich in naiver Selbsttäuschung aus, wie er durch milde, korrekte, gerechte und systematische Führung nach und nach wieder Ruhe und Ordnung in jenes politische Chaos bringen würde.

Da kam die Tat der Verschwörer. Der Königsmord anstatt der Entthronung. Ein Abschlachten von König und Königin durch ungestüme Prätorianer. Wer diese Tragödie an Ort und Stelle miterlebte, weiß, daß der

Mord mehr aus Ungeschicklichkeit und Unüberlegtheit der Akteure erfolgte, denn aus Vorsatz. In ihrer Erregung wußten die Offiziere plötzlich nicht mehr, wie sie die Absetzung ausführen sollten. Da schossen und stachen sie.

Jetzt stand die Sache Peters mit einem Male anders. Die Verschwörer, eine nicht unbeträchtliche Schar, die unter dem verblüffenden Eindruck der Tat auch zeitlich die Macht über das Land errang, brauchten rasch einen unverantwortlichen Schutz, eine Deckung für ihre Tat. Das mußte Peter sein. Und da die Herde doch nichts ohne Leittiere tut, war es kein Kunststück, eine Berufung des Karageorgewitsch aus dem Willen des Volkes zu inszenieren.

Peter, der der Mordidee sicher ferne stand, nicht so aber der Entthronung, verfügte damals offenbar nicht über die Seelenruhe, der Berufung durch die Königsmörder zu widerstehen und die vorherige gesetzmäßige Ordnung dieser kompromittierenden Angelegenheit zu verlangen. So kam er in den Ruf des Komplizen, wo nicht gar des geistigen Urhebers des Verbrechens und, was in der Folge für ihn noch bedenklicher wurde, in eine nicht mehr abzuschüttelnde, qualvolle Abhängigkeit von den Verschwörern. Denn diese zwangen „ihrem" König sofort einen Pakt auf, wonach kein Teilnehmer an der politischen Befreiung, wie sie die dumm-grausame Abschlachtung umschrieben, je zur Verantwortung gezogen werden dürfe. Die Verschwörerfrage wurde damit für Serbien zu einer perennierenden, unlösbaren gestempelt, solange Peter regiert.

Und nun begann eine lange Reihe von Angriffen, Kämpfen, Widerwärtigkeiten, Demütigungen, die der gebundene König hinnehmen mußte. Die Verschwörerpartei stellt eine bleibende Geheimmacht im Staate vor, bekam politischen Parteicharakter und dadurch Zulauf und Verstärkung. Wenn einzelne gegen namhafte Opfer, die der König bringen mußte, freiwillig von allzu sichtbaren Stellen und Würden zurücktraten, um im Auslande den Glauben zu wecken, die Verschwörerfrage sei endlich im Sinne des allgemeinen Verlangens, Königsmörder nicht in Amt und Würden zu belassen, gelöst worden, so war das Bluff. Tatsächlich sind auch heute noch die Verschwörer Herren, — wenn schon nicht über das Land, so über den König. Jede Regierung muß mit ihnen rechnen. Und jede Regierung muß aussichtslos gegen diesen Staat im Staate kämpfen. Der Königspakt steht über allem. König Peter hat in diesen Reibungen mit dem Ausland, das solange keine Berührung

mit seiner Person will, als die Mörderfrage offensteht, wie mit dem Inland seine ganze Energie, seinen guten Willen, Ordnung zu schaffen, fast gänzlich verbraucht. Die Hoffnungslosigkeit, je aus dieser Sklaverei befreit zu werden, hat den alternden König vorzeitig völlig senil gemacht.

Viel zu spät ist König Peter zu der Einsicht gekommen, daß Serbien infolge der vielen Regierungsexperimente, die der geniale, aber für systematische Friedensarbeit ungeeignete König Milan und sein neronischen Anwandlungen unterworfener, auch politisch pervers veranlagter Sohn Alexander anstellten, und infolge der das Gesamtwohl schwer schädigenden, leidenschaftlichen Parteipolitik immer mehr dem politischen und wirtschaftlichen Verfall zusteuert; daß ein Land, welches schon im Genuß der weitgehendsten Freiheiten stand, ohne etwas anderes zu seinem dauernden Besitz zu machen als Korruption und Lockerung der Moral, nur mehr durch diktatorische Energie, durch eine eiserne Hand gerettet werden könnte. Sein ganzes Programm von Systematik, Gerechtigkeit, kultureller Erziehung ist da wie ein Kartenhaus zusammengestürzt.

König Peter erkennt nunmehr ganz gut, daß die ruinösen Tendenzen seiner verschiedenen Parteiregierungen, das notleidende Land über den drohenden Verfall hinwegzutäuschen, indem sie politische Leidenschaften, wie die makedonische Aufstandsidee nährten und anfachten, um die Erkenntnis im Innern zu hindern, Serbien in seiner Rangstellung am Balkan immer weiter zurücksetzen. Er hat aber nun einmal nicht das Zeug dazu, einen Gewaltakt zu wagen. Hingegen kann man dem armen König das Zeugnis nicht versagen, daß er seine Ohnmacht voll erkannt hat und daher ganz entschlossen wäre, zugunsten seines Sohnes abzudanken. Man muß sich nur in die Psyche eines solchen Balkanfürsten hineindenken können. Während andere, wie sein Gebietsnachbar Fürst Ferdinand von Bulgarien, sich durch Reisen und Besuche fremder Höfe ihr Regentenbewußtsein, wenn es die trostlosen inneren Verhältnisse bedenklich lockerten, immer wieder stärken, kann der von dem Fluch seiner Berufung durch die Königsmörder Betroffene serbischen Boden nicht verlassen, ohne neue Demütigungen zu gewärtigen. Im Hause noch dazu einen ungeratenen, exzessiven Sohn als Thronfolger, über den der schwache Vater ebensowenig die Herrschaft hat wie über die Verschwörer. Und in einem Lande, das seine ganze Unzufriedenheit zu Lasten des immer verschlossener und

schwankender werdenden Königs schreibt, steht Peter auch heute noch vor der Unmöglichkeit, durch Selbstaufopferung, durch freiwillige Abdankung den Thron seiner Dynastie zu sichern.

Die Verschwörer wollen aus begreiflichen Gründen nicht, daß der König mit dem „Pakte" abgehe und ein Nachfolger, der sich nicht gebunden hat, Träger der serbischen Krone werde. Die Verschwörer haben es infolgedessen durch ihre vielfachen Verbindungen zuwege gebracht, ein psychopathisch bedrohliches Bild von der Person des Kronprinzen Georg im Auslande festzulegen, so daß auch von dieser Seite auf König Peter eingewirkt wird, seine Abdankungsabsichten aufzugeben. Tatsächlich ist der serbische Kronprinz ein Prinz Übermut, der viele tolle Streiche ausführt, die vom Balkanmaß auf jenes von Kultureuropa übertragen, ganz gut Bedenken gegen einen solchen König auslösen können. Aber keine einzige der Grausamkeiten und Gewalttaten, die Zweifel an der Zurechnungsfähigkeit des Thronfolgers gestatten, wie sie in der europäischen Presse verbreitet werden, hält bei näherer Untersuchung stand. Es waren durchaus Ulk- und Übermutsfälle, die den politischen Charakter der Person nicht belasten.

Der arme König hat aber nunmehr auch den Mut der Abdankung verloren.

In dem freud- und lichtlosen Konak, in dem die düsteren Erinnerungen an die letzte Königstragödie als Gespenster am Tage umgehen, muß der seiner Lage nicht gewachsene König wider seinen Willen auf dem Posten bleiben. Die politische Folge der Schwächung seiner Position ist auch für das Ausland von Bedeutung. Denn der arme Peter greift ja mit beiden Händen nach jeder ihm beigebrachten Einflüsterung, durch äußere Betätigung die Aufmerksamkeit vom Innern abzulenken. So stürzt sich Serbien immer tiefer in das makedonische und großserbische Abenteuer. Die Geschichte ist reich an Beispielen, daß solche Zustände zu äußeren Konflikten und Kriegen geführt haben. Wer die Balkanruhe erhalten wissen und den inneren Zusammenbruch Serbiens verhüten will, müßte allen Einfluß und alle Mittel daransetzen, König Peters freiwillige Abdankung zu fördern. Unlängst erst charakterisierte ein sehr angesehener serbischer Politiker diese Frage in einem Gespräche mit mir, das er übrigens ganz unverfroren in Gegenwart vieler Offiziere und Beamten in einem belgrader Café führte, dahin, daß er

ausführte: „Wir Serben konnten keine ungünstigere Wahl treffen als Peter Karageorgewitsch. Unsere Lage erforderte einen Mann von Eisen, keinen Schwächling. Wir kämpfen mit Bulgarien um die Vorherrschaft unter den Balkanstaaten. Da hätte uns irgendein Prinz mit Verbindungen not getan. Nicht ein historisches Möbel — aus der serbischen Garderobe. Wir gehen unter Karageorgewitsch täglich um Jahre zurück. Das muß ein Ende haben." —

Armer König mit deinen Plänen vom gerechten, systematischen, inneren Wiederaufbau Serbiens! Armer alter Kara, — dem nicht einmal der „König im Exil" gegönnt wird, weil die Verschwörer ihn als Schild brauchen!

Das Stiergefecht / Von Joh. V. Jensen

(Schluß)

Das Pferd, das abseits auf seinen Hinterbeinen sitzt und über seine Ohnmacht grübelt, bekommt den Eindruck, als ob alle es vergessen hätten. Vielleicht kann es sich eine Rast gönnen. Und es legt sich still auf die Seite und streckt den Kopf vor sich in den Sand. Einer der Stallknechte sieht es und kommt heran und schlägt ihm herzhaft über die Augen. Als er aber sieht, daß es nicht mehr kann, zieht er ein Messer mit einer herzförmigen Spitze und stößt es ihm oben in das Rückenmark. Das Pferd krümmt und streckt sich eine Minute wie in elektrischen Zuckungen, bis es stillliegt. Nur die Messer sind hier barmherzig.

Der Banderillero stampft auf die Erde und macht sich wichtig. Der Stier stürzt im Galopp auf ihn los; und vorgestreckt, zwischen den Hörnern stehend, stößt der Mann dem Stier blitzschnell beide Banderillen auf einmal in den Rücken, — und weg ist er. Applaus. Diese Banderillen haben Widerhaken, sonst würden sie ja gleich wieder herausfallen; und wenn der Stier sich bewegt, fressen die Spitzen sich in sein lebendiges Fleisch hinein. Er wirft den Kopf zurück und springt aufrecht in die Luft. Das Blut strömt die Flanken hinab und tropft von der Wamme. Wenn der Stier sich bewegt, fliegen rote Lichtfunken aus seinem Bug. Und er bewegt sich ununterbrochen, plump geschmeidig wie er ist, er will einen von diesen Zweibeinen in grünen oder gelben oder

roten Seidenkostümen aufspießen, er meint, daß das von ihm erwartet wird. Anstatt aber einen wirklich aufs Horn zu nehmen, empfängt der dumme Stier noch zwei Paar Banderillen in seinem Fleisch; und als er just in der Nähe eines der toten Pferde ist, stürzt er sich in seiner Qual und Wut wie ein Schwimmer kopfüber in den toten Körper, zerreißt ihn, quetscht ihn, ballt ihn zusammen und zerrt alle Eingeweide heraus. Das tote Pferd scheint wieder aufzuleben und phantastisch zu zappeln, es sieht unglaublich barock aus, und die Menge lacht. Wenn eine Lachwoge über dieses große, kostbare Blumenbeet geht, klingt es wie der Zugwind von einem Vogelschwarm, einer ungeheuren Schar seltsamer Vögel, die alle ihren Schnabel in einem Aas genetzt haben.

Der Stier ist jetzt ganz außer Atem und sehr angestrengt, er keucht, die blutgeronnenen Seiten wogen ein und aus, und die Zunge hängt ihm lahm aus dem Maul. Dadurch aber bekommt er einen behenden und pfiffigen Ausdruck, ungefähr wie ein Hund, mit dem man spielt, und der im Eifer vergißt, seine Zunge zu beherrschen.

Es tritt eine Flauheit in der Vorstellung ein. In der Zwischenzeit schnüffelt der Stier an der Tür, durch die er hereingekommen ist; er legt den Kopf auf die Seite und betrachtet die Riegel. Ob diese Tür nicht geöffnet werden könnte? Nein! Das scheint nicht die Absicht zu sein. Keineswegs. Die Capeadore jagen ihn wieder in die Mitte der Arena. Jetzt versucht der Stier zu entkommen, indem er über die Barriere springt, ein unerwarteter, prachtvoller Sprung von einem Zweihufer. Es geht eine unwillkürliche Bewegung durch die Zuschauermenge. Der Stier aber gelangt nur in einen Laufgang, von wo er wieder zurückgetrieben wird.

Vor der Präsidentenloge steht der Espada Enrique Vargas mit entblößtem Haupte und wendet sein glattes Pfaffengesicht nach oben. Er bittet um die Erlaubnis, das Spiel zu beenden. Er braucht nicht darum zu bitten, es ist nur eine Formsache. Wenn er dagegen darum bitten würde, den Stier zu schonen ... Enrique Vargas bittet nicht darum, — er hat vielleicht Frau und Kinder.

Dann tritt er mit Kammerdienerschritten vor, in der linken Hand hält er eine feuerrote Decke, und in der rechten trägt er den Degen in delikater, wagerechter Linie. Erst ermattet und verwirrt er den Stier mit der Decke, und darauf sticht er viermal verkehrt. Hat man so etwas schon erlebt? Bei

den beiden ersten Malen ist die Klinge im Rücken des Tieres stecken geblieben, aber bei den Sprüngen des Stieres wird sie wieder herausgerüttelt. Der Stich muß eine bestimmte Stelle treffen, und der Espada muß eine bestimmte Position vor dem Stier einnehmen. Er katalepsiert den Stier mit der roten Decke, und wenn das Tier vor Zweifel und Unschlüssigkeit stillsteht, muß er sich eilen, ihn zu treffen. Er macht seine Sache schlecht, und das Publikum schreit ihm seinen Hohn zu. Ich finde auch, daß es unsaubere Arbeit ist, und rufe: Elender! zu ihm herab. Was nützt es, daß der fünfte Stich brav ist; er tritt ohne Applaus zurück, tüchtig verlegen und schamrot.

Der Degenschaft und einige Zoll von der Klinge sitzen auf dem Rücken des Stieres. Der Rest befindet sich metertief in seinem Inneren. Jetzt kommt es darauf an, ob der Stoß gut geführt ist. Wie lange wird es der Stier noch treiben? Er windet sich, steht still und wölbt den Rücken in die Höhe. Das Blut spült und plätschert infolge der inneren Verblutung aus dem Munde. Der Stier sieht verständnislos und etwas dämlich aus, er hebt den Kopf hoch in die Luft, um sich um die schmerzende Stelle sozusagen zu konzentrieren; und da diese Stellung sich dazu eignet, brüllt er einmal — Muh! Durch mein Bewußtsein gleitet ein leises Gewebe von Sommerstimmung, grünen Weiden, rinnenden Bächlein und dem fernen Buh eines Rindes.

Kurz darauf beginnt der Stier zu schwanken. Die Capeadore aber lassen ihn nicht nach Belieben schwanken, sondern umkreisen ihn getreulich mit ihren Mänteln, und er stößt nach ihnen mit seinem vielkantigen Kopf und voltigiert, so gut er es vermag. Plötzlich fällt ihm die Stalltür wieder ein, er hat ein Gefühl, als ob er jetzt nach Hause möchte, und er taumelt quer über die Arena wie ein Mann, der seinen Rausch etwas unsicher, aber doch in eine bestimmte Richtung trägt.

Dem Stier jedoch wird es nicht erlaubt, eine bestimmte Richtung einzuschlagen, er wird umhergejagt und macht in seiner Verzweiflung einen letzten Versuch, einem der Menschen die Knochen zu zermalmen. Da er schwindlich und betäubt ist, achtet er nicht auf seine Augen, und die Mantelzipfel schlagen gegen die zarten Augäpfel.

Ja, ja, wartet nur! . . der Stier ermannt sich und rast dahin, jagt sie allesamt über die Barriere. Er steht eine Weile und glotzt sie an, und — ja, dann legt er sich nieder, legt sich einfach nieder. In dem Augenblick,

wo er Ruhe hat, fühlt er sich ein ganz klein wenig behaglich, er leckt sich ein paarmal in jedes Nasenloch und macht eine Schluckbewegung, als fühlte er das Bedürfnis, einen Futterkloß hinaufzuschieben und ihn wiederzukäuen. Jetzt aber springen sie allesamt zu ihm herab und schlagen ihm mit ihren Mänteln über die Augen. Der Stier wendet den Kopf hin und her und zittert mit den Augenlidern. Er erhebt sich dann, da es nun einmal sein soll, und steht schwankend da. Wird von einem Todesschauder gerüttelt und hustet geklumptes Blut auf die Erde. Stößt und fegt mit den ohnmächtigen Hörnern nach den Capeadoren. Und der klotzige Kopf sinkt herab, er wird so matt.

Erst als der Stier seitwärts umsinkt, lassen die Capeadore ihn in Ruhe. Die Stallknechte müssen leider heran, — es ist eine schlechte Estokade. Zwei, drei Male hacken sie das Messer in das Rückenmark des Stieres, und nach einigen Minuten des Krampfes stirbt er. Jetzt kommen die Stallknechte mit Wagen herein, und die toten Tiere werden im Galopp quer über die Arena gezogen. Sie hängen schlaff seitwärts herab — hu hei, es ist ein Triumph, zuzusehen.

Das war Nummer eins. Es war nichts Besonderes, nicht sehr wütend und nur mittelmäßig tapfer: Sieben Angriffe, vier Stürze, zwei Pferde. Banderillen gut. Estokade sehr schlecht. Nummer zwei, drei und vier fielen auch sehr pauvre aus. Nummer fünf war dagegen recht lebhaft und brachte hübsche Sachen. Drei Pferde. Atonio Fuentes stieß fünfmal miserabel und das sechstemal wundervoll. Atonio Fuentes, sonst gewandt, soll sich mehr zusammennehmen.

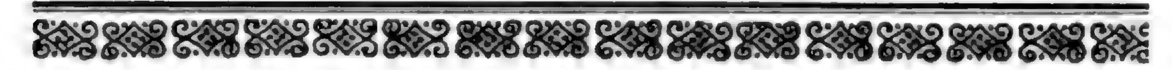
Der sechste und letzte Stier war gut, gründlich gereizt und bis zum Wahnsinn gequält. Er zerriß acht Pferde. „El Nacional" aber konstatierte mit einer gewissen Bitterkeit, daß drei davon freilich schon durch frühere Stiere halbtot waren. Was ist das für eine Ungehörigkeit, wir möchten heile Häute zum Zerstechen. Wir wollen doch hier in Spanien keine toten Pferde umbringen!

Man höre, wie die acht Pferde getötet wurden. Eines wurde tief in die fleischige Brust getroffen und auf die Erde geschleudert, darauf wurde ihm beim zweiten Angriff der Hals so entsetzlich aufgeschlitzt, daß der Tod sofort eintrat. Der Picador benutzte inzwischen die Gelegenheit, den Stier ehrlich mit der Lanze zu stechen, und als er nachher stöhnend und voller Beulen auf-

gesammelt wurde, erhinkte er sich einen Applaus. Ein Pferd wurde vom Picador dem Stier in hohnvoller Stellung zugekehrt, so daß derselbe mit dem Angriff zögerte (Bravo) — dann griff der Stier an und begrub sein eines Horn unter dem Schwanz des Pferdes, hob es einige Minuten mit den Hinterbeinen von der Erde und preßte es schließlich der Länge nach zusammen. Und als das Pferd wieder auf seinen Beinen stand, strahlte das rote Blut dick aus seinem Körper heraus. Es sah so aus, als ob es sich etwas anderes vornähme, und die Munterkeit brach brausend hervor. Mitten durch den Lärm aber hörte ich das Pferd schreien, wild und gellend wie eine Lokomotive in einer Bergkluft. Im übrigen verhielten die Pferde sich während der Qualen ruhig. Einem wurde das Maul aufgerissen, dazu schwieg es; ja, da man die Zähne sehen konnte, war es, als ob es aufgeräumt lächelte. Dann bekam es sein Bein aufgerissen, es muckste nicht, sondern ritt zum drittenmal vor, wobei seine Gedärme bloßgelegt wurden. Der Dünndarm beschwerte das Tier, aber es machte nicht viel Aufhebens davon. Erst beim viertenmal wurde es gegen die Barriere gedrückt und zerrissen. Ein Pferd wollte sich verteidigen und stieß mit den Hufen — aber nicht sehr lange! Eines prustete — Puh! — als die Gedärme unter ihm dampften. Ein anderes schüttelte nur den Kopf, brach das Stoppelgras aus und verblutete. Ein anderes wurde bei einem Wutanfall des Stieres total zerrissen und hatte keine Zeit mehr, irgendeine Meinungsäußerung von sich zu geben. Eines drückte seinen Schmerz mit den Beinen aus, als es genug hatte — die ganze eine Seite gähnte, Lunge und Leber lagen bloß —, es zappelte über den Sand, als ginge es auf Feuer. Gleich darauf fiel es um, wurde geschlagen und gestoßen; und als es den Gnadenstoß bekommen hatte, winkte es mit dem Schwanz Lebewohl, bevor es verschied.

Und der Stier wurde allmählich getötet. Er raste umher mit seinem salzigen Schmerz und konnte keine Rache nehmen. Ach nein. Und schließlich legte er sich nieder, wie die anderen es getan hatten, und genoß einige private Stoßseufzer, bis er sich wieder verteidigen und mit den Hörnern stoßen mußte — von Dunkelheit geblendet — bis er fiel.

Damit war la corrida vorbei. Es war recht schlecht, sagen die Zeitungen. Keine Schneid dabei, keine Vornehmheit beim Blutvergießen. — No bueno.



Aus dem Dialogus miraculorum des Cäsarius von Heisterbach

(Fortsetzung)

Aus dem dritten Abschnitt (de confessione)

Kapitel 49

Ein Abt vom schwarzen Orden (Benediktiner), ein guter Mann von bewährtem Wandel, hatte recht wunderliche und nachlässige Mönche. Einige von ihnen hatten sich eines Tages verschiedenerlei Fleisch und feine Weine verschafft. Aus Furcht vor ihrem Abt wagten sie diese Sachen nicht in einem der Klosterräume zu verzehren, sondern taten sich in einem großen leeren Weinfaß zusammen und brachten ihre Vorräte dahin mit. Es wurde dem Abt hinterbracht, und tief betrübt darüber kam er unverweilt gelaufen, schaute in die Tonne und verwandelte durch sein Dazukommen die Lustigkeit der Zecher in Trauer. Er sah sie an, wie sie erschrocken waren, da spielte er den Munteren, trat zu ihnen hinein und sagte: „Oho, Brüder, habet ihr da ganz ohne mich schmausen und zechen wollen? Das ist nicht recht. Wahrhaftig, ich werde mithalten." Und er wusch sich die Hände, aß und trank mit ihnen und gab ihnen durch sein Beispiel die verlorene Munterkeit wieder. Am folgenden Tage — nachdem er aber den Prior vorbereitet und instruiert hatte — trat der Abt in Gegenwart jener Mönche im Kapitel vor den Prior hin, bat demütigst um Verzeihung, spielte Schrecken und Zittern und rief: „Herr Prior, ich beichte Euch und allen meinen Brüdern hier, daß ich Sünder dem Laster der Völlerei erlegen bin und gestern, heimlich in einer Weintonne versteckt, gegen Vorschrift und Regel meines heiligen Vaters Benedikt Fleisch genossen habe." Damit ließ er sich nieder und begann sich zur Bußübung zu bereiten. Dem Prior, der ihn davon abhalten wollte, gab er zur Antwort: „Lasset mich nur Streiche erleiden; es ist besser, ich büße hier als im zukünftigen Leben." Nach der Strafe und Pönitenz kehrte er an seinen

Platz zurück. Jene Mönche aber fürchteten, er würde sie aufrufen, wenn sie ihre Schuld verheimlichten, also erhoben auch sie sich und beichteten dasselbe Vergehen. Der Abt ließ ihnen durch einen vorher dazu angewiesenen Mönch tüchtige Strafen angedeihen, nahm sie scharf her und bedrohte sie mit hoher Strafe, damit ähnliches nimmer vorkäme. So heilte er als ein kluger Arzt den Schaden, den er durch Worte nicht heben konnte, durchs Exempel.

Aus dem vierten Abschnitt (de tentatione)

Kapitel 36

Bei einer Feierlichkeit hielt der Abt Gevard, der Vorgänger des jetzigen, uns im Kapitel eine Predigt. Da nahm er wahr, daß die meisten, besonders von den Konvertiten, schliefen und einige sogar schnarchten. Plötzlich rief er laut: „Hört, Brüder, hört! Ich weiß euch eine neue schöne Mär. Es war einmal ein König, der hieß Artus — —." Hier fuhr er aber nicht fort, sondern sagte: „Sehet, Brüder, wie traurig! Als ich von Gott redete, schliefet ihr ein. Sobald ich aber Worte des Leichtsinns anhebe, wachet ihr alle auf, spitzet die Ohren und horchet." Ich war selber bei jener Predigt anwesend.

Kapitel 37

Ein Ritter Heinrich aus Bonn machte einmal bei uns die Bußübungen der Fastenzeit mit. Als er in seine Heimat zurückgekehrt war, traf er eines Tages unsern Abt Gevard an und sagte zu ihm: „Herr Abt, verkaufet mir den Stein, der neben der und der Säule Eures Oratoriums liegt; ich gebe Euch dafür, was Ihr nur fordert". Der Abt fragte: „Wozu habt Ihr ihn denn nötig?" und jener erwiderte: „Ich will ihn in mein Bett legen. Denn er hat die Eigenschaft, daß ein Schlafloser nur den Kopf auf ihn zu legen braucht, um sofort einzuschlafen." Das hatte ihm damals während der Bußzeit der Teufel angerichtet, daß ihn sofort der Schlaf überfiel, so oft er beim Kirchgang sich zum Beten auf jenen Stein niederließ. Ähnlich soll ein vornehmer Mann, der zum Zweck derselben Bußübung in Himmerode gewesen war, gesagt haben: „Die Steine im Oratorium des Klosters sind weicher als alle Bettkissen meines Hauses."

Kapitel 48

Der Abt Daniel von Schönau erzählte mir, ein ehrenwerter und bekannter Ritter sei in Camp Mönch geworden. Dieser hatte zum Freund einen anderen ebenso tapferen Kriegsmann, der noch dem Weltleben gehörte. Diesen ermahnte er eines Tages zur Konversion, da antwortete ihm der gar kleinmütig: „Wahrhaftig, mein Freund, ich träte vielleicht in den Orden, wenn nicht eines wäre, wovor mir bange ist." Der Mönch fragte, was denn das für ein Ding sei, und der Ritter erwiderte: „Das Ungeziefer in den Kleidern. Im wollenen Zeug gibt es eben viele Tierchen." Jener lachte und sagte: „O du tapferer Ritter! Wer im teuflischen Krieg keine Furcht vor den Schwertern hat, braucht der in Christi Dienst die Läuse zu fürchten? Werden dich die Läuse um das Himmelreich bringen?" Jener schwieg darauf, antwortete aber in Bälde durch die Tat. Durch Zuspruch und Beispiel des andern bewogen, trat auch er in den Orden. Später geschah es einmal, daß die beiden einander in der Peterskirche in Köln begegneten. Der Mönch von Camp grüßte den andern nach der Ordensregel und fügte lächelnd hinzu: „Was ist, Bruder? Hast du noch Angst vor dem Ungeziefer?" Jener wußte noch wohl, woher diese Frage stammte, und sagte ebenfalls lächelnd das gute, merkenswerte Worte: „Glaube mir, Bruder, und sei versichert: Wenn alle Läuse sämtlicher Mönche sich zusammentäten, sie vermöchten doch nicht, mich vom Mönchsstande wegzubeißen."

Kapitel 86

Es ist nicht lange her, da hielten einige Mönche in Prüm im Haus eines Weltpriesters ein Gelage, genossen verschiedenerlei Fleisch und tranken vortrefflichen Wein bis gegen Mitternacht. Und als sie übersatt waren, rief der Priester beim Hahnenschrei einen Schüler namens Johannes her, den ich wohl gekannt habe, und sagte: „Wahrhaftig, wir wollen noch weiter schmausen. Geh und bring uns die Henne, die du auf der Stange neben dem Hahn sitzen findest, weil die meistens fetter als die andern ist, und mache sie uns fertig." Er drehte ihr den Hals um, öffnete den Bauch, steckte die Hand hinein und dachte, alle Eingeweide auf einen Griff zu entfernen. Was er

aber herauszog, war eine mächtig große Kröte. Er fühlte, wie sie sich in seiner Hand bewegte, warf sie weg, sah, was es war, und rief alle mit seinem Geschrei herbei. Da sie die Hühnergedärme in eine Kröte verwandelt sahen, gingen sie verstört vom Ort des Gelages weg, denn sie merkten, daß es ein Teufelsspuk war. Das hat mir einer von jenen Brüdern, der dabei war und es selber sah, erzählt.

Kapitel 87

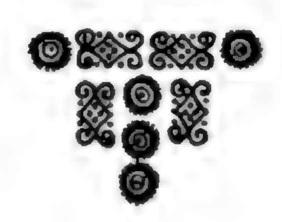
Bruder Gottschalk von Volmuntstein erzählte mir, daß einstmals der Teufel dem Bruder Hermann von Arensberg in der Gestalt eines seiner Bekannten eine Schüssel mit Fischen dargereicht habe. Jener, weil es noch früh war, sagte, er solle sie hinstellen und gehen. Als es Zeit war, sie zu bereiten, fand man in der Platte, in der zuvor nur Fische zu sehen gewesen waren, Pferdemist.

Kapitel 88

Im Bistum Köln sind zwei adelige Familien, stark und stolz durch ihre Größe wie durch Reichtum und Macht. Die eine stammt von Bachem, die andere von Gürzenich. Zwischen ihnen waren einst so heftige und tödliche Fehden, daß kein Mensch — auch nicht ihr eigener Bischof — sie besänftigen konnte; vielmehr brach der Hader mit Rauben, Brennen und Morden immer wieder neu aus. Und die von Gürzenich bauten sich im Wald auf ihrem Gebiet ein festes Haus, nicht aus Furcht vor den Feinden, sondern um darin sich zu sammeln, Rast zu halten und in gemeinsamen Ausfällen die andern noch schärfer zu bekriegen. Sie hatten aber einen Leibeigenen namens Steinhard, dem vertrauten sie die Schlüssel der Festung an. Er aber, vom Teufel angestiftet, sandte heimlich den Gegnern einen Boten und versprach, ihnen seine Herren samt dem Hause in die Hand zu geben. Doch die von Bachem fürchteten Verrat und gaben wenig auf seine Worte. Als er ihnen den Boten nochmals und zum drittenmal gesandt hatte, kamen sie eines Tages bewaffnet und aus Furcht vor einem Hinterhalt in großer Menge und warteten in der Nähe des Hauses auf den Knecht. Der Verräter kam zu ihnen heraus, und als sie noch immer Bedenken hatten, überzeugte er sie, indem er allen seinen Herren, die drinnen im Mittagsschlaf lagen, die Schwerter wegnahm und

herausbrachte. Die Bewaffneten drangen ein und machten alle nieder; den Knecht nahmen sie, wie sie ihm geschworen hatten, bei sich auf. Später begab sich dieser Elende, über seine scheußliche Tat bekümmert und in Angst geraten, vor den Heiligen Stuhl, beichtete seine Schuld und bekam eine hinlängliche Pönitenz auferlegt. Aber er unterlag dem Versucher und hielt die Buße nicht ein. Wieder kam er zum Papst gelaufen, übernahm wieder eine Pönitenz, die er jedoch abermals nicht innehielt. Das wiederholte sich mehrmals. Der Beichtvater faßte nun einen Widerwillen gegen den Kerl, er wollte ihn loswerden, und da er sah, daß jener nicht vorwärts komme, sagte er: „Weißt du etwas, was du als Buße auf dich nehmen und auch befolgen kannst?" Der Mann antwortete: „Ich habe niemals Knoblauch essen können. Ich weiß gewiß, wenn ich es als Buße für meine Sünden auf mich nähme, mich seiner zu enthalten, so würde ich das nie übertreten." Darauf erwiderte der Beichtvater: „Geh, und künftig darfst du zur Strafe für deine großen Sünden keinen Knoblauch mehr essen." Der Mensch verließ die Stadt, da sah er in einem Garten Knoblauch stehen, und sofort begann er auf des Teufels Geheiß ein Verlangen danach zu tragen. Er blieb stehen, schaute den Knoblauch an und kam in heftige Versuchung. Das sich steigernde Gelüste ließ den Elenden nicht weitergehen, und doch wagte er noch nicht, nach dem verbotenen Knoblauch zu greifen. Was soll ich mehr Worte machen? Am Ende war der Gaumenreiz stärker als der Gehorsam, der Mann ging in den Garten und aß. Seltsam! Den Knoblauch, von dem er nie hatte kosten können, wenn er noch so gut gekocht und zubereitet und ihm außerdem erlaubt war, aß er jetzt, gegen das Verbot, roh und unreif. So jämmerlich der Versuchung erlegen, kehrte er in großer Verlegenheit zur Kurie zurück und erzählte, was er getan hatte. Da stieß ihn der Beichtvater mit Entrüstung von sich und verbot ihm, ihn weiter zu belästigen. Was schließlich aus dem Kerl wurde, weiß ich nicht.

(Schluß folgt)



Fredriksvaern*) / Von Hermann Bang

Es war schon gegen Abend, als wir mit dem Dampfer dort draußen anlangten. Da saßen drei alte Schiffer in Winterkleidern auf dem äußersten Ende der Brücke auf einer Bank nebeneinander und rauchten, während sie aufs Wasser starrten. Der Zollbeamte hämmerte im Garten des Kontrollors Zinkplatten auf das Dach eines Lusthauses, während der Kontrollor im Schlafrock zusah.

Und wir hatten das Gefühl, daß die drei stummen Alten schon viele Stunden da saßen, und daß der Mann dort auf dem Dache sich einen ganzen Tag Frist gegeben, so langsam kamen seine Hammerschläge und so bedächtig. Sonst war alles still.

Wir gingen durch die Straßen, aber wir begegneten niemand. Die Holzhäuser standen verlassen da, und die Fensterscheiben, die mit Staub bedeckt waren, sahen aus wie starrende Augen, die gebrochen sind. Wir kamen in einen Park, wo die Gebüsche dicht standen, so als gäbe es keine Hände mehr, sie zu beschneiden, wo die Wege an Pfade auf einem Kirchhof erinnerten.

Wir gingen hinaus, in eine neue Gasse, wo das Wort „Sparkasse" über einer Tür zu lesen war, die auf eine grüne Wiese ging. Eine damenhaft gekleidete Person kam uns entgegen, mit kleinen modernen Stiefelchen und einem Sonnenschirm, gegen die Sonne aufgespannt, die schon untergegangen war. Sie hatte ein Kind an der Hand, das sie hinter sich herschleppte wie eine Last oder eine schwere Kette.

---

*) Fredriksvaern ist Norwegens alter Kriegshafen. Der größte Romancier des Nordens, Jonas Lie, ist vor kurzem hier bestattet worden, an der Seite seiner Gattin, die er ein langes Leben hindurch so sehr geliebt hat.

Die Redaktion

Eine Glocke fing an zu läuten, — sieben dumpfe lange Schläge, und wir gingen dem Laute nach und kamen zu einem alten Holztor, das den Namenszug eines Königs trug. Wir traten ein und standen auf einem großen Platz, wo das Gras zwischen den Steinen wuchs und Reihen toter Gebäude mit verschlossenen Türen standen. Wir gingen in das einzige Haus hinauf, dessen Tür offenstand. Im Söller hing eine ausgestopfte Fledermaus und eine Meerroche. Wir klopften an die offene Tür, aber niemand antwortete; und wir kamen in einen Raum, der verlassen und leer war. Auf einem Regal lag eine Trompete, so rostig, als wäre sie von einem Soldaten aus Wallensteins Tagen vergessen worden; und in einer Ecke stand eine Trommel mit Karl Johanns Namenschiffre.

Wir gingen wieder hinaus und sahen vom Söller einen alten Mann neben dem Glockenturm stehen. Er hatte nur ein Bein und trug einen Strohhut auf dem Kopfe. Wir grüßten ihn und fragten, was er denn treibe?

Er antwortete ernst, ohne den Hut abzunehmen:

„Ich stehe Wache".

Und er blieb ruhig stehen, ganz rank neben dem Turm.

Vor uns lag ein langer Hof, von einem Garten umgeben, wo eine Schar Hühner in den Beeten herumlief.

Wir fragten, wer dort wohne?

„Der Kommandant", antwortete der Alte vom Turm her.

Der Kommandant ist Norwegens letzter Edelmann, er wurde bei Sebastopol verwundet.

Wir wanderten wieder hinaus und die Brücke hinunter, wo noch immer die drei Alten in den Winterkleidern saßen und das Wasser prüften. Wir mieteten ein Boot, um uns zum alten Hafen übersetzen zu lassen.

Bei der Klippe stiegen wir aus, und der Besitzer des Bootes führte uns. Steine von dem alten Gemäuer rollten unter unseren Füßen fort. Wir kamen zum Plateau hinauf und sahen den alten Hafen unter uns. Der Fischer wies auf ein paar große Steine mit verrosteten Eisenringen und sagte:

„Hier band der Däne seine Schiffe fest".

Und indem er auf das Bassin deutete, sagte er:

„Da ankerte Tordenskjold mit der Flotte".

Wir blickten stumm zu dem seichten Wasser hinab, das langsam versandet ist. Hier lag Tordenskjold mit seinen Schiffen vor Anker.

Da sagte der Fischer:

„Sie müssen die drei dänischen Steinlöwen über dem Festungstor sehen"; und wir arbeiteten uns hinauf, durch eingestürzte Mauern, wo der Weg nur bröckelndes Gestein war. Aber über dem Tor fanden wir keine Löwen mehr. Sie waren heruntergefallen.

Auf dem Wege zum Boot hinab sahen wir einen Brunnen. „Das war Tordenskjolds Brunnen", sagte der Fischer. Er war ausgetrocknet.

Wir kehrten in das Städtchen zurück. Eine unendliche Stille lag über dem Meer, während einige bleiche Sterne aufflammten.

Über die Brücke wanderte ein einsamer Mann.

Wir gingen heim. Aber die lange Nacht hörten wir, — denn es war, als ließe uns die allzugroße Stille nicht schlafen — die große Glocke langsam, langsam, gleichsam widerstrebend, die Stunden messen.

Als wir am Morgen von dannen zogen, lag der Beamte wieder auf seinem Dach. Er rauchte zwischen jedem Hammerschlag. Sonst war niemand auf der Brücke.

Still verwitterte die Vergangenheit unter der Sonne des Maientags.

Wir bogen in den Fjord. Weit draußen hinter den letzten Schären glitten die großen Dampfer dahin.

Rundschau des März

Politik

Am 31. Juli 1908 waren es zehn Jahre seit Bismarcks Tod und mehr als achtzehn Jahre seit seinem Ausscheiden aus dem Amt. Der hohe Wert einer einheitlichen Konzentration der auswärtigen Politik in einem einzelnen Haupt, das überlegend und überlegen, solcher Denkarbeit gewachsen war, tritt im gegenwärtigen Zeitpunkt für jedermann mit besonderer Verve hervor. Auf der anderen Seite wäre es ungerecht, zu verkennen, daß manche außerordentliche Schwierigkeiten der auswärtigen, ebenso wie der inneren Lage eine Erbschaft der Bismarckschen Politik und Methode sind.

Am 1. Juli durchsteuerte das Luftschiff des Grafen Zeppelin die vorgezeichnete Luftrundreise Friedrichshafen—Konstanz—Schaffhausen—Luzern—Zug—Zürich—Winterthur—Rorschach—Friedrichshafen. Der Beweis ist endgültig erbracht, daß die Durchsteuerung der Luft möglich ist. Auch die Höhensteuerung, durch die ohne Ballast- oder Gasabgabe der starre Ballon in höhere und tiefere Luftregionen geführt wurde, funktionierte fehlerlos unter den Augen und dem Jubel der Stadt Zürich, die nicht national voreingenommen ist. Damit ist das Problem theoretisch und praktisch gelöst, mit dem sich seit Dädalus und Ikarus die Phantasie der alten und der modernen Völker sehnsüchtig abgemüht hat. Die Lösung ist ein weltgeschichtliches Ereignis, auch wenn es kein Zufall ist, daß sie erst gelang in dem Zeitpunkt, in dem die Technik sich maßlos vervollkommnet und die Wunderwerke ihrer leichten Motoren in den Dienst der genialen Idee gestellt hat. Über die Einzelheiten des Zeppelinschen Fahrzeugs haben wir unsere Leser im letzten Oktoberheft eingehend unterrichtet. Der Erfinder, dem die erste große Vorführung gelang, ist ein Deutscher. Das ist ein Grund zu berechtigtem Stolz, den wir bei jedem anderen Volk gleichfalls berechtigt finden würden, wenn aus seinen Angehörigen der glückliche Entdecker hervorgehen würde. Wünschenswert ist es, wenn diese Genugtuung und Bewunderung sich in würdigen Formen äußert und nicht den Charakter eines chauvinistischen Überlegenheitshochmuts annimmt. Es ist wahrscheinlich, daß andere Ingenieure bei dem Stand der Technik, und nachdem das Grundprinzip festgestellt ist, andere Typen von lenkbaren Luftfahrzeugen schaffen werden, und es ist gewiß, daß dann ein Wettlauf im Bau von Luftflotten beginnen wird. Diese Erwägung ist geeignet, gemischte Gefühle darüber hervorzurufen, daß unsere Zeit die größten Erfindungen zuerst militärisch verwertet. Das Luftschiff, das aufgehört hat, zu den Luftschlössern zu gehören, ist sofort ein Rechenfaktor der großen Politik geworden. Das stolze Inselbewußtsein der ersten Seemacht ist durch den beunruhigenden Gedanken erschüttert, daß der Weg durch die Luft nach England frei sei und nicht durch Panzerschiffe verlegt werden könne. Man muß diese Stimmung verstehen, und es liegt kein Grund vor, sie zu belachen oder plump

herauszufordern. Es ist schon zuvor unerwünscht viel Verstimmung in Europa aufgeschichtet. Die sehr lebhafte Freude der Deutschen über das Zeppelinsche Schiff erklärt sich psychologisch zum Teil als Auslösung des kurz zuvor angesammelten Verdrusses über die „Einkreisung", welche für eine populäre Auffassung jetzt gleichsam ein Luftloch zu haben scheint. Technik, Tages- und Weltpolitik hängen in unserem technischen Zeitalter eng zusammen. — Das Anprallen des Ballons an der Ballonhalle bei starkem Seegang, wodurch ein Defekt entstand, ist selbstverständlich ohne Bedeutung. Dem Grafen Zeppelin gebührt ein rückhaltloser Dank und ein bewundernder Glückwunsch. Der menschliche Geist empfindet es wie eine eigene Erhöhung, wenn ein einzelner eine höchste bahnbrechende Leistung vollbringt.

Der König von England setzt seine Visiten fort. Es wird eine Zusammenkunft mit dem Kaiser von Österreich stattfinden. Ist dies Annäherung an den Dreibund oder Abziehung? Es wird das Wort „Friede" wieder mit Emphase ausgesprochen werden. Auf der Rückreise soll eine Begegnung mit dem deutschen Kaiser stattfinden. Dies würde nach Stimmungslage nur die ornamentale Bedeutung und höchstens den Zweck haben, der englisch-österreichischen Zusammenkunft den Charakter einer Erschütterung des Dreibunds zu entziehen.

Der Präsident der französischen Republik reist über Stockholm und Dänemark zum russischen Zaren und besucht auf dem Heimweg Schweden. Der Besuch in Rußland bedeutet die politische Kundgebung, daß die Freundschaft von Frankreich und Rußland durch Reval nicht unterbrochen, sondern befestigt worden ist; der Abstecher nach Schweden ist mehr durch wirtschaftliche und handelspolitische Hoffnungen als durch politische Absichten eingegeben. Höchstens will er die Wirkung des Besuchs des Königs von Schweden in Berlin in der öffentlichen Meinung neutralisieren. Auch Herr Fallières und Zar Nikolaus werden das schöne Wort la paix in allen Tonarten variieren. In Deutschland erstarkt der Gedanke, daß „Friedensreisen" der Potentaten und Präsidenten ein untaugliches Mittel der Friedensstärkung sind. Es wäre für die europäischen Staatsmänner die Frage erwägenswert, ob nicht die Abrüstung der partiellen Verbrüderungsreisen einen Fortschritt und eine Entlastung der wirtschaftlichen Lage bedeuten würde.

Der Schah von Persien hat seine Parlamentsopposition zusammenschießen lassen unter russischer Assistenz. Der Verlauf der Dinge hat einen asiatischen Anstrich.

Die Marokkoaffäre zieht sich hin wie ein Sumpffieber.

In München fand ein deutscher Städtetag statt, der eine Anzahl städtischer Fragen sachlich beraten hat. Es wurde vor allem versucht, der ebenso wichtigen als schwierigen Frage einer Vereinheitlichung der Aufnahme städtischer Darlehen im Interesse der Steigerung des Kurses städtischer Obligationen und der rationelleren Gestaltung des Städtekredits näherzutreten. Fürst Bismarck ist seinerzeit der Einrichtung von Städtetagen wegen der angeblich in ihr liegenden republikanischen Gefahr heftig entgegengetreten.

Eine Tagung des liberalen Nationalvereins in München betonte das Bedürfnis nach liberaler Erstarkung.

Der Deutsche Flottenverein, in Danzig mühsam geflickt, ist aufs neue geborsten. Es hat sich danach die Auffassung, die wir schon vor der Tagung hier aussprachen, daß die danziger Werft die Havarie nicht beheben werde, überraschend rasch be-

stätigt. Der Grundgegensatz war: ob sich der maritime Chauvinismus offiziöser Leitung anpassen solle. Da wir von jedem privaten, halbprivaten oder offiziösen Rüstungsverein mehr Verlegenheiten und Schädigungen als Vorteile erwarten, so vermögen wir den großen Leck des Flottenvereins nicht für ein nationales Unglück zu erkennen, wenn wir auch gewünscht hätten, daß die Auflösung sich in passenderen Formen vollzogen hätte.

Ein deutscher Turnertag in Frankfurt ruft die Erinnerung an die Zeiten hervor, wo sich freiheitliche Hoffnungen und nationale Einigungswünsche auf die Turner- und Schützenfeste flüchteten und ihnen einen starken, geistigen Gehalt verliehen. Mit diesen Erinnerungen wurde ein großer Teil der Ansprachen in Frankfurt bestritten. Im übrigen ist auch ohne Pathos die Pflege der Leibeskraft eine große Sache, der eine ideelle Seite abgewonnen werden kann und bei dem Zusammenströmen von Tausenden abgewonnen werden muß.

Der Prozeß Eulenburg ist nach einem ersten Akt abgebrochen worden. Wir schrieben vor Beginn der Verhandlung: „Ein so großer Stoff, wie er in den letzten Wochen in nervöser Hast zusammengerafft worden ist, pflegt von der Justiz nicht auf einmal verdaut zu werden.“ Der äußere Grund der Vertagung war eine auch „photographisch“ nachgewiesene schwere Erkrankung des Angeklagten, der zur Vermeidung des Scheins einer Bevorzugung im Spital inhaftiert bleibt. Der unästhetische Eindruck des „Rattenkönigs“ hat sich nicht vermindert. — Fürst Eulenburg ist weder verurteilt noch freigesprochen. Darin liegt etwas Beunruhigendes. Ob die Schuldfrage bejaht werden kann oder noch nicht, darüber konnte man sich kein völlig klares Urteil bilden, weil bis zum vorletzten Tag unter Ausschluß der Öffentlichkeit verhandelt wurde. Es scheint, daß außer den starnberger Zeugen andere Beweismittel von durchschlagender Bedeutung nicht beigebracht worden sind. Die Frage der vollen Zuverlässigkeit der beiden starnberger Zeugen über die jahrzehntelang zurückliegenden, an sich nicht strafbaren Manipulationen, — die aber unter die zeugeneidlich bestrittene Kategorie der Schmutzereien fallen würden — wäre danach für den ganzen Prozeß entscheidend. Bezüglich dieser absoluten Zuverlässigkeit scheinen einzelne Geschworene nach den von ihnen gestellten Fragen noch Zweifel zu haben. Wir stark diese Zweifel und wie groß die Zahl der Zweifelnden unter den Geschworenen gewesen wäre, — das hätte den jetzt sistierten Prozeß entschieden. Falsche Sentimentalität ist ebensowenig am Platz wie rohes Vorurteil. Die Verhandlungen sind sehr breit geführt worden. Der Oberstaatsanwalt scheint immer noch sehr beweglich zu sein. Der Angeklagte, der sich im übrigen nicht ungeschickt verteidigt zu haben scheint, hat eine deplacierte Attacke zugunsten der protestantischen Kaiseridee geritten, die von der Zentrumspresse ebenso ungeschickt und mit Leidenschaft aufgenommen wurde. Um bayerische Landeskinder in Berlin zu verstehen, wurde ein Dolmetscher zugezogen. Bayerisch ist doch auch deutsch und „deutsch“ ist die „Gerichtssprache“. Die öffentliche Meinung, die jeden Tag ein Stück des Prozesses verarbeiten mußte, ist froh, daß wenigstens „Ferien“ eingetreten sind.

In Konstantinopel ist eine Verfassung und Volksvertretung eingeführt worden, die seit dreißig Jahren auf dem Papier steht. Die jungtürkische Bewegung, die nationalistisch ist und die Wiederbelebung der Verfassung forderte, hat damit einen großen ideellen Erfolg; ob praktisch und dauernd, ist

bei der Buntscheckigkeit des osmanischen Reiches höchst unsicher. Der „kranke Mann" wird nicht plötzlich gesund werden. Die Politik Deutschlands aber hat die Stärke der nationalistischen Strömung jedenfalls richtiger eingeschätzt als England und Rußland.

Medizin und Naturwissenschaft

Am 11. und 12. Juni hat im Reichsamt des Innern unter Vorsitz des Staatssekretärs von Bethmann-Hollweg eine Konferenz stattgefunden, die das Verhältnis zwischen Ärzten und Krankenkassen zum Thema hatte, und zu der die verschiedensten Interessenten geladen worden waren. Sogar Ärzte! Eine gewaltige Neuerung. Ärzte wurden in solchen Dingen von der Reichsregierung bisher nicht als Sachverständige, sondern als Untertanen betrachtet, die ihr Schicksal zu erleiden hätten, wie es der höhere Beamtenverstand vorschrieb, und ihre Vertreter geflissentlich von diesem Zweige der sozialpolitischen Gesetzgebung ferngehalten, weil dann die Notzucht zur billigen Hergabe ihrer Arbeitskraft leichter erschien. Deshalb gründeten die Ärzte vor sieben Jahren den Verband „zur Wahrung ihrer wirtschaftlichen Interessen" mit dem Sitz in Leipzig. Seitdem ist manches anders geworden, und sie dürfen jetzt bereits in ihren eigenen Angelegenheiten mitreden. Auf jener Konferenz war der Kernpunkt die sogenannte freie Arztwahl bei Ortskrankenkassen. Diese freie Wahl wünschen alle Kranken und wünschen auch die Doktoren. Dagegen ziehen Kassenvorstände festangestellte Ärzte vor, die naturgemäß dadurch ihre Untergebenen werden. Da fiel nun ein grelles Schlaglicht auf die Gesinnung von Proletariern als Arbeitgebern, die akademisch gebildete Leute in die Finger bekamen. Fast in demselben Augenblick nämlich da die Großindustriellen vom Rhein her unter dem Deckmantel „Versicherungsreform" die bisherige Selbstverwaltung der Ortskassen zu brechen sich anschickten, jubelte die Sozialdemokratie ihren Todfeinden als Bundesgenossen gegen die freie Arztwahl zu. Das ist nur historisch zu verstehen. Denn durch das ganze Reich fast werden die Ortskrankenkassen von sozialdemokratischen Politikern oder doch Gewerkschaftlern verwaltet. Diese gutbezahlten Verwaltungsposten sind eine Hochburg der Sozialdemokratie. Die Beamten selbst bewähren sich vielfach als umgängliche und verständige Leute, die redlich arbeiten und bei dieser Arbeit einen bürgerlichen Anstrich gewinnen. Natürlich neigen sie jedoch zur Autokratie, zur Niederhaltung und Brutalisierung ihrer ärztlichen Angestellten. Seit nun jener „wirtschaftliche Verband" besteht, pflegen solche Kämpfe zugunsten der Ärzte zu endigen, und selbst solche enormen Kraftproben wie vor vier Jahren zu Leipzig bringen den Kassenvorständen nur noch Niederlagen, weil es der Wachsamkeit und den reichen Mitteln des Verbandes fast immer gelingt, ärztliche Streikbrecher, die, vom Hunger getrieben, ihren kämpfenden Kollegen in den Rücken fallen möchten, rechtzeitig durch ausgezahlte Entschädigungen fernzuhalten und abzuschieben. Daher jene heimliche Wut! Daher anderseits die Freude, daß auf der Konferenz am 11. und 12. Juni die geladenen Großindustriellen gleichfalls gegen freie Arztwahl waren, sodaß ihre gesetzliche Einführung zunächst keine Aussichten zu haben scheint.

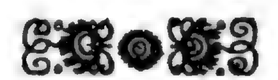
Am 25. Juni tagte zu Danzig die achte Hauptversammlung des genannten Ärzteverbandes unter Vorsitz von Dr. Hartmann (Leipzig-Konnewitz). Er umfaßt 21 200 Mitglieder, 88 Prozent aller deutschen Praktiker. Jeder zahlt

zwanzig Mark jährlich, daher die günstige Vermögenslage. Die Stellenvermittlung des Berichtsjahres ergab leider nur 493 offene Praxis-Plätze auf 772 Anwärter. Dies zur Warnung vor der Medizin! Die deutschen Ärzte sind ein hart ringender, überfüllter, im Durchschnitt schlecht entlohnter Stand mit miserabelen Aussichten fürs Alter.

Im engen Anschluß an diese Hauptversammlung eröffnete zu Danzig am 26. Juni Geheimrat Professor Löbker-Bochum den sechsunddreißigsten „Deutschen Ärztetag". Das ist ein Bund von 309 Ärzte-Vereinen; darum der gräßliche tautologische Name: Ärztevereinsbund. Ärztebund würde genügen. Sexuelle Jugendaufklärung und Schulärzte im Hauptamt (d. h. nicht als Nebenbeschäftigung) wurden für noch nicht spruchreif erklärt. Viel Stimmung war für den Antrag Leipzig-Land, zur Krankenversicherung bei der Grenze von 2000 Mark Einkommen jährlich haltzumachen. Sollte diese Grenze, wie gewisse Schwärmer wollen, bis zu 3000 hinausgeschoben werden, um zwecks „humaner" Verbilligung der Hilfe in Krankheitsfällen auch fernerhin Riemen aus der Ärztehaut zu schneiden, so würden, wie Dr. Gutstadt-Berlin ausrechnete, für Privatpraxis in den Städten noch ganze 2½ Prozent der Bevölkerung übrigbleiben, auf dem Lande 0,6 Prozent. Können Staatsbürger nicht verhindert werden, sich zusammenzutun und gegen Krankheit zu versichern, so blieb der Ärztetag doch fest entschlossen, auf Pauschal-Abmachungen jenseits von 2000 Mark Jahreseinkommen sich unter keinen Umständen einzulassen.

Geheimrat Löbker schloß mit einem „Alle Mann auf Deck!" Den zu Köln in erbittertem Kampf stehenden Kollegen wurde jede mögliche Stärkung zugerufen.

In Dresden versammelten sich am 29. Juni unter Vorsitz von Geheimrat Slaby etwa tausend deutsche Ingenieure. Hier hielt Geheimrat Hempel von der dortigen technischen Hochschule über unser Trinkwasser einen Vortrag, der die höchste Beachtung verdient. Er tadelte, daß unsere Wasserleiter mit Rücksicht auf industrielle Anlagen fast nur nach weichem Wasser suchten, d. h. ohne Kalk und andere nützliche Nährsalze, wie Eisen, Fluor, Kochsalz und so weiter. Aber das gleiche Wasser, dessen salzloser Dampf in Kesseln und Maschinenröhren den wenigsten „Kesselstein" absetzt, erzeugt in eingeschnittenen Gebirgstälern Kropf und Idiotentum; ihm fehlt gerade das, was junge Menschen fördern könnte, die sich erst ihre Fasern aufbauen. Zum Trinken brauchen wir Tiefenwasser, das die Erde mit allerlei gesunden Chemikalien hat sättigen können. Darum weiches Oberflächenwasser für die Industrie, für Kochen, Waschen und Baden; aber gleichzeitig Pumpen und artesische Brunnen mit hartem Wasser für den Durst! Der uralte Beruf der Wasserträger müßte wieder aufleben.



Rundschau

Dolmetscher

Im Eulenburgprozesse mußten zwei altbayerische Zeugen vernommen werden. Im allgemeinen versteht man die Sprache der Sommerfrische auch im Norden, und vielleicht wären die Laute der zwei Starnberger in Moabit als deutsch erkannt worden, wenn sie günstig gewesen wären. Aber so waren die Richter durch das Belastungsmaterial schwerhörig geworden, und außerdem handelte es sich um Unsauberkeiten, für die man in Berlin seine eigenen terminos technicos hat.

Kurzum, unsere Fischerknechte, die von Grafen und Baronen so gut verstanden wurden, erschienen den berliner Drogisten und Rentnern als fremdsprachliche Subjekte, und man holte sich einen Dolmetscher.

Wenn sich irgend jemand südlich des Mains durch diese Vorkehrung verletzt fühlte, hat er unrecht.

In preußischen Gerichtssälen wird vieles nicht verstanden.

Hätte zum Beispiel die Frau Justitia im Eulenburgprozeß das Wort ergriffen, dann hätte man ihren Dialekt noch weniger kapiert. Und es ist sehr fraglich, ob die Hilfe eines vereidigten Dolmetschers daran etwas geändert hätte.

* * *

Über ein anderes Ereignis darf der Süddeutsche mit Recht ungehalten sein.

Ein münchener Schöffengericht hatte die zwei starnberger Fischer ohne Beihilfe von Dolmetschern so gut verstanden, daß es im Glauben an ihre Zeugenschaft ein Urteil fällte, das für Eulenburg vernichtend war. Vielleicht entbehrte es aller Rücksichten, die man nördlich des Fichtelgebirges wahrt, aber trotz aller Offenheit und sonstiger unangenehmer Eigenschaften, es war eben doch das Urteil eines deutschen Gerichtes.

Und wer in offizielle Berührung mit dem Erkenntnis trat, hatte sich auf den Boden der deutschen Gesetze zu stellen. Und alle privaten Meinungen und alle anerzogenen Servilismen und Hochachtungen, die sich dagegen auflehnten, hatten zu schweigen.

Wie macht man es aber in Moabit?

Man hat das Urteil schriftlich vor sich, in gesetzlicher Form mit Tatbestand und Gründen versehen und hochdeutsch abgefaßt, und sehr verständlich abgefaßt.

Darin war zu lesen, daß das Schöffengericht den beiden Zeugen vollen Glauben geschenkt hatte. Und damit fertig. Aber preußischen Richtern, die einen Fürsten verurteilen sollen, genügen die gesetzlichen Formen nicht.

Sie müssen mal den münchener Vorsitzenden und die zwei Schöffen von Angesicht zu Angesicht sehen; sie müssen sich mal überzeugen, ob das überhaupt Leute sind, denen man ein richtiges Urteil zutrauen kann.

Denn solche Richter minorum gentium können sonderbare Kerle sein. Also man ladet den Vorsitzenden und die zwei münchener Schöffen nach Moabit und legt ihnen die unglaubliche Frage vor, ob sie denn wirklich die schlechte Meinung über den Fürsten Eulenburg gefaßt haben, ob sie denn wirklich zwei so kleinen Leuten aus dem Volke Glauben geschenkt haben. Also wirklich, meine Herren? Wirklich?

Und das Urteil, das in Ihrem Namen erging und wenigstens formell genau

soviel gilt wie das Urteil preußischer Richter und Schöffen, dieses Urteil ist nicht gefälscht?

Noch können Sie alles widerrufen. Bedenken Sie, es handelt sich um einen Fürsten, der mit Majestät verkehrte! Machen Sie sich mal 'n Begriff von!

Sie stehen hier in Berlin, vor der höheren Intelligenz! Sie stehen vor einer Loyalität, die auch aus Richteraugen glotzt!

Haben Sie den Mut, hier als Zeugen das zu wiederholen, was Sie — allerdings bloß in München — auf Eid und Gewissen als Richter in einem Urteil niedergelegt haben?

Also wirklich?

Ja, meine Herren — ein tiefer Seufzer —, dann bleibt uns nichts mehr anderes übrig, als die Verhandlung zu vertagen. — —

Aber nein, man darf sich auch darüber nicht ärgern.

Wem sollen Leute Vertrauen zeigen, die selbst alle Sicherheit verloren haben?

Wenn Ärzte, die ihre Eide geleistet haben, öffentlich erklären, sie wollten die Wahrheit ihrer eidlichen Aussagen vor dem Publikum erhärten, und wenn sie die Photographieen der geschwollenen Füße unter Aufsicht der Gendarmerie anfertigen, um einem Mißtrauen zu begegnen, das nicht geäußert war, gegen das sie gesetzlich geschützt sind — dann, ja dann darf man auch münchener Schöffen fragen, woher sie den Mut genommen haben, nach ihrer Überzeugung zu richten.

L. Thoma

Übersetzungen

Die schöne Idee einer Weltliteratur in Übersetzungen scheint bei uns allmählich zur Karikatur zu werden. Sowohl bei den Fabrikanten für den Massenbedarf wie auch bei den Ästheten und Bibliophilen wird es mehr und mehr Mode, recht entlegene und meist minderwertige ausländische Produkte aller Zeiten mit Getöse und Entdeckermanieren auf den Markt zu bringen. Manche dieser Übersetzungen haben gewiß ihren Wert und Sinn, und es ist sehr begreiflich, daß es Dichter von starker, formaler Begabung reizen kann, Proben französischer, spanischer, italienischer Poesie in deutsche Verse zu bringen. Unter den zahlreichen Übertragungen aus Verlaine, Baudelaire, Carducci, Heredia, Verhaeren, Browning sind manche von großem Reiz, wennschon solche Arbeiten beinahe nur wieder von Dichtern zu genießen sind, da ihr ganzer Wert ein formaler ist und ihr Reiz im Anblick des Kampfes zweier Sprachen liegt, dessen Verwicklungen und Spannungen nur der eigentlich versteht, der selbst sprachlich arbeitet. Das Wesentliche eines Gedichtes in Versen geht bei Übersetzungen, namentlich aus romanischen Sprachen, auch bei der besten Übertragung regelmäßig verloren; und im besten Fall entsteht etwas Neues, das mit dem Original nur noch eine Stimmungsverwandtschaft hat. Ein gutes italienisches Sonett zum Beispiel ins Deutsche zu übersetzen, so daß die strenge Form bleibt und den Worten nicht Gewalt angetan wird, ist schlechthin unmöglich. Ein Dichter kann dabei viel lernen, und vielleicht entsteht Gutes dabei, aber das Original hat sein Wesentliches eingebüßt.

Zu diesen Künstlerübersetzungen kommen die unnützen, vielzuvielen Übersetzungen mäßiger französischer und anderer ausländischer Romane, die in jeder Hinsicht schaden und vom Übel sind. Die Fabel von der „Weltliteratur" wird einem lächerlich, wenn man die Bibliographie unserer Übersetzungen ansieht, und zwar Massen von Schund und Halbkunst, aber keinen guten und kompletten Gogol, Flaubert, Turgenjew und

so weiter findet. Das kommt auf Rechnung unserer Verleger, die gerade auf diesem Gebiete erstaunlich unberaten und planlos arbeiten.

Immerhin erscheinen je und je Übersetzungswerke, die dankbar zu begrüßen sind. Um Flaubert, Browning und andere hat der Inselverlag, um Tolstoi und Stendhal Diederichs sich Verdienste erworben, ein vollständiger Dostojewski ist im Erscheinen begriffen. Im Verlag Wiegandt und Grieben kamen Rousseaus Bekenntnisse heraus und sind Voltaire sowie einige Engländer des achtzehnten Jahrhunderts in Vorbereitung. Ein für weite Kreise bestimmter, frisch bearbeiteter Rabelais erschien im Verlag Albert Langen.

Und jetzt kommt im Inselverlag, der mit seiner Ausgabe von Tausendundeiner Nacht so Bedeutendes geleistet hat, ein deutscher Balzac heraus, der auf vierzehn Bände berechnet ist. Mag man bei manchen ausländischen Dichtern darüber streiten können, ob ihre Übertragung ins Deutsche möglich und wünschenswert sei, ob nicht der kleine Kreis von verständigen Lesern sie auch im Original erreicht und liest — bei Balzac fallen diese Bedenken weg. Er ist ein Erzähler und Unterhaltungsschriftsteller für alle Stände und Kreise, und in früheren Jahrzehnten haben vielbändige deutsche Bearbeitungen seiner Werke große Verbreitung gefunden. Seither ist er freilich bei uns etwas verschollen und abgekommen. Die natürliche Reaktion auf einen ungewöhnlich starken und anhaltenden Modeerfolg in ganz Europa, den er seinerzeit mit Walter Scott und Bulwer teilte. Bei feineren Lesern freilich blieb Balzac stets in Ehren, ja es geschah ihm, daß er rein literarisch um so mehr gewürdigt wurde, je mehr sein Moderuhm verblaßte. Es hat sich gezeigt, daß er nicht nur der begabte Schilderer seiner Zeit, sondern weit darüber hinaus ein Versteher und Darsteller des Menschlichen war. In der Anschaulichkeit und ungeheuren Gestaltenfülle seiner Werke, in seiner Fruchtbarkeit und unerschöpflich strömenden Erfindungskraft fand seine Zeit einen Spiegel, in dem sie sich geblendet oder amüsiert beschaute, und Balzac wurde von jedermann vom Fürsten bis zum Bedienten mit Genuß und Bewunderung gelesen. Der heutige Leser steht zunächst verwirrt und befangen vor dieser Welt, erstaunt über ihren Umfang und Reichtum, vermißt manche Reize einer verfeinerten, seither malerischer und nuancenreicher gewordenen Sprache, findet da und dort Schablone und sorglose Arbeit. Dann nimmt ihn zuerst die Unerbittlichkeit eines Naturalismus gefangen, der mehr in der Gesinnung als in der Technik liegt, und im weiteren Lesen verstummen alle Bedenken vor der Wucht und Fülle dieses Kopfes, in dem tausend Leben Raum hatten und dessen Werk ein nahezu vollkommener Mikrokosmos ist.

Die Inselausgabe läßt das Beste hoffen. Unter den Mitarbeitern an der Übersetzung sind einige, auf deren Arbeiten man sich mit Spannung freut, unter andern Vollmöller und Hardt. Die Auswahl will das Wesentliche der comédie humaine geben und läßt, wie mir scheint, nichts Unentbehrliches vermissen, wenn auch manches fehlen muß, worauf man ungern verzichtet. Erschienen ist der erste Band wit Balzacs merkwürdiger Vorrede und der rabouilleuse, jener harten und doch in vielen Bildern so leuchtenden Geschichte vom Kampf um das Vermögen des Junggesellen. Es soll später, wenn weitere Bände erschienen sind, nochmals hier von dieser Ausgabe die Rede sein.

Hermann Hesse

Bayerische Presse

Berlin im Juli 1908

Sehr geehrte Redaktion!

In vielen von uns Schwarz-Weißen steckt die heimliche Liebe zu euch Süddeutschen. Sie wird nicht reichlich erwidert; sie wird nicht einmal spärlich erwidert. Und obgleich wir das wissen, lassen wir nicht ab von unserm Werben.

Vielleicht findet sich jemand, der uns die Gründe der Erscheinung klarlegt.

Ist es atavistische Sehnsucht nach urheimatlichen Formen oder ein Rest von Freiheitsgefühl, den uns brandenburgische Dressur gelassen hat?

Jedenfalls mit freiheitlichen Stimmungen hängt es zusammen, denn was wir an euch lieben, ist die vom Kastengeiste losgelöste Art, euch zu geben.

Es wäre verwunderlich, wenn sich nicht auch in politischen Dingen unsere Blicke suchend nach euch wenden würden. Dringt von euch zu uns kein frischer Hauch in diesen dürren Tagen? Wohl freuen wir uns an den Schwaben, aber wie ist es in Bayern? Wenn es dort freie politische Gesinnung gibt, so erfahren wir nichts von ihr.

Wir hören von antiklerikalen Reden in der Kammer; unsere Zeitungen bringen sie in kleinerem Drucke als türkische Stimmungsbilder.

Wir lesen antiklerikale Artikel und immer wieder antiklerikale Artikel in euren Münchener Nachrichten. Aber gibt es daneben nichts? Und hat euer Liberalismus nicht positive Aufgaben zu lösen? Hat er darauf verzichtet, auf das gesamte staatliche Leben freiheitlich einzuwirken?

Und dann: sind alle Fäden zerrissen, die sich von uns zu euch gesponnen haben? Seht ihr unsern Kämpfen gleichmütig zu?

Ist die Reaktion im führenden Bundesstaate für eure Liberalen eine Sache, gegen die zu reden sich nicht verlohnt? Oder verbergt ihr den Unwillen in eurer Provinzpresse?

Dann wißt ihr nicht, welche Möglichkeiten ihr euch und uns nehmt; dann seht ihr nicht, was wir hier alle sehen müssen, daß gerade ihr mit den Garantieen eurer Preßfreiheit weit über die Grenzen eures Landes hinaus für bürgerliche Freiheit wirken könntet.

Was gebt ihr uns in Wirklichkeit?

Wir lesen die Münchner Neuesten Nachrichten.

Daß sie nicht demokratische Ideen vertreten, weiß man; daß wir darin von eurem süddeutschen Volkstum nichts finden, ist traurig. Jedoch das ist Sache der Redaktion, und wir rechten nicht mit ihr.

Aber, daß sie als liberales bayerisches Organ unter liberaler Etikette uns nichts bietet als den Abklatsch unserer eigenen Kreuzzeitung, dafür machen wir euch verantwortlich. Denn es ist eine Sache, die ihr nicht dulden dürftet.

Erklärt ihr uns, daß ihr an einer freiheitlichen Ausgestaltung unserer deutschen Verhältnisse nicht mitarbeiten wollt, gut. Dann wissen wir, woran wir sind.

Aber, daß in eurem Namen jede freiheitliche Idee bekämpft wird, das müßtet ihr verhindern.

An euch wäre es, zu sagen, daß ihr nichts gemein habt mit einer Zeitung, die uns in den Rücken fällt.

Seht ihr die Gefahr nicht?

Bedeutet es nichts, wenn unsere offiziellen Kreise über süddeutsche Stimmungen im unklaren gelassen werden? Wenn sie für ihre reaktionäre innere Politik nur Beifall, und für ihre äußere Politik urteilslose Hurrahstimmung finden? Ach, wenn ihr wüßtet, wie man sich in der Öde unseres berufenen Patriotismus nach einem freien Worte sehnt!

Wir nehmen das Blatt zur Hand, das sich als Organ des bayerischen Liberalismus ausgibt. Und was finden wir?

Nach den läppischen Begeisterungen unserer konservativen Presse, die schon Verse gegen Frankreich macht, nach aller Engherzigkeit und Dummheit, was finden wir?

Den schalsten Aufguß unserer chauvinistischen Tiraden.

Auch Kriegshetze.

Und Tag für Tag auch Kriegshetze, abgeschrieben aus der Kreuzzeitung.

Dürftige Patriotismen; Kriegsschulaufsätze im Stile des Militärwochenblattes.

Das sind also die freiheitlichen Gedanken der Süddeutschen?

So frei von aller Humanität und so losgelöst von aller Tradition?

Und sind sie es nicht, warum duldet ihr, daß in eurem Namen das geschieht?

Iste

Glossen

Wandlungen

Als im Jahre 1835 die Eisenbahn von Nürnberg nach Fürth eröffnet wurde, schwelgte die deutsche Presse in weltbürgerlichen Freuden.

Unsere Großväter lasen mit Rührnug, daß jetzt die Verbrüderung der Völker anhebe, daß Unterschiede verschwänden, welche die räumliche Entfernung geschaffen hatten, und daß nun Freunde von einem Ende Europas zum andern sich im Fluge entgegeneilen könnten.

Über allen kleinbürgerlichen Ängsten und Sorgen, die sich an die Umwälzung des Verkehrs hingen, leuchtete der Gedanke hervor, daß eine solche Erfindung der Menschheit gehöre.

Wie hat sich seitdem alles verändert!

Als Graf Zeppelin seine berühmte Fahrt vollendet hatte, dachte von allen begeisterten Lobrednern kaum einer daran, daß dieser Sieg des Geistes der Menschheit erfochten war.

Man jubelte darüber, daß hier ein neues Kriegswerkzeug dem Vaterlande geschenkt wurde; man erwog seine Bedeutung als Zerstörungsmittel, man schrieb darüber, ob es in der jetzigen Verfassung schon zum Angriffe diene, ob man von der Gondel herunter Sprenggeschosse verstreuen könne, oder ob es nur zu Eklaireurdiensten verwendbar sei.

Daß es den Menschen zum Beherrscher der Luft macht, daß es trennende Grenzen überfliegt, uns ungeahnte Schönheiten genießen läßt, davon ist nicht die Rede.

Wir jubeln darüber, die Ersten zu sein, nicht weil wir im friedlichen Wettstreit die Palme errungen haben, sondern weil es uns einen militärischen Vorteil gewähren kann.

Wir tragen allen Haß mit hinauf in den Äther, und der kühne Segler, der hier der Menschheit einen ungeheuern Dienst erwiesen hat, blickt nicht freudig auf die Erde hinunter, die uns allen Mutter ist; er prüft die Möglichkeit, Bataillone zu zählen.

Der preußische Kriegsminister steht als Meistbeteiligter vor der Drachenhalle in Friedrichshafen; nicht der Menschheit, seinem Ressort gehört dieses neue Wunder.

So herrlich weit sind wir seit 1835 gekommen, da ahnende Gemüter die Verbrüderung des Weltalls nahegerückt sahen.

L. Thoma

Berliner Kurzschluß

Macht in einem Ehescheidungsprozesse der als Zeuge vernommene Ehebrecher von dem Rechte der Zeugnisverweigerung Gebrauch, so weiß der hohe Gerichtshof genug. Ähnlich ging es mir und anderen Leuten, als jüngst im bayerischen Landtage zwei Minister hintereinander die Beantwortung einer einfachen Frage unter Berufung auf das Amtsgeheimnis ablehnten. Die Frage, die der Abgeordnete Adolf Müller stellte, war nicht nur eine Frage persönlicher Neugier oder kluger Parteitaktik, es war vielmehr eine Lebensfrage für Bayern und ganz Süddeutschland. Sie lautete kurz und bündig: Gedenkt der hohe Bundesrat Deutschland mit einer Elektrizitätssteuer zu beglücken? Der Gedanke an sich ist schon ungeheuerlich genug. In einer Zeit, da im industriellen Wettbewerbe der Nationen auf dem Weltmarkte Deutschland mit an die erste Stelle gerückt ist, beabsichtigt der Schatzmeister des Deutschen Reiches die Weiterentwickelung unserer Industrie durch eine Produktionssteuer zu unterbinden!

Aber für Bayern steht noch weit mehr auf dem Spiel. Weil arm an Kohle, ist es bis jetzt mit seiner Industrie hinter dem übrigen Deutschland zurückgeblieben. Und erst in neuester Zeit hat es mit Staunen den Reichtum seiner Wasserläufe entdeckt, die, wie Minister von Brettreich im Landtag ausführte, richtig ausgenutzt, ein perpetuum mobile von mehr als eineinhalb Millionen Pferdekräften darstellen und dem Lande einen ungeahnten Aufschwung von Industrie und Handwerk für die Zukunft verbürgen. Und da kommt nun just in dem Augenblick, da das Preisausschreiben für das große Walchenseeprojekt fertiggestellt ist, das Reich und legt sich wie Fafner auf den eben ausgegrabenen Hort. Kann man sich da wundern, wenn sich plötzlich wieder der bayerische Partikularismus regt? Herr von Podewils mag den bloßen Gedanken, daß Preußen Bayern übervorteilen wolle, ungeheuerlich finden, aber das Eine steht fest: Kommt die Elektrizitätssteuer, so ist Bayern der Sündenbock, auf den die größere Hälfte des jetzigen und künftigen Reichsdefizits abgeladen wird, oder mit anderen Worten: Bayern hilft Preußen seine Schulden zahlen.

Ich begreife darum das verlegene Schweigen der Minister. Das Amtsgeheimnis kam ihnen so gelegen, wie dem geschmeidigen Leicester in Schillers „Maria Stuart“ der Tod des Mortimer. Aber was hilft das alles? Süddeutschland ist wieder einmal alarmiert, und die Beschwichtigungsversuche der preußischen Regierungspresse, von der „Staatsbürgerzeitung“ bis zu den „Münchener Neuesten Nachrichten“, sind so dumm und ungeschickt, daß sie wider Willen hetzen und aufwiegeln. Da sagt nämlich ein Neunmalweiser, die Elektrizitätssteuer sei so recht eigentlich eine Besteuerung der höheren Bevölkerungsklassen; denn das elektrische Licht sei das Licht der Reichen! Als ob es sich nur um die paar Glühbirnen im Salon des Junkers handelte! Da sagt ein anderer, der noch gescheiter ist, in Preußen gebe es so viele Niederschläge, daß sie, gehörig gesammelt und ausgenutzt, einen Wert von mindestens hundert Millionen Mark jährlich darstellten. Als ob es in Bayern nicht regnete! Und als ob Herr von Sydow eine Regensteuer einführen wollte! Ein preußischer Minister wird sich hüten, einem so gotteslästerlichen Gedanken nachzuhängen. Nicht etwa des lieben Gottes wegen, den doch diese Steuer gewissermaßen zunächst träfe. Sondern wegen der Konsequenzen, die sich daraus ergeben würden. Man denke nur an den bekannten Hofbericht: „Die Allerhöchsten Herrschaften begaben sich in

die Kirche, um dem Höchsten zu danken.“ Ist erst einmal der Höchste besteuert, kommen auch die Allerhöchsten an die Reihe. Und das wäre ja die Revolution in optima forma und das Ende der Monarchie!

Darum fort mit der Elektrizitätssteuer! Sie revolutioniert Süddeutschland, züchtet den bayerischen Partikularismus groß, bricht alle Mainbrücken ab und verführt zu Gotteslästerungen und Majestätsbeleidigungen. Wo man dran tippt, gibt es Kurzschluß, und eh man sich's versieht, steht das Deutsche Reich in Brand.

Elkan

Grete Beier

Erinnern wir uns, daß im Jahre 1868 im Königreiche Sachsen die Todesstrafe aufgehoben wurde, daß der norddeutsche Reichstag sich 1870 erst in dritter Lesung durch die Drohungen Bismarcks bewegen ließ, die Todesstrafe wieder einzuführen, und blicken wir dann nach Freiberg i. S., wo am 23. Juli in Anwesenheit von 200 Festgästen ein Weib hingerichtet wurde, so können wir uns wieder einmal gestehen, daß wir recht erbaulich weit von dem abgekommen sind, was sich vielleicht zu Kultur hätte entwickeln können.

Auf dem glorreichen Wege, den unsere Nation seit jenem unvergeßlichen Zusammenschmieden des Reiches gemacht hat, bildet die Hinrichtung der Grete Beier eine Station.

Einen Markstein in der Rückentwicklung des Bürgertums, das, durch Phrasen verdorben, längst seine Aufgaben vergessen hat, und das heute über die Väter lächeln kann, denen humane Ideen noch Kampfziele gewesen sind.

Die unvergeßlichen Reden Laskers gegen die Todesstrafe waren an ein Volk gehalten, das sich noch berufen fühlte, an der Befreiung der Menschheit mitzuarbeiten.

Heute würden die Worte verklingen.

Die Komödiantenschar, die uns täglich Vaterlandsliebe mit Trommelwirbeln vorspielt, hat keine Organe mehr für befreiende Gedanken.

Den Landsleuten Robert Blums, die mit allen Lebensgewohnheiten gebrochen haben und einmal frühmorgens 5 Uhr aufgestanden sind, um ein Mädchen abschlachten zu sehen, denen hält man keine Reden über das vertierende Moment der Todesstrafe.

Man schiebt sie mit Ekel beiseite; man fühlt wieder einmal, daß nur geschriebene Zusammenhänge zwischen ihnen und uns bestehen.

In dieses Gefühl mischt sich unsere unbedingte Verehrung für Seine Majestät den König von Sachsen.

Ohne jede Voreingenommenheit für das glorreiche Wettinerhaus würdigen wir die ganze Stärke seines Entschlusses und würdigen sie richtig. —

Man erzählt uns, daß die Geschworenen einstimmig die Begnadigung der Mörderin verlangt haben. Vermutlich nicht ohne innere Gründe. Sie hatten tagelang das unglückselige Geschöpf vor Augen, hörten aus seinen Worten seelische Verbildungen heraus, die sie als Richter nicht formell berücksichtigen konnten, die ihnen aber den Vollzug des Urteils als unmenschlich erscheinen ließen. Der König hat nur den Vertreter des Justizministeriums gehört, der ebenfalls der Verhandlung beigewohnt hatte und — wie man erzählt — in zwei Audienzen den König zur Begnadigung überreden wollte.

Vermutlich hat er seinem Landesherrn gesagt, daß diese Mörderin, die ihre Tat mit der Grausamkeit einer Närrin vollendete und mit der naiven Aufrichtigkeit eines Kindes gestand, von der vollen Erkenntnis ihrer ungeheuer-

lichen Schuld abgelenkt war durch die Grausamkeit hysterischen Begehrens.

Vermutlich hat er ihm die Wahrheit vorgeführt, daß man der Mörderin Gnade vorgespiegelt hatte, um ein Geständnis zu erlangen, daß man ihr Gnade vorgespiegelt hatte, um sie zum Verzichte auf Revision zu bewegen.

Der König blieb stark.

Und alle Erinnerungen daran, daß nymphomane Wünsche auch sehr hochgeborenen Weibern vernünftige Erwägungen unmöglich machen können, hatten nicht die Kraft, den König umzustimmen.

Er weigerte die Gnade, und tausend gleichgestimmte Untertanen zeigten ihren loyalen Beifall, indem sie um Eintritt zu dem herrlichen Schauspiel bettelten.

Nur 200 fanden verständnisvolle Würdigung ihrer Gefühle, nur 200 hatten das Glück, den Willen ihres angestammten und angebeteten Herrschers vollstrecken zu sehen.

Mögen die enterbten 800 nicht wankend werden in ihrer Treue zum Hause Wettin!

Das walte Gott!

M

Die Automobilhuppe

„Für alles, was wirklich königlich ist, vom jüngsten Prinzensäugling bis zum Landesvater aufwärts wird hiermit der melodische Dreiklang reserviert. Das Volk hat sich des einfachen Tones zu bedienen, sonst setzt es Strafe.“ *)

Jene Gemütsathleten, deren Spezialität es ist, bei irgendeinem Regierungsakt, der dem Volke einmal nicht weh tut, mit mächtigem Brimborium den Gelegenheitsdemokraten herauszustecken (um in Tagen wichtiger politischer Entscheidung vorsichtig an die Karriere zu denken), geraten in Rage. Nein, das geht zu weit! Wir sind wahrhaftig die einzig verläßlichen Stützen von Thron und Altar! Aber das lassen wir uns nicht gefallen! Wir sind freie, deutsche Automobilisten und tuten so, wie wir lustig sind... Es ist verständlich, daß eine Freiheitssprache, die in langen Perioden der Ruhe Kraft in Überfluß sammelt und nur in „äußersten“ Fällen in die Erscheinung tritt, besondere Energie hat. Der unglückliche Bote, der das Strafmandat des den vorgeschriebenen Ton auf allen Wegen überwachenden Amtsvorstehers bringt, wird künftighin etwas zu hören bekommen. Aber es hilft nichts. Schon mußte ein dahinsausender Untertan, dem viel daran lag, wenigstens auf der Chaussee für einen richtig gehenden Prinzen gehalten zu werden, das Vergnügen solch imponierenden Eindrucks mit fünfzig Mark bezahlen, und andere, die gleichem Sport huldigen, werden folgen.

Die weniger Ehrgeizigen finden den neuesten Erlaß höchst vernünftig und ärgern sich nicht ein bißchen. Es ist notwendig auf dieser Welt, daß die Automobile, die nicht nur scheinbar, sondern tatsächlich königlich sind, nach ihrer eigenen Melodie tuten. Jedem ist sein Leben lieb: Die drei erhaben dahinhallenden Eigentöne der Königsautomobile sind heilsam und gut. Man weiß, daß die Chauffeure der königlichen Kraftwagen ein Temperament entwickeln, das mit der Impulsivität unserer Politik stilvoll harmoniert. Und nichts wäre unbilliger als das Verlangen nach Mäßigung. Die Geschwindigkeit der Könige untersteht keinem irdischen Gesetz: drum ist's edel, hilfreich und gut, wenn sie lang und dreimal tuten und ihren Königshuppenklang sich patentieren lassen. Und menschenfreundlich ist's. Der Deutsche ist ein

*) Das bezieht sich auf den jüngsten preußischen Erlaß, daß nur königliche Fahrzeuge in Preußen dreimal tuten dürfen.

Die Redaktion

Träumer. Wenn er, der Menschheit frömmster Wolkenkuckucksheimer, wandernd ins Himmelsblau starrt und sich fühlt, als trüge er keine Fesseln mehr, so ist ein frischer Schreck ihm nur gesund. Der Dreiklang gibt ihm Frist, sich zu besinnen, und er kann den Hut ziehen, ehe es zu spät ist . . .

Da wir Deutschen auf dem Gebiet der Politik und im Kampf um die Volksrechte ein mehr nachdenkliches als praktisches Volk sind, wird's nicht an Leuten fehlen, denen auch bei dieser harmlosen Geschichte von der pompösen Automobilhuppe des Königs so ihre Gedanken kommen. Die Sprache des Volkes sei bescheiden, die Haltung angemessen, der Freimut unter Strafe gestellt. Freilich so leicht wie früher (das Wort von der guten alten Zeit ist nicht für alle Stände eine Phrase) will es beim besten Willen nicht mehr gehen. Jeder Deutsche darf in Wort und Schrift unumwunden seine Meinung äußern. So schön und stolz, wie dies auf dem Papier der Verfassung steht, gilt's natürlich im Dreiklassenstaat Preußen nicht. Es ist das Talent der obern Stände, sich erfreulich schnell „beleidigt" zu fühlen, und derer, die ihre unumwundene Meinung (auch ohne daß die Form besonders schroff gewesen wäre) alljährlich hinter Kerkermauern korrigieren sollen, gibt es wahrhaftig noch immer genug. Aber der Bürger hat es nicht mehr nötig, den Hochgeborenen unverdienten Weihrauch zu streuen, und wenn er auch auf dem Automobil sich lächelnd den Ton vorschreiben läßt, so tuten die gesunden Elemente des Volkes auf der Landstraße des politischen Lebens trotz gelegentlicher Gefahr doch so ziemlich, wie sie wollen.

Anders steht es mit den Beamten. Für diese ist die Geschichte von der Automobilhuppe das gegebene Gleichnis ihres Lebens. Alle Beamten vom Minister bis zum bescheidensten Schulmeisterlein haben sich in Preußen noch immer eines einzigen vorgeschriebenen Gesamttones zu bedienen, oder sie werden gemaßregelt, um beim zweiten Mißton dann gleich über die Klinge zu springen. Es ist die Kritiklosigkeit nach oben und der bedingungslose Gehorsam, der allbekannte und vielgehörte Ton, dem die eigene Überzeugung ein Luxus, der Glaube des Vorgesetzten auch für das Privatleben Befehl sein soll. „Weshalb ist denn mein Kollege so plötzlich entlassen worden, er war doch stets auf dem Posten, Herr Direktor?" „Er hat den Begriff des Untertan verspottet, denn er tutete neulich auf dem Geburtstagskaffee der Frau Amtsvorsteher wie ein Bürger . . ."

Wird's anders werden? Das wird von den Beamten mehr abhängen als von den Regierenden. Das Recht auf den absolut eigenen Ton in allen Lebenslagen müssen sich Menschen und Stände selber verleihen. Der Höfling aber wartet bescheiden, ob ihm Fürstengnade, um endlich in den ewigen Ordenseinerlei eine neue Variante zu bringen, nicht doch noch eines Tages wenigstens einen eigenen Automobiltriller verleiht.

Heinrich Ilgenstein

Ritter

„Das Opfer fällt, die Raben steigen nieder."

Als nun Fürst Eulenburg auf der Tragbahre lag, fragten die preußischen Ritter, jene Tapferen, deren Ahnen schon bei Fehrbellin für das Vaterland und so weiter, fragten die preußischen Ritter, ob er gewiß und wahr sich nicht mehr dem Ohre des gnädigen Herrn nahen könne.

Man zeigte ihnen die Insignien des schwarzen Adlerordens, die der Engel der Legitimität aus Liebenberg geholt

hatte, und man zeigte ihnen das Bild des Fürsten, welches von schamhaften Händen aus dem berliner Schlosse entfernt worden war, und man zeigte ihnen die Photographieen der geschwollenen Füße.

Da glaubten es die Ritter, daß der Totwunde sich nie mehr werde erholen können, und sie gingen an seine Tragbahre und ohrfeigten ihn.

Und wieder hatte sich adelige Gesinnung der Nachkommen jener Tapfern, die schon nach Jena wie Schafleder ausrissen, als ein rocher de bronce erwiesen.

Bürger, wenn du über die Linden gehst, bleibe ehrfurchtschauernd vor den Kästen der Photographen stehen!

Blicke sie an, die Helden deines Staates, wie sie ingrimmig unter Adlerhelmen blicken, wie die Schnurrbärte zum Allmächtigen starren, wie Kürasse sich über kühnen Herzen wölben und Troddeln baumeln über Heldenstirnen!

Bürger, das ist fleischgewordene Tapferkeit. Fülle dein Krämerherz mit Bewunderung ihres Mutes und glaube fortan alles, was bei Treitschke geschrieben steht.

Es sind die Nachkommen jener, die wiederum bei Mars la tour und so weiter.

Vor vielen Jahren wurde ein Geheimrat Pierson, wie man heute sagt, verleumdet.

Man wußte, daß ihm unrecht geschehen war, und — schwieg.

Pierson starb; er hatte es nicht erreichen können, daß die armselige Wahrheit an den Tag kam.

Denn sein Gegner hieß Fürst Eulenburg und hatte das Ohr des gnädigen Herrn.

Jahre gingen hin.

Da lag Eulenburg auf der Tragbahre, und Leichengeruch ging von ihm aus; der schwarze Adlerorden floh seine Nähe.

Siehe da, nun stieg — sollen wir sagen leuchtend? — die Wahrheit über Pierson aus der Grube.

Und tapfere Ritter, die solange geschwiegen hatten, redeten jetzt; traten kühn zu dem verwesenden Fürsten hin und sagten ihm jetzt — zum allerallerersten Male, die Wahrheit ins Gesicht.

Ist das nicht Mut?

Bürger, es sind die Nachkommen jener, die schon nach Auerstädt wie Schafleder ausrissen.

L

Die Bernsteinhexe

Aus meines Großvaters Bücherkasten her besaß ich seit Jahren ein Büchlein in altem schlechten Kartonband, das hieß „Maria Schweidler, die Bernsteinhexe. Der interessanteste aller bisher bekannten Hexenprozesse und so weiter herausgegeben von W. Meinhold, Doktor der Theologie und Pfarrer". Es stammte aus dem Jahr 1843 und war angeblich ein echtes altes Dokument vom Anfang des siebzehnten Jahrhunderts. Ich las es schon als Jüngling, damals im guten Glauben an die Echtheit, dann später wieder mit der Erkenntnis, das Ding sei von Meinhold verfaßt, stets aber mit Vergnügen an der guten kräftigen Darstellung und Sprache und der famos entwickelten Spannung. Das Buch war richtig nicht alt, sondern von Meinhold erfunden und geschrieben, wie ich dann auch von Historikern erfuhr, und ich hatte manchmal Freude dran, wie man solche verborgene Sachen gern hat, die man allein zu besitzen und zu kennen glaubt.

Aber heute ist man hinter allem her, und jetzt hat auch dieser Pfarrer Meinhold daran müssen und seine Bernsteinhexe ist neu herausgegeben worden. Das Buch ist im Inselverlag in Leipzig erschienen, sehr nett gedruckt und mit

einem guten kurzen Nachwort versehen. Und wenn ich nun auch mein interessantes Herlein mit vielen teilen muß und die Freude nimmer haben soll, es gewissermaßen für mich allein zu haben, so empfehle ich es doch gerne und bekenne mich zu der Meinung des Herausgebers, daß das merkwürdige Ding nicht bloß ein Kuriosum, sondern eine recht bemerkenswerte Leistung ist.

Hermann Hesse

Auf Schleichwegen

Angeblich ist das berliner Gericht im Eulenburgprozeß durch den Vertagungsantrag Isenbiels überrascht worden. Angeblich hat sich Isenbiel erst am siebzehnten Juli zu diesem Vertagungsantrag wider sein eigenes Erwarten veranlaßt gesehen. Das alles ist ganz unrichtig. Denn schon am zwölften Juli, also fünf Tage vorher, war die Redaktion der „Münchener Neuesten Nachrichten" im Besitze einer offiziösen Mitteilung, welche diesem Vertagungsantrag vorarbeiten mußte. Man erinnere sich an den mehr als sonderbaren Artikel, welcher am zwölften Juli abends in dem münchener Blatt zu lesen war. In jeder Zeile das Gegenteil von dem, was die Zeitung bis dahin gesagt hatte. Der Artikel enthielt die Lüge, daß die Zeugenvernehmungen keineswegs so ungünstig ausgefallen seien, wie die falsch informierte Presse behauptet hatte. Der Artikel enthielt die weitere Lüge, daß die Stimmung der Geschworenen merkwürdig günstig für Eulenburg sei, und brachte am Schluß die Meinung, man könne sich auf den überraschenden Freispruch gefaßt machen. Alle Welt fragte lachend, wie diese sonderbare Auslassung mitten in den Eulenburgberichten der „Münchener Neuesten Nachrichten" auftauchen konnte. Jetzt haben wir die Aufklärung. Der Artikel kam aus Berlin, war offiziös und sollte der damals schon beschlossenen Vertagung den häßlichsten Beigeschmack nehmen. Wenn das Publikum auch nur an die Möglichkeit eines Freispruches glaubte, konnte es die Aussetzung der Verhandlung leichter verdauen.

M

Redaktionelles

Da Adolf Loos, der wiener „Architekt und Schriftsteller, Künstler und Denker", wie ihn Meyer-Graefe nennt, nur einem kleinen Teil unserer Leser bekannt sein dürfte, erscheint eine Bemerkung über den Mann angebracht, damit unsere Leser nicht glauben, es handle sich um einen gewöhnlichen Krakehler, der nur anständige Leute wie die vom „Werkbund" schlecht machen will. Adolf Loos veröffentlichte vor zehn Jahren eine Artikelserie in der „Neuen freien Presse" über Fragen der Innendekoration, die damals großes Aufsehen erregten und namentlich die Entwicklung der wiener „angewandten" Kunst stark beeinflußten. Seitdem hat er geschwiegen und durch eigene „Inneneinrichtungen", durch die Tat gezeigt, worauf es ihm ankommt. Seine Inneneinrichtungen halfen in Wien zu einem strengeren und ernsteren Stil und wirkten durch die wiener Schule auch in Deutschland. Wenn er sich jetzt entschließt, wieder zum Wort zu greifen, so verdient er gewiß gehört zu werden; und wir freuen uns, daß er dem „März" eine Serie von kleinen Aufsätzen zugesagt hat, die sich über angewandte Kunst und Kultur auslassen werden.

Verantwortlich: Für die Redaktion Hans Fischer (Kurt Aram), für den Inseratenteil Otto Friedrich, beide in München. — Verlag von Albert Langen in München. — Redaktion und Expedition: München, Kaulbachstraße 91. — Verantwortlich für die Redaktion in Österreich-Ungarn: Adolf Schlesinger in Wien I — Expedition für Österreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachfolger, Wien I, Herrengasse 6
Druck von E. Mühlthaler's Buch- und Kunstdruckerei AG. in München, Dachauerstraße 15

Asien / Von Conrad Haußmann

Asien fängt an, aufzuwachen und sich den tausendjährigen Schlaf aus den Augen zu reiben. Ist dies das Erwachen zu männlichem Eigenleben; oder ist es nur so, wie die Odaliske erwacht aus Träumen und Pfühlen, in die sie bald wieder zurücksinken und den Großtürken mit sich zurückziehen wird?

Marschiert die Entwicklung Asiens, oder sind es nur vorübergehende suggestive Zuckungen durch die Berührung mit Europa und mit Amerika, diesem europäischen Tochterweltreich?

Dauernd oder vorübergehend, — das ist für Asien, das ist aber auch für Europa die Zukunftsfrage. Sind diese Anläufe der geistige Ausdruck eines erstarkenden Nationalbewußtseins und eines werdenden Nationalwillens, — dann verändern sie mit Sicherheit die ganze Weltlage, dann müßte auch Europa zu ganz anderen Methoden und Umgangsformen gegenüber Asien rechtzeitig übergehen, dann könnte es bald wie Größenwahn klingen, vom „europäischen Konzert" zu sprechen und damit die Weltherrschaft zu meinen.

Nur aus der Natur der Veränderungen, die sich in Asien zu vollziehen begonnen haben, und der Erkenntnis ihrer Ursachen sind Anhaltspunkte für die Wirkungen und deren Ausdehnung zu gewinnen. Die Ausdehnung der Veränderungen selbst ist, räumlich betrachtet, überraschend groß.

Im fernsten Osten hat es begonnen.

Japan hat der Welt etwas Erstaunliches vorgeführt. Es hat sich durch einen kollektiven Willensakt ohne Vorgang einen Teil der Denkoperationen der europäischen Kultur und ein groß Teil der Errungenschaften dieser Kultur bewußt und planmäßig in einer Generation angeeignet. Das alles aber nicht aus Liebe und Unterwürfigkeit gegenüber Europa, nein, aus Erkenntnis der Überlegenheit, welche europäische Organisation und Produktion demjenigen zu verschaffen vermag, der sie nützen lernt. Also mit dem gleichen Hintergedanken, mit dem Hannibal den Römern das Fechten und ihre Militärorganisation ablernte. Japan hat die Probe auf das Exempel bestanden.

Es hat Rußlands Armee und Flotte geschlagen und nahezu aufgerieben, ein geschichtliches Ereignis, das genau betrachtet nur in Thermopylä und in Salamis einen Vorgänger hat, wo Europa sich der Umklammerung Asiens erwehrte, wie Japan derjenigen Rußlands zuvorkam. Es war kein bloßer Zufall, daß jener nationalen Kraftleistung ein unerhörter Aufschwung Griechenlands folgte, und so wird sich — auch wenn Japan nicht Hellas ist — eine Anhäufung von Kraft im fernen Asien vollziehen und betätigen. Dies umso gewisser, weil wirkliche geistige Potenzen in Japan seit Jahrhunderten am Werk sind, und ein starkes kulturelles Eigenleben vorhanden ist, das Japan vor den Gefahren bloßer Nachahmungssucht sicher bewahren wird. Die Entwicklung hat sich bisher in Japan streng rationalistisch vollzogen; und vor allem ist im Unterschied von Westasien der Einfluß der Priester und die lähmende Wirkung einer fatalistischen Religion kein hemmender Faktor. Das geistig führende Element ist atheistisch, und die außerordentlichen Akte von Opfermut, Todesverachtung und Vaterlandsliebe sind nicht von dem Gedanken an Lohn und Strafe im Jenseits eingegeben. Damit ist ein Gegenbeweis gegen die Moralbegriffe erbracht, durch die sich die Priesterkaste im übrigen Asien und in Europa der Staatsgewalt unentbehrlich zu machen sucht. Es ist mit guten und scharfen Gründen von einem großen italienischen Geschichtsschreiber in den Spalten des „März" die Furcht vor Japan verspottet worden, die in Amerika und Europa ansteckend zu werden begann. Es ist wahr: eine Sorge vor Bedrohung durch Japan wäre lächerlich. Aber ebenso gewiß ist, daß Japan den Glauben an die asiatische Indolenz und die Meinung zerstört, Asien sei nur Objekt der Weltpolitik. Die mittelbare Gefahr seines asiatischen Beispiels ist ernster als die unmittelbare seiner Waffen. Es ist nicht nötig, die Leser daran zu erinnern, daß eines der wichtigsten Mittel seiner nationalen Erstarkung die Überwindung der staatlichen Zerrissenheit und Zusammenhangslosigkeit durch eine Volksvertretung gewesen ist. Japan ist in den letzten zwei Jahrzehnten ein konstitutioneller Staat geworden und durch die Zulassung der Intelligenz auch der mittleren und unteren Stände innerlich und äußerlich gewachsen.

Die Parole zum Erfolg aber war: Japan den Japanern!

Von dem beweglichen Inselreich führt ein kurzer Schritt aufs chinesische Festland, das scheinbar noch unbeweglich in asiatischen Neigungen verharrt

und hinbrütet. Ein Volk mit einer viertausendjährigen Geschichte, einer dreitausendjährigen Literatur und einer Eigenart, die duldend und quietistisch, aber auch ethisch und intelligent ist, wird dann, wenn die Eigenart bedroht wird, naturnotwendig nach Mitteln suchen, sie zu bewahren. Bedroht aber war China zuerst von dem kleinen Japan, von dem es zu Boden geworfen, und von dem ihm jenes Port-Arthur abgenommen wurde, — jenes Port-Arthur, das hernach Frankreich um seiner Allianz willen und Deutschland, um Kiautschau besetzen zu dürfen, Japan abnehmen und Rußland zudekretieren halfen und damit eine der Ursachen des russisch-japanischen Krieges schufen. China aber, das noch immer dreihundert Millionen Einwohner hinter sich fühlt, will weder von Europa noch von dem kleinen Japan gelenkt werden, namentlich nicht von Japan; und so sieht sich China langsam und widerwillig, aber notgedrungen und ruckweise auf den Reformweg Japans gedrängt. Die Reformer haben heiß zu kämpfen gegen Mandschu und Mandarinen, das heißt gegen das chinesische Junkertum und die chinesische Bureaukratie. Aber sie haben einen übermächtigen Bundesgenossen an den japanischen Erfahrungen und dem japanischen Riesenerfolg. Die Bewegungen gehen gleich Zuckungen durch das Reich der Mitte und treten in den verschiedensten Formen auf. Der politische Entwicklungsdrang richtet sich im Inneren gegen den herrschenden Stamm der Mandschu und seine Hegemonie und Oligarchie, schlägt dann aber strichweise eine antidynastische Richtung gegen die alte Frau ein, die, einst dem Kaiser von China zur linken Hand getraut, heute die Beherrscherin von China ist. Aber der Druck der Lage ist so stark, daß auch sie neuerdings, und zwar direkt unter dem Einfluß eines politischen Mordes an einem Mandschupolizeipräsidenten, den Ernst der Lage zu begreifen anfing und den Ratschlägen eines Chinesen und nicht eines Mandschu, Juanschikai mit Namen, nachgab. Im vergangenen Jahr wurde in Peking ein Edikt erlassen, das die parlamentarische Institution als Ziel ins Auge faßt und nur eine Zwischenzeit für die Überleitung vorsieht. Genau so wie vor Schaffung des japanischen Parlaments eine Art von Staatsrat zur Vorbereitung der Konstitution vom Jahre 1874 bis 1890 erfolgreich tätig war, besitzt China seit einem Jahr einen die Volksvertretung vorbereitenden Ausschuß, den Tsutschengyan. Sind damit grundsätzlich neue Bahnen auch innerhalb der chinesischen Mauer beschritten, so

tragen neueste Edikte den Charakter von materiellen Garantien für die Ernstlichkeit der kaiserlichen Absichten, denen man in Asien noch mehr als in Europa zu mißtrauen die Pflicht hat. Dies umsomehr als schon einmal genau vor zehn Jahren ein Staatsstreich der Mandschupartei die Entwicklung gewaltsam unterbrach. Aber am zehnten August 1907 erschien das Edikt, welches den Zopf gleichsam auf den Kopf stellt und das Konnubium zwischen Chinesen und Mandschufrauen und zwischen Mandschu und Chinesinnen gesetzlich zuläßt, die Wehrpflicht für Mandschu und Chinesen gleich regelt, in die höheren Mandschuschulen Chinesen zuläßt und die Verteilung im Ministerium dahin regelt, daß neben fünf Mandschu drei Chinesen Sitz und Stimme haben und insbesondere das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten den Chinesen ausgefolgt ist.

Das sind politische Neuerungen, die uns eine Vorstellung von der Macht der Bewegungen geben, die sich im Inneren Chinas abspielen, und von der Stärke der im Fluß befindlichen Kräfte. Auch in China gibt es aber nur eine wahrhaft zugkräftige Parole: China den Chinesen. Die Idee der Freiheit wirkt immer gleichzeitig nach innen und nach außen, und sie ist eine ganz besonders starke Macht, wenn sie, wie auch in China, von einem wiedererwachenden oder einem seinen Stoff wechselnden Bildungsbedürfnis getragen wird.

In Indien ist eine starke Bewegung im Lauf, von der man selbst in Kalkutta in diesem Moment noch nicht weiß, wie weit sie führen wird. Die Unruhen gingen von der Pest aus, die elf Jahre wütete und fünf Millionen wegraffte — fünf aufs Tausend —, aber sie haben eine scharf nationale Bahn eingeschlagen. John Morley, der sympathische englische Staatssekretär für Indien, hat im englischen Parlament ein Programm dargelegt, um „die Inder zu gewinnen". Es wurde dem Vizekönig ein Rat von indischen Notabeln mit gutachtlicher Funktion beigegeben; der am sechsundzwanzigsten Dezember 1906 eröffnete indische Nationalkongreß in Kalkutta und die Provinzialausschüsse wurden unter Erweiterung ihrer Kompetenzen mit Indern besetzt, und in den Staatsrat von Indien wurden ein oder zwei Inder berufen. Im übrigen wurden „Sympathie, Güte, Festigkeit und Gerechtigkeitsliebe" zugesagt, alles innerhalb der Grenzen der englischen Herrschaft. Aber das genügt nicht mehr lange. Diese Beruhigungsversuche können schon

heute als gescheitert angesehen werden. Die eine Verhaftung des indischen Advokaten Lajpat Rai, des Hauptes der Agitation, den Morley „einen wahrscheinlich aufrichtigen Enthusiasten" nannte, hat alle Annäherungskanäle wieder zugeschüttet; und es ist eine einheimische, oppositionelle Presse erwachsen, deren Redakteure in London und Paris die Kunst gelernt haben, die Dinge faßlich und doch „unfaßbar" zu sagen. Die ganze gebildete Schicht in Indien ist fortgerissen von der Meinung, Indien so gut regieren zu können wie die Engländer. Das nennt Morley eine „Illusion", aber Volksillusionen sind eine Macht, und dieser indischen Illusion kommt die Tatsache zu Hilfe, daß die englische Verwaltung hyperzentralisistisch und in ihren unteren Organen gewalttätig ist. Die Bewegung hat das Vorbild von Australien, Kanada und Transvaal vor Augen. Aber England hält nur die weiße Bevölkerung für reif zur Autonomie. Man glaubt, die Unruhen haben nur eine dünne Oberschicht erfaßt. Das ist gewiß eine englische Selbsttäuschung. Eine Bewegung, die von dem Gedanken: Indien den Indern! ausgeht, greift tief in die Vorstellung auch der unteren Schichten, und eine so alte Kultur wie diejenige der Hindus bildet auch als verblaßte Erinnerung ein mächtiges Band. Wäre nicht die religiöse Scheidung, — neben dem Buddhismus ist der Mohammedanismus heimisch in Indien und wirkt als Antagonismus — so wäre Indien zuerst unter den Völkern Asiens zu einer weiteren Stufe der Selbständigkeit vorgeschritten. Nur wird bei der Klugheit Englands die Form nicht die staatliche Selbständigkeit, sondern die sogenannte nationale Autonomie sein, wenn die Bewegung anhält. Die von Morley für Asien verteidigte Form der Autokratie durch eine fremde Macht wird sich in Indien nicht viel länger halten als die Autokratie der Mandschuregierung in China.

In Persien starb der russenfreundliche Schah Muzaffer-ed-Din; und unter dem Eindruck der Niederlage, die sein starker russischer Bundesgenosse in der Mandschurei erlitten hatte, mußte sein Sohn Mohamed Ali eine Verfassung, bestehend aus einem Unterhaus mit einhundertzweiundsechzig und einem Oberhaus mit sechzig Mitgliedern, über sich ergehen lassen. So groß war das Mißtrauen der Perser gegen ihren jungen Schah, daß sie in der Verfassung vom Januar 1907 dieser ersten Nationalvertretung eine zweijährige Dauer „garantieren" ließen. Mohamed Ali obstruierte ein Jahr lang. Am drei-

undzwanzigsten Dezember 1907 beschwor er die Verfassung „auf den Koran". Im Juli 1908 hat er das Parlament mit russischer Hilfe zusammenschießen lassen und die Opposition gehängt, die über ihn und seine Politik gesiegt hatte. Das ist nun an sich ein durchaus normaler, das heißt asiatischer Verlauf der Dinge. Es ist aber, nachdem die Entwicklung einmal auf diesem Punkt angelangt war, gar kein Zweifel, daß die Gehenkten weiterreden werden, und daß man in Persien diesen grausamen Rückfall in die Despotie nicht als Beweisgrund für ihre Güte gelten lassen wird. Jedenfalls wirkt für den persischen Moslem die türkische Verfassung wie ein feuriges Signal.

Die Überraschung bildet der scheinbar plötzliche Ausbruch der türkischen — Verfassung. Der Padischah hat sie beschworen auf den Koran. Das ist nach dem Vorgang in Teheran kein Beweis für ihre Dauer. Der Padischah hat auch eine Ansprache an das Volk gehalten: „Meine Kinder! Seid ruhig, seit meiner Thronbesteigung habe ich für das Gedeihen und Heil des Vaterlandes gearbeitet. Allah ist mein Zeuge. Von jetzt an ist eure Zukunft gesichert. Ich werde mit euch arbeiten. Lebt nun, Brüder, in eurer Freiheit. Ich bin befriedigt von der Treue und Dankbarkeit, die ihr mir bezeugt. Geht nach Hause, ruht euch aus." Auch diese Ansprache bietet keine Gewähr. Aber in der Art, wie die Verfassung dem Sultan — der nie für sie „gearbeitet" hat — unblutig abgerungen wurde, liegt eine Kraftäußerung und machtvolle Planmäßigkeit, wie man sie dem „kranken Mann" nicht zugetraut hatte. Die Bewegung, die ihren Sitz in den politisch höchst reizbaren Provinzen Makedoniens hatte, hat die ganze Armee ergriffen. Denkwürdig ist das Telegramm, in dem der Generalinspektor Hilmi Pascha dem Sultan am zweiundzwanzigsten Juli telegraphierte: „Die Armee verlange nach der Verfassung; falls sie nicht bis zum sechsundzwanzigsten Juli 1908 verkündet sei, so werde das dritte Armeekorps gegen Konstantinopel ziehen, ihm werde das zweite Armeekorps (Adrianopel) nachfolgen, und das vierte Armeekorps (Erzindschan) sowie das fünfte Armeekorps (Damaskus) seien zu gleicher Aktion bereit. Ein solches Eintreten der Armee für Verfassung und Konstitution ist einzig in der Geschichte. Denn die Prätorianer, die so oft in der Nähe von Byzanz Politik gemacht haben, erhoben sich niemals für Gesetz und Verfassung, sondern immer für die Militärdiktatur und Willkür.

Der Sultan war in der glücklichen Lage, eine Verfassung auf Lager zu

haben, nämlich diejenige, die vor zweiunddreißig Jahren gegeben und von einem kurzlebigen türkischen Parlament ammendiert worden war.

Jene Verfassung und ihr tapferer Vorkämpfer Midhat Pascha sind damals, nachdem der türkisch-russische Krieg überstanden war, abgelegt worden und tatsächlich in Vergessenheit geraten. Aber die jungtürkische Partei hat die Rückeroberung jener Verfassung auf ihre Fahne geschrieben, auf der sonst nur noch die Worte standen: „Die Türkei den Türken." Die Akzente der jungtürkischen Agitation lassen sich deutlich erkennen aus der Proklamation, die am zweiundzwanzigsten Juli in Saloniki angeschlagen war. Hier wird die Regierung beschuldigt, daß unter ihr „heiligste Teile des Vaterlandes eines nach dem anderen verloren" gegangen seien, daß sie „das Treugefühl des ottomanischen Volkes mißbraucht." „Indem euch die Wohltaten der Freiheit und Bildung entzogen werden, bedroht diese autokratische Regierung die Zukunft eueres Vaterlandes." „O Volk, o Landwirte, wie lange noch werdet ihr helfen, die verdammten Geldbeutel der Feiglinge von Konstantinopel zu füllen."

Die Mißstände der türkischen Beamtenwirtschaft waren natürlich ein Hauptthebel der Bewegung. Aber dieser Hebel ist seit Jahrhunderten vorhanden und hat bisher nie gehoben.

Darum besteht das kulturell Neue in der Organisation der Bewegung und in ihrer Planmäßigkeit. Ihr hat sich der Sultan, selbstverständlich widerwillig, gebeugt. Er macht, wie seine Ansprache zeigt, gute Miene zum bösen Spiel und wird aus dem Druck der neuen Lage den Vorteil ziehen, den Druck der alten Lage zu lockern, das heißt die andrängenden europäischen Mächte darauf zu verweisen, daß ihre „Reformen" überholt seien und nun vom türkischen Parlament gemacht werden. Ein Teil der europäischen Mächte wird gleichfalls die Kunst der guten Miene üben, und Österreich wird Bosnien und der Herzegowina bei der Gefahr des Rückwärtsgravitierens dieser Gebiete gleichfalls eine „Konstitution" servieren müssen, nach der man in diesen unter Österreichs Verwaltung emporgekommenen Balkanstaaten schon längere Zeit verlangt. Hier liegen sehr ernste, politische, staatsrechtliche und völkerrechtliche Schwierigkeiten, die ihren tieferen Grund eben darin haben, daß Asien in den Balkanstaaten anfängt aufzuhören; nur kann man nicht sagen wo. Südliches Temperament in Verbindung mit dem Antagonismus

der mohammedanischen und christlichen Religion setzen der Entwirrung außerordentliche Hindernisse entgegen. Aber es sind alte Erfahrungen von Europa, daß die Südeuropäer mit besonderem Maße gemessen werden müssen.

* * *

Neu bleibt die Erscheinung, daß in dem ersten Jahrzehnt des zwanzigsten Jahrhunderts der ganze asiatische Riesenblock sich zu bewegen beginnt, und zwar überall in derselben Richtung. Überall lockt die eine Hoffnung, — weniger von Europa beherrscht zu werden; und überall die Sehnsucht nach einer neuen Ordnung, oder man kann sagen, nach Ordnung, die als Mittel der eigenen nationalen Machtsteigerung und der Beendigung jener despotischen Unordnung erkannt wird, die im letzten Grund die kulturelle Rechtfertigung des europäischen Eingreifens bildet. So liegt es in Asien und neben Asien in Ägypten, wo die englische Erziehung zu staatlicher Ordnung gleichfalls eingeborene Wünsche und das Vertrauen in die nationalen Fähigkeiten ausgelöst hat. Hüben wie drüben über dem Suezkanal waltet nicht bloßer Zufall, sondern ein großes inneres und äußeres Moment. Die Berührung mit Europa und seiner Technik hat die alten Kulturen von Asien und Ägypten zu beleben angefangen. Das ist das eine. Es hätte aber noch nicht genügt, den Fatalismus zu durchbrechen, der wie die Temperatur der heißen Zone auf der Energie der Asiaten liegt. Da kam die Riesentat des kleinen asiatischen Japans gegen das große halbeuropäische Rußland. Das war der Schleuderwurf Davids gegen den Riesen Goliath, und das hat Asien innerlich elektrisiert. Das hat wie ein Funke bei den Hindus und bei den Arabern, bei den Chinesen, den Persern und jetzt auch am Goldenen Horn Mannesgefühle ausgelöst. Asien will nicht mehr bloß Odaliske sein.

Wird Asien sich aufraffen? Nicht auf einen Schlag, nicht ohne Rückschläge. Und es wird die Belastungen nicht loswerden, die Klima, Sitte und Charakter seinem staatlichen Leben aufdrücken, und die nicht abgestreift werden können. Aber trotzdem, Asien hat nicht bloß ungeheuere Naturschätze, deren zunehmende Hebung mittelbar die Kultur heben wird, sondern es hat auch noch ungehobene geistige Kapitalien. Asien ist das tiefsinnige Land, dem die Welt alle ihre Religionen verdankt. Damit ist viel gesagt für die Fähigkeit der Gedankenbildung und der Spekulation.

Die „Konstitution", nach der alle diese aufwachenden Gebiete schielen, ist natürlich kein Allheilmittel. Aber doch ist es wie ein großes politisches Gesetz: Um die kollektive politische Kraft eines Volkes zu nützen, um die Despotie des Alleinherrschers und ihre ruinierenden Gefahren zu überwinden, weiß der menschliche Erfindungsgeist nirgends ein anderes Mittel, als die staatlich Mitredenden nicht vom Despoten, sondern von der Bevölkerung auswählen zu lassen. Art der Auswahl und Umfang des Mitredens können dabei hundertfältig abgestuft sein. Der Erfolg dieses Organs der Gemeinschaft wird immer abhängen von der Fähigkeit, von dem Gemeingeist und von der richtigen Mischung beider in der Bevölkerung und dementsprechend in der sie vertretenden Körperschaft. Deshalb werden die Anläufe, deren Zeugen wir sind, einen sehr verschiedenen Verlauf nehmen. Die meiste innere Zähigkeit und Dauerhaftigkeit scheint mir Japan und hiernach China zu versprechen.

* * *

Und Europa? Soll es sich freuen oder soll es sich grämen? Wenn es klein denkt, wird es sich grämen wie eine törichte alte Mutter, deren Töchter selbständig werden und den Wochenlohn ihr nicht mehr abliefern wollen. In Wahrheit ist das politische Erwachen Asiens nur ein Beweis für geistiges und wirtschaftliches Erstarken; und von einem solchen Erstarken kann Europa nur erhöhten Vorteil haben, wenn es richtig rechnet und handelt.

Das Wachstum verstehen und der neuen Lage rechtzeitig eine neue Taktik entgegenbringen, — das ist die Aufgabe, vor die sich Europa gestellt sieht. Europa müßte sich ehrlich von dem Verdacht bloßer Ausbeutungssucht, in den es sich gründlich gebracht hat, dadurch befreien, daß es den Gedanken an Annexion und Eroberung endgültig verabschiedet und der wirtschaftlichen Erschließung ehrliche Dienste leistet. Dadurch allein kann es Respekt und Sympathie einflößende Wirkungen erzielen und starke Bande schlingen, die beiden Teilen zugute kommen werden. Es ist zum Beispiel schlecht gerechnet, sich durch die Okkupation eines Hafens im fernsten Osten dem Verdacht der Eroberungslust auszusetzen.

So sollte es Europa machen. Aber dazu müßte es europäische Politik machen. Wo ist eine solche zu finden? Wir machen englische, russische, französische, deutsche Politik, und immer kreuzt die eine die andere. Die kurz-

sichtige Uneinigkeit der großen Staaten des kleinen Europas schließt eine echte Weltpolitik aus und gibt dem einheitlich operierenden Amerika einen ungeheueren Vorsprung. Europa darf nicht so kapitalarm bleiben wie es noch ist, gemessen an den asiatischen Aufgaben. Freie Türe. Freier Handel. Freier Unternehmungsgeist und keine endlosen Rivalitäten wegen einer Grenze oder wegen der Quote am Handelsprofit. Der Blick auf Asien muß sich über Europa erheben, und von diesem Standpunkt in der Höhe erscheinen die Provinzen von Europa klein und ihre Streitigkeiten noch kleiner. Auch der Ehrgeiz eines einzigen Europastaates um die Welthegemonie wäre kursichtig. Denn wenn Europa seine Hegemonie nicht endgültig verlieren will, benötigt es die Kraft und Intelligenz aller Europäer und kann den aus der Unterdrückung auch nur eines einzigen Gebietes sich ergebenden Kräfteverlust nicht brauchen.

So könnte es sein. Aber Europa hat noch lange nicht gelernt, von seiner Intelligenz einen ökonomischen Gebrauch zu machen. Und doch ist dies das Problem des zwanzigsten Jahrhunderts.

Die neue Ära / Von Ahmed Riza

Sultan Abdul-Hamid Khan II hat gnädigst angeordnet, daß die Verfassung in Kraft trete, die er seinem Volke im Jahre 1876 gewährte. Die russische Regierung stand zu jener Zeit einer konstitutionellen Regierung durchaus nicht freundlich gegenüber. Sie betrachtete die Verfassung mit scheelen Blicken nicht nur bei ihr zu Hause sondern auch in der Türkei. Sie erklärte uns den Krieg einzig in der Hoffnung, diese Konstitution zu demolieren, deren Wirksamkeit das ottomanische Reich wieder aufgerichtet und im russischen Volk den Wunsch geweckt hätte, unser Beispiel nachzuahmen.

Dieser Krieg war für uns ein unseliges Verhängnis; wir wurden geschlagen; der Feind zog bis vor die Tore Konstantinopels. Die Erregung

war groß, und es war keine leichte Aufgabe, die Ordnung im Parlament aufrecht zu erhalten. Der Souverän machte Gebrauch von seinem konstitutionellen Recht und erklärte das Parlament für aufgelöst. Und wenn er sich, dem gleichen Recht zufolge, während der nächsten Jahre nicht gerade beeilte, das Parlament wieder zu berufen, so geschah dies zum großen Teil unter dem Einfluß von Leuten, welche die Türkei unter einer Willkürherrschaft am besten ausbeuten und auspressen zu können gedachten.

Ich will hier nicht lange von der Verzweiflung und dem entsetzlichen Unglück reden, wie sie die Folge dieses anarchistischen Zustandes gewesen sind.

Nun sind wir ja endlich vor der Gefahr geschützt, in die uns jene Anarchie stürzte. Nichtsdestoweniger ist ein so schönes, reiches und fruchtbares Land wie die Türkei fortwährend fremder Begehrlichkeit ausgesetzt. Auch sind die verschiedenen Nationalitäten, die das türkische Volk bilden, bis heute durch geschickte Aufwiegler in ihrer gegenseitigen Uneinigkeit erhalten worden, und ihre brüderlichen Gefühle in diesem Augenblick fesseln sie noch nicht lange genug aneinander, um die Ordnung zu sichern und zu verbürgen.

Es können, wie man das bei den zivilisiertesten Völkern erlebt, innere oder äußere Komplikationen eintreten.

Aber so blutig diese Schwierigkeiten auch sein mögen, — niemals werden sie das Land an jenen Abgrund des Verfalls führen, in dem es unter dem alten despotischen Regime bald versunken wäre. Die Konstitution wird uns davor auf immer bewahren. Wird sie im Geiste einer weitherzigen Toleranz angewandt, dann wird sie auch die unaufhörlichen Interventionen der fremden Mächte zur Ruhe bringen; Interventionen, die im Interesse unseres Landes und des allgemeinen Friedens gleich bedenklich waren.

Indem wir von vornherein zugeben, daß diese Konstitution noch der Vervollkommnung fähig ist, nehmen wir sie heute an, wie sie ist; und wir erwarten, daß uns die Erfahrungen, die wir mit ihr machen, erlauben, sie schrittweise und in Übereinstimmung mit den wahren Bedürfnissen und Forderungen unseres Landes zu modifizieren.

Wir wollen unserer orientalischen Kultur ihre Eigenart und ihre Tradition wahren. Zugleich aber haben wir die feste Absicht, den Weg des Fortschritts weiter zu gehen. Wir entfernen uns dabei aber nicht von unseren Sitten und vom Geist unserer Gesetze.

Nun kommt es noch darauf an, ob die Grundgesetze der Verfassung vom Sultan respektiert und in einem loyalen Sinne durchgeführt werden.

Das Interesse meines Landes verpflichtet mich, die guten Absichten des Souveräns nicht zu verdächtigen. Ich glaube an sein Versprechen, aber zu gleicher Zeit glaube ich an die patriotische Kraft unseres „Comité d'Union et de Progrès". Der Sultan hat die glücklichen Wirkungen seiner Proklamierung der Konstitution feststellen können. Alle seine Untertanen, Christen und Muselmänner, Bürger und Militär, haben sich aufrichtig umarmt und laut ihre Freude bezeugt; sogar in Makedonien, wo man sich noch vor ein paar Tagen gegenseitig zerfleischte.

Jedermann in der Türkei ist froh und befriedigt, das ist nicht zu leugnen. Warum sollte der Sultan allein grollen?

Es ist ein großes Glück für das Land, daß sich dieses frohe Ereignis gerade unter der Regierung Abdul-Hamids vollzogen hat; denn kein Staatsmann kennt die Dessous der europäischen Diplomatie besser, kein Souverän hat mehr Erfahrung, kein Beamter auf der Welt arbeitet mehr als er. Läßt er also sein Volk von diesen reichen politischen Kenntnissen, von diesem Fleiß, von dieser Zähigkeit profitieren, vereinigt er seine Kraft mit der moralischen und tatsächlichen Kraft der beiden Kammern, so wird er nicht nur seinem herrlichen Reich, sondern auch der Sache der Menschheit einen unendlichen Dienst erweisen.

Geliebte in Preußen-Deutschland!

Eine Predigt von Heinrich Ilgenstein

Er hält keine Reden, er zitiert nicht, er predigt und moralisiert nicht und — siehe, das deutsche Volk liebt ihn doch! Was ist uns Zeppelin? Ein genialer Erfinder. Ein Mann, der wirklich die Opfer verdient, die ihm jetzt vom deutschen Volke gebracht werden. Aber ich frage: Was ist uns Zeppelin? Gebt nicht nur Euer Scherflein, hoch vom Fürsten bis tief zum Journalisten herab, sondern

denkt auch über den Mann und Euch, Geliebte in Preußen-Deutschland, etwas nach. Wie kam es doch, meine Lieben, daß Ihr einen Großen einmal so schnell und rechtzeitig erkanntet? Ihr, die Ihr selbst Bismarck einst nur ganz allmählich begreifen konntet? Hat die Menschheit über Nacht etwas von ihrer Schwerfälligkeit verloren? Nein. Und es ist auch nicht allein die alte Ikaridensehnsucht, die Luft zu beherrschen. Der tiefste Grund für diese Verehrung eines Mannes, die seit des Eisernen Kanzlers Tode zum erstenmal wieder so etwas wie eine besondere Liebe zwischen einem einzelnen und dem Volke zu sein scheint, ist ein anderer. Ein solcher Mann (ob nun Luftschiffer oder nicht) war seiner Art nach unbewußt unsere Sehnsucht. Muß besonders Eure Sehnsucht gewesen sein, Geliebte in Preußen-Deutschland!

Dieser bescheidene, still seiner Arbeit nachgehende, energische Mann ist gewiß nichts Alltägliches. Aber er ist ein so Einzigartiger für Euch, weil Männer der Tat und Männer des Fortschritts auf sichtbaren Posten seit dem Aufkommen des sogenannten neuen Kurses bei Euch seltener geworden sind als der Schnee im Sommer oder der preußische Orden vom Schwarzen Adler auf der Brust eines Mannes, der wirklich Meriten hat. Zeppelin ist ein ganzer Mann. Aber er scheint Euch so riesengroß, weil er ein höchst Unzeitgemäßer für Euch ist. Weil der allgemeine Hintergrund so wenig Lichtes und Begeisterndes hat. Weil sein Vaterland so viel kleine Gestalten aufweist. Weil Deutschland auf die Phrase gestellt worden ist. Und nun endlich einer, der zeigt, wie Taten ohne viel Gerede ausgeführt werden wollen. Wie nichtssagendtänzelnd wirkt seine immer lächelnde Liebenswürdigkeit Fürst Bülow neben diesem Mann? Wie klein so mancher andere, der mit dem Lärm seines Mundaufreißens nun schon lange unsere Ohren betäubt!

Eine Gruppe von Bewunderern gibt's freilich unter Euch, die — ich sage es ganz aufrichtig, Geliebte in Preußen-Deutschland — in diesen Tagen ebenso komisch wie hoffnungslos barbarisch wirkt. Ich meine diejenigen, die das „Nationale" gepachtet haben, die am liebsten täglich eine Siegesfahne zum Fenster hinausstecken möchten, die Hurrabonzen, die säbelrasselnden Mitglieder des großen unsichtbaren Kriegervereins der Chauvinisten in Deutschland. So ist die Tagesphilosophie dieser Helden: „Durch die Unfähigkeit seiner Diplo-

maten Deutschland isoliert und eingekreist? Das war einmal. Im Vorsommer, als Majestät in Döberitz seine Rede hielt. Jetzt haben wir den Luftballon." Sämtliche Allianzen der Welt wiegt das in den Augen dieser Leutchen auf! Was ist jetzt noch die Ignoranz unserer exklusiven Adelsdiplomatie! Was die Unfähigkeit eines Kanzlers auf dem Gebiete der auswärtigen Politik! Lieb Vaterland magst ruhig sein, — wir haben unsern Zeppelin, wir sind jetzt (wie wohl das Chauvinisten tut!) der „Schrecken der Völker"! Nicht wahr, diese Herrschaften sind ebenso dumm wie komisch? Aber sie sind auch gefährlich. Sie haben ihre Presse, und wenn Dummheiten erst gedruckt sind, scheinen sie vielen Leuten ganz vernünftig. Deshalb seid vor diesen besonders gewarnt. Die Mitglieder dieses Kriegervereins sind die Unkultiviertesten im ganzen Lande. Sie mißbrauchen Zeppelin; und wenn der Erfinder denen, die den Frieden lieben, mal einen besonderen Gefallen tun will, so sollte er diesen Bombenwerfern (natürlich bildlich gesprochen, — wenn's wirklich einmal Krieg gäbe, die meisten von ihnen bekämen das Laufen) eins auf den Riesenmund schlagen und ihnen zeigen, was ein kultivierter Mensch heute unter „national" versteht.

Sumpffieber / Novelle von Hermann Bessemer

(Schluß)

Die Negerin hebt die schmutzigweißen Kautschukperlen mit der Messerspitze von der Rinde ab. In ihrer Hand entsteht ein rundes, weißes, zur Kugel wachsendes Gebild. Kautschuk. Sie zapft und schabt; wie ein Jongleur hantiert sie mit der Flasche, der Orangenschale, dem Messer und dem Kautschukball. Nur ist ihr Tempo sehr viel anders; langsam, langsam, „poli poli". Das Negermotto zu allem, was Arbeit ist. „Poli poli", ihr Gesindel, ihr verfluchtes!

Plötzlich dreh ich mich um mich selbst wie ein scheugewordenes Pferd. Ich schaue über meine Achsel, ich hatte, weiß Gott, ein Gefühl, als stände der Sonnenstich hinter mir und griffe nach meinem Nacken.

In einer Sekunde bin ich schweißfeucht am ganzen Körper und zittere dazu vor Kälte. Ich nicke ein wenig mit dem Kopf, nur Ruhe, Ruhe ... ein Fieberanfall, was weiter? Ich schleppe mich zum Haus, ich messe meine Temperatur. Achtunddreißig, fünf Zehntel. Für den Anfang genug. Ä! Zu dumm!

Stille, Hitze. Sodawasser gegen den Durst. Dann Decken gegen die Kälte. Der Vormittag schleicht vorüber.

In meinem Unterkörper, rumpfabwärts, ist ein mattes, krankes Rieseln von Blut. Das Blut geht in den Adern auf und ab, und wendet sich tausendmal wie ein gefangenes wildes Tier, vielleicht ein Panther in seinem Käfig. Man wird sehr müde und wird hinfällig von diesem auf- und abgehenden Blut.

In meine Schädeldecke sind innen zwei fingerbreite, feste Metallreifen eingelassen. Sie werden langsam, schrittweise, ohne überflüssige Grausamkeit angezogen. — Gespannt. — —

Abends Temperatur vierzig fünf Zehntel. Her mit einem Bulletin! An mein Volk! Ich habe vierzig fünf Zehntel. An mein Volk. Gemeint sind die Sandflöhe.

Es kommt die Nacht.

Diese Nacht verbringen wir zu zweit, ich und ein anderer. Er, der andere, sitzt irgendwo im Zimmer, unsichtbar in der Finsternis und redet die ganze Nacht mit lauter Stimme; ich aber höre zu und lache über den Mann. Ich weiß, er ist ein Narr, ein Kranker, vierzig fünf Zehntel Grad Fieber, er stört mich nicht aus Absicht. Warum sollte ich mich also unhöflich zeigen und schlafen, wo es mir doch offenkundige Zerstreuung bereitet, seinem Unsinn zu horchen. Nein, mein Herr, seht, ich liege mit offenen Augen im Bett und laß euch gewähren, sprecht!

Mein neuer Kompagnon erklärt zum Beispiel mit großer Entschiedenheit, er wünsche einem Wettrennen beizuwohnen. Jetzt gleich, hier auf der Stelle, in dieser Nacht!! In meinem Schlafzimmer, das noch dazu garnicht besonders geräumig ist, will der Mann ein Wettrennen haben, Totalisator, lebendige Pferde, sonst nichts. Na! Ich versuche besänftigend auf den armen Fieberkranken einzuwirken. Das mit dem Wettrennen, ja, es ließe sich leider so schwer machen! Er sehe ja selbst, erstens sei kein Platz da, zweitens seien

wir doch in Afrika, nun und hier kämen bekanntlich keine Pferde fort, wegen der Tsetsefliege. Ich kichere im Dunkeln vor Vergnügen, daß ich so besonnen bin, daß mir sogar die Tsetsefliege in Erinnerung ist, im Gegensatz zu dem wüsten Fiebergewäsch des andern. Ja, leider, aber es sei vollkommen ausgeschlossen, heute Nacht hier ein Wettrennen abzuhalten, wegen der Tsetsefliege! Punktum.

Und ich lege mich erleichtert wie nach einem Sieg in die feuchtheißen Polster zurück. Diese Fliege rettet mir die Nachtruhe. Der Verrückte hätte sonst noch seinen Willen durchgesetzt und meine Stube von Pferdehufen zertrampeln lassen.

Immerhin spricht er weiter, er gibt nicht Ruh. Zum Glück ist er recht amüsant; er ist unter anderem auch Bauchredner, er nimmt fremde, menschliche Stimmen an. So auf einmal, ganz überrumpelnd, eine Mädchenstimme, voll Melodie:

„Franz!"

Ich richte mich im Bett auf, das Wasser schießt mir in die Augen. Geliebte! Du rufst mich noch bei meinem Vornamen, so wie einst? Ich höre.

„Warum bist du mir damals davongefahren, du Zornsack, du unvernünftiger?"

„Aus Stolz", antworte ich in Tränen.

„Nun? Hat dir vielleicht Afrika endlich das Wilde abgeräumt? Kommst du zu uns nach Hause? Warum beeilst du dich nicht, Rücksichtsloser?"

„Aus Trotz", entgegne ich zitternd.

Die Stimme schwebt auf mich zu: „Und wenn du kommst, wirst du dich meiner erinnern? Warum wirst du? Ich bin jetzt reich, ist es das? Ich liebe dich, ich warte auf dich, ist es das? Sag, warum wird das geschehen, daß du nicht an mir vorübergehen wirst? Guter, Treuer . . ."

„Aus —"

„Geh, du dummes Frauenzimmer! — —"

Haha, das macht er großartig nach, mein Herr Kompagnon, auf den Spaß muß ich eingehen. Und ich hebe das Moskitonetz von meinem Lager hoch und rufe: bitte nur einzutreten, hochverehrtes Fräulein! Hier liege ich, Franz mein Name. Und ich wickle eine rote, grobe Flanelldecke, einen wahren Kotzen, zu einem Bündel zusammen und presse es an meine Brust und drücke glühende, stürmische Küsse in das rauhe Zeug.

Ich weiß, daß ich eine rote, grobe Flanelldecke küsse, und kann mich nicht hindern, es zu tun!

Eine fröhliche Nacht, Blitz nochmal! Ich lache, ich spreche, ich debattiere, ich fühle mich, hol's der Kuckuck, unglaublich wohl. Manchmal habe ich eine Anwandlung aufzuspringen und etwas Unmögliches zu unternehmen, etwa eine Jagdsafari, einen Besuch bei meiner Braut, eine Reise nach Europa, alles unverzüglich auf den Augenblick. Allein, ich erwische mich jedesmal sozusagen am Hemdzipf und reiße mich ins Bett zurück; Mensch, du hast ja vierzig fünf Zehntel! Sei kein Esel!

Plötzlich ist es Tag. Ich muß also geschlafen haben ... nun um so besser. Ich komme mir gekräftigt vor, ich habe sogar eine Spur von Appetit, obgleich ich nichts Eßbares anrühren möchte.

Eine Person, ein Mann in Khaki, steht im Zimmer und spricht mich an:

„Nanu! Ick höre, du sollst nich ganz uf'n Damme sein? Wo fehlt et denn? Morjen!"

Tag, Jaue, wo soll's denn fehlen? Fieber, Fieber! Momentan ganz wohl. Ha, davon solle er sich gleich überzeugen, fix Laudon! Und ich fahre mit den Beinen aus dem Bett und stelle meinen Oberkörper mit großer Gewalt auf die Beine. Gleichzeitig stürze ich nieder, ich falle in mich zusammen wie ein leerer Weizensack, plumps, da liegt er!

Jaue klaubt meine verstreuten Gebeine von der Erde auf. „Nu nu — man nich so heftich! Wenn man Fieber hat, kann man nichmal 'n hartes Ei selber aufschlagen, weeste dat nich? So'n oller Afrikaner wie du?"

Ich krieche kleinlaut ins Bett zurück. Jaue spaziert im Zimmer auf und nieder. Er fragt ein wenig zaghaft:

„Soll ick — soll ick dir vielleicht wat vorlesen? 'n Buch oder so?"

Er ist wirklich rührend, ich suche nach einer höflichen Form der Ablehnung; in den schmeichelhaftesten Perioden der Dankbarkeit will ich ihm bedeuten, es sei zuviel, ich könne das nicht von ihm annehmen; ich sage:

„Du Nilpferd! Erstens hast du doch keine Stimme, zweitens kannst du nicht ordentlich deutsch, drittens hast du in Afrika das Lesen verlernt. Also blamier dich nicht und trink lieber einen Whiskysoda, dort steht die Flasche!"

Meine Argumente scheinen auf Jaue Eindruck zu machen. Prost!

Ja, ja. Vorgestern habe er übrigens einen Rausch gehabt.

Einen Rausch? „Jaue! Schneid nicht auf.“ Ich sei der Meinung, er könne ein Faß Whisky in einem Zug austrinken und noch nicht einmal einen roten Kopf davon bekommen.

Jaue: „Ja woll, Whisky! Dat war ja eben det Unjlück! Ick habe mir verleiten lassen, ick habe Wein jetrunken ....“

Ja, ja, ja. Wie wär's denn mit einem kleinen Urlaub nach Ulaya? Luftveränderung täte mir gut nach dem Fieber.

Aber ich fahre auf, als hätte er mir einen Verrat, etwas Schimpfliches vorgeschlagen. Was? Urlaub? Warum gehe denn er selber nicht auf Urlaub, Luftveränderung könne doch schließlich auch ihm nicht schaden, nach sechzehn Jahren Afrika.

Jaue sinnt, er sieht mich eigentümlich an. In Gottes Namen, auf vier Tage möchte er ja allenfalls die Reise antreten.

„Meine alte Dame in Berlin möcht' ick jerne nochmal besuchen.“

Also, auf vier Tage. In Neapel landen, auf die Eisenbahn steigen, nach Berlin fahren, der Mutter einen Kuß auf die Stirn drücken, dann aber: genug! Dann aber mit dem nächsten Eilzug wieder hinab nach Neapel und fort, fort, fort! Er wolle nichts wissen von Ulaya; nee, nee!

„Wir armen Luders haben's in Afrika besser.“ Deutschland, das ist was für Offiziere, meint Jaue.

Er bleibt den halben Tag bei mir und pflegt mich. Seit einer Woche schafft er wieder dicht in meiner Nähe an der neuen Straße; vier oder fünf Kilometer Entfernung, dort stehe sein Zelt. Ein großes Glück, nun könne er immer bei der Hand sein, wenn's mir schlechter ginge. Ein Bote und schon! Ehrenwort, Jaue.

Ich reiche ihm die Hand, auf Wiedersehen. Und — — na also. Nichts! Altes Nilpferd. Jambo.

Nun quält mich ein fürchterliches Gefühl des Verfallens. Kein Schmerz, nur ein Verfallen peinigt mich. Was die Temperatur anlangt, so wird wohl die medizinische Wissenschaft binnen Kurzem einen neuen Maximalthermometer eigens für mich erfinden müssen.

Ich schlucke Chinin, ich tue es aus Wut, aus Erbitterung, aus Trotz gegen mich selbst. Ich will das Fieber forcieren, oder es brechen; Himmel, Teufel, ich will!

In einiger Zeit, schätze ich, kann ich gern und gut das Bewußtsein verlieren. Maneno, das Kind darf mir nicht aus dem Zimmer. Ein Rasen von Blut und Hitze geht durch meinen Körper. Wenn ich mir jetzt zur Ader ließe, müßte mir das Blut herausspritzen und zischen und zu Dampf werden, so ist mein Gefühl.

Und draußen in der Landschaft geht etwas vor.

Ich errate es an den verdüsterten Interieurs im Zimmer. Die Ecken, der Fußboden, alle Gegenstände verlieren Farbe. Eine Dämmerung bricht an. Es ist erst vier Uhr, am Himmel muß ein Gewitter stehen.

Es wird finster, so finster, daß ich eine Lampe brennen könnte. Der Himmel, denk ich mir, muß jetzt beladen sein und wie erstarrt in Wolken. Und diese Wolken sind schwarz, rund und massig und aufeinandergeschichtet wie die Basaltblöcke einer vulkanischen Felseneinöde. Und so stumm.

Ein Licht flimmert vor meinen Augen und ist weg. Es war hell im Zimmer, aber das Licht tat dem Auge weh. Das war der Blitz. Er bleibt ohne Donner. Wetterleuchten war's.

Die Wolken blicken sich an und spannen ihre ungeheuren Leiber; sie blähen sich vor Kraft. Die eine oder die andere rollt sich träge abseits, wie um bequemer zu liegen. Die Wolken gähnen, auf was warten sie?

Plötzlich springt ein wildes Prasseln auf das Hausdach wie von haselnußgroßen Kieselsteinen. Es dauert zehn oder zwanzig Sekunden, länger nicht. Stille. Der Schauer hört auf.

Ich fange an wütend zu werden, ich zerre an meiner Decke vor Ungeduld. Eine halbe Stunde warte ich schon auf das Gewitter, ich habe ein Verlangen, mich in das Gewitter zu versenken wie ein aufgeregtes Meer, und mir den Donner über die Ohren zu ziehen wie ein Kissen. Ich warte, ich warte und

— — — —

Was soll das heißen? Ja oder nein, wenn ich bitten darf. Ich habe vierzig neun Zehntel.

Eine neue Attacke mit vereinzelten Kieselsteinen.

„Der Regen ist da!" Das spreche ich laut vor mich hin, ich könnte es ebensogut mit aller Kraft schreien, es verstünde mich ohnehin kein Mensch mehr. Der Regen ist da, sage ich und jauchze!

Stricke von Wasser, Taue aus Tropfen gedreht, baumeln vom Himmel nieder und flattern zuchtlos über die Erde hin. Aber der Wind packt ihrer

tausend in eine Faust und schüttelt sie, und vom Himmel antwortet ein Läuten und Sausen, als hingen Glocken dort, die der Wind mit tausend leidenschaftlichen Strängen läutete. Gelbes, herrlich schwefelgelbes Feuer durchschlägt vor mir die Fensterscheibe, die nicht bricht, und fällt in mein Zimmer, und ich denke mir ein wildes, irrsinniges Krachen hinzu, als würde eine Bombe geworfen. Das Feuer platzt und sprüht umher, es bestreicht die Dinge mit einem krassen, blendenden, goldgrellen Lack, den Bruchteil einer Sekunde lang steht es steil wie eine Flamme und stirbt. Der Blitz ist tot. Die Dinge stehen mit fahlen blassen Mienen, als starrten sie auf einen liegenden Leichnam im Zimmer; sie haben einen leisen violetten Nachglanz, wie nach einer überstandenen Ohnmacht. Und ich mache die Ohren auf, denn der Donner kommt; Achtung, der Donner, spreche ich zu mir und lausche, wo er beginnt. Im Westen stürzt er ein, im Westen, wie eine Wand! Der Himmel hat ein marmornes Paviment, und ein Meteor, ein ungeheueres stählernes Rad, fällt aus irgend noch höheren Himmeln auf diesen unsern nieder. Das Rad reißt einen Abgrund in den Himmel, es schlägt ein entsetzliches, auseinanderklaffendes Loch in den Marmor und rast mit den Speichen im Steine steckend im Kreise weiter, und hinter ihm birst und prasselt der zerschlagene Himmel, als hätte er Mauern von Glas, und ein riesiger Diamant zerschnitte sie! Drei Minuten vergehen, ein und derselbe kreisrunde, fürchterlich breit hinbrüllende Donner stürmt immer noch im Himmel umher; ich denke an ein scheues Pferd auf einer Wiese, mit fabelhaften Hufen galoppierend. — —

Halt!! Im Osten, dem Anfang gegenüber, vergeht es.

Regenbrausen.

Ich werfe mich im Bett umher, ich will munter bleiben, ich schlage mich mit den Händen, ich kämpfe und kämpfe!

In einer Sekunde sehe ich mein vergangenes Leben vor mir wie einen scheinenden Ball. Rund und sehr deutlich sehe ich es, aber lächerlich verkleinert, so wie die Sonne auf einem Brennglas wiederscheint.

Alsdann, Servus.

Boy!!

Maneno! — — Maneno!!

Daressalam

Fünf Wochen später. Daressalam.

Ausreisewehmut. Eine blinkende Träne der Zuneigung diesem unheimlichen Erdteil! Lebwohl, ich bin dir entronnen, ich verlasse dich! In Liebe . . .

Im Hafen liegt ein Dampfer, ein Riese in stahlgrauer Rüstung mit krapproten Arm- und Beinschienen. Auf dem Vordermast weht hoch oben eine Flagge, weißes Viereck in dunkelblauem Feld, ein Signal zur See. Es heißt in Worten: Schiff verläßt Hafen heute vor Mitternacht. Was sich sonst um den grauen Dampfer herum abspielt, diese Hunderte von Prähnen, Kähnen, Jollen, Kuttern, Schaluppen oder Pinassen, das kümmert mich alles nicht im mindesten. Am Vordermast weißes Viereck in dunkelblauem Feld, mehr brauche ich nicht. Schiff verläßt Hafen heute vor Mitternacht.

Und natürlich die Anweisung, Passage erster Klasse, Außenkabine, in der Brieftasche.

Gute Erholung und viel Vergnügen für den Urlaub wünschte der Oberarzt in Tanga. Und ob ich Absicht hätte, wiederzukommen? Von neuem anzufangen?

„Ja", sagte ich erbittert, „unbedingt! Mit einer Aktiengesellschaft!"

Das war meine Entgegnung an den Mann! . . . Adieu, tausend Dank für die Behandlung, es war sehr schön und angenehm im Hospital, ohne Schwarzwasserfieber wäre ich mir vorgekommen wie im Paradies. Der Oberarzt sprach etwas über meine eiserne Konstitution, und daß man mehr von einem Wunder sprechen könne als von ärztlicher Kunst. Ich hingegen fand es angebracht, bei dieser Gelegenheit ein paar vertraulich lächelnde Erwähnungen zu tun: es erwarte mich da unter anderem ein junges Mädchen in der Heimat, seit zwei Jahren meine Braut, unverwüstliche Gesinnung — ja, und was könne man dagegen tun? Und der Oberarzt schlug die Hacken zusammen, verneigte sich und sagte: „meinen verbindlichsten Glückwunsch."

„Habe die Ehre."

Und ich ging. Nach Sansibar und Daressalam, auf eine kleine Umschau zu guter Letzt. Meine Shamba hatte ich verkauft, oder vielmehr, ich hatte sie losgeschlagen, um ein Spottgeld verschachert und verschleudert. Das war mir einerlei, ich wollte weg, ungestüm, unaufhaltsam; irgendein Grausen,

ein panisches Entsetzen vor Afrika war während der Krankheit in mich gefahren und trieb mich aus dem Land. Mein Erlös, dieses zu Trübsinn stimmende afrikanische Geld, wollte ich nun auf angenehme Art an Ort und Stelle durchbringen, sagen wir aus Gerechtigkeitsgefühl, vielleicht aus Aberglauben. Und ich reiste umher, drei Wochen lang zwischen zwei Dampfern, und besichtigte, was schön ist und seltsam unter diesem Himmelsstrich. Sansibar, die Insel; ihre Nelkenwälder und Kokoshaine und Mangodörfer, die verfallenen Araberburgen am Meer und die schmalen himmelsarmen Gäßchen dieser wohlriechenden Stadt, die überall und einzig nur nach Gewürznelke duftet, weil gegen die Gewürznelke selbst der stinkendste Kanal nicht durchdringt. Von Sansibar fuhr ich hinüber nach Daressalam. Mein Schiff trug eine erstaunlich schöne, ja eine durchaus knallrote Flagge und gehörte überdies dem Sultan von Sansibar. Es steckte vom Mast bis an den Kiel im Drecke wie in einem Futteral. „Kilwa" hieß dieses schwimmende Ungeziefer.

In Daressalam gibt es einen Weg, eine Promenade am Meer entlang — —!

Links stehen Paläste, das Hospital, das Gouverneurshaus, alle in grünen, tropischen Gärten, zwischen Kokospalmen. Rechts ruht der Indische Ozean in metallischer Breite und Bläue. Und ich, ich wünsche, mein Leichenbegängnis bewegte sich einmal auf dieser Straße dem Friedhof zu!

Denn am Ende des unvergleichlichen Strandweges ist ein Gottesacker, der Friedhof von Daressalam.

Weisere als ich werden in diesem Spaziergang ein Symbol, ein Gleichnis über das beglückte Leben erblicken, und das mögen sie. Ich verstehe nichts von Symbolen; ich sehe immer nur den Weg vor mir, den Weg, wie ich ihn ging: im Sonnenschein, bei ruhiger See, unter Palmen. Am Strande huschen große, rosarote, stieläugige Krabben; kleine schwarzbraune Vögel, die Strandläufer, hopsen auf lächerlich dünnen Beinchen sehr flott im Sand umher. Ein Zug von grauen Reihern segelt vorbei, die langen Schnäbel und Beine ruhen wagrecht in der Luft, sie fliegen streng in einer Linie hintereinander und sehen aus wie Perlen in Abständen auf einer Schnur. Wij — wij — wij, hör ich ihren hellen Schrei erschallen. Ich wandle durch eine Allee von Kasuarinen, ich mache Halt, meine Augen frohlocken: so gibt es

auch hier Fichtenbäume? Wie das wunderbar ist! . . .! Und ich nehme ein Büschel von den langen, feinen, seidenweichen Nadeln in die Hand und streichle die Nadeln und belasse sie an ihrem Ast, blühet weiter! Der Pfad läuft, und ich gehe dem Pfade nach. An einer Stelle, knapp vor dem Friedhof, steht ein gigantischer Affenbrotbaum, davor eine Bank; auf dieser Bank habe ich gesessen und ließ mir die Stiefelspitzen von einer besonders langen Welle netzen. Dieser Baum, diese Bank, dachte ich mir, ist wie eine Generalpause, ein Anruf, ein stummes, banges Sinnenmüssen vor dem nahen Tod. —

Und dann betrat ich den kleinen Friedhof selbst.

Im Sand, zwischen dem Meer und den Palmen. Auf allen Gräbern liegen die breiten, noch grünen oder schon vergilbten Wedel der Kokospalme, und die lebenden Palmen scharen sich im Kreis um die toten Menschen, und sie regen sich, als lächelten sie und sagten: wir geben euch die Blätter gern! Aus vier oder fünf Gräberreihen besteht der Friedhof. In der ersten Reihe, dem Meere zunächst, liegen die Offiziere und Militärärzte und Regierungsbeamten, ach die besseren Leute. Grabsteine aus Marmor, gußeiserne Gitter, eine Unzahl goldener Buchstaben die den Toten feiern, wohlan. Es folgt eine zweite Reihe. Hier schlafen kleine Kaufleute oder Unterbeamte, ein Sergeant, ein Lazarettgehilfe, was weiß ich. Und hier genügt auch schon ein Granitblock mit schwarzen Buchstaben und den bloßen Daten; geboren da oder dort im alten, deutschen Vaterland, gestorben im neuen zu Daressalam; und ein Gitter um das Grab ist nicht. Ganz hinten, abseits vom Strand, läuft eine dritte und eine vierte Reihe. Flache, kahle, schmucklose Erdhügel, jeder mit einem Holztäfelchen wie mit einer Etikette — darauf steht mit Bleistift ein Familienname, etwa Köhler, und sonst nichts. Geboren, gestorben, nun ja; die Geschichte läßt sich raten. Die dritte, die vierte Reihe ist das. Ruhige See, sehr blau in der Sonne; die Wedel der Kokospalmen nicken aus der Höhe herab, wie riesige Farne von einem Erker. Friede, Friede.

Und zuhinterst am Ende der vierten Reihe, vielleicht schon in der fünften, wenn es eine fünfte gibt, begegnest du einem ganz jäh aus der Erde wachsenden, einem allerletzten Grab. Holztäfelchen, die Aufschrift ist ein einziges Wort: „Unbekannt."

Zweimal oder dreimal, vielleicht alltäglich, solange ich in Daressalam war, besuchte ich das Grabmal „Unbekannt". Ich stehe und sinne, die Neu-

gier plagt mir das Gehirn: wer mag Dieser gewesen sein? Nicht was mag er, wer mag er gewesen sein?

Und ohne Antwort. Aber ich will, und ich erdenke eine Fabel für diesen Toten. Das Meer hat ihn als Leichnam umhergeschwemmt, neun Tage lang im breiten Indischen Ozean, und am zehnten Tage spie es ihn aus im Ekel, mit faulen Muscheln, Tang, und einem toten Hai, und an eben dieses Ufer: Daressalam.

Ich zucke die Achseln, ich schüttle etwas von mir, und atme tief auf — Amen. Ruhe sanft.

Herrgott, ja. Es liegt ein Dampfer heut im Hafen, dunkelblaue Flagge, ein weißes Viereck im Feld!

Abends vor Sonnenuntergang laufen wir aus. Mit halber Kraft um die Barre herum, an den Korallenbänken vorbei, wo unaufhörlich kleine, weiße, gefährlich scheinende Kämme aufsprudeln und ringsum ist alles tiefste, unbewegte Bläue. Das Fernglas sucht vor meinen Augen. Unter Palmen am Meer den stillen, tropischen Friedhof zu Daressalam —

Unbekannt, punktum, Afrika.

Die Denkschrift der Reichsregierung und die Privatbeamtenversicherung

Von Professor Hermann Hummel

Die Reichsregierung ist zwei Dingen offenbar völlig abgeneigt. Sie denkt nicht an eine Reform der Arbeiterversicherung. Und sie glaubt nicht in der Lage zu sein, den Privatbeamten zu ihrer Alters-, Invaliditäts- und Hinterbliebenenversicherung einen Reichszuschuß gewähren zu können. Es mußte ihr also darangelegen sein, zu verhindern, daß die beteiligten Kreise mit Ansprüchen auftraten, welche der Regierung in diesen beiden Punkten Schwierigkeiten bereiteten. Deshalb

wurde in den Privatbeamten die Hoffnung erweckt, der Weg, der absehe von diesen beiden Dingen, werde am raschesten zum Ziel führen. So entschloß sich die Mehrheit der Beamtenverbände, wenn sie auch im Stillen die Hoffnung nicht aufgab, einen Reichszuschuß zu erhalten, eine eigene Privatbeamtenversicherung zu verlangen; vor allem aber in der Erwartung, daß die Sache nun Zug um Zug erledigt werde.

Die neue Denkschrift soll nun eine Verlängerung dieser Hoffnung bewirken. Und wie es scheint, ist der von der Regierung erwartete Erfolg schon eingetreten. Die Privatbeamten hoffen nun, daß der in der Denkschrift enthaltene Vorschlag demnächst Gesetz werde. Er will alle Angestellten, die schon jetzt in der Arbeiterversicherung versicherungspflichtig sind, in dieser Einrichtung belassen. Das betrifft alle Angestellten mit einem Gehalt von weniger als zweitausend Mark. Für sie und alle übrigen soll eine neue Pflichtversicherung geschaffen werden, neben der keine Ersatzinstitute zulässig sein sollen. Versicherungspflichtig sollen alle Privatbeamten von sechzehn bis sechzig Jahren sein unter Einführung von zehn Lohnklassen, die bis zu einem zulässigen Höchstbetrag von fünftausend Mark reichen, zu dem die höheren Einkommen versichert werden. Auf der Basis einer Prämie von etwa 8 Prozent des Einkommens, die zur Hälfte der Beamte, zur Hälfte der Arbeitgeber trägt, werden Invaliditäts-, Alters- und Hinterbliebenenrenten gewährt. Die Invalidenrente würde nach vierzig Beitragsjahren bei eintretender Berufsinvalidität aus der Beamtenversicherung etwa 50 Prozent des Einkommens betragen. Dazu kämen, falls auch die Voraussetzungen der Arbeiterinvalidität zuträfen, noch 18,6 Prozent. Die Altersrente, die nach dem fünfundsechzigsten Lebensjahr in Wirkung tritt, wird in der Höhe der Invalidenrente gewährt und würde nach fünfzigjähriger Beitragsleistung und beim Zutreffen der Merkmale der Arbeiterversicherung zwischen 73 und 78,95 Prozent des Einkommens betragen. Die Witwenrente beträgt 40 Prozent, die Waisenrente 8 Prozent der erworbenen Ansprüche.

Die Beitragsleistung soll an eine zentralisierte Reichsversicherungsanstalt durch Reichsbankgiro- oder Postüberweisungs- und Scheckverkehr durch die Arbeitgeber erfolgen. Zur Kontrolle des Eingangs der Beiträge wird der Versicherte in bestimmten Fristen durch Postkarte benachrichtigt. Die Auszahlung der Leistungen erfolgt durch die Post.

Um die Tragweite der Denkschrift richtig beurteilen zu können, muß aber folgender Satz aus dem Begleitschreiben des Reichskanzlers beachtet werden: „Zu der wirtschaftlich und politisch gleich bedeutungsvollen Frage, ob, in welcher Form und in welchem Umfang eine reichsgesetzliche Privatangestelltenversicherung alsbald eingeführt werden soll, nimmt die Denkschrift einstweilen keine bindende Stellung.“ In dem gleichen Schreiben wird die Gesamtheit der Beteiligten zu erneuter Kritik aufgerufen, um eine Grundlage zu schaffen, auf der sich binnen möglichst kurzer Frist feste Beschlüsse für die endgültige Ordnung der Frage aufbauen können.

Diese neue Denkschrift, ebenso wie die erste, ist nicht in der Lage, den realen Verhältnissen gerecht zu werden, weil ihr eine sichere, zahlenmäßige Grundlage fehlt. Sowohl über die Einkommenverhältnisse als über die Zahl der Privatbeamten fehlen durchgreifende Statistiken. Die Zahl von 1,6 Millionen scheint uns sicher zu nieder gegriffen zu sein. Sollte das zutreffen, so wird unter Umständen eine andere Organisation verlangt werden müssen.

Wenn nun auch die Gründe, welche die Regierung gegen eine völlige Ausscheidung der Privatbeamten aus der Arbeiterversicherung aufführt, berechtigt zu sein scheinen, so ist das nicht bei denen der Fall, die angeblich einen völligen Anschluß an die Arbeiterversicherung verhindern. Es wird nämlich befürchtet, daß bei den jetzigen Grundsätzen der Rentenberechnung durch Anfügen höherer Lohnklassen eine Benachteiligung der unteren eintreten werde. Das beweist implizite, daß das auch jetzt schon der Fall ist. So würde das also nichts zeigen als die Notwendigkeit, die Arbeiterversicherung auch in diesen Punkten zu verbessern; aber nicht verhindern, daß man in das also verbesserte Gesetz die Privatbeamten einschließt. Auch der Einwand, die Berufsinvalidität an Stelle der tatsächlichen und der Beginn der Altersrente vom fünfundsechzigsten Lebensjahr an führe eine unzulässige Belastung der Versicherung herbei, ist nicht stichhaltig. Die Herabsetzung der Altersgrenze von siebzig auf fünfundsechzig Jahre in der Arbeiterversicherung ist schon längst als eine berechtigte Forderung anerkannt und muß kommen. Wenn die Regierung sie als Hindernis ins Feld führt, so geht daraus nur hervor, daß es ihr mit der Reform der Arbeiterversicherung nicht ernst ist. Wenn aber weiter die Regierung gegenüber der tatsächlichen Auffassung der

Judikatur darauf hinweist, daß in den Motiven des Gesetzes und in den Geschäftsberichten des Reichsversicherungsamtes die Berufsinvalidität ausgeschlossen sei, so weist sie damit auf eine weitere reformbedürftige Stelle des Arbeitergesetzes hin. Zugleich aber wird mit dem Vorschlag der Regierung die Sache noch schlimmer. Für die eine Hälfte der Rente nämlich gälte dann die tatsächliche, körperliche Invalidität des bestehenden Gesetzes, wofür die jetzt in der Rechtsprechung häufig angewendete Berufsinvalidität in Zukunft keine Anwendung mehr finden würde. Für die andere Hälfte gälte die im neuen Gesetz zu schaffende Berufsinvalidität. Und nur im Falle des Zusammentreffens der Merkmale beider Invaliditäten würde nach vierzig Beitragsjahren eine Rente von 68 Prozent, im anderen Falle nur eine solche von 50 Prozent herauskommen. Es kann daher keine Rede davon sein, daß die neue Versicherung eine genügende Rente abwirft.

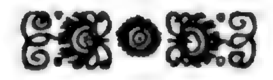
Für das zu schaffende Gesetz aber will die Regierung als Kriterium der Invalidität nur den bei der Pensionierung der staatlichen Beamten üblichen Begriff zulassen. Dort heißt es im § 61 des Reichsbeamtengesetzes vom achtzehnten Mai 1907, daß ein Staatsbeamter in Ruhestand versetzt werden soll, der durch Blindheit, Taubheit oder ein sonstiges körperliches Gebrechen oder wegen Schwäche seiner körperlichen und geistigen Kräfte zu der Erfüllung seiner Amtspflichten dauernd unfähig ist. Damit würde der Wert der Invaliditätsversicherung auf Null herabsinken. Man muß doch bedenken, daß der Staatsbeamte bis zur Pensionierung im Genuß seines vollen Gehaltes bleibt. Wenn aber die Arbeitskräfte eines Privatbeamten so nachgelassen haben, daß er zur Erfüllung seiner Amtspflichten dauernd unfähig bleibt, würde er vorher Stadien so herabgeminderter Erwerbsfähigkeit durchmachen, daß für ihn eine Pension längst notwendig wäre. Daher muß für den Privatbeamten der Invaliditätsbegriff weiter gefaßt werden, zumal er in viel höherem Maß — wenigstens in den nichtpreußischen Staaten — der Willkür der Arbeitgeber ausgesetzt ist als der Staatsbeamte. Die Voraussetzungen des staatlichen Invaliditätsbegriffs sollten bei den Privatbeamten durch das Eintreten der Altersgrenze gedeckt werden.

Wenn man also bedenkt, daß zunächst die zugrunde liegende Statistik mangelhaft ist, daß durch die Fassung des Invaliditätsbegriffs das Eintreten der Invalidität, abgesehen von direkten Unglücksfällen, erst mit der

Altersgrenze stattfinden würde, da der Staat zwar ein Interesse daran hat, seine eigenen arbeitsunfähigen Beamten, nicht aber die von Privatunternehmern zu pensionieren, so scheint die Höhe der Prämie von 8 Prozent, von denen 7,3981 direkten Versicherungszwecken, 0,6019 Prozent Verwaltungszwecken dienen sollen, noch reichlich hoch, trotzdem die Verwaltungsunkosten nur zu 7,5 Prozent der Gesamteinnahmen angeschlagen sind.

Man wird mit dieser Summe unter keinen Umständen auskommen, wenn zum Beispiel die bei Berufsgenossenschaften üblichen Sätze der Verwaltungsunkosten zum Vergleich herangezogen werden. Unter allen Umständen aber wird man zu höheren Prämien greifen müssen, wenn man ohne Winkelzüge nach vierzig Beitragsjahren eine Rente von 66 2/3 Prozent des Einkommens gewähren will.

Es wird nun Sache der Privatbeamten selbst sein, sich zu den Vorschlägen der Regierung zu äußern. Die politischen Parteien werden kein erhebliches Interesse daran haben, sich zu sträuben, falls sich die Privatbeamten etwa auf den Standpunkt des Regierungsvorschlags stellen, wenn auch die Bedenken gegen ihn vorgebracht werden müssen. Es wäre aber empfehlenswert, sich nicht in der Erwartung zu wiegen, die Regierung werde mit dieser Materie etwa rascher als in dem bei den Reichsämtern üblichen Tempo vorwärts kommen. Es darf auch nicht vergessen werden, daß kein Grund vorliegt, die Grenze einer solchen Existenzversicherung hinter den Arbeitern und Privatbeamten zu ziehen. Von diesem sozialen Werk müssen gleichzeitig starke Impulse für die Reform der Arbeiterversicherung ausgehen, insbesondere für die Einführung einer Hinterbliebenenversicherung der Lohnarbeiter. Sicherlich aber wird die Demokratie aller Richtungen den Privatbeamten unbedingt zur Seite stehen, wenn es gilt, den letzten Schlag zu führen. Sollte es sich zeigen, daß es der Regierung wenigstens mit dem Gebotenen ernst ist, so wird es sich empfehlen, zuzugreifen. Bis das aber evident ist, darf nicht nachgelassen werden.



Der Genius von Hintermichelswaag

Von Wilhelm Schussen

Es gibt keinen modernen Menschen, der den großen Namen nicht kannte. Wohl die meisten haben schon in irgendeiner Zeitung oder Zeitschrift einen jener Verse gelesen, die von selber singen. Oder doch einen Aphorismus. Oder haben zum mindesten die Photographie des Alois Hemberger — so heißt er ja — in einem Weihnachtskatalog gesehen. Und nicht wenige haben sich seine Bücher geliehen. Und etliche Hundert Verehrer sind sogar so weit gegangen und haben Hembergers Werke selber gekauft und den erklärten Lieblingen beigesellt. Zu diesen etlichen Hundert gehöre ich.

Und ich las ja die Bücher nicht bloß, ich erlebte sie. Und mein Rausch leistete manchmal geborene Überschwänglichkeiten.

So äußerte ich in Damengesellschaft:

Wer eine Gestalt, wie die letzte Schöpfung Alois Hembergers sie bringe, vierhundert Seiten lang zu tragen vermöge, der habe auch — wenn nicht tatsächlich, so doch eigentlich — die Kraft, einen masten Ochsen ausgestreckten Armes durch ein Königreich zu tragen.

Und ich sagte einmal zu einem Studienrat, der mich ganz unnötigerweise fragte, ob ich denn meinen Kindern nie Gedichte vorlese:

Ich habe ihnen einige Abschnitte aus den Naturschilderungen Alois Hembergers vorgetragen und das Vorgetragene auswendig lernen lassen. Denn diese Prosastücke seien nach meiner Meinung die besten Gedichte, die es gäbe; und wenn auch keine offenen Reime sich vorfänden und man die Silben weder zählen noch messen könne und keine Elle und kein Meter für dieses Metrum habe, so walte darin doch ein Rhythmus, der wie ein allmächtig Schöpferwort in unsere Zeit heraufrausche und in alten Eichen und grünen Halmen und spiegelnden Seen und vergoldeten Felsenschroffen dem Auge sichtbar sei.

Hatte ich mich doch allmählich so eingelesen und hingegeben, daß ich selbst im Schlafe diesen Takt verspürte und die Wasser nach ihm wallen und den Wind in ihm gehen hörte.

Wundert sich da noch jemand, wenn ich den Meister jener Gewalten von Aug zu Aug sehen wollte, und wer wird so unlieb sein und sagen, nur die reine Neugier und die bittere Tatsache, daß mir Herr Alois Hemberger auf drei inständige Briefe keine Antwort gegeben, hätten mich gereizt, den berühmten Mann persönlich kennen zu lernen.

Natürlich wußte ich schon lange:

Alois Hemberger, geboren Anno siebzig, absolvierte das Gymnasium in X, studierte Jurisprudenz in Y und Z und lebt jetzt als Beamter in Hintermichelswaag.

All das wußte ich genau und noch mehr. Wußte es aus Zeitungsnotizen, Zeitschriften, Reklamezetteln und so fort. Aber wo Hintermichelswaag stecken sollte, wußte ich schlechterdings nicht. Und ich mußte schon dem Zufall recht dankbar sein, der mir einmal ein Reisebuch in die Hand spielte, in welchem dieses Hintermichelswaag aufgeführt war, und in dem sich unter dreitausend andern Anzeigen auch die folgende befand:

Hintermichelswaag, Oberamtsstadt. Sechstausendeinhundertachtzehn Einwohner. Luftkurort in reizender, gesunder Lage mit reicher, seltener Flora. Nur elf Kilometer von der Bahn entfernt. Wald in nächster Nähe. Flußbäder. Gelegenheit zur Forellenfischerei. Vorzügliche Gasthöfe und billige Wohnungen. Zweiklassige Latein- und Realschule. Arzt und Zahnarzt. Unentgeltliche Auskunft durch das Bürgermeisteramt.

Am fünfzehnten Mai nachmittags zwei Uhr acht Minuten entstieg ich dem Schnellzug, um die elf Kilometer mit den Füßen nachzumessen.

Die Sonne schien sparsam. Aber sie schmückte die Ränder der tiefhängenden dunkeln Wolken mit wunderbarem Glanze. Es ging ein starker, lauer Frühlingswind, der ganze Hände voll Blüten von den Bäumen brach und sie wie toll ins Weite hineinwarf unter die weißen Schmetterlinge, daß man sie nicht mehr voneinander kannte. Und wenn dann die wirbelnde Blust zur Erde niederfiel und ins Gras sank zwischen die dichtgesäten Gänseblümchen, dann wurde man wieder wirr und war daran, zu glauben, der Mai habe zum Spaß auch einmal schneien lassen wollen. Ab und zu gab der Wind

Ruhe und immer wieder brach für ein paar Augenblicke ein göttlicher Sonnenschein aus den vergoldeten Wolkenritzen und füllte die Blütenschalen mit einem wundersamen holden Schimmer.

Mit einem Wort, die Welt war so schön, daß ich den Genius von Hintermichelswaag beinah vergessen hätte.

Zunächst mußte ich durch Vordermichelswaag, wo ich am ersten Hause erfuhr, ich brauche jetzt nur noch drei gute Viertelstunden zu gehen, dann sei ich am Ziel.

Diese Auskunft überkam mich so plötzlich, daß ich von dem ganzen Vordermichelswaag so gut wie nichts sah und wie ein Schlafwandelnder durch die Straßen zog. In drei Viertelstunden also sollte ich den Ruhmgekrönten vor mir sehen!

Ich gestehe ehrlich, mir ward ordentlich bang, und so oft ich jemand von ferne des Weges wandern sah, befiel mich ein Herzklopfen, und ich mußte stehenbleiben und Atem schöpfen. Und ich war geradezu froh, als ich den ersten Menschen, der aus dem berühmten Hintermichelswaag dahermarschierte, schon in Kilometerweite als einen Metzgergesellen entlarven durfte, der mit seinen geschmierten Rohrstiefeln einen großartigen Lärm auf der Straße vollführte. Aber auch ohne diese Rumorstiefel wäre der Hintermichelswaager des Eindrucks auf mich sicher gewesen. Denn an ihm wie an allem, was ich von jetzt ab zu sehen bekam, haftete etwas von dem Ruhm und der Weihe meines vergötterten Alois Hemberger.

Und ich grüßte den Gesellen mit einer Andacht, wie ich sonst nur etwa meine Obern, die mein kleines Geschick in Händen haben, zu grüßen pflege.

„Guten Tag, Herr —."

„Guten Tag."

„Ist das Hintermichelswaag?"

„Jawohl."

„Und sind Sie dort gut bekannt?"

„Jawohl."

„Hm. Bitte, dann sagen Sie mal, wo — wo — — kann ich ein gutes Glas Bier bekommen?"

„Ein gutes Glas Bier?"

„Ja. Bitte."

„Ein gutes Glas Bier? Ja, das gibt's eigentlich überall. Wir haben lauter gute Biers. Da ist zum Beispiel der Schwanen, gleich das dritte Haus links. Oder das Kreuz, wo man auch Helles schenkt. Oder das Badzüberle. Auch der Wilde Mann ist gut. Oder die Drei Raben, dort gibt's Fürstenberger. Ganz gut ist auch der Bären. Und die Traube gleichfalls. Auch im Rappen ist man sehr gut aufgehoben. Oder im Scharfen Eck bei der schwarzen Margret, wie man die Wirtin heißt. Oder in der Bachwirtschaft. Die ist noch die allerbeste. Oder im goldnen ..."

„So, das genügt mir schon. Danke. Und jetzt noch eine Frage: wissen Sie, wo der Herr Hemberger wohnt und wie und wann ich den Herrn am besten treffen kann?"

„Hemberger?"

„Herr Alois Hemberger."

„Alois Hemberger?"

„Ja."

„Alois Hemberger?" Der Metzgergeselle stocherte mit seinem Treibstock im Straßenkies herum. „Hemberger. Hemberger. Hemberger. Nein, den kenn ich jetzt nicht."

„Es ist der berühmte Schriftsteller."

„Schriftsteller?"

„Ja, Schriftsteller."

„Schriftsteller? Hemberger? Da bin ich jetzt ganz überfragt. Da hab ich jetzt noch nie was g'hört." — —

Das erste Haus von Hintermichelswaag liegt halb versteckt und genug geheimnisvoll in einem ansehnlichen Obstgarten. Es hat grüngestrichene Läden, eine nicht ganz gewöhnliche Wetterfahne und außerdem noch manch andere Anzeichen, die mir den Schluß aufdrängten, es müsse dem Genius Alois Hemberger zugehören. Und wieder befiel mich mein Herzklopfen.

Doch bald entdeckte ich ein Hausschild, das ich schon von weitem entziffern konnte: Buch- und Ellenwaren von Theresia Dangelmaier.

Das Haus war also nicht das gesuchte.

Auch das nächste nicht und das dritte nicht — das war ja, wie ich bereits wußte, die Wirtschaft zum Schwanen — und die andern auch nicht, wie es sich immer wieder herausstellte.

(Schluß folgt)

Alchimistisches Laboratorium

Die Welt der Materie im Deutschen Museum / Von Adolf Saager

(Mit vier Abbildungen)

Im ersten Saale der chemischen Abteilung des Deutschen Museums klammert sich, wie ein Spalierbaum mit seinen vielen Zweigen, der „Stammbaum der Teerfarben" an der Wand empor. In einem schwarzen Steinkohlenteerbehälter wurzelt er, und seine roten und blauen und gelben und grünen Früchte ziehen das staunende Auge des Besuchers auf sich. Nein, es ist nicht zu glauben, lispelt eine Dame neben mir, all diese reizenden Farben aus dem ekelhaften Teer! — Dabei aber bleibt es. Man wundert sich über den lustigen Farbenbaum, man staunt ihn an. Aber man versteht nichts davon. Man weiß zwar zierlich über Van Gogh

Digitized by Google

zu plaudern, man würdigt Salome, aber Chemie — ich bitte Sie! Ich bin doch kein — häm — Techniker (wobei der Tonfall verrät, daß der „häm — Techniker" eine unangenehme Gedankenassoziation von berußten Händen und Schweißgeruch erweckt).

Trotzdem, verweilen wir für einen Augenblick in dieser Welt der „ekelhaften" Materie und der „Techniker".

Wir betreten das gotische Gewölbe des „Alchimistischen Laboratoriums" (Saal 41), eine richtige Hexenküche, wie sie Teniers (eine Kopie hängt an der Wand), Ostade oder unser Schäuffelin dargestellt haben. Tönerne Retorten, Kolben und andere Gefäße, vorsintflutlichen Ungeheuern gleich an Umfang und Plumpheit, stehen auf schwer zu bemeisternden Herden; breitspurig ragt unter der düsteren Kapelle ein Athanor, der tönerne Vorläufer unserer Dauerbrandöfen, empor, aus dem fünfzehnten bis siebzehnten Jahrhundert, der nach der gemütlichen Sitte der Zeit den Namen „Fauler Heintz" trug. Allerlei seltsames Getier, Krokodil und Meerschwein an der Decke aufgehängt, Schildkröte und ein Pferdeschädel an die Wand genagelt, verstärken die abenteuerliche Stimmung in dem Raume. Gestochene, gemalte und geformte Porträts zeigen uns, wie die bedeutendsten Forscher aus den Kinderjahren unserer Wissenschaft in solchen Höhlen mischten, probierten, kochten, schmolzen, destillierten, unförmige Zangen in den Händen, von wuchtigen Blasbälgen unterstützt.

Aber die Methode der Alchimisten war der Zufall; ihre Erfolge in der Erkenntnis waren gering. Gleich beim Eintritt sehen wir in altertümlichen Gefäßen die im Altertum bekannten Stoffe: sieben Metalle, mit den Zeichen der Planeten versehen, ein paar Salze und Farben. Reproduktionen alexandrinischer Manuskripte aus dem frühesten Mittelalter zeigen uns die gleichen Apparate, die noch fast ein Jahrtausend später benützt wurden. Und die Sammlung der „Entdeckungen des Mittelalters" — einige Säuren und eine Reihe Salze — beherbergt die Ergebnisse des systemlosen Suchens der Alchimisten. Der Wunsch war eben der Vater des Gedankens. Bald wurde Chemie und Goldmacherei gleichbedeutend, und eifrig suchte man nach dem „Stein der Weisen", der das mit Hilfe des Goldes angenehm gestaltete Leben verlängern sollte.

In diesen dunkeln, von Rauch und giftigen Gasen geschwängerten Räumen fanden sich natürlich, wie in allen jungen Wissenschaften (wie heute bei den

„okkulten Wissenschaften"), Gaukler und Schwindler ein. An der Ausgangswand hängen zwei Münzen, eine aus alchimistischem Silber (das heißt aus Blei) von Doktor J. J. Becher aus dem Jahr 1675, eine andere gar aus dem „Gold" des Baron Pfenniger (1716), ein Symbol für die Falschmünzerei großen Stils, in die unter Heinrich VI in England, unter Karl VII in Frankreich die Alchimie ausartete. An diesen Exzessen ist die Alchimie zugrunde gegangen.

S. Brant, Erasmus von Rotterdam, Melanchton, Lionardo traten scharf gegen die Goldmacherei auf. Sie hat allerdings bis zum achtzehnten Jahrhundert weitervegetiert, aber bereits im sechzehnten Jahrhundert sonderten sich die anständigen und vernünftigeren Elemente von den Hochstaplern und Narren; und der bedeutendste dieser Chemiker, Paracelsus, erklärte, der wahre Zweck der Chemie sei, Arzeneien zu bereiten. Das war doch ein Fort-

Phlogistisches Laboratorium (vergleiche Seite 286)

Digitized by Google

schritt, wie uns auch die Sammlung „Jatrochemischer Entdeckungen" (Quecksilber- und ähnliche Präparate, ätherische Öle, Holzessig, Glaubersalz und so fort) vor Augen führt. Aber immer noch fehlte es an einer richtigen Methode. Und bald mischten sich gewissenlose Kurpfuscher in die Reihen der Forscher.

Die Goldmacherei hatte ihren Zweck nicht erreicht, aber, ohne es zu beabsichtigen, nach einer neuen Richtung, zur Heilkunde, geführt. Diese — die „Jatrochemie" — fand zwar nicht das bekannte gegen den Tod gewachsene Kräutlein, aber sie gebar rein chemische Entdeckungen. Dazu drang nun, am Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, ein neuer Geist in die Chemie ein, die „induktive Methode", wie Baco von Verulam sie definierte: „man muß Tatsachen zuerst sammeln, nicht durch Spekulation machen."

Wie „Tatsachen" zu „Spekulation" verhält sich das „Chemische Laboratorium aus dem achtzehnten Jahrhundert" (Saal 42) zu der Hexenküche, die wir eben verließen. Es ist ein beinahe nüchterner Raum mit sachlicher Einrichtung, ohne abenteuerliches Getier, ohne verräucherte Kapellen, ohne ungestalte Öfen. Die Gelehrten erscheinen in schlichten Röcken, statt in der malerischen Kleidung des Mittelalters. Die Probiergefäße sind aus Glas und durchsichtig geworden, sodaß das Auge des Beobachters die Vorgänge verfolgen kann, während dort die im undurchsichtigen Ton brodelnden Stoffe seine Phantasie nur zu allerlei Ausschweifungen reizen konnten. An einer Wand erblicken wir die Büste Lavoisiers, daneben verrät uns eine Tafel, daß jetzt erst — mit Hilfe des systematischen Versuchs — auch ein Verständnis der Vorgänge angestrebt wird, und wie man jetzt einen Begriff davon bekommt, daß die Materie aus einer Reihe von Elementen besteht. Nicht etwa wie ein Gebäude aus Steinen aufgebaut wird, nicht wie Milchkaffee aus Vermischung von Milch und Kaffee entsteht, sondern wie es uns die in der Mitte des Saales stehende Vorrichtung zur „Wasserzerlegung nach Lavoisier" zeigt, wodurch die „flüssige Verbindung" Wasser in zwei Gase (Wasser- und Sauerstoff) zerlegt wird. Demnach ist eine Verbindung etwas anderes als eine bloße Mischung, denn die Mischung der zwei Gase müßte wieder ein Gas und nicht eine Flüssigkeit sein. Die Verbindung demnach ist ein Stoff, der völlig andere Eigenschaften besitzt als die Elemente, woraus sie besteht.

Modernes Laboratorium

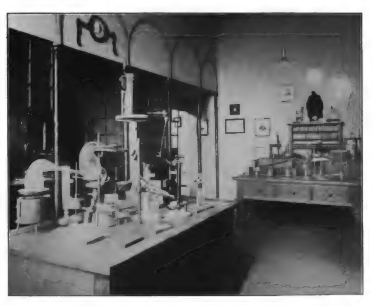
Wer sich diesen Satz zu eigen gemacht, der sieht auch eine Menge andere, scheinbar unfaßbare Dinge ein. Wir wollen dazu rasch einen Abstecher ins „Moderne Laboratorium" (Saal 44) machen, dessen Apparate sich von denen des alchimistischen Laboratoriums ebensosehr unterscheiden, wie unser heutiges chemisches Wissen von dem des Mittelalters. An der Wand rechts sind Versuchsapparate zur Demonstration angebracht. Auf der einen Seite enthält ein Gefäß gelbe Eisenchloridlösung, auf der anderen Seite ein zweites fast farblose Blutlaugensalzlösung. Durch einfache Handgriffe können wir die beiden Lösungen, also klare Flüssigkeiten, mischen; und wir sehen, daß ein fester Stoff in der Mischung entsteht, der tiefblau gefärbt ist. Damit haben wir gleichzeitig einen chemischen Vorgang erlebt. Die Bildung des Niederschlags und der Farbenumschlag deuten auf die Entstehung einer neuen chemischen Verbindung mit gänzlich andersgearteten Eigenschaften hin. Im Prinzip ist die Bildung der Früchte an dem Farbenstammbaum, der

Digitized by Google

uns beim Eintritt in die chemische Abteilung ins Auge fiel, genau dasselbe, nicht wunderbarer und auch nicht weniger wunderbar als das Experiment, das wir eben angestellt haben. Die Tafel über dem Apparat belehrt uns, daß Blutlaugensalz ein „Reagens" auf Eisen ist, daß es dieses mit Sicherheit in einer Lösung anzeigt, wenn es darin vorhanden ist, während uns unsere Sinne ohne dieses Hilfsmittel für eine solche Feststellung im Stiche lassen würden. Auf derartigen „Reaktionen" ist die chemische Analyse basiert.

Im Saale 42 steht in der Ecke rechts hinten noch ein wichtiger Apparat Lavoisiers, mit dessen Hilfe er die Luft, ein Gemenge (keine Verbindung) von Sauerstoff und Stickstoff in diese beiden Elemente zerlegt hat. Dieses Experiment führte ihn zur Erklärung des rätselhaftesten der alten „Elemente" Wasser, Feuer, Luft und Erde; nämlich des Feuers oder der Verbrennung als einer sehr häufigen Begleiterscheinung bei der Vereinigung eines Stoffes mit dem Element Sauerstoff. Den Alchimisten, die doch wahrlich genug mit dem Feuer gearbeitet haben, fiel es nicht ein, nach seinem Wesen zu forschen. Aber nach dem Anbruch der wissenschaftlichen Ära suchte sofort der Forschergeist in seine Geheimnisse einzudringen, sodaß das ganze Zeitalter nach dem damals in den Köpfen spukenden Wärmestoff Phlogiston „phlogistisches Zeitalter" genannt wird. Seine Entdeckungen — darunter auch Rübenzucker und das erste (braune) Porzellan Böttgers — enthält ein Schrank rechts vom Eingang in den Saal 42. Der folgende Saal (43), das „Liebiglaboratorium", ist dem Gießener Laboratorium J. Liebigs aus dem Jahre 1839 nachgebildet. Aus ihm sind die bedeutendsten Chemiker der Neuzeit hervorgegangen. Liebig hat die Agrikulturchemie begründet, deren Erfolge auch der verbohrteste Bauernschädel aus den Ernteproben des Saales 36 (Landwirtschaft) ersehen und zugestehen muß. Auf einem Mitteltische steht der genial gebaute Originalapparat Liebigs zur Gewichtsanalyse organischer Verbindungen. Diese Erfindung hat die Entdeckungen ermöglicht, aus denen sich die Fabrikation der Teerfarben, Arzneistoffe, der Explosivstoffe und all der anderen Kohlenstoffverbindungen entwickelte. In diesem bescheidenen Raume wurde die fabelhafte Entwicklung der chemischen Wissenschaft und der Industrie in Deutschland begründet. Im nächsten Saal (44), dem „Modernen Laboratorium", können wir links beim Eintritt eine Sammlung der Elemente, weiterhin der wichtigen Präpa-

rate neuerer Zeit bewundern. Im Gegensatz zu den früheren derartigen Zusammenstellungen gehören die neuen Entdeckungen fast ausnahmslos der organischen (der Kohlenstoff-) Chemie an. Die Anwendungen der Elektrochemie zeigt der nächste Saal (45). In elektrischen Öfen, wie sie nahe beim Ausgang stehen, wurden künstliche Diamanten hergestellt. Rechts davon soll ein Apparat Platz finden, der die Zersetzung („Analyse") des Wassers auf anderem Wege als Lavoisier (im „Laboratorium aus dem achtzehnten Jahrhundert"), nämlich mit Hilfe des elektrischen Stromes, zeigt. Ebenso soll später durch Vorrichtungen im modernen Laboratorium neben einer solchen Zerlegung der umgekehrte Vorgang, eine Vereinigung zweier Elemente (Synthese) demonstriert werden. Die moderne Chemie hat alle Arten von Materie, deren sie habhaft werden konnte, in die Elemente zerlegt;



Liebiglaboratorium

Digitized by Google

diese, etwas über siebzig an der Zahl, sind mit Einschluß der Radiumpräparate in einem Schranke des modernen Laboratoriums zu sehen; im Saale 40 hängt eine Tafel über ihre Mengenverhältnisse auf der Erde. Jetzt sind die Chemiker dabei, alle erdenklichen Arten von Materie zu schaffen („synthetisieren"); und zwar in solcher Anzahl, daß im Vergleich zu diesen künstlichen Erzeugnissen der Reichtum der Natur, der Stoffe in der Mineral-, Pflanzen- und Tierwelt, armselig erscheint.

Doch nunmehr zurück zur „Chemischen Industrie" (Saal 40). Wir sahen, daß man Wasser auf verschiedene Weise analysieren oder zerlegen kann. Ebenso kann man Synthesen auf die verschiedenste Art vollbringen. Da hängen zum Beispiel getrocknete Indigopflanzen (unter anderen Indigofera tinctoria). Wie man früher daraus den Farbstoff gewann, zeigt das Abbild einer solchen Anlage. Darunter steht das Modell einer Indigofabrik, wo der Farbstoff, den früher die indische Pflanze lieferte, aus Teerprodukten hergestellt wird. Auch der Farbenstammbaum bereitet unserem Verständnis jetzt keine Schwierigkeiten mehr. Wer wissen will, welche Apparate zur Herstellung der Farbstoffe in den Fabriken verwendet werden, kann — sobald sie aufgestellt sein wird — die einzelnen Phasen der Fabrikation eines Teerfarbstoffes an einer schematischen Darstellung verfolgen. Ebenso sind Modelle der wichtigsten Fabrikationen der Säuren und Soda (die in allen chemischen Betrieben gebraucht werden, wie eine Tafel „Verwendung der Schwefelsäure" zeigt) aufgestellt. Interessanter für den Laien ist die Entstehung der wichtigsten chemischen Produkte (Glas, Zement, Seife, Leuchtgas, Farbstoffe, Explosivstoffe, Seife, Bier, Zucker, Spiritus und so fort) aus den Rohstoffen, aus einer großen schematischen Darstellung ersichtlich, bei der Ausgangsmaterial, Zwischen- und Endprodukte als Präparate vorhanden sind.

Im Laboratorium Lavoisiers sind wir zum ersten Male genaueren Gewichtswagen begegnet. Mit ihrer Hilfe erst konnte das Gesetz von der Erhaltung der Materie bewiesen werden, auf dem die ganze Gewichtsanalyse beruht und das bereits Demokrit vermutet und in die Worte gekleidet hatte: „Aus nichts wird nichts. Nichts, was ist, kann vernichtet werden." Wissen konnte es eigentlich kein griechischer Philosoph, selbst Sokrates nicht, trotzdem er wenigstens so bescheiden und einsichtig war, die induktive Methode zu empfehlen.

Sicherlich interessierten sich die Philosophen des Altertums für die chemischen Vorgänge, aber sie wußten nicht, wie sie die Sache anfassen sollten, und begnügten sich daher mit naiven Reden ins Blaue hinein. Käme ein Grieche aus dem Hades einmal in unsere Zeit hereingereist, über unsere Kultur würde er die Achsel zucken, aber bewundern würde er unsere Naturkenntnisse und ihre Anwendung; und das prometheische Ringen der Forscher um Erkenntnis erschiene ihm als ein Ausdruck tatenfrohen Strebens, den er nicht gegen alle die kleinlichen Bestrebungen moderner Philosophie und Bücherweisheit eintauschen möchte.

Aus dem Dialogus miraculorum des Cäsarius von Heisterbach

(Schluß)

Aus dem fünften Abschnitt (de daemonibus)

Kapitel 17

Voriges Jahr erzählte uns der selige Abt Theobald von Eberbach folgendes: Ein Mönch, der irgendwohin unterwegs war, hörte einen Kuckuck rufen. Er zählte nach und zählte auf zweiundzwanzig. Das nahm er als ein Zeichen, daß er noch ebensoviele Jahre zu leben habe. „Eia," sagte er, „noch zweiundzwanzig Jahre werde ich am Leben sein! Was soll ich mich so lange Zeit im Kloster begraben? Ich kehre in die Welt zurück, ergebe mich dem Weltleben und genieße zwanzig Jahre lang seine Freuden. In den zwei Jahren, die mir dann noch bleiben, werde ich sodann Buße tun." Aber Gott, dem das Zeichendeuten verhaßt ist, verfügte anders über ihn. Die zwei Jahre, die jener zur Buße bestimmt hatte, ließ er ihn im Weltleben weilen, die der Welt gewidmeten zwanzig Jahre aber zog er ihm ab (und ließ ihn sterben).

Kapitel 18

Nach Besançon kamen zwei Menschen, Wölfe in Schafskleidern, die sich den Anschein höchster Frömmigkeit gaben. Sie waren bleich und mager, gingen barfuß und fasteten täglich; den Frühgottesdienst in der Kirche versäumten sie nie und nahmen über die bescheidenste Notdurft hinaus von niemand eine Gabe an. Als sie durch solches Auftreten sich die Teilnahme der ganzen Bevölkerung gewonnen hatten, da erst begannen sie ihr verborgenes Gift zu speien, nämlich dem Volk unerhörte neue Irrlehren zu predigen. Damit die Menge ihrer Lehre glaube, ließen sie den Boden mit Mehl bestreuen und liefen darüber hin, ohne Fußspuren zu hinterlassen. Oder sie gingen auf dem Wasser einher, ohne einzusinken. Ferner ließen sie Holzhütten, in denen sie waren, in Brand stecken, und nachdem die Hütten abgebrannt waren, traten sie unverletzt heraus. Darauf sagten sie zur Menge: „Wenn ihr unsern Worten nicht glaubt, so glaubet unseren Wundertaten." Als das der Bischof und die Geistlichkeit erfuhren, waren sie sehr bestürzt. Und als sie jenen entgegentraten und sie für Ketzer, Schwindler und Teufelsdiener erklärten, wären sie beinahe vom Volk gesteinigt worden. Der Bischof war ein guter und gelehrter Mann, aus unserer Gegend gebürtig. Unser greiser Bruder Konrad hat ihn gut gekannt, und er hat mir auch diese Geschichte erzählt. Also der Bischof sah, daß er mit Worten hier nichts ausrichtete, und daß das ihm anbefohlene Volk von Teufelsdienern dem Glauben entfremdet ward. Da berief er einen ihm bekannten Geistlichen, der in der Zauberei sehr erfahren war, zu sich und sagte: „Das und das ist geschehen. Ich bitte dich, daß du durch deine Kunst vom Teufel erfahrest, wer jene Leute sind, woher sie kommen, und durch welche Kraft sie so große und erstaunliche Wunder wirken. Denn es ist unmöglich, daß sie ihre Zeichen aus göttlicher Kraft tun, da ihre Lehre durchaus gottlos ist." Der Geistliche sagte: „Es ist lange her, daß ich auf diese Kunst verzichtet habe." Aber der Bischof meinte: „Du siehst wohl, wie ich in Not bin. Entweder werde ich der Lehre jener Leute beistimmen müssen oder vom Volk gesteinigt werden. Ich lege dir daher als Bußleistung für deine Sünden auf, daß du mir hierin zu Willen seiest." Der Geistliche gehorchte und rief den Teufel her. Dieser fragte nach der Ursache solcher Beschwörung, und der Mann sagte: „Es tut mir leid, daß ich mich von dir zurückgezogen habe. Und da ich dir künftig

mehr als bisher anhängen will, bitte ich dich um Auskunft über diese Leute, welche Lehre sie haben und aus welcher Kraft sie solche Wunder tun." Der Teufel erwiderte: „Sie sind mein und von mir gesandt, und was sie predigen, habe ich ihnen in den Mund gelegt." Der Geistliche fragte: „Wie kommt es, daß sie unverletzlich sind und weder vom Wasser verschluckt noch vom Feuer verbrannt werden?" Der Teufel sagte: „Sie tragen unter den Achseln zwischen Haut und Fleisch eingenäht den Kontrakt, in dem sie sich mir verschrieben haben; kraft dessen vermögen sie solche Werke und sind unverletzlich." Der Geistliche: „Und was geschähe, wenn man ihnen jene Schrift wegnähme?" Der Teufel: „Dann wären sie schwach wie andere Menschen." Darauf dankte der Kleriker dem Teufel und sagte: „Geh' jetzt, und wenn ich dich wieder rufe, so komm wieder." Er kehrte zum Bischof zurück und erzählte alles. Dieser berief voll Freude die ganze Einwohnerschaft zusammen und sprach: „Ich bin euer Hirte, ihr seid die Schafe. Wenn, wie ihr saget, jene Leute ihre Lehre mit Zeichen bekräftigen, will auch ich ihnen beitreten; wenn aber nicht, so ziemt es sich, daß ihr sie bestrafet und mit mir reuig zum Glauben eurer Väter zurückkehrt." Die Menge rief: „Wir haben viele Wunder von ihnen gesehen." Der Bischof sagte: „Aber ich nicht." Kurz, das Volk ließ seinen Vorschlag gelten und man rief die Ketzer her. In Gegenwart des Bischofs ward mitten in der Stadt ein Feuer angezündet. Ehe die Irrlehrer aber sich dem Feuer aussetzten, nahm sie der Bischof heimlich vor und sagte, er wolle nachsehen, ob sie Zaubermittel an sich trügen. Sofort entkleideten sie sich und sagten mit großer Sicherheit: „Suchet unsern Leib und unsere Kleider nur genau ab." Die Soldaten aber hoben ihnen nach des Bischofs Anweisung die Arme in die Höhe, fanden unter ihren Achseln faltige Narben, brachen sie mit Messern auf und brachten die dort eingenähten kleinen Schriftstücke zum Vorschein. Der Bischof nahm diese in Empfang, führte die Leute dem Volke vor, gebot Stille und rief laut: „Jetzt werden eure Propheten ins Feuer gehen. Bleiben sie unverletzt, so will auch ich ihnen glauben." Die Elenden zitterten und weigerten sich. Da erzählte der Bischof alles, das Volk erfuhr den Betrug und bekam die Teufelspapiere zu sehen. Da warfen sie alle voll Wut die Teufelsdiener in den bereitstehenden Brand, damit sie gleich ihrem Herrn dem ewigen Feuer anheimfielen.

Bühnenreform und antikes Theater

Von Dr. Max Maas

Durch das münchener Experiment, genannt „Künstlertheater", auch durch die mannheimer Versuche der Vereinfachung der Szenerie und anderes ist die Frage nach einer Fortbildung des Theaters, von der theoretisch eigentlich merkwürdig wenig und dann ganz unsystematisch die Rede war, eine akute geworden. Die Reformer, die aber von einer historischen Entwicklung und Weiterentwicklung des Theaters entweder nichts wissen oder nichts wissen wollen, haben sich einige Schlagworte angeschafft, wie: „Vereinfachung der Ausstattung", „Weg mit der Guckkastenbühne", „Es muß Reliefwirkung erzielt werden". In München ist von diesen dreien wahrhaftig keines zur Wirklichkeit geworden. Man kann es doch nicht Vereinfachung nennen, wenn zwar die dekorative Ausstattung mehr oder weniger wegfällt, dann aber das Kostümliche und Farbliche sowie die malerische Gruppierung in einer Weise betont werden, daß die größten Künstler sich die Köpfe zerbrechen müssen, um in Echtheit und Farbenwirkung und in der „Bildmäßigkeit" das Beste und Höchste zu leisten. In ihrer Art sind die münchener „Bilder" gewiß von einzigartiger Schönheit; aber vorbildlich können wir sie nicht nennen. Schon aus einem sehr praktischen Grunde nicht; denn welches andere Theater könnte solche eigenartige, uninteressierte Künstler ersten Ranges in seinen Dienst stellen, die ihre Zeit und ihren erfindungsreichen Geist für ein Künstlertheater zur Verfügung halten? Welches noch so reiche Theater könnte solchen Luxus in Stoffen, Bändern und in Farbennuancierungen treiben wie das münchener Künstlertheater? Das heißt ja doch den Satan „Ausstattung" mit Beelzebub „Kostümechtheit" und „Kostbarkeit" austreiben. Hat man auf Shakespeare exemplifiziert, um Einfachheit der Szenerie zu erreichen, so war die frühere Shakespearebühne Münchens die richtige Grundlage, um historisch

darauf weiterzubauen. Man rede sich aber ja nicht ein, daß Shakespeare nur eine so einfache Bühne zur Verfügung hatte. Er mußte seine Dramen dem Stand der damaligen Bühnenverhältnisse anpassen. Deshalb war er genötigt, Straßenszenen, Krieg- und Kampfszenen, Aufzüge und so weiter einzulegen, damit auf seiner Hinterbühne derweil die Interieurszenen hergerichtet werden konnten, was hinter dem geschlossenen Vorhang, der die Hinterbühne von der vorderen abschloß, mit Leichtigkeit vor sich ging. Hätte Shakespeare Lichtwirkungen für Geistererscheinungen, Verdunkelung für Szenenverwandlungen, Maschinerien und Versenkungen zur Verfügung gehabt wie ein modernes Theater, er hätte sie wahrhaftig nicht von sich gewiesen; gerade so wenig, wie es Richard Wagner dreihundert Jahre später tat.

Und die sogenannte Guckkastenbühne! Ist sie wirklich im münchener Künstlertheater verschwunden? Auf keiner sonstigen Bühne wäre eine solche Guckkastenvision möglich gewesen wie der Durchblick auf die Akropolis im ersten Akt des Ruedererschen „Wolkenkuckucksheim". Die sah man vor sich liegen wie ein Bildchen, das altmodischen Federhaltern oben eingefügt wurde, wo es zur Erbauung und Belehrung der Jugend diente. Das war mehr Guckkastenbühne, als auf der sogenannten Guckkastenbühne im letzten Jahrhundert jemals etwas erblickt wurde.

Das dritte und gewichtigste Schlagwort ist das von der Reliefwirkung; und wir glauben sogar, daß das ganze münchener Künstlertheater eigentlich auf diesem großen Wort von der Reliefwirkung beruht. Aus Professor Littmanns Reden und seinen Zitaten aus Semper und Goethe scheint hervorzugehen, daß, wie Goethe und Semper, auch die Schöpfer des münchener Künstlertheaters die Reliefwirkung der antiken Bühne nachzuahmen glaubten. Goethe und Semper wußten natürlich noch nichts von den Forschungen der letzten zwanzig Jahre über die antike Bühne. Für das fünfte Jahrhundert, für die große Zeit des Äschylus, Sophokles, Euripides und Aristophanes, haben sie mit großer Sicherheit nachgewiesen, daß das griechische Theater damals überhaupt gar keine Bühne besaß, daß vielmehr vor einem Zelt oder vor einem hölzernen, später steinernen Säulenproszenium auf dem alten Tanzplatz, das heißt in der großen Orchestra, und zwar gemeinsam von Schauspielern und Chor gespielt wurde. Was Dörpfelds Forschungen seit den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts für diese Fragen zutage förderten,

— es führte eine vollständige Umwälzung in den Ansichten über das griechische Theater herbei —, das konnten Goethe und Semper natürlich noch nicht wissen. Den Schöpfern des münchener Künstlertheaters scheint es auch erst später bekannt geworden zu sein; denn die früher so beliebte Exemplifizierung auf das antike Theater für die Reliefwirkung ist jetzt verstummt. Vor kurzer Zeit jedoch war das antike griechische Theater für „die Reliefwirkung" ein Schlagwort, und so kann man fast sagen, daß das ganze münchener Künstlertheater seine Existenz einem Mißverständnis der Antike verdankt. Wenn in der Orchestra gespielt wurde, wenn Chor und Schauspieler zusammen fünf bis sechs, ja noch mehr Meter von einem Hintergrund entfernt spielten, der mit Holzsäulen, später mit Steinsäulen, geschmückt und durch Tafeln, welche Dekorationsstücke bilden sollten, jedenfalls aber Spielhintergrund waren, ausgefüllt war, so ist eine Reliefwirkung unmöglich. Wenn aber im vierten Jahrhundert, also in der Zeit, da die uns nur in der Bearbeitung von Terenz und Plautus erhaltenen Komödien gespielt wurden, auch vielleicht (wir müssen auch diese Möglichkeit erwägen) auf einer wenig tiefen Bühne die Handlung vor sich ging, so schloß ihr Hintergrund an und für sich schon eine Reliefwirkung aus. Ganze und Halbsäulen, Pilaster und Türen mit reichem Schmuck bildeten den Hintergrund. Wenn da eine Reliefwirkung erzielt werden sollte, hätte sich der Schauspieler stets eine nicht geschmückte Stelle des Hintergrundes aussuchen müssen. Man sehe nur die Dekorationen des pompejanischen dritten und vierten Stiles an, die Puchstein als von der Bühnenarchitektur Spätgriechenlands beeinflußt nachgewiesen hat (siehe zuletzt Arch. Anz. 1907 Spalte 408); oder die sogenannten Sidamarasarkophage, in denen wir nach einer trefflichen Abhandlung von Strzygowski (sie erschien im vorigen Jahre in dem „Journal of hellenic studies"), eine Nachwirkung der Bühnenarchitektur erblicken können! Um hier auf dem Sarkophag mit dem Relief Reliefwirkungen zu erzielen, ist die dargestellte Person mit der größten Vorsicht immer zwischen Säulen oder Portalumrahmungen hineingestellt. Aber man darf sich nicht denken, daß hier mehr als die Architektur von der wirklichen Bühne genommen ist. Der leidenschaftliche griechische Schauspieler war garnicht imstande, sich während des Spiels immer eine solche Stelle auszusuchen, wo er eine Reliefwirkung erzielen konnte. Denn darüber werden wir doch alle einig sein, daß

Reliefwirkung einen möglichst glatten, nicht mit wirklichen Säulen, Pilastern, Vorsprüngen geschmückten Hintergrund bedingt.

Ich möchte hier außerdem noch die interessanten Untersuchungen von Randall Smith (Harvard studies in classical philologie, Band XVI) und Alfred Körte („Der Kothurn im V. Jahrhundert“, Baseler Festschrift zur Philologenversammlung 1907) nennen, die zur Gewißheit bringen, daß es im fünften Jahrhundert den Kothurn und die dadurch bedingte Erhöhung des Schauspielers nicht gab. Möglicherweise kam der hohe Schuh erst in der spätalexandrinischen Zeit zur Verwendung. Das macht unsere althergebrachte Idee von der übermäßig hohen und dadurch umso majestätischer wirkenden Gestalt des griechischen Schauspielers zunichte. Damit fällt auch die Ansicht, daß die Bewegungen des antiken Schauspielers infolge des Stelzenschuhes besonders gravitätisch und ruhig „statuarisch“ gewesen sein müssen, was ja zur Erlangung einer Reliefwirkung beigetragen hätte, falls es der Hintergrund überhaupt erlaubte. Wenn der Schauspieler des Äschylus, Sophokles und Euripides infolge einer normalen Fußbekleidung nicht gehindert war, auf seinem Spielplatz heftige Bewegungen zu machen und ungeniert hin und her zu laufen, — genau so wie der moderne Schauspieler —, so dürfen wir doch voraussetzen, daß der leidenschaftliche Grieche das auch tat, wenn es nötig war. Das muß jede Reliefwirkung, für die ruhige und gemessene Bewegung Vorbedingung ist, unmöglich gemacht haben.

Wer sich über all das genauer und nach dem neuesten Stand der Forschung orientieren will, der muß — da unser deutsches Standartwerk „Albert Müllers Bühnenaltertümer“ seit zwanzig Jahren nicht neu aufgelegt wurde — wohl zu des verstorbenen A. E. Haigh „The attic theatre, a description of the stage and theatre of the Athenians, and of the dramatic performances at Athens“ greifen, dessen dritte Auflage von A. W. Pickard-Cambridge revidiert und zum Teil ganz neu bearbeitet worden ist. Hier finden wir alles beisammen, was bis 1907 in Deutschland, England und Frankreich, sowie auch jenseits des Ozeans, wo die Theaterfrage ebenfalls zahlreiche Publikationen hervorgerufen hat, erschienen ist. Man kann also sagen, daß das von der Oxford university Press 1907 neu herausgegebene Buch auf der Höhe der heutigen Forschung steht. Allerdings nimmt das englische Buch nach wie vor, und zwar auch für das fünfte Jahrhundert, den anti-Dörpfeldschen Standpunkt ein; aber Dörpfelds Theorie ist klar und unparteiisch vorgetragen, und die Polemik

dagegen eine ruhige und des berühmten, hervorragenden Gegners würdige. Der Stil von „The attic theatre“ ist flüssig und angenehm zu lesen. Alles gelehrte Material wurde in die Anmerkungen verlegt, in denen die Zitate zumeist ganz ausgeschrieben sind, wodurch dem Leser die unendliche Mühe des Nachschlagens erspart wird.

Wo soll nun die Theaterreform herkommen? Ist es vielleicht ketzerisch, wenn wir sagen: die Bühnen- und Ausstattungsfrage ist garnicht so wichtig wie andere das Theater betreffende Fragen: zum Beispiel das Sprechen des Schauspielers und das Verhalten — um nicht zu sagen die Erziehung — des Publikums. Von dem Repertoir wollen wir nicht erst reden, wir stächen sonst in ein Wespennest.

Begnügen wir uns zuerst damit, festzustellen, daß wir heute doch ein klassisches Drama unserer eigenen Nation und dazu das fremder moderner Kulturnationen besitzen. Aber können unsere Schauspieler von heute noch sprechen, und weiß unser Publikum zu beurteilen, wie sie gesprochen haben? Wie geht man bei uns mit dem Versdrama um! Man lese dazu, was Haigh über den Sprechstil des griechischen Schauspielers sagt. Von dem antiken Schauspieler wurde besonders eine außerordentliche Klarheit in der Artikulation der einzelnen Worte und eine sorgfältige Beachtung des Rhythmus und des Metrums der Verse verlangt. In dieser Beziehung waren die Athener ein höchst anspruchsvolles Publikum. Cicero spricht von ihrem feinen und skrupulösen Ohr, ihrem ernsten und unverdorbenen Geschmack. Eine antike Zuhörerschaft hatte im allgemeinen ein viel feineres Verständnis für die Melodie des Verses, als man es im modernen Theater von heute findet. Ein leichtfertiges Rezitieren von Poesie und einen Fehler in der Behandlung des Metrums und in der Betonung hätte sie einfach nicht ausgehalten. Cicero bemerkt, daß, obwohl die Masse des Volkes von der Theorie der Verskunst garnichts wußte, doch ihr instinktives Gefühl für Rhythmik ein geradezu wunderbares war. Er sagt, daß, wenn ein Schauspieler das Metrum nur im geringsten verletzte, indem er einen Quantitätsfehler machte, oder indem er eine Silbe verhaspelte oder zu viel hineinbrachte, ein Sturm der Entrüstung ausbrach. Kann man solches Feingefühl gegenüber dem Dichterwort in modernen Theatern noch finden? Wenn ein Schauspieler im griechischen Theater sich gegen den Vers verging, so hat man das damals ungefähr so angesehen, wie

wenn man heutzutage in der modernen Oper oder im Konzertsaal mit falschen Tönen regaliert wird.

Also: wir wollen auf die Bühnen- und Ausstattungsfragen doch nicht den allergrößten Wert legen. Andere Theaterfragen sind von ebenso großer Wichtigkeit. Daß der bildende Künstler für das moderne Theater großes bedeutet, wenn er seine Kunst dem Hauptzweck des Theaters, nämlich dem, daß die Dichtung zu Worte kommt, unterordnet, brauchen wir doch als eine selbstverständliche Wahrheit nicht noch besonders zu betonen!

Das Weib und die Menschwerdung

Von Avincena

Die wilden Völker leben unter schwierigen Verhältnissen; sie sind bettelarm, Hungersnot ist oft ihr Gast. Darum sind sie gewalttätig, Kindesmörder und Frauenknechter. Der Urmensch wird wahrscheinlich unrichtig beurteilt, wenn man ihn mit diesen wilden Völkern vergleicht. Allerdings stimmen die ältesten, sicher als menschlich deutbaren Wahrzeichen mit dem Kulturgrad unserer wilden Völker ziemlich überein, aber die Funde reichen nicht hinter die Eiszeiten zurück, obwohl kein Zweifel besteht, daß der Mensch schon in der Voreiszeit, nämlich im Tertiär gelebt hat.

Noch immer zwar ist diese Annahme nur ein Schluß. Der letzte und großartigste Akt der Schöpfung muß in eine Zeit des Wohlstandes verlegt werden. Schon die überstarke Sexualität, die der Mensch vor allen Tieren voraus hat, weist auf ein Paradies als Wiege unseres Geschlechtes. Die Liebeslust der Tiere ist an kurzdauernde Brunstzeiten gebunden; das kann nicht anders sein, denn die Brut muß in günstiger Jahreszeit geworfen werden, wenn in Wald und Feld der Tisch für sie gedeckt ist. Haustiere, denen der allzeit gefüllte Futtertrog die Sorge ums Dasein abnimmt, verhalten sich anders. Die Brunst etwa des Stieres ist andauernd. Um jedoch das Verhältnis herzustellen, wie es zwischen Mann und Weib besteht, war eine Funktion der

Intelligenz nötig, die den Geschlechtstrieb vom Fatum der Fortpflanzung lösen mußte. Will man von einem Zweck des Geschlechtstriebes sprechen (was immer eine Spielerei bleibt, denn die Natur hat keine für den Menschen erkennbaren Zwecke), so läßt sich sagen: Es sieht aus, als wäre der Zweck des Triebes bei den Tieren, die Fortpflanzung zu sichern; beim Menschen hat der Trieb außerdem noch einen andern Zweck, nämlich den des Lustgewinnes. Dieser Teil des Triebes ist ein Luxus, den der Mensch vor den Tieren voraus hat. Die Menschen sehnen sich immer nach einander: Die Frau, auch wenn sie trägt und lange über die Zeit der Geschlechtsreife hinaus, der Mann, auch wenn er weiß, daß ein geliebtes Weib nicht konzipiert. Am schärfsten ist das Prinzip des Lustgewinnes ohne Fortpflanzung im Hetärenkultus und in den Verkehrungen der Liebe betont, die viel zu unausrottbar sind, als daß man sie mit einem Achselzucken des Moralisten abtun könnte. Vielleicht wird es nicht unberechtigt scheinen, wenn man den Menschen durch seinen Lustgewinn definiert, wie man ihn durch den Gewinn der Sprache, des aufrechten Ganges und der Hand zu definieren gewohnt ist. Zur Menschwerdung mußte ein Wesen von hoher Intelligenz in paradiesische Lebensbedingungen gesetzt werden.

Die stumpfsinnigsten Tiere werden feurig und erfinderisch, wenn der Brunstschrei in ihnen erwacht. Es ist möglich und wird im Folgenden versucht, die Erfindungen des Urmenschen im weitesten Umfang auf seinen Schrei zurück zu führen. Man müßte nur die Annahme gestatten, daß ihn Liebesnot erfinderisch machte, weil er andere Not in der seligen Urzeit nicht litt.

Es ist unerklärt, auf welche Weise der Mensch sein Haarkleid verloren hat. Daß der Mensch im tropischen Klima nackt geworden sei, ist offenbar eine mißglückte Erklärung, denn kein Tier der Tropen ist nackt, mit Ausnahme des Elefanten, der ein Dickhäuter genannt wird. Auch ist das Fell für ein schwitzendes Tier als größere Verdunstungsoberfläche nur von Vorteil. Endlich ist der Mensch gerade auf dem Kopfe, wo die Sonnenstrahlen am steilsten auffallen, dicht behaart. Die Angabe, daß ein nacktes Wesen sich besser der Zecken und anderen tropischen Ungeziefers erwehrt als ein behaartes, erscheint zu dürftig, um für ein biologisches Motiv gehalten zu werden. Die häufigste Erklärung, daß der behaarte Urmensch sich in Tierfelle hüllte, als die Eiszeit über ihn hereinbrach; und daß er durch die Kleidung seine Behaarung teils

zerrieb, teils als überflüssig verlor, ist ohne Zweifel falsch. Denn der Mensch ist gerade an Stellen, wo die Reibung groß ist, etwa in den Achselhöhlen, stark behaart, die Haare wirken hier wie ein Kugellager der Reibung entgegen, und ein behaarter Mensch wäre durch Kleider, die ihn auf der Haut rieben, aus dem gleichen Prinzipe nur noch stärker behaart worden. Überdies ist längst an der Kleidung wilder Völker nachgewiesen worden, daß der Sinn der Kleider ursprünglich nicht Schutz vor Kälte, sondern Schmuck des Körpers war.

Im Kampf ums Dasein ist die Nacktheit ein schwerer Nachteil. Sie ist jedoch ein Vorteil, den der Mensch vor allen Tieren voraus hat, wenn es um sexuelle Genußfähigkeit geht; denn die Lust ist eine Angelegenheit des Tastsinnes und strebt nach möglichst inniger Berührung. Zur Erklärung von des Menschen Nacktheit könnte die Hypothese gewagt werden, daß der Urmensch auf dem Wege der geschlechtlichen Zuchtwahl seinen Pelz abgelegt habe, um besser umarmen zu können.

Wie die Nacktheit, so ist auch der aufrechte Gang des Menschen zunächst ein Hindernis im Kampf ums Dasein gewesen. Wenigstens sieht man an Menschenaffen, die aufrecht sitzen, auch unbeholfen mitunter aufrecht schreiten, daß sie sofort auf allen Vieren davonlaufen, wenn ihnen Eile geraten scheint. Sie haben zu viele Sorgen im Leben, um den aufrechten Gang, den sie kennen, genügend zu üben. Der Tertiärmensch, von dem angenommen werden möge, daß er singend und jubelnd durch die Welt gezogen sei und keine wichtigere Sorge gehabt habe, als seinem Weibchen zu gefallen, hat sich zum Tanze aufgerichtet (wie das auch viel tiefer stehende Tiere bis zum Bären hinab in gefahrlosen Zeiten gerne tun), weil er sich vor seinem Weibchen ein Ansehen geben wollte und insbesonders, um dem Weibchen seine Bereitschaft zu zeigen. Dieser primitive Exhibitionsakt hat sich durch geschlechtliche Zuchtwahl fixiert, weil er dem Weibchen gefiel. Aus Wesen und Ziel der Liebe ergibt sich leicht, daß die Weibchen Stellung und Gang des Mannes nachahmen mußten.

Der Loslösung des Geschlechtstriebes von der Fortpflanzung stand die große Fruchtbarkeit des Weibes im Wege. Das Fortpflanzungsgeschäft lenkte einen Teil der weiblichen Liebeslust in mütterliche Bahnen. Da wir allen Grund haben, eine Gleichzahl der beiden Geschlechter anzunehmen, wie

sie bei den Säugetieren und bei den meisten Kulturmenschen besteht, dürften wohl in der seligen Urzeit, falls der Mann noch nichts anderes zu tun hatte als zu lieben, das Weib aber außerdem Kinder austrug, nährte und pflegte, den Männern die Weiber zu wenig geworden sein. Damit wäre es ihnen ergangen wie andern höheren Wirbeltieren, besonders den Vögeln auch: Das Männchen muß sich schmücken, singt, schlägt Räder, kämpft mit Nebenbuhlern, das Weibchen sieht gelassen zu und wählt das beste Männchen. Dieser Zustand erscheint dem Kulturmenschen freilich in weite Fernen gerückt, da seit Jahrtausenden, nämlich seit Erfindung des Eigentums, die Weiber sich schmücken, singen und Räder schlagen müssen. Aber zur Zeit, als alle Bedürfnisse in Fülle befriedigt werden konnten und nur am liebeslustigen Weibe Mangel war, mußte das Weib dem Manne zum Schatz werden, nämlich zum ersten Gut, das er schätzte, und die Not an Weibern die erste Not, die er spürte. Es hätte sich sonach der Eigentumssinn des Menschen, der bei fortschreitender Zivilisation von Leibeigenschaft immer mehr abkommt und endlich in gemünztem Gelde gipfelt, an der Tauglichkeit des Weibes, ein Eigentum des Mannes zu sein, herangebildet.

Ehe einer hierin eine Erniedrigung des Weibes erblickt, möge er bedenken, daß offenbar das Ansehen des Weibes nie wieder so hoch gestiegen ist wie in der seligen Urzeit. Verehrung des Weibes ist vielleicht die älteste Religion des Menschen gewesen, denn, bevor er klug genug war, um die Sonne oder andere Götter verehren zu können, spürte er am eigenen Leibe, daß das Weib verehrungswürdig sei, weil es ihn von der sonst unerträglichen Überfülle des Mannes befreite. Verlegt man also die Anfänge der Menschheit in ein Paradies wie die Bibel, so muß man ihr doch widersprechen, wenn sie das Weib aus einer Rippe des Mannes entstehen läßt; denn das Weib war vor dem Manne, den erst die Not gebar. Der erste Brudermord geschah, weil die Gottheit Abels Verehrung annahm und die des Kain zurückwies; aber diese Gottheit war das Weib. Mitten in solcher göttlichen Verehrung benahm sich das Weib wirklich wie eine Göttin, sie wählte ihre Lieblinge aus, sonst regte sie sich nicht. Sie fühlt sich bis auf diesen Tag am wohlsten, wenn sie herrschen kann; und wenn man ihr die Herrschaft heute verweigert, weil wir längst im Zeitalter des Mannes leben, so wird sie niemals aufhören, das als ein Unrecht zu empfinden. Sie gründet ihr Herrscherrecht

auf die Fähigkeit, angebetet zu werden, und da sich ähnliches auch jetztzutage manchmal zuträgt oder in Romanen beschrieben wird, da überdies die Phantasie der Frau mit solchen Bildern erfüllt ist, würden eine moderne Frau und eine aus dem Tertiär sich schnell verstehen. Der Mann verändert sich rastlos; die Frau ist das konservativste Element der Schöpfung. Sie ist seit langem definitiv; der Mann ist noch immer provisorisch.

Nicht alle Männer und nicht zu jeder Zeit konnten sie ein Weib erringen. So entstand die Sehnsucht und aus der Sehnsucht die primitive Erotik. Die Waldvögel singen um Liebe. Ein Menschenaffe der indischen Wälder singt. Da Sprachforscher immer mehr der Ansicht zuneigen, die Sprache des Menschen sei ein Kind des Gesanges, so möchte die Hypothese erlaubt sein, daß die Sprache von den klügsten Männern aus dem Gesange ihrer Sehnsucht erfunden wurde, um die vergötterten Frauen eindringlicher der Liebe und Hochachtung versichern zu können als der Nebenbuhler. Ist es endlich nötig, über den Zusammenhang von Liebe und Kunst zu sprechen? Die ältesten Plastiken, die man in Südfrankreich fand, sind Hunderttausende von Jahren alt und stellen Frauenleiber aus Elfenbein dar. Für unseren Geschmack sind sie überaus obszön, mit einem Feigenblatt raubte man ihnen den Sinn. Die primitive Kunst ist nämlich von der Pornographie nicht zu unterscheiden.

So war das Weib vielleicht auch Patronin der Sprache und aller Künste; denn was der Mann unternahm, entstand für sie und durch sie: aufrechter Gang, Nacktheit, Sprache, Musik, Religion, Eigentumssinn.

Unmöglich, solches Kartenhaus von Hypothesen zu beweisen. Es ist nicht mehr als eine Groteske, um Asketen zu ärgern. Jedoch schon die geradlinige Möglichkeit eines solchen Gebäudes könnte dem Weibe die Wege weisen. Die grimmige Eiszeit hat die Liebeskultur des Tertiärs zerstört, wenn anders eine da war. Myriaden von Jahren hat der Mann gegen die feindliche Natur gekämpft. Sie liegt durch Dampf und Elektrizität, durch Demokratie und Gesetze gebändigt zu seinen Füßen. Es wäre an der Zeit, an eine neue Liebeskultur zu denken. Sehe das Weib zu, daß es die Größe des Augenblicks erfasse. Es kann sich und uns glücklicher machen, wenn es schön ist und begehrenswert, als wenn es Medizin studiert, auf russische Gouverneure schießt oder um Wahlrecht schreit. Keine Frau ist so entweibt, daß sie das nicht selber empfände.

Aber sie glauben, daß schön zu sein nicht in der Macht ihres Willens gelegen ist. Sie wissen nicht, daß der Wille zur Schönheit genügt, um begehrenswert zu werden. Die Feministen brüllen ihnen die Ohren voll mit sozialpolitischem Geschwätz. Die Feministen sind die ärgsten Feinde der Frauen. Sie vermännlichen die Frauen, anstatt im Weibe das Weib zu erlösen. Dazu sind sie nicht Manns genug.

Erinnerungen eines Arztes aus dem russisch-japanischen Krieg

Von W. Weressajew*)

(Unterwegs — Die Idee — Heizbare Wagen — Der Kosak — Noch einmal die Idee — Der Herr Statthalter)

Als wir nach der Stadt Krasnojarsk kamen, empfingen wir Nachrichten von der Schlacht am Ljaojang. Anfänglich berichteten die Depeschen gewohnheitsgemäß von einem bevorstehenden Siege, von dem Rückzuge der Japaner, von der Wegnahme von Geschützen. Dann kamen Depeschen mit unklarem, Unglück verkündendem Inhalt und — endlich die gewohnte Mitteilung vom Rückzuge in „vollkommener Ordnung". Man stritt sich um die Zeitungen, versenkte sich in die Telegramme und mußte sich überzeugen, daß wir auch in dieser Schlacht geschlagen waren, daß der unzugängliche Ljaojang genommen, daß der „todbringende Pfeil" von der bis „zum Bersten gespannten Sehne" ohnmächtig zu Boden gefallen war, und daß wir uns auf dem Rückzuge befanden. In den Staffeldetachements herrschte eine düstere, niedergedrückte Stimmung.

*) Wir unterbrechen für einige Nummern die Erinnerungen Noworusskij's zu Gunsten dieser ungewöhnlich interessanten Feldzugserinnerungen, die vor kurzem russisch erschienen. Wir haben keine Literaturkonvention mit Rußland und können es nur auf diese Weise ermöglichen, daß unsere Leser als die ersten unsere Auszüge aus diesen Feldzugserinnerungen lesen, die sich wie satirische Märchen ausnehmen und doch wahr sind. Die autorisierte Übersetzung stammt von Frau L. Meerowitsch und Dr. J. Bürli. Die Redaktion

Des Abends saßen wir in einem kleinen Stationssaale und aßen fade, schon mehrmals aufgewärmte Kohlsuppe. Da mehrere Abteilungen zusammengekommen waren, war der Saal mit Offizieren ganz überfüllt. Uns gegenüber saß ein hochgewachsener Stabshauptmann mit eingesunkenen Wangen und neben ihm ein schweigsamer Oberst.

Der Stabshauptmann sprach mit lauter, im ganzen Saal hörbarer Stimme:

„Die japanischen Offiziere haben auf ihre Verpflegung zugunsten der Kriegskasse verzichtet und begnügen sich mit den Rationen des einfachen Soldaten. Der Minister der Volksaufklärung ist, um seinem Vaterlande zu dienen, als gemeiner Soldat in den Krieg gezogen, keiner schlägt sein Leben hoch an; alle sind bereit, es für ihr Vaterland hinzugeben. Warum? Weil sie von einer Idee getragen werden, weil sie wissen, wofür sie kämpfen. Sie sind alle gebildet; jeder Soldat kann lesen und schreiben, besitzt einen Kompaß und eine Karte und hat einen Begriff von der ihm gestellten Aufgabe. Vom Marschall bis zum einfachen Soldaten herunter haben alle nur einen Gedanken, — zu siegen. Und auch die Intendantur denkt an nichts anderes."

Der Stabshauptmann sagte, was alle schon aus den Zeitungen wußten, aber er sagte es in einer Weise, als hätte er das alles besonders studiert, und außer ihm hätte niemand Kenntnis davon. Neben dem Büfett disputierte ein fürchterlich dicker, betrunkener Hauptmann lärmend mit dem Gastwirte.

„Und bei uns?" fuhr der Stabshauptmann fort. „Wer von uns weiß, wozu dieser Krieg ist? Wer unter uns ist begeistert? Man hört von nichts sprechen als von Reiseentschädigungen. Man treibt uns alle wie eine Herde Hämmel. Unsere Generale wissen auch nichts anderes zu tun, als miteinander zu streiten. Die Intendantur stiehlt . . . seht mal die Stiefel unserer Soldaten an — in zwei Monaten sind sie vollständig zerrissen — und doch sind sie von fünfundzwanzig Kommissionen inspiziert worden!"

„Und fortwerfen darf man sie nicht," unterstützte ihn unser Oberarzt. „Die Ware ist nicht verbrannt, nicht verfault."

„Ja. Und beim ersten Regen geht die Sohle kaput. Sagen Sie mir doch gefälligst, kann ein Soldat mit solchen Stiefeln siegen?"

Er sprach so laut, daß alle im Saale ihn verstanden und ihm voll Teilnahme zuhörten. Unser aufsichtführender Offizier sah unruhig zur Seite. Er

fühlte sich von diesen lautgesprochenen, kühnen Worten betroffen, und es war ihm nicht wohl zumute. Die Hauptsache sei, meinte er, wie der Stiefel genäht sei. Die Ware der Intendantur sei ausgezeichnet, er habe sie selbst gesehen und könne es bezeugen.

„Und wie sie wollen, meine Herren," fuhr er mit seiner vollen, selbstbewußten Stimme fort. „Nicht die Stiefel sind die Hauptsache, sondern der in unserer Armee herrschende Geist. Ist dieser Geist gut, — so besiegt man den Feind in allen Stiefeln."

„Nein, barfuß, mit Geschwüren und Wunden an den Füßen kann man den Feind nicht besiegen", erwiderte der Stabshauptmann.

„Ist denn der Geist ein guter?" fragte neugierig ein Oberstleutnant.

„Wir allein sind schuld daran, daß er kein guter ist!" sagte unser Offizier hitzig. „Wir haben es nicht verstanden, den Soldaten zu erziehen. Er brauche eine Idee! heißt es. Eine Idee! — sagen Sie doch, bitte! Die Leute soll die Kriegspflicht führen, aber keine Idee. Einem Krieger geziemt es nicht, von Ideen zu sprechen, seine Pflicht ist es, ohne Widerspruch in den Krieg zu ziehen und zu sterben."

Der am Büfett lärmende, dicke Hauptmann trat hinzu. Ohne ein Wort zu sagen, stand er, sich auf den Füßen wiegend, da und sah die Sprechenden mit großen Glotzaugen an.

„Nein, meine Herren, geben Sie mir doch darauf Bescheid", mischte er sich plötzlich ein. „Nun, ja — ja, wie soll ich denn eine befestigte Stellung erobern?!"

Bei diesen Worten streckte er die Arme aus und betrachtete kopfschüttelnd seinen dicken Bauch.

* * *

Im Wartesaal dritter Klasse herrschte Lärm und Streit. Die frierenden Soldaten verlangten vom Wärter, daß er einheize. Dieser weigerte sich aber und sagte, er habe kein Recht, Holz zu nehmen. Da machten sie ihm Vorwürfe und beschimpften ihn.

„Ach, euer verfluchtes Sibirien!" riefen die Soldaten voll Entrüstung. „Bindet mir die Augen zu, und ich werde mit verbundenen Augen zu Fuß den Weg nach Hause finden."

„Ich bin nicht aus Sibirien, ich bin auch aus Rußland", sagte der beschimpfte Wärter bissig.

„Was kümmert ihr euch um ihn! Da seht, was für eine Masse Holz hier aufgeschichtet ist. Wir nehmen es einfach und heizen ein!"

Aber sie wagten es nicht. Wir gingen zum Kommandeur und baten ihn um Holz, um im Bahnhof einzuheizen: die Soldaten mußten hier noch fünf Stunden lang warten. Aber es war unmöglich, Holz zu bekommen, absolut unmöglich, denn vor dem ersten Oktober durfte nicht geheizt werden, und es war erst Anfang September. Das Holz aber lag, zu ganzen Bergen aufgeschichtet, umher. —

Der Zug stand zur Abfahrt bereit. Im Wagen herrschte so schneidende Kälte, daß die Zähne klapperten. Die Arme und Füße erstarrten zu Eis. Der Oberarzt ging selbst zum Kommandeur und verlangte, daß der Wagen geheizt werde. Aber das erwies sich ebenfalls als unmöglich, denn auch die Wagen dürfen erst vom ersten Oktober an geheizt werden.

„Sagen Sie mir doch, bitte, wer denn darüber zu entscheiden hat, ob der Wagen geheizt werden soll oder nicht?" fragte unwillig der Oberarzt.

„Depeschieren Sie an den Chef der Eisenbahnen. Wenn er die Erlaubnis erteilt, so werde ich heizen lassen."

„Sie haben sich wohl geirrt? Soll die Depesche nicht an den Verkehrsminister geschickt werden? Oder vielleicht gar an die Allerhöchste Adresse?"

„Warum nicht? Senden Sie sie an die Allerhöchste Adresse!" sagte der Kommandeur freundlich lächelnd und kehrte ihm den Rücken.

Unser Zug setzte sich in Bewegung. Aus den kalten Wagen der Mannschaften hörte man nicht wie sonst Gesang und Musik; alle drängten sich eng aneinander, in ihre kalten Mäntel gehüllt, düster und mit vor Kälte blauen Gesichtern. Aber am Zuge flogen riesige Holzbeigen vorbei. Auf den Gütergeleisen standen ganze Reihen heizbarer Wagen; nur erlaubte es das Gesetz nicht, sie schon jetzt zu gebrauchen.

* * *

Auf der Treppe eines Soldatenwagens saß ein sibirischer Kosak, dem der Fuß abgenommen war. Er hatte ein breites, gutmütiges Bauerngesicht und trug das Georgskreuz auf seinem Rocke. Er hatte an dem berühmten Hand-

gemenge von Judsjatun bei Wafangon teilgenommen, wo sich zwei Kompanieen sibirischer Kosaken in einer Schwärmattacke auf eine japanische Schwadron geworfen und sie alle mit ihren Lanzen erstochen hatten.

„Sie haben gute Pferde," erzählte der Kosak, „aber ihre Bewaffnung ist schlecht und taugt nichts; sie haben nur Säbel und Revolver. Als wir mit unseren Lanzen auf sie losrannten, waren sie wie unbewaffnet und konnten nichts mit uns anfangen."

„Wie viele hast du getötet?"

„Drei."

Er, mit seinem lieben, gutherzigen Gesicht — er hatte teilgenommen an diesem fürchterlichen Zentaurenkampfe! Ich fragte ihn:

„Nun, und als du sie erstachest, fühltest du da nichts in deinem Herzen?"

„Beim ersten war es mir etwas seltsam und ungemütlich. Es machte mir Angst, einen lebenden Menschen zu erstechen. Aber als ich ihn getötet hatte, und er herunterstürzte, da fühlte ich mich von der Wut hingerissen und hätte gern noch ein Dutzend mehr erstochen."

„Aber bedauerst du nicht, verwundet zu sein? Wärst du nicht froh, dich mit den Japanern noch weiter schlagen zu können? Wie?" fragte ihn unser Schreiber, ein Beamter niederen Ranges.

„Nein, jetzt muß ich darandenken, wie ich meine Kinder ernähre."

Und das grobe Gesicht des Kosaken verdüsterte sich, seine Augen wurden rot und füllten sich mit Tränen.

* * *

Ein Oberstleutnant fing an zu erzählen. Man sah, daß ihm viel auf dem Herzen lag. Er erzählte von der grenzenlosen Gleichgültigkeit der Oberbefehlshaber, von dem überall herrschenden Chaos, vom Papier, das alles Leben, alles, was arbeiten möchte, erstickt. In seinen Worten kochten Haß und Wut.

„Ich habe einen Freund; er ist Fähnrich im Küstendragonerregiment, ein energischer, tapferer Offizier; er hat das Georgskreuz für eine wirklich heldenmütige Tat bekommen. Mehr als einen Monat brachte er auf Rekognoszierungen zu, kommt an den Ljaojang und wendet sich an die Intendantur, um für die Pferde Gerste zu bekommen. „Ohne Verlangschein dürfen wir

nichts verabfolgen!" Der Schein muß aber die Unterschrift des Regimentskommandeurs tragen. . . . Er sagt: „Um Gotteswillen, ich habe mein Regiment schon fast zwei Monate lang nicht mehr gesehen, ich habe keinen Pfennig, um Sie zu bezahlen." Sie gaben ihm die Gerste nicht. Aber eine Woche später wird der Ljaojang geräumt, und der gleiche Offizier verbrennt mit seinen Dragonern die ungeheuren Gerstenvorräte! Oder bei Daschitschao: Drei Tage lang bekamen die Soldaten nichts zu essen, und auf alle Anfragen hatte die Intendantur stets nur eine Antwort: „Es ist nichts da!" Aber beim Rückzuge öffnet man die Magazine und gibt jedem Soldaten eine Kiste mit Konserven, Zucker und Tee zu tragen! Die Erbitterung der Soldaten kennt keine Grenzen, sie murren unaufhörlich. Sie gehen hungrig und zerlumpt einher. Einer meiner Freunde, ein Hauptmann weinte, als er seine Leute sah! . . . Die Japaner schreien geradezu: „He! Ihr Lumpenkerle! macht, daß ihr fortkommt!" . . . Was aus all dem werden soll, kann man sich garnicht ausdenken. Kuropatkin hat nur eine Hoffnung, China zum Aufstand zu bringen.

„China? Was wird das nützen?"

„Wie? *Dann steckt wenigstens eine Idee dahinter!* Meine Herren, es liegt ja keine Idee in diesem Kriege, und darin liegt das ganze Unglück. Wofür kämpfen wir, wofür vergießen wir unser Blut? Ich weiß es nicht; auch Sie nicht; noch viel weniger die Soldaten. Wie ist es möglich, unter diesen Umständen alles das zu ertragen, was der Soldat erträgt? . . . Aber wenn China sich erhebt, dann wird alles auf einmal begreiflich. Kündigt an, daß die Armee zu einer Kosakentruppe für die mandschurische Provinz umgewandelt werde und jeder hier eine Landparzelle bekomme, und die Soldaten werden sich schlagen wie Löwen. Es wird ihnen eine Idee vorschweben . . . Aber jetzt? Eine vollständige seelische Erschlaffung, ganze Regimenter laufen davon! . . . Und wir, wir haben schon im voraus feierlich verkündet, daß wir die Mandschurei nicht wollen, daß wir dort nichts zu tun haben! . . . Wir haben uns in ein fremdes Land eingeschlichen, wissen nicht, warum, und machen da Faxen. Wenn wir schon mal eine Gemeinheit begonnen haben, dann müssen wir sie auch voll durchführen, dann liegt in dieser Gemeinheit wenigstens Poesie. Da seht die Engländer! Was sie anfangen, das führen sie auch schneidig durch!"

Im schmalen Kupee brannte auf dem Spieltischchen einsam eine Kerze und beleuchtete die aufmerksamen Gesichter. Der Schnurrbart des Oberstleutnants mit nach oben gedrehten Spitzen sträubte sich und zitterte. Unser Leutnant entsetzte sich ob diesen lauten, freimütigen Reden und sah ängstlich zur Seite.

„Wer bleibt im Kampfe Sieger?" fuhr der Oberstleutnant fort. „Es siegen nur durch Eintracht miteinander verbundene und von Ideen begeisterte Menschen. Wir haben keine Ideen und können sie nicht haben. Aber die Regierung ihrerseits hat alles getan, um auch die Eintracht zu zerstören. Wie sind unsere Regimenter zusammengesetzt? Fünf bis sechs Offiziere und hundert bis zweihundert Mann werden den verschiedenen Regimentern entnommen — und die „Kriegseinheit" ist fertig. Wir wollten uns vor Europa sehen lassen: Seht hier! Alle Korps sind auf ihren Plätzen, und die ganze Armee ist wie aus dem Boden gewachsen! . . . Und wie werden bei uns die Orden verteilt? Alles wird getan, um jede Achtung vor Heldentaten zu vernichten, um die russischen Orden in die niedrigste Verachtung zu bringen. Im Lazarett liegen verwundete Offiziere; sie machten die Strapazen einer ganzen Reihe von Schlachten durch. Zwischen ihnen geht ein Ordonnanzoffizier des Statthalters (er hat achtundneunzig Ordonnanzen zu seiner Verfügung) umher und teilt Wäsche aus. Im Knopfloch aber trägt er — den Wladimirorden mit Schwertern. Man fragt ihn: Wofür haben Sie den Orden bekommen? Für die Austeilung der Wäsche? . . . Meine Herren! Es steht fest: Gegen Rußland (der Oberst zeigte über die Schulter hinweg mit dem Daumen nach hinten) hat sich eine große Verschwörung angezettelt, und jetzt gibt es nur einen Ausweg: Kuropatkin muß sich zum Diktator ausrufen, alle diese Alexjew, Pflug, Stakelberg verhaften lassen, aus eigener Macht mit Japan Frieden schließen und sich mit der Avantgarde gegen Petersburg wenden."

Als der Oberstleutnant ging, beobachteten alle längeres Schweigen.

„In jedem Falle hat der Mann Charakter!" bemerkte Schanzer.

„Und wie er gelogen hat, mein Gott!" versetzte träge lächelnd Sultanoff. „Wahrscheinlich hat ihn der Statthalter mit irgendeinem Orden übergangen."

„Daß er vieles erlogen hat, ist nicht zu bezweifeln," gab Schanzer zu. „Sogar, als er sagte, daß in Charbin eine solche Menge von Zügen zurückgehalten würden; wie könnten wir sonst die Fahrordnung so pünktlich einhalten?"

Als wir am nächsten Morgen erwachten, stand unser Zug still. Schon lange? Schon seit vier Stunden. Es war komisch. Sollten sich die Voraussagen des Offiziers so schnell erfüllen?

Sie gingen in Erfüllung. Wieder gab es auf jeder Station, an jeder Ausweichestelle endlosen Aufenthalt. Nirgends war weder kochendes Wasser für die Leute, noch kaltes für die Pferde vorhanden, nirgends konnte man Brot kaufen. Die Leute hungerten, die Pferde standen in den drückend heißen Wagen ohne zu trinken. ... Statt der Fahrordnung gemäß schon in Charbin zu sein, waren wir noch nicht einmal in Zizikar angekommen.

Ich sprach mit unserem Zugführer. Er erklärte unsere Verspätung auf dieselbe Weise wie der Oberstleutnant: Die Züge des Statthalters versperren zu Charbin die Geleise, er hatte verboten, während der Nacht Pfeifensignale zu geben, da sie seinen Schlaf störten.

„Er wohnt im neuen Bahnhof, ganz in der Nähe seines Zuges. Dieser steht immer bereit, damit er sich im Falle der Not sofort als erster aus dem Staube machen kann."

Die Tage vergingen, wir schlichen langsam vorwärts. Eines Abends hielt der Zug an einer Ausweichstelle, ungefähr sechzig Werst von Charbin entfernt. Aber der Maschinist behauptete, daß wir dort erst übermorgen ankommen würden. Die Luft war ruhig. Unbeweglich ruhte die gleichförmige Steppe, fast einer Wüste gleich. Am Himmel erschien leicht getrübt der Mond, die Luft glitzerte wie von unendlich kleinen silbernen Kristallen durchsetzt. Über Charbin türmten sich schwarze Wolken auf, und es wetterleuchtete.

Und ringsum Stille, tiefe Stille. Im Zuge schläft alles. Der Zug selbst scheint im Dämmerlichte zu schlafen, und alles, alles schläft tief und sorglos. Und unwillkürlich drängt sich einem die Frage auf: Wie kann man so ruhig schlafen, wenn man uns dort so sehnsüchtig und ungeduldig erwartet!

Während der Nacht erwachte ich mehrmals. Bisweilen hörte ich im Schlafe das intensive Aufeinanderstoßen der Wagen; und wieder wurde alles still. Als hätte sich der Zug krampfhaft zusammengezogen, als hätte er einen Anlauf genommen, um vorwärtszukommen, und hätte es nicht vermocht.

Um die Mittagsstunde des nächsten Tages befanden wir uns noch immer vierzig Werst von Charbin entfernt.

(Fortsetzung folgt)

Lob der Gegenwart / Von Adolf Loos

Wenn ich die vergangenen Jahrtausende überdenke und mich frage: in welcher Zeit würdest du wohl am liebsten gelebt haben, so sage ich mir: in der heutigen. O ich weiß, gar manchmal war es eine Lust zu leben. Manche Epoche bot diese, manche jene Vorteile. Und vielleicht lebte man in jeder Zeit glücklicher als in der heutigen. Aber in keiner Zeit ging man so schön, gut und praktisch gekleidet wie heute.

Die Idee, daß ich mich am Morgen mit einer Toga drapieren und diese Draperie den ganzen Tag, den ganzen Tag bitte, in derselben Ordnung an mir herumhängen lassen müßte, könnte mich zum Selbstmord treiben. Ich will gehen, gehen, gehen; und wenn mir eine Laus über die Leber läuft, auf einen dahinsausenden Trammwagen aufspringen. Und dann ist sie weg. Die Römer aber gingen nie. Sie standen herum. Und wenn ich mir im Bade das Leintuch umnehme und knote, so ist es schon in fünf Minuten ganz wo anders. Solche Nerven habe ich.

Aber das Cinquecento. Sehr gut. Aber ich sollte mich in Samt und Seide stecken und wie ein Jahrmarktsaffe aussehen? Nein.

Da lobe ich mir meine Kleider. Es ist die menschliche Urkleidung. Die Stoffe sind dieselben, aus denen schon Wotan, der Allvater, seinen Mantel trug. Die Theaterschneider färben ihn rot oder blau, aber es war ein schottischer Plaid. Denn schon damals gab es schwarze Schafe, und ihre Wolle gab, vermischt mit der der weißen Schafe, das erste Pfeffer- und Salzgewebe.

Es ist die Urkleidung. Wer kennt nicht die große Enttäuschung, die sich des Reisenden in fernen Kontinenten bemächtigt, wenn er gewahr wird, daß er in bezug auf malerische Kleidungen aufgesessen ist. Denn die Haderlumpen am Tigris und in Chicago, in China und in Kapstadt gehen alle wie die in seinem Heimatsneste angezogen. Und der Bettler zu Semiramis' Zeiten hatte dieselbe Uniform wie sein heutiger Kollege in Posemukel.

Es ist die Urkleidung. Unsere alten Hosen könnten in jeder Epoche und an jeder Stelle des Erdballs dem Pauper seine Blöße decken, ohne daß dadurch ein fremder Ton in die Zeit oder Landschaft gebracht würde. Diese Kleidung ist nicht modern. Sie war immer mit uns, begleitete uns durch die Jahrtausende. Die großen Herren der vergangenen Zeiten haben sie verachtet und die dümmsten und unästhetischsten Kapriolen gemacht. Aber ein Haderlump ist und war für das Auge immer ästhetisch, ein Ludwig der Vierzehnte nie. Für das Auge, ich sagte nicht für die Nase.

Es ist die Urkleidung. Es ist keine Erfindung. Nicht einmal etwas Gewordenes. War immer mit uns, auch in den embryonalen Zeiten der Menschheit. Von den Müttern stieg sie zu uns hinauf.

Es ist die Kleidung des Reichen am Geiste. Es ist die Kleidung des Selbständigen. Es ist die Kleidung des Menschen, dessen Individualität so stark ist, daß es nicht mehr imstande ist, sie durch Farben, Federn und verzwickte Kleiderschnitte zum Ausdruck zu bringen. Wehe dem Maler, der das durch einen Samtrock kann. Der Künstler resigniert.

Als die Engländer die Weltherrschaft antraten, haben sie, befreit von den Nachahmungen der Affenkostüme, zu denen sie durch die anderen Völker verdammt waren, die Urkleidung dem Erdball aufgezwungen. Die Gewebe hatte das Volk Bacons und Wilhelms des Großen, des Schwans vom Avon, durch Jahrtausende treu bewahrt. Und die Form wurde zur Einform, zur Uniform ausgebildet, in der die Individualität ihren Reichtum am besten verbergen kann. Zur Maske.

Es ist die Kleidung des Engländers. Es ist die Kleidung jenes Volkes, das unter allen die stärksten Individualitäten zählt, wo die starke Individualität ohne Vermögen, der Landstreicher, nicht ins Arbeitshaus gesperrt wird, und wo man für ihn Wohlwollen und Interesse zeigt. Wo Arbeit keine Schande, noch weniger aber eine Ehre ist, wo jeder sich betätigen oder nicht betätigen kann, wo jeder nach freiem Willen durch das Leben geht. Der Landstreicher ist die heroischeste Äußerung einer starken Individualität. Es gehört kein Heldentum dazu, Geld zu haben und nicht zu arbeiten. Wer aber ohne Geld arbeitslos durchs Leben geht, ist ein Held.

Die Deutschen aber muckten auf. Wohl war Goethe der erste, der sich bewußt englisch trug und die stärkste äußerliche Charakterisierung Werthers

ist ein Gewand, in dem wir heute John Bull karikieren. Aber der Deutsche will heute noch nicht. Seine Individualität kann noch durch merkwürdige Kleiderschnitte, durch außergewöhnliche Erfindungen auf diesem Gebiete, durch abenteuerliche Krawatten zum Ausdruck gebracht werden.*) Innerlich sind sie alle gleich. Jeder von ihnen geht heute in den Tristan, raucht seine fünf Zigarren täglich, geht morgen ins Tingltangl, spricht in gleicher Situation dieselben Sätze (man frage die Prostituierten), trinkt seine gleiche Anzahl Biere zur Erlangung der Bettschwere, erzählt von zwölf Uhr an Mikoschwitze und legt sich zu seiner Frau. Dafür will er doch individuell gekleidet sein und verachtet die Uniformität des Engländers.

Der aber sauft sich entweder zu Tode, oder er hat noch keinen Tropfen über seine Kehle gebracht. Theater, ja selbst Shakespeare ist für diesen Todsünde, für jenen einziger Grund zum Dasein. Es gibt solche unter ihnen, bei denen mit der Befruchtung jede sexuelle Empfindung aufhört, und solche, lange vor Sade, die von den unerhörtesten Lastern überschäumen. Und alle sind gleich angezogen.

Der Engländer kauft eine Krawatte. Packen Sie mir eine um den und den Preis für diese und diese Gelegenheit ein.

Der Deutsche kauft eine Krawatte. Das heißt, soweit sind wir noch nicht. Jeden Bekannten fragt er, wo er seine Krawatte gekauft hat. Tagelang treibt er sich auf der Gasse herum, von Schaufenster zu Schaufenster. Schließlich nimmt er noch einen Bekannten mit, der bei der Auswahl behilflich sein muß. Und hat dann glücklich für zwei Mark am Nationalgeldumsatz beigetragen.

Aber während dieser Zeit hätte der Engländer ein paar Schuhe gemacht oder ein Gedicht oder an der Börse ein Vermögen gewonnen oder eine Frau glücklich oder unglücklich gemacht.

Lasset dem Tschandala seinen individuellen Hosenschnitt. Der Königssohn will unerkannt durch die Straßen schreiten.

---

*) Innerhalb seiner vier Wände schwelgt der Kulturmensch in Samt und Seide, Farben und Stoffen. Siehe Richard Wagner.

Rundschau des März

Handel

Ein erweitertes Gesetz gegen den unlauteren Wettbewerb wird den Reichstag in der nächsten Session beschäftigen. Speziell die Ausverkäufe sollen beschnitten, Nachschub verboten und Einreichung eines Warenverzeichnisses an die Polizei zur Bedingung gemacht werden.

Die Interessenten bezeichnen den Ausverkauf als Bedürfnis, befürchten Stärkung der Ramschgeschäfte und eine durchweg vorsichtige Disposition, welche stark auf die Fabrikanten zurückwirken würde.

Unseren Großgeschäften wäre eine weise Beschränkung ihrer zahlreichen und zeitlich recht ausgedehnten Ausverkäufe sehr zu empfehlen, und eine zurückhaltende Disposition wird den Fabrikanten nicht dauernd schaden. Die bekannten großen Posten und das leichtfertige Aufnehmen immer wieder neuer Artikel begünstigen Mißerfolge, und der Mißerfolg ist die Basis des Ausverkaufs, wenigstens des reellen. Es hieße anderseits den Teufel mit Belzebub austreiben, wenn man die naturgemäß sich anhäufenden Saisonreste den Ramschern in die Hände spielen wollte.

Gesetze, die hier eingreifen sollen, ohne zu schaden, müßten sehr weise sein!

Ein Warenverzeichnis, das man im Oktober einreicht, wird im Januar, wenn es die Behörde zurückgibt, keinen Wert mehr haben, ebensowenig wird man im Frühjahr wissen können, was einem im Herbst liegenbleiben wird.

Sehr weise wäre sicher die Einmischung der Polizei!

Wenn schon denn schon!

Man zwingt die Kaufleute einfach gesetzlich, einen Schutzmann als Teilhaber ins Geschäft aufzunehmen!

Damit wäre die segensreiche Polizeiaufsicht auch auf Unbescholtene ausgedehnt, die Beamten wären besser besoldet, sie könnten noch weit mehr Anzeigen sammeln und schließlich einen Ausverkauf von Paragraphen veranstalten, der für Exporteure, die große Verbindungen mit der Sahara unterhalten, ein großes Interesse haben müßte.

Warenhaussteuer. Bekanntlich hat man den Warenhäusern eine besondere Steuer auferlegt, um den Kleinhandel zu schützen.

Erfindungen sind meist ansteckend, die Warenhausinhaber haben sich deshalb aufs Nachdenken verlegt und „Umsatzbonifikation", „Warenhausrabatt" und „den Bonus" erfunden.

Jeder Lieferant kann sich aus diesen schönen Worten eines heraussuchen, um unter dieser selbstgewählten Flagge die Warenhaussteuer zu bezahlen.

Die Leipziger Handelskammer erörterte kürzlich auf Veranlassung des Ministeriums des Innern diese Frage, um schließlich zugestehen zu müssen, daß ein wirksames Mittel gegen diese Taktik der Warenhäuser nicht gefunden werden konnte.

Gegen derartige Auswüchse bleibt wohl nur die Selbsthilfe, der Zusammenschluß; und in einigen Branchen wirken solche Vereinigungen schon sehr segensreich. So segensreich für die Teilnehmer, daß man bald wieder neue Vereine nötig haben wird, um diesen Korporationen die nötige Weisheit zu erhalten.

Gewissen Branchen gelingt es allerdings nicht, sich zu einem Schutzbündnis zu vereinigen; und wenn's gelingt, besteht Gefahr, daß ein Dutzend plötzlich dreizehn Stück umschließt, oder ein Meter sich auf einhundertzehn Zentimeter hinausschleicht, während der Paragraph von der Konventionalstrafe danebenbeißt.

Hier liegt wirklich das Wohl des einzelnen in der treuen Arbeit für seine Sippe.

Man trinkt aber viel lieber eine Flasche Selters, wenn man weiß, daß der Konkurrent am Verdursten ist, ehe man eine Flasche Sekt mit ihm teilt.

Es wäre ungerecht, das Warenhaus weiter anzugreifen, um diese Kultur damit zu schützen.

Sonntagsruhe. Sonntagsruhe und Achtuhrladenschluß haben wenig Aussicht, durch Reichsgesetz eingeführt zu werden. Man versucht deshalb in verschiedenen Städten, durch Rundfragen und Unterschriften die sozialen Gefühle der Kleinkaufleute festzulegen. In Berlin haben die Anhänger des Achtuhrladenschlusses eine Zweidrittelmajorität erreicht, und man spricht davon, daß der erste Oktober die Einführung durch Ortsstatut bringen soll.

Meist opponieren die Kleinen gegen diese wohltätige Einrichtung, diejenigen, deren soziales Dasein selbst viel zu wünschen übrigläßt. Sie dürfen keine öffentliche Meinung haben, und wenn sie dann, wie in diesem Falle, um etwas gefragt werden, dann kann ihre Objektivität von dem seltenen Gefühle ihrer Wichtigkeit leicht überwältigt werden.

Bis zum ersten Oktober können sie auch zum Umfallen noch „Traute" genug sammeln. Inzwischen können ein paar Pfund Schmierkäse, ein verkratzter Spazierstock, etliche Filzdeckel und drei verschossene Krawatten, wenn sie nach acht Uhr verkauft werden, einen wesentlichen Einfluß gegen unseren sozialen Fortschritt ausüben.

Es ist kaum anzunehmen, daß durch Einführung des Achtuhrladenschlusses irgendwem ein wesentlicher Schaden auf die Dauer entstehen wird, auf der anderen Seite aber weiß man gewiß, daß für die Angestellten diese Arbeitsbeschränkung ein physisches Bedürfnis ist.

Im allgemeinen sind Verkäufer und Verkäuferinnen im Norden ganz gut bezahlt. Trotzdem müssen sich viele mit dem Gehalt eines bayerischen Volksschullehrers begnügen und haben vor diesem höchstens das Bene, daß man ihnen ihre Tüchtigkeit nicht übelnimmt.

Sport

Kurz nachdem (am sechsten und siebten Juli) zu Dieppe deutsche Kraftwagen im internationalen Rennen die drei ersten Plätze belegt und Graf Zeppelin seine Zwölfstundenfahrt beendigt hatte, vollzogen sich auf dem berühmten Rasen von Wimbledon Tennisereignisse, die seltsamerweise in England selbst viel größeres Aufsehen als bei uns erregten.

Die All-England-Kämpfe waren eben erledigt worden, und man zog es vor, auch die olympischen Lawn-Tenis-Meisterschaften im Einzel-, Doppel- und Damenspiel nicht im großen Stadion zu London, sondern in Wimbledon ausfechten zu lassen. Und hier trat nun den Briten, woran sie garnicht gewöhnt sind, in unserem Otto Froitzheim (er ist Referendar in Straßburg) ein ebenbürtiger Streiter entgegen. Froitzheim hatte bekanntlich im vorigen Sommer den deutschen Meisterschaftstitel, der seit zehn Jahren von Fremden, unter ihnen vom Franzosen Max Decugis, geführt worden war, nach Deutschland heimgebracht. Aber der Australier Wilding, über den er kurz darauf in Homburg vor der Höhe siegte, war noch

in diesem Frühjahr von englischen Sportsleuten publizistisch abgekanzelt worden, weil er „auf dem Kontinent" sich immer mit Gesindel herumschlüge, was natürlich seine Form ruinieren müßte.

Da wir in Deutschland für Turnierzwecke durchaus nur harte Kiesplätze dulden, war Froitzheim auf Rasen ein Neuling. Gerade deshalb verblüfften seine Erfolge, noch mehr aber sein flotter, ungezwungener Stil, seine unerschütterliche Kaltblütigkeit in kritischen Augenblicken. Englische Zeitungen brachten sein Bild. „Froitzheim war ganz Grazie und Ausgeglichenheit (all grace and polish)", las man im „Standard"; der „Morning Leader" schrieb: „Es war ein Tag für Jung-Deutschland". Froitzheim hatte fünf der vorzüglichsten Spieler aus dem Felde zu schlagen, um in die Schlußrunde zu gelangen, unter ihnen Kenneth Powell, die Tennis-Hoffnung Englands, und Parke, den irischen Champion, einen breitbrüstigen, waghalsigen Rugbymann. Gerade dieses Ringen, bei dem ein ungestümes und doch abgewogenes Angriffsspiel auf beiden Seiten gern alles an alles setzte, wurde mit seinen Wundern an Schnelligkeit, Geschick und Ausdauer von Kennern für das schönste „match" erklärt, das auf dem sagenumwobenen „centre-court" von Wimbledon seit Jahren zu schauen gewesen sei. Leider unterlag unser Mann in der Schlußrunde gegen den zähen Ritchie und mußte sich mit der silbernen Olympia-Medaille begnügen, während Ritchie die goldene erhielt. Bemerkt sei freilich, daß fünf der englischen Altmeister, wie H. L. Doherty und Gore, aus für uns undurchsichtigen Gründen zwar gemeldet, sich dann aber aus der Olympia-Konkurrenz ohne Spiel zurückgezogen hatten. Einen höchst sympathischen Eindruck machte dagegen die Noblesse, mit der die gesamte Tages- und Fachpresse neidlos und fair die Verdienste unseres Vertreters anerkannte, sehr im Widerspruch zum englischen Janhagel, der sich's nicht versagen konnte, die Unbeliebtheit der deutschen Gäste bei jeder Gelegenheit zu markieren.

Fast schien es zuerst, als wenn bei den am dreizehnten Juli dann recht eigentlich beginnenden „Olympischen Spielen" Froitzheim der einzige deutsche Medaillenträger bleiben sollte. Es hatten aus fünfzehn Staaten im ganzen einundzwanzig Nationen gemeldet und fast neunzehnhundert Verteter entsandt. Sogar eine dänische Damenriege in kleidsamen kurzen Röckchen war aufmarschiert und mit enthusiastischem Beifall begrüßt worden. Auch in Athen (1896), Paris (1900), St. Louis (1904) hatten Engländer und Amerikaner sich in die olympischen Ehren beinahe geteilt. Es wurde diesmal nicht viel anders. Von Lawn-Tennis abgesehen, bei dem England (British Isles) einschließlich der schon im Frühjahr erledigten Konkurrenzen auf gedeckten Plätzen allein acht goldene, sieben silberne, fünf bronzene Medaillen errang, während von andern Nationen nur wir eine silberne, die Schweden drei bronzene davontrugen, fanden statt: Wettlaufen mit den verschiedensten Distanzen und Hindernissen, Wettgehen, Wettschwimmen, Radrennen, Hammer-, Diskus- und Speerwurf, Kugelstoßen, Turnen, Fechten, Ringen und Rudern, doch fielen Fußball und Kricket aus. Erst am fünften Tag, nachdem die Anglo-Amerikaner sich bereits mit Lorbeeren bedeckt hatten, gewann unser Bieberstein das Rückenschwimmen über hundert Meter. Die größte Überraschung des Ganzen bildete der Sieg des Amerikaners Sheppard über den englischen Favoriten Just im achthundert Meter-Flachlaufen. Hier wurde der Münchener Braun (in einer Minute, fünfundfünfzig Sekunden) Dritter und

blieb hinter dem Sieger um zehn Meter zurück; der Italiener Lunghi wurde Zweiter, Just Fünfter. Die größte Enttäuschung aber war das schlechte Abschneiden der deutschen Turner im Siebenkampf. Der Italiener Braglia ward mit 317 Punkten Erster, während unser Steuernagel mit 273 1/2 Punkten nur den vierten Platz belegen durfte. Zwar erhielt unsere Musterriege, die vor leerem Hause außerhalb der Konkurrenz (!) turnte, die Coupe Olympique, einen Ehren-Wanderpreis, der 1896 in Athen die schwedische Riege belohnt hatte. Andre meinen jedoch, es wäre besser gewesen, unsre Riege hätte schlecht und recht konkurriert, um sich mit dem Preise zu begnügen, den sie dann vielleicht gewann Amerika war siegreich auch im Hammer- und Diskuswurf; Schweden im Speerwurf mit Mittelgriff. Der Schwede Lemmings erzielte 54 1/2 Meter und muß wohl von den Goten stammen; Zweiter ward ein Norweger.

Den großen „Marathon-Lauf" hatte am 24. Juli der Italiener Dorando fast schon gewonnen, als er im Stadion zusammenbrach. Sieger wurde der Amerikaner Hayes. Wir Deutschen aber haben anscheinend wiederum gewisse alte Fehler begangen. Wir haben großenteils untränierte Zufallsmannschaften hinübergehen lassen, nicht unsre allerbesten, sondern die Geld genug aus eigenen Mitteln hatten Mit andern Worten: es war keine nationale Angelegenheit gewesen; irgendein saftiger Raubmord ist unserm lieben Publikum ja viel wichtiger. Außerdem haben wir zu spät damit angefangen, auch das Turnen sportmäßig zu betreiben, mit Punkten und Rekord; es war bei uns viel zu lange nur ein anderes Mittel zum Drill gewesen, zur Brechung der Jugend unter das Joch maschinenmäßigen Gehorsams.

So bildet die oben mitgeteilte Tennis-Episode einen Lichtpunkt. Drei der Unsern, Froitzheim, von Bissing und O. Kreuzer, sind wegen der in Maidstone und Wimbledon gezeigten Form zu Ehrenmitgliedern des All-England-Klubs ernannt worden, was jeden freuen sollte, der unsere Jugend liebt.

Rundschau

Der Fall Moltke (Schücking)

In vier von Ihnen veröffentlichen Zeitungsartikeln a) „Der amtliche Apparat bei der Landtagswahl", b) „Wahlen auf dem Lande", c) „Ist das Vereinsgesetz für Preußen ein Fortschritt?" d) „Die Stufen des Patriotismus", sowie in dem nach angestellten Ermittlungen von Ihnen ebenfalls verfaßten Buch: „Die Reaktion in der inneren Verwaltung Preußens" — haben Sie eine Gesinnung bekundet und sich zu Anschauungen bekannt, die mit Ihrer Stellung als Bürgermeister und mittelbarer Staatsbeamter unvereinbar sind. Sie haben hiedurch nicht nur die Pflichten verletzt, die Ihnen Ihr Amt auferlegt, sondern sich auch der Achtung, des Ansehens und des Vertrauens, die Ihr Beruf erfordert, unwürdig gezeigt. Es wird daher hiemit gemäß §§ 2, 22, 23 des Disziplinargesetzes vom 21. Juli 1852 das Disziplinarverfahren zum Zweck der Dienstentlassung gegen

Sie eingeleitet. Zum **Untersuchungskommissar** habe ich den **Landrat Hasse** ernannt.

Geheiß!

Der Regierungspräsident v. Kozierowski.

Schleswig, den 14. Juli 1908.

Gesehen. Der Landrat.

An den Bürgermeister
Dr. L. Schücking in Husum.

Diese Urkunde und Anklageschrift ist eine Originalaufnahme der politischen Zustände in Preußen. Sie stammt aus der meerumschlungenen Provinz, welcher Preußen die Freiheit und die Wohltat einer „geordneten Verwaltung" gebracht hat.

Es ist ein rein politischer Prozeß, und er wird von selbst zum Prozeß gegen die preußische Regierung, deren Ministerpräsident immer noch Fürst Bülow, der Vater der Paarungspolitik, ist.

Ich habe das Buch von Dr. Lothar Schücking „Die Reaktion in der inneren Verwaltung Preußens" noch nicht gelesen, denn es ist dank der starken Nachfrage zurzeit vergriffen. Sein Titel erhält eine schlechthin überzeugende Rechtfertigung durch den Disziplinarprozeß. Die anderen inkriminierten Artikel Schückings habe ich gelesen. Sie sind überaus verständig, und ich wüßte keinen Liberalen, der diese Gedanken verleugnen dürfte. Es geht ein Zug von Bitterkeit durch diese sachkundigen Mitteilungen über die schmerzlichen Zustände in Preußen, die ein liberaler Mann zu beklagen verpflichtet ist. Diese Bitterkeit ist der Ausweis innerer Anteilnahme an den Sorgen des Vaterlandes. Sie ist niemand erspart, der uneigennützig auf Verbesserungen hinarbeitet. Der erste und gewaltigste deutsche Publizist, Herr Ulrich von Hutten, hat schon geklagt: „Mir ist die Mitgift in die Wiege gelegt, die gemeine Not stärker zu fühlen als die eigene". Also jene Grundstimmung muß die K. Preußische Regierung ertragen; von ihr war auch Freiherr von Stein erfüllt, als er den Jammer der preußischen Verwaltung abzuändern versucht hat.

Die Form der Gedankenentwicklung in den angeklagten Artikeln ist würdig, sachlich und nirgends gegen die Person gerichtet, überall gegen die Institutionen und ihren Geist oder Geistesmangel. Wir lesen: „Es ist ein großer Fehler der „Alldeutschen", daß sie nicht wissen, wie sehr die **äußere** Stellung eines Volks abhängig ist von seinen **inneren** Verhältnissen, der Intelligenz des einzelnen, der Freiheitlichkeit der Einrichtungen, den Bildungsbestrebungen der staatlichen Faktoren. Die Kulturentwicklung der europäischen Länder läuft parallel. Aber wir haben trotz aller Begabung keine Vorsprünge mehr, wenn wir unser Schulwesen verkirchlichen, die Selbständigkeit unserer Gemeindeverwaltungen lahmlegen und grundsätzlich überall den demokratischen Zug ausschalten, mit dem allein etwas geleistet werden kann."

Das ist ein charakteristisches Zitat und Beispiel, das den Grundton angibt. Die Ausführungen benutzen die genaue Kenntnis und Anschauung bestehender Verwaltungsmißstände, um das Bedürfnis grundsätzlicher Reformen zu plaidieren. Was den geistigen Gehalt des Verfassers anlangt, so geht er jedenfalls über das Durchschnittsmaß eines preußischen Landrats sehr erheblich hinaus, und man hat den besonders peinlichen Eindruck, als sei der Angeklagte seinen staatlichen „Vorgesetzten" **besonders lästig** durch das Maß von Intelligenz, über das er verfügt, und wodurch er ihnen, nach dem Inhalt der Anklageschrift zu schließen, überlegen ist.

Die Artikel selbst sind eine Anklage gegen das konservative Parteiregiment,

das die preußische Verwaltung beherrscht, und die Anklage ist eine Revanche dieses Parteiregiments. Das gibt dem Fall eine gesteigerte Bedeutung. Der preußische Staat klagt namens der konservativen Landratspartei auf Entfernung eines Bürgermeisters, der seine Überzeugung von den Gefahren des heutigen Zustands in wirksame Worte zu kleiden die Gabe hat.

Der Prozeß ist an sich eine Niederlage der Ankläger und dreimal, wenn er seinen Zweck erreicht. Der Zweck ist naiv in der Anklageschrift genau angegeben: „zum Zweck der Dienstentlassung", und die Anklageschrift stellt die maßlose Behauptung auf: Wer sich zu den Anschauungen des Bürgermeisters von Husum bekenne, sei „der Achtung, des Ansehens und des Vertrauens unwürdig." Das ist die schärfste Provokation des gesamten Liberalismus, die je ein preußischer Minister zugelassen hat. Der Achtung und des Vertrauens unwürdig sei derjenige, dem die bürgerlichen Kollegien sofort einen einmütigen Vertrauensbeweis gegeben haben! Um wessen Vertrauen handelt es sich bei einem Bürgermeister? Doch um das Vertrauen der Bürger und nicht bloß des Landrats.

Der „Fall" darf nicht den Namen Schücking führen. Hier ist der Minister engagiert. Graf Moltke ist staatsrechtlich verantwortlich und nicht bloß staatsrechtlich. Eine Anklage wegen „liberaler Anschauungen", die publizistisch außerhalb des Amts vertreten wurden in einem Buch, das zudem ohne Namensnennung erschienen ist, kann nur erhoben werden, wenn der Minister innerlich zustimmt, oder wenn er keine Ordnung und Autorität in seinem Ressort besitzt. Der Prozeß ist ein Skandal, auch wenn Freisinnige, zu denen sich der Bürgermeister von Husum bekennt, in der parlamentarischen Opposition wären. Der Prozeß ist aber ein unerreichtes Unikum in den Tagen der Blockpolitik, und er züngelt noch höher hinauf als nur nach dem Ressortminister. Wenn Fürst Bülow nicht den Willen oder nicht die Macht besitzt, einen freisinnigen Bürgermeister, der liberale Ansichten ausspricht, vor der politischen Rachsucht des konservativen Landratsgeistes zu schützen, so ist die Unterstützung des Fürsten Bülow durch die Nationalliberalen eine politische Würdelosigkeit, durch die Linke eine Abdankung. An sich ist Husum und ein preußischer Landratsexzeß kein Grund zur Alteration. Aber wenn es kein Exzeß, sondern ein Symptom ist, wenn das Faß schon vorher bis zum Rand voll ist, dann liegt die Sache anders. Dann ist die überkecke Anklage ein politischer Vorgang, der den freisinnigen Volksparteilern zeigt, welche Rolle man sie im preußischen Ministerium spielen lassen will. Erkennen sie die Lage, so werden sie die Widerklage erheben gegen den Minister des Innern Grafen Moltke dahin gehend:

„In dem von Ihnen verwalteten Ressort sowie in der nach den angestellten Ermittlungen Ihnen ebenfalls unterstellten Provinz Schleswig haben Sie eine Gesinnung der Verwaltungsorgane geduldet und sich zu Anschauungen bekannt, die mit Ihrer Stellung als unparteiischer Minister unvereinbar sind. Sie haben hiedurch nicht nur die Pflichten verletzt, die Ihnen Ihr Amt auferlegt, sondern sich auch der Achtung, des Ansehens und des Vertrauens, die Ihr Beruf erfordert, unwürdig gezeigt. Es wird hiemit gemäß §§ 2 und so weiter das Disziplinarverfahren zum Zweck der Dienstentlassung gegen Sie eingeleitet."

Ein Verweis an den Landrat und an den Regierungspräsidenten vermag das erschütterte Vertrauen nicht herzustellen. Nur der Rücktritt des Ministers, neben der Versetzung des Regierungspräsidenten und Landrats ver-

möchte dem autokratischen Landratsgeist zum Bewußtsein zu bringen, daß ihm nicht jede Zuchtlosigkeit und Verhöhnung des modernen Staatsgedankens hingeht.

Conrad Haußmann

Der Kriegerverein

Die Hauptwaffe gegen den inneren Feind ist natürlich das Heer, aber solange der innere Feind keine Barrikaden baut und nicht die Kreuze aus der Erde reißt, läßt sich auch mit der diszipliniertesten und von der besten Gesinnung durchdrungenen Armee wenig gegen ihn anfangen. Es sind geistige Waffen in Anwendung zu bringen: Kreisblätter, Kanzlerreden und so weiter. Doch ihre Wirkung ist zu wenig gesichert, denn niemand kann gezwungen werden, Leitartikel und Parlamentsberichte zu lesen. Die geistige Überwindung der Reichsfeinde muß systematisch betrieben werden, und vor allen Dingen sind feste Cadres für die Überwinder notwendig. Wir haben den Reichsverband zur Bekämpfung der Sozialdemokratie. Gewiß, er entspricht allen Anforderungen, die an organisierten, politischen Geist gestellt werden können, aber er ist kein vollkommenes Instrument. Er kehrt sich zu ausschließlich gegen die Sozialdemokratie; und es hat immerhin seine Schwierigkeiten, ihn, wie es doch die Situation häufig verlangt, zur Vernichtung solcher Parteien zu verwenden, die er noch kurz vorher in begeisterten Worten als Waffenbrüder anrief. Dann hat der Entschluß zum Eintritt in diesen Verband auch in den meisten Fällen noch immer einen gewissen politischen Willen zur Voraussetzung. Nicht viel, aber doch mehr, als ihn die meisten Deutschen, soweit sie nicht zu den Reichsfeinden gehören, aufbringen. Der Reichsverband ist nichts für die unpolitischen Massen. Die müssen unmerklich in einen Kampfverband eingereiht werden, unmerklich und doch so, daß man sie an der Strippe hat. Für sie ist der Kriegerverein da.

Hat der Soldat seine aktive Dienstzeit beendet, so gleitet er gewissermaßen automatisch in eine Zivilorganisation hinein, die es sich angelegen sein läßt, dem jungen Manne die militärische Distanz zu den politischen Dingen zu erhalten. Er ist zwar nun ein Staatsbürger geworden, der bald die vollen Rechte eines solchen erhält, aber er soll die staatlichen Einrichtungen dauernd mit dem Auge des Soldaten ansehen. Der Kaiser ist nicht die in ihren Handlungen durch gewisse Verfassungsbestimmungen eingeengte Spitze des Reiches, sondern nach wie vor der oberste Kriegsherr, dem unbedingter Gehorsam geschuldet wird. Der Reichstag ist eine recht überflüssige Institution, und die Parteien bewerten sich nach der Bereitwilligkeit, mit der sie auf die Intentionen des Oberstkommandierenden respektive seiner Stabsoffiziere, der Herren Minister und so weiter eingehen. Diejenigen, die Opposition machen, sind die Feinde, die unter dem Kriegsruf „Mit Gott für Kaiser und Reich" vernichtet werden müssen. Geistig natürlich. Der Vorgesetzte, das heißt der Vorsitzende des Vereins, der sich im Zweifelsfalle an den Landrat oder andere Autoritäten hält, stellt, damit Mißverständnisse vermieden werden, im Einzelfalle fest, wohin die Front zu kehren ist. Die Mitglieder, die die erste Soldatentugend, die Subordination ebenfalls aus der schönen Dienstzeit in den grauen Alltag hinüber gerettet haben, gehorchen unbedingt —, das heißt natürlich, solange sie sich kontrolliert wissen. Sie kämpfen gegen die Sozialdemokratie, und wenn es verlangt wird, auch gegen

Zentrum, Polen, Freisinnige — ja wahrhaftig auch gegen Freisinnige — ohne zu fragen, warum und weshalb. Die Sozialdemokraten, das sind die Erbfeinde, so wie draußen die Franzosen, die andern wechseln so, wie die Gruppierung der Mächte wechselt. Was kümmert den Soldaten die hohe Politik? Er gehorcht.

Zurzeit darf ein Kriegervereinler, wenn gerade nichts Besseres da ist, auch freisinnig wählen, dafür ist aber das Zentrum verfehmt. Beliebt ist es allerdings bei den Tonangebenden im Verein selten gewesen, zumal in den Gebieten der großen Industrie, denn diese Tonangebenden sind antiklerikal, außerordentlich kulturliberal, und haben nebenbei eine starke Abneigung gegen die „verhetzende" Arbeiterpolitik der Schwarzen; aber sie können nicht immer so, wie sie wollen, sie müssen sich zuweilen Rücksichten auferlegen. Jetzt können sie; jetzt geht der Kurs ja gegen den Klerikalismus. Die heiligsten Güter des Unternehmertums — pardon, der Nation werden im Kampfe gegen die Roten und Schwarzen verteidigt. Da müssen die Kriegervereine selbstverständlich an die Front. Zahlreich sind die Meldungen speziell aus Oberschlesien über die Art, wie bei den letzten preußischen Landtagswahlen wieder den Kriegern ihre Aufgaben vor der Schlacht klargemacht sind, und über die Strafen, mit denen die Fahnenflüchtigen bedacht wurden. Daß die Hüttenpartei — Entschuldigung, das Vaterland dort nicht gründlicher gerettet worden ist, liegt nicht an dem guten Willen der Herren Offiziere. Die Subordination läßt noch immer zu wünschen übrig. Die Strafbestimmungen müssen verschärft werden. Es genügt nicht, daß Ungehorsame ausgestoßen werden, oder daß ein obstinater Kriegerverein, der im Verdacht der Zentrumsgesinnung steht, nicht mehr zum Spalierbilden beim Einzug des Kronprinzenpaares zugelassen wird; daß man ihm Fahnennägel und Bänder nimmt. Die Verbandsleitungen müssen viel weitergehende Befugnisse erhalten, denn sonst hören wir auf, ein Volk in Waffen zu sein, stark gegen den inneren Feind. Vor allen Dingen aber dürfen keine weiteren Garantien für die Freiheit in der Ausübung der staatsbürgerlichen Rechte gewährt werden. Um Gotteswillen keine Wahlreformen! Das geheime Wahlrecht zum Reichstag macht die Zwecke der Kriegervereine schon zum großen Teil illusorisch. Umgibt man die Beteiligung an den öffentlichen Angelegenheiten mit noch mehr Kautelen, beseitigt man gar in Preußen die eines alten Soldaten von Hause aus allein würdige öffentliche Stimmabgabe, dann ist den Kriegervereinen der Daseinsgrund entzogen, und Staat und Gesellschaft sind um eine wertvolle geistige Waffe ärmer.

Dr. Rud. Breitscheid

Sophokles über Zeppelin

„Vieles Gewaltige lebt und nichts, was gewaltiger als der Mensch". Merkwürdig, daß dieser Spruch, aus dem des Antigonedichters Ironie hervorklingt, von unsern Philologen so häufig ernsthaft genommen wird. Blindheit infolge mangelnder Ehrfurcht vor dem Walten unerforschlicher Mächte galt den Griechen als tragische Schuld. Auch bei der Explosion des Zeppelinschen Luftschiffes ist an allen Ecken und Enden Deutschlands der Ausdruck „tragisch" gebraucht worden. Aber ich fürchte, die guten Leute würden höchst seltsame Antworten gegeben haben, wenn man sie nach der Begründung gefragt hätte.

Zunächst ist Graf Zeppelin bei dem Unfall selbst von einem Glück begünstigt gewesen, das ihn zur Zerknirschung

vor lauter Dankbarkeit hätte bewegen müssen. Wäre zufällig der eine Motor weniger beschädigt und schnell repariert, der neue Aufstieg früher ermöglicht, das Luftschiff von der Gewitterböe während der Fahrt überrascht worden und die Entzündung des Gases in den Lüften erfolgt, so würde dem Grafen der schauerlichste Tod gewiß gewesen sein. Er hatte Vorgänger, an die man kurze Gedächtnisse heut erinnern darf. Im Jahr 1897 fing der lenkbare Ballon des deutschen Luftschiffers Wölfert, der mit einem Daimlerschen Petroleummotor aufgestiegen war, in den Lüften Feuer; die Körper des Dr. Wölfert und seines Mechanikers Knabe wurden zur Erde herabgeschleudert und zerspellt. 1902 bei der ganz ähnlichen Katastrophe des Luftballons „Pax" fanden die Luftschiffer Severo und Sache ihren Tod. Kurz darauf riß vom Ballon „de Brodsky" der Korb ab, fuhr sausend mit seinen beiden Insassen, de Brodsky und Paul Morin, zur Tiefe und zerschmetterte sie gräßlich.

Es ist hiernach unerfindlich, wenn die mit der größten Sorglosigkeit, ohne Beachtung des drohenden Barometerstandes unternommene jüngste Fahrt Zeppelins fast einstimmig als „die Siegesfahrt" begleitet wurde; zuweilen las man sogar von einem „Triumphzug". Als kurz vor den Schlachttagen von Metz Prinz Friedrich Karl an einem Lagerplatz vorbeiritt, unsere Soldaten sich an den Weg drängten und Hurra riefen, zügelte der Prinz sein Pferd und sagte strafend: „Schreit Hurra, wenn wir gesiegt haben!" Dann ritt er weiter. Da an solchen Prinzen heut Mangel herrschen dürfte, wie schön wär es, wenn wir noch ein paar Grafen dieser Art hätten!

Graf Zeppelin ist ein Held, kein Zweifel, und ein scharmanter alter Herr dazu. Seine stoische Haltung durch lange Jahre voller Wechselfälle bleibt bewundernswert. Soll auch an ihm doch noch das Sprichwort zur Wahrheit werden, daß auf hundert Menschen, die Unglück zu tragen wissen, noch nicht einer kommt, der Glück verträgt? Es wäre ja garnicht einmal nötig gewesen, in die altväterische Sprache der vorletzten Generation zurückzufallen. Kaiser Wilhelm I und Bismarck würden vielleicht, auf ihren Erfolg angeredet, gesagt haben: „Aus eigener Kraft haben wir nichts vermocht. Geben wir dem Höchsten die Ehre!" Beide waren aufrichtig demütige Männer, fest überzeugt, daß alles umsonst ist, wenn gewisse Mächte nicht mittun. Man braucht ihre Ausdrucksweise nicht nachahmen. Aber wenn ein Ton in ihrer Gesinnung hier und da beim Luftschifftrubel verlautbart worden wäre, würde das nicht auch antiker Weisheit entsprochen haben?

Sachlich scheint heute schon festzustehen, nicht nur daß Zeppelins Motore zu zarte Gebilde für große Anstrengungen waren, sondern daß starker Gegenwind vorerst unbezwingbar, jede Gewitterstimmung eine Existenzfrage ist.

Ein zweiter, ein dritter Ballon mag gebaut werden, wir alle haben ja mit Freuden gezeichnet. Aber wenn dann jedesmal bei der Ausfahrt wieder gleich „der Sieg" eskomptiert und das Hurragelände abgegrast würde, dann könnte der Heldencharakter, der sich dem Gebrüll der Menge hingibt, einen tieferen Sturz tun, als je sein Luftschiff zu erleiden vermochte. Vielleicht erinnert sich unser Publikum inzwischen jenes Ausklanges, mit dem der Tragiker Sophokles den geblendeten Ödipus aus dem Königspalast in die Fremde sendet:

„Denn der Erdensöhne keinen, welcher noch entgegenschaut
Jenem Tag, der Tage letztem, preiset glücklich fürderhin,
Eh' er, frei von Leid und Drangsal, seines Daseins Ziel erreicht!"

rh

Glossen

Lucanus

Der Chef des kaiserlichen Zivilkabinetts, Herr von Lucanus, hatte vor drei Wochen einen Schlaganfall und ist jetzt gestorben. Er war zwei Jahrzehnte das, was man in absoluten Zeiten einen „Sekretär" geheißen hat. Kaiser Wilhelm nennt ihn in einem telegraphischen Nachruf seinen „Freund". Er war ein mächtiger Mann, wie jeder, der das Ohr des Monarchen besitzt, vor allem in einen nicht konstitutionellen Staat. Lucanus war nicht bloß der Bote des blauen Briefs an die Minister, er war auch der Inspirator solcher Briefe.

Unter ihm hat sich eine entscheidende staatsrechtliche Entwicklung vollends durchgesetzt, über welche die Minister klagen würden, wenn sie klagen dürften, und über welche Bismarck gedonnert hätte.

Die direkten Vorträge der Minister sind immer seltener geworden. Das Zivilkabinett verdrängte still, aber sicher das Kabinett der Minister. Vom Militärkabinett weiß man das schon lang, vom Zivilkabinett ahnt man es. Die Geschichte wird den Namen Lucanus verzeichnen als eine Art von dienstbereitem Kamarillus, mit dem Kaiser Wilhelm II eine außerordentliche Erweiterung der königlichen Macht ohne jeden erkennbaren Widerstand der Minister durchgeführt hat. Das königliche Kabinett beherrscht das preußische Ministerium und das Reich, das im Staatsrecht von Laband noch als Bundesstaat aufgeführt wird.

Dr. Heinrich Hutter

Fürstliche Manieren

Bei dem großen Brennen in Donaueschingen hat Seine Durchlaucht der Fürst von Fürstenberg dem Kommandanten der Feuerwehr von Triberg ins Handwerk reden wollen. Als der ihm abwinkte, packte der Fürst zunächst höchstseinen durchlauchtigsten Sprachschatz aus. Darunter befanden sich von deutschen Namen der „Ochs", von tropischen der „Aff", von böhmischen Seiner Durchlaucht heimatlichen der „vollgefressene Wanst". In Anlehnung an die bei Seiner Durchlaucht Landsleuten üblichen Formen empfing der Kommandant des weiteren eine höchsteigenhändige Ohrfeige, worauf durchlauchtigste Gnaden das Weite suchten. Als der fürstliche Täter attrapiert wurde, befand er sich schon in größerer Gesellschaft, sodaß die durchlauchtigste Rückseite den drohenden Gefahren entging. Die Leutseligkeit des fürstlichen Bierbrauers wird sehr gerühmt. Auch erfreut er sich allerhöchster Freundschaften. Das „fürstliche Gesinde" ist trostlos über die Verschwendung von Gunstbezeugungen an Fremde.

Adam

C. G. T.

C. G. T. heißt „Confédération Générale du Travail" und ist das ultrasozialistisch rote Tuch, auf das sich der bis zur Tollheit gereizte Stier der französischen Bürgerrepublik zwar wütend, aber mit etwas zweifelhaftem Erfolge

stürzt. Das Tuch wird immer röter, weil man es mit dem Blut derer bespritzt, die es sich zur Fahne genommen haben. Und der Stier wird immer wütender, weil es immer röter wird. Es ist eine Freude zu leben! würde Hutten sagen. Denn, trotz Ben Akiba, ist so etwas noch nie dagewesen.

Die C. G. T. ist, wie bekannt, die Zentralorganisation der französischen Arbeitersyndikate, der Kern, um den sich die Wurzel der künftigen sozialen Revolution üppig entwickeln soll. Der Stier ist der Diktator Frankreichs, Clemenceau, der, wie nicht weniger bekannt, die prachtvollste revolutionäre Vergangenheit hinter sich hat. Die Regierung Clemenceau — wer schreibt uns die Shakespeariade der politischen Arrivisten? — watet schon tiefer im Bürgerblut als irgendeine frühere. Sogar Constans, der im Volke den Beinamen „Requin", das heißt Haifisch, führt, hat nur ein Arbeitergemetzel auf seiner Seele. Clemenceau hat sechs! Das haben nicht einmal seine Kampfgenossen aus der Dreyfuszeit vorhergesehen, die ihn damals mit ihren Leibern vor den mit Blei vollgegossenen Knüppeln des nationalistischen Mobs beschützt haben. Zwar hat er diesen — den Leuten von der C. G. T. — einen Monat nach seinem Regierungsantritt offen bei einem offiziellen Empfange gesagt: „Sie kennen ja meine Ideen; bloß stehe ich jetzt nicht mehr auf derselben Seite der Barrikade." Aber daß er selbst mit größerer und nutzloserer Brutalität gegen die Arbeiterorganisationen vorgehen würde als irgendeine der früheren, als reaktionär verschrieenen Regierungen: das hätte niemand geglaubt.

Der blutige Kampf zwischen Arbeitern und Soldaten in Villeneuve-Saint-Georges ist leicht mit der Wut des Militärs zu entschuldigen. Sicher; aber wäre kein Militär dagewesen, das den Arbeiterzug **von allen Seiten** angriff, sodaß kein Entrinnen war, dann wäre auch kein Blut geflossen. Der von der C. G. T. zum dritten August angesetzte vierundzwanzigstündige — als Antwort auf das Gemetzel angeordnete — Generalstreik in Paris ist ins Wasser gefallen. Sicher aber bloß, weil die Arbeiter zu selbständig denken und gar kein **praktisches** Resultat verfolgt wurde.

Es wäre ein großer Irrtum, wenn man das Fiasko dieser ganz platonischen Maßregel als Beweis für die Schwäche der Arbeiterbewegung in Frankreich hinnehmen wollte. Höchstens kann man daraus schließen, daß die Führer der C. G. T. von ihren Truppen keine blinde Disziplin verlangen dürfen. Sie sind nämlich Herren- und nicht Herdenmenschen.

Greffulhes, Yvetot, Pouget, Patand, Bousquet und ihre Freunde im engeren Kreise sind gleichsam Generale des Arbeiterheeres. Bloß herrscht in diesem Heer kein Gehorsam. Hätten sie Leute zu kommandieren wie die deutschen Sozialdemokraten, die, wie Auer einmal im Reichstag gesagt hat, so wundervoll diszipliniert sind, daß sie die besten Soldaten abgeben, dann wäre bei uns in Frankreich die soziale Revolution schon fix und fertig. Aber sie haben mit den individualistischen Tendenzen jedes einzelnen zu rechnen; sie können sich nicht daran gewöhnen. Und deshalb geht ihnen alles schief.

Diese individualistischen Tendenzen können in Frankreich nur dadurch ausgeschaltet oder vielmehr kanalisiert werden, daß man über sie eine Kampfmethode rein wirtschaftlicher Natur stellt, die wenigstens die physische Existenz der Kämpfenden nicht direkt in Frage stellt. Das haben die großmächtigen Herren der C. G. T. noch nicht ordentlich begriffen. Aber die Truppen haben es nicht nur begriffen, sondern streiten auch nach einer neuen, viel unheim-

licheren Methode, gegen welche die Staatsgewalt ganz ohnmächtig ist. Und das ist das wahrhaft Neue und Zukunftsbedeutende in der gegenwärtigen französischen Arbeiterbewegung.

Die Leute, die auf Soldaten schießen und Barrikaden bauen, sind in ganz Paris höchstens sechstausend — und es sind immer dieselben. Die anderen handeln viel energischer — indem sie nämlich nichts tun. Ihre Syndikate ordnen an, daß in gleicher Arbeitszeit immer weniger gearbeitet wird. Sie minieren einfach die Arbeitgeber. Auf dem Gebiet der großartigen Erdarbeiten, die in Paris zum Zweck der Vollendung der Untergrundbahnen im Werke sind, und die alles übertreffen, was je in einer Großstadt unternommen ist, konnte es mit dieser Methode jetzt so weit kommen, daß die Unternehmer die Arbeit niederlegen, ihre Verträge brechen und alles stehen und liegen lassen. Mit der Zeit leidet die Bevölkerung schrecklich unter diesem Kampfe; das ganze bürgerliche Leben desorganisiert sich; der gegenwärtige Gesellschaftsbau wird schlimmer in Frage gestellt als durch Barrikadenkampf.

Sicherlich liegt in dieser Richtung die Zukunft der französischen Arbeiterbewegung. Und wenn die C. G. T. in ihr fortwirtschaftet, werden wir unglaubliche Dinge zu sehen bekommen. Aber was Wunder, daß alle Politiker, auch die Sozialisten, sich davor entsetzen und wütend dreinschlagen? Es ist dazu ja kein Stimmzettel, kein Parlament nötig und sogar kein Minister! Was Wunder, daß die politische Organisation, der Staat, wütend gegen die gesellschaftliche Organisation vom Leder zieht?

Alexander Ular

Das Prinzenexamen

Vor fünfzig Jahren war die Universität Jena das Eldorado aller Doktoranden. Man konnte dort auf der Reise seinen Doktor machen, man brauchte nur einen Zug zu überspringen und das Billett abstempeln zu lassen. In Heidelberg ging es noch bequemer. Da wurde während des Doktorschmauses examiniert; und war der Kandidat um eine Antwort verlegen, ließ er einfach den Sekt anfahren. Heute sind doctor in absentia und Doktorschmaus abgeschafft. Wenn einer garnichts weiß (viel braucht es ja gerade nicht zu sein!), so fällt er erbarmungslos durch. Und mit Recht. Wer unsere deutschen Professoren kennt, weiß genau, daß bei ihnen Rang, Titel und Vetternschaft des Kandidaten keine Rolle spielen. Ein Korpsstudent, der keine Frage beantwortet, wird ebensowenig Doktor wie der Freitischbüffler ohne Bändchen, der kein Geld hat, die üblichen Gebühren zu zahlen. Und wehe erst einem leibhaftigen Prinzen, der sich nicht gehörig vorbereitet hat! Bei ihm heißt es: Noblesse oblige, und seine zukünftige Stellung als eventueller Landesvater bringt es ganz von selbst mit sich, daß man mit ihm schärfer ins Gericht geht.

Ich begreife daher nicht, wie sich gewisse Zeitungen darüber aufhalten konnten, daß der preußische Prinz August Wilhelm schon nach vier Semestern von der Straßburger rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät den Doktorhut erhielt. Man sollte sich vielmehr schon aus patriotischen Gründen über das ungewöhnliche Ereignis ungefähr so freuen wie über die Fernfahrt des Grafen Zeppelin. Gewiß, die Prüfungsordnung verlangt ein Studium von mindestens sechs Semestern, und in Wirklichkeit hat es in den letzten zwanzig Jahren kein gewöhnlicher Sterblicher in weniger als acht Semestern zum Doktor der Staatswissenschaften gebracht. Allein

hier haben wir es offenbar mit einer außergewöhnlich genialen Veranlagung zu tun. Prinz August Wilhelm ist ein Hohenzoller. Das sagt für den Kenner der Verhältnisse genug. Warum sollte er also nicht schon mit zwanzig Jahren in den verschiedenen Zweigen der Volkswirtschaft, des Finanzwesens, des Staatsrechts und des Verwaltungsrechts so beschlagen sein wie irgendein Ministerialdirektor, der längst das Schwabenalter hinter sich hat? Zumal da er ja in Bonn, wo er die ersten zwei Semester studierte, nach alter Hohenzollerntradition bei den Borussen aktiv war. Man weiß doch, daß aus diesem feudalen Korps so ziemlich alle genialen Männer Deutschlands, die höchsten Staatswürdenträger und, wenn ich nicht irre, auch die Leiter unserer auswärtigen Politik hervorgingen. Hier ist also nicht Verwunderung, sondern Bewunderung am Platze. Und ich verstehe es sehr wohl, daß die Mitglieder der Prüfungskommission gegen die zwei Blätter, die sich über dies zwar ungewöhnliche, aber höchst begreifliche Ereignis verwunderten, Strafantrag stellten. Wer ein guter Patriot ist, wird sich darüber nur freuen. Denn kommt das Prinzenexamen vor Gericht, so wird hoffentlich durch die zeugeneidlichen Bekundungen der prüfenden Professoren die volle Wahrheit gar herrlich ans Licht gebracht, und dann rufen wir mit Kleist: „In Staub mit allen Feinden Brandenburgs!"

Tarub

Nordschleswig

Wie ein alter norwegischer Jarl (Gaugraf) wehrt sich der Bürgermeister von Husum gegen die preußische Reaktion. Treu zu ihm stehen die Jüten, Nordfriesen und Holsaten, auch die Osnabrücker, seine alten Bekannten in Niedersachsenland. Die Nationalliberalen, in Schleswig-Holstein so reaktionär, daß viele Freisinnige des Landes ihnen den — Bund der Landwirte vorziehen, der dort wohl eben etwas von dem jütischen Bauernfreisinn hat — die Nationalliberalen also schämen sich, daß der Jarl von Husum von dem Ostelbier gerüffelt wird, weil er ihnen in der ehrlichen Fehde des Wahlkampfes gegenüberzutreten wagte. Man mag mich einen Rassenfex nennen: es handelt sich hier um einen Kampf des germanischen Individualismus gegen die Unterdrückungslust der deutsch-slawisch-litauischen Misch- und Herrenrasse. Alle Völkerschaften des meerumschlungenen Landes, die dänisch wie die deutsch gesinnten Jüten, die Friesen, Nord- und Niedersachsen lachen über die „Germanisierungs-Politik", die der Zwingherr zu Schleswig betreibt, dieser ausgesprochene Vertreter der ostelbischen Rasse, der Regierungspräsident von Kozierowski.

Und das arbeitet dann als „Vorkämpfer des Deutschtums" gegen die „dänische Irredenta". In einem Lande, in dem die dänische, besser jütische Sprache, auch während der Dänenherrschaft, Schritt für Schritt vor der deutschen zurückgewichen ist! In der Landschaft Angeln schwankten die Leute nach 1848 allmählich zwischen der jütischen und der vordringenden niedersächsischen Mundart. Die dänische Regierung wurde nervös und begann eine — im Verhältnis zu preußischer Übung gemäßigte — Danisierungspolitik. Aber seitdem sprachen die Eltern in Angeln grundsätzlich nur mehr deutsch mit den Kindern! Kozierowski vergißt, daß er nicht über eingeschüchterte ostelbische Taglöhner zu walten hat. Ihm steht ein freies germanisches Bauerntum gegenüber.

Am Pfingstmittwoch 1907 wanderte ich von Kolding nach Hadersleben.

Kurz vor der Grenze nahm mich ein holsteinischer Bauer auf seinen Wagen. Er war in Christiansfeld — mitten unter den „Dänen" angesiedelt und äußerte Besorgnisse über die englische Kriegsflotte und die großen Schulden des Reichs. „Die Leute sind hier dänisch gesinnt, wählen immer noch dänisch." Nichts von faulen Eiern oder Boykott! Mir, dem Süddeutschen, hätte er sicher geklagt — wenn er etwas zu klagen gehabt hätte. Von Christiansfeld ab ging ich wieder zu Fuß. Man betrachtete in Hadersleben meinen bayerischen Rucksack mit einer gewissen scheuen Zurückhaltung, die sich dem Betrachteten nicht kundgeben wollte. Das war die ganze „Feindseligkeit der Urbevölkerung".

Es gibt in Schleswig-Holstein einen Rassengegensatz, aber freilich keinen zwischen den Völkerschaften. Nicht „deutsch" und „dänisch" heißen die Gegensätze, sondern „Germanenblut" und „Ostelbiertum". „Hie Husum!" „Hie Kozierowski!" Polackensprößlinge eignen sich nicht für das Land, das uns so viele, edle germanische Individualisten geschenkt hat. Auch hier im Norden gilt, was Hofmann von Wellenhof von Südösterreich sagt (Der Kampf um das Deutschtum, VIII, München 1899, Seite 24) „ . . . Es ruht kein Segen auf dieser Arbeit der Germanisierung, die übrigens, bezeichnend genug, zum großen Teil von Beamten nichtdeutscher Abstammung getan wurde; sie war aussichtslos, weil sie geistlos war. Sie trug dazu bei, den deutschen Namen bei den anderen Völkern . . . verhaßt zu machen . . ."

Otto Seidl

Historische Stücke

Vor einigen Tagen berichtete ein barmer Blatt:

„Nachdem das Kronprinzenpaar nach dem Festmahl in der ‚Konkordia' diese verlassen hatte, bot der amerikanische Konsul dem Ökonomen für die Gläser, woraus das kronprinzliche Paar getrunken hatte, sofort für das Stück zwanzig Mark. Dies hörte zufällig der in der Nähe stehende Kommerzienrat W., der nun seinerseits sofort dem Bankdirektor H. vom barmer Bankverein, dem Vorsitzenden der ‚Konkordia' hiervon Mitteilung machte. Dieser rettete die beiden Gläser vor der späteren Mitnahme nach Amerika, indem derselbe sie sofort in die sichere Obhut des Ökonomen D. brachte. Herrn Bankdirektor H. gebührt für die hochherzige Tat der innigste Dank der Stadt Barmen und wird dies unvergeßlich bleiben."

Welch ein Glück! Heil Barmen, heil dem Retter der Gläser, auch mir soll sein Name unvergeßlich sein „pater patriae".

Was mögen die Prachtstücke, die in den Besitz des bergischen Geschichtsvereins übergegangen sind, gekostet haben? Schade, daß der Preis nicht mitgeteilt wurde, vielleicht kann er nachträglich mit der wundersamen Rettungsgeschichte auf einer Etikette verzeichnet werden.

Billiger jedenfalls kam ein Wirt in Sesenheim in den letzten Wochen zu zwei historischen Stücken. Dieser „patriotische Mann" hing in einem mit rotem Plüsch ausgeschlagenen Kästchen Feder und Bleistift an die Wand seines Gasthauses, Feder und Bleistift, mit dem — nein, nicht Goethe — der kaiserliche Prinz, der in Straßburg studiert, anläßlich eines Besuches in Sesenheim einige Ansichtskarten geschrieben hat

Wie viel solche historische Stücke mögen jährlich verschleudert werden, für ewig verloren gehen. Aus Mangel an echtem Patriotismus. Wie viel herrliche, kostbare Objekte für unsere

Museen und Sammlungen. Fürwahr man sollte sich an Barmen und Sesenheim ein Vorbild nehmen. Folget ihnen nach, so werdet ihr „wahrhaftige Patrioten" sein.

Otto Ernst Sutter

Die Jungtürken und die russisch-englische „Verständigung"

Die englische Regierung hat es eilig gehabt, den Jungtürken durch den Mund Sir Edward Greys in auffälliger Weise zu ihrem Erfolge Glück zu wünschen. Nichts ist begreiflicher als das. „Ebenso erfreulich wie dies ist (daß die Jungtürken „für einige Zeit und in gewissem Maße" Sicherheit und Ruhe geschaffen haben), ebenso bemerkenswert ist es, daß die neue Lage in dem Augenblick eintrat, wo wir den anderen Mächten Vorschläge zur Bildung einer fliegenden Kolonne zur Unterdrückung der Banden mit Unparteilichkeit und Nachdruck unterbreiten, und daß in diesem Augenblick die Banden verschwinden. Wenn dieser Stand der Dinge fortdauert und die Banden sich wirklich zerstreuen, so wird die Bildung einer solchen Streitmacht zu ihrer Vernichtung nicht notwendig sein." Also sprach Grey im englischen Unterhause. Und dann mag, so fügen wir hinzu, außerhalb der englischen Diplomatie ewig ein Geheimnis bleiben dürfen, worin eigentlich das „vollkommene Einvernehmen" bestand, das bei der Monarchenbegegnung in Reval über Makedonien erzielt worden sein sollte. Man mußte sich ja schon darüber wundern, daß England zunächst mit einem eigenen, besonderen Vorschlage herausrückte und die Neugierde, was für gemeinschaftliche Pläne die britisch-russische Verständigung in sich bergen mochte, noch unbefriedigt ließ. Die Ungeduldigen wurden vertröstet. Was in Reval in rohen Umrissen entworfen war, müßte erst fein herausgearbeitet werden. Schließlich werde es sich doch zeigen, daß in Makedonien britische, russische und noch manche andere Interessen wohl unter einen Hut zu bringen wären. Wie aber, wenn jener Staatsmann, der auf die Frage, was Reval bedeute, kurzweg antwortete: Einen Bluff! doch recht gehabt haben sollte? Zugeben durfte die englische Diplomatie solches nicht; denn sie hatte zu große Anstrengungen gemacht, um eine Verständigung zu erreichen. Dann gab es aber jetzt eine vorzügliche Gelegenheit, sich unauffällig aus der Schlinge zu ziehen. Es ist ja eine „vollkommen neue Lage" geschaffen. Also rasch den Schritt, den man schon eigenmächtig tat, rückgängig machen! Und die darüber erfreuten Jungtürken die eigenen Geschäfte besorgen lassen! Dann ist für Reval der Schein des Erfolges gerettet.

Vielleicht denkt man auch in London, ein rasches, entschiedenes Eintreten für die jungtürkische Sache werde den russischen Machthabern den Mut nehmen, in der Türkei in ähnlicher Weise eine Gegenrevolution anzuzetteln wie in Persien. Für einige Zeit mag dies möglich sein, gewiß nicht für die Dauer. Jedenfalls aber wird die britische Begünstigung des Jungtürkentums im Russentum bittere Gefühle wecken. Man hatte sich ganz etwas anderes von englischer Freundschaft in der Balkanpolitik versprochen. „Slowo" glaubte neulich feststellen zu dürfen, das Interesse für Rußland sei in England gewaltig gewachsen. Die Bücher über Rußland würden verschlungen. Deutschland habe immer Zwietracht zwischen England und dem Zweibunde gesäet: Jetzt aber habe man in England erkannt, daß der

Wunsch Rußlands nach einer freien Durchfahrt aus dem Schwarzen Meer ins Mittelmeer ein durchaus vernünftiger sei. Das Blatt beruft sich auf eine Äußerung des englischen Publizisten Barker: „England würde augenscheinlich mit größerem Vergnügen Rußland sich in Konstantinopel festsetzen sehen als irgendeine andere Großmacht." Und da schwärmt man jetzt in London für eine verjüngte Türkei, der selbst Makedonien ohne weiteres vollständig zu überlassen sei.

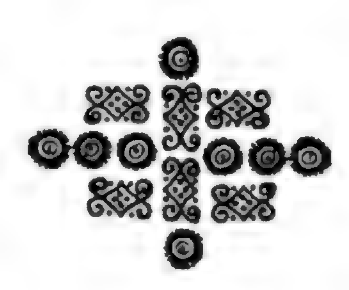
Vielleicht wird nun die petersburger Regierung erst recht die englisch-russische Freundschaft für ihre türkenfeindlichen Interessen mobil machen wollen. Sie könnte es sich einfallen lassen, jegliche Unterstützung der englischen Politik auf dem europäischen Festlande, vielleicht auch in Asien, künftig davon abhängig zu machen, daß England ihre Balkanpolitik begünstigt. Was dann? Wird John Bull in dem Falle die Jungtürken ebenso im Stich lassen, wie er die persischen Reformer im Stich ließ? Wenn ja, dann ist es aus mit dem englischen Ansehen im Orient. Wenn nein, wie kann dann eine englisch-russische Verständigung weiter bestehen?

Otto Corbach

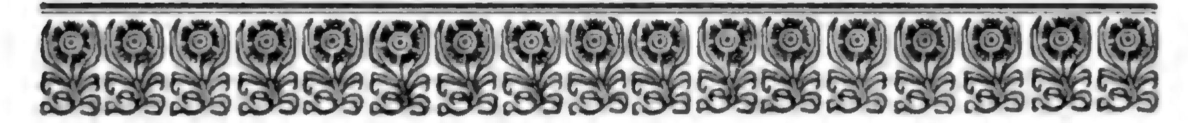
Ahmed Riza

Ahmed Riza, der in dieser Nummer unserer Zeitschrift über die Wandlung in der Türkei schreibt, gilt als die eigentliche Seele der jungtürkischen Bewegung im Ausland. Er gibt in Paris eine zweimal wöchentlich erscheinende Revue „Mechveret", organe de la Jeune Turquie heraus. Nicht ganz ohne lokales Interesse dürfte es für einen Teil unserer Leser sein, daß die Mutter von Ahmed Riza eine Münchnerin war.

Die Redaktion



Verantwortlich: Für die Redaktion Hans Fischer (Kurt Aram), für den Inseratenteil Otto Friedrich, beide in München. — Verlag von Albert Langen in München. — Redaktion und Expedition: München, Kaulbachstraße 91. — Verantwortlich für die Redaktion in Österreich-Ungarn: Adolf Schlesinger in Wien I — Expedition für Österreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachfolger, Wien I, Herrengasse 6
Druck von E. Mühlthaler's Buch- und Kunstdruckerei AG. in München, Dachauerstraße 15



Der internationale Freihandelskongreß zu London / Von Lujo Brentano

Die Bibel erzählt vom Volke Israel, daß es ihm schwer wurde, sich bei seinem unsichtbaren Gott zu beruhigen. Alle übrigen Völker hatten sichtbare Götter. Die Ägypter, von denen sie kamen, verehrten den Apis. Als sich Moses nach dem Berge Sinai verzogen hatte, verlangten die Israeliten daher von Aaron, daß er auch ihnen Götter mache, die vor ihnen hergingen. Und da ihr Gold zum Bild eines Stieres nicht gelangt haben dürfte, machte er ihnen ein goldenes Kalb. Das beteten sie an und riefen: Das sind deine Götter, Israel, die dich aus Ägypterland geführt haben, und opferten Brandopfer und aßen und tranken und spielten und tanzten.

Ähnlich verlangen heute viele Engländer nach Zöllen. Einst hatten auch sie Zölle. Bis in die vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts seufzte das englische Volk unter den Lasten, welche der Egoismus seiner herrschenden Klassen ihm auferlegt hatte, wie die Israeliten unter der Geißel der Ägypter. Als das ganze Land unter dem Einfluß der Not des Volkes zurückging, als die Staatsfinanzen Jahr für Jahr ein Defizit aufwiesen und keine weitere Zollerhöhung und keinerlei neue Steuer es zu beseitigen vermochte, hatte man die im Interesse einzelner Gesellschaftskreise erhobenen Zölle beseitigt. Seitdem eine Zunahme des Reichtums des englischen Volkes, wie sie die Weltgeschichte noch nie und nirgends erlebt hatte. Cobden war der Moses, der es von den ägyptischen Frondiensten weg in eine Zeit führte, da Milch und Honig floß, und der zunehmende Reichtum des Volkes brachte an Stelle der Herrschaft der englischen Aristokratie die der Demokratie. Dies ist nicht zu übersehen, wenn man das Wiederauftauchen des Rufes nach Schutzzöllen in England verstehen will. Freilich hat das Beispiel der übrigen Völker dabei noch mehr mitgewirkt. Die Erschließung ungeahnter Hilfsquellen in

Amerika, großartige technische Fortschritte in Deutschland haben zu einem solchen Aufschwung dieser Länder geführt, daß sie England in vielen Erwerbszweigen eingeholt, in manchen überflügelt haben. Von diesen, den wirklichen Ursachen des relativen Rückgangs von England während der letzten dreißig Jahre weiß selbst der gebildete Engländer nichts. Der Engländer, gleichviel welchem wirtschaftlichen Lager er angehört, ist auffallend unwissend in der Wirtschaftsgeschichte anderer Länder, namentlich in der deutschen. Dagegen weiß er, daß wir und die Amerikaner hohe Zölle haben; er kennt aus den Zeitungen das Korybantengeschrei, mit dem unsere wirtschaftlichen Interessenten ihre Schutzzollgötzen umtanzen; was ist natürlicher, als daß er in den Aberglauben verfällt, der wirtschaftliche Aufschwung Deutschlands und Amerikas sei ihrem Schutzzollsystem zu danken. Um zu begreifen, welchen enormen Fortschritt seines Reichtums das englische Volk gerade in den Erwerbszweigen, in denen wie bei allen hochkultivierten Völkern der Schwerpunkt seines Wirtschaftslebens ruht, in der Weiterverarbeitung und Fertigfabrikation, seinem Freihandel verdankt, ist ein abstraktes Denken nötig, das der Mehrzahl ebenso unzugänglich ist, wie dies die Vorstellung von einem unsichtbaren Gotte den Israeliten war. Und so rufen heute dort viele wieder nach sichtbaren Göttern des Reichtums, nach Schutzzollgötzen, wie die Deutschen und Amerikaner sie haben, und rüsten sich, sie zu umtanzen wie die Israeliten das goldene Kalb.

Das hat die Sorge derer erregt, auf welche der Mantel Cobdens gefallen ist. Der Cobdenklub hat einen internationalen Freihandelkongreß nach London zusammengerufen, der vom vierten bis siebten August dort tagte. Der Zweck war wohl in erster Linie, den Engländern von Angehörigen der Länder, die mit einem Schutzzollsystem beglückt sind, dessen Segnungen schildern zu lassen. Das ist denn auch in teilweise vortrefflicher Weise geschehen.

Selbstverständlich stehen bei einer Diskussion über die Wirkungen eines Schutzzollsystems die auf die Preise des Lebensunterhalts stets im Vordergrund. Da berichtete zum Beispiel Doktor A. Heringa aus Holland, in welchem Maße die Preise in Holland niedriger sind als im schutzzöllnerischen Deutschland:

„Die Preise von Nahrungsmitteln betrugen im Jahre 1908 in Enschede (Holland) und Gronau (Deutschland) — die Entfernung zwischen den beiden Orten ist etwa acht Kilometer —:

	Cents	Cents		Cents	Cents
Roggenbrot ($^1/_2$ Kilo)	$4^1/_2$	$6^1/_2$	Speck ($^1/_2$ Kilo)	$32^1/_2$	42
Weizenbrot ($^1/_2$ Kilo)	7	9	Petroleum (Liter)	9	$10^8/_{10}$
Hafermehl	7	10	Rüböl (Liter)	36	$45^6/_{10}$
Weizenmehl ($^1/_2$ Kilo)	8	$9^6/_{10}$	Milch (Liter)	7	9
Reis ($^1/_2$ Kilo)	8	$9^6/_{10}$	Waschseife ($^1/_2$ Kilo)	10	$10^8/_{10}$
Kaffee ($^1/_2$ Kilo)	50	54	Braune Bohnen ($^1/_2$ Kilo)	10	$10^8/_{10}$
Butter ($^1/_2$ Kilo)	65	81	Grüne Erbsen ($^1/_2$ Kilo)	$8^1/_2$	$8^6/_{10}$
Käse ($^1/_2$ Kilo)	40	48	Salz ($^1/_2$ Kilo)	4	5
Rindfleisch ($^1/_2$ Kilo)	45	48	Grütze ($^1/_2$ Kilo)	8	$8^4/_{10}$
Schweinefleisch ($^1/_2$ Kilo)	$42^1/_2$	48	Tabak ($^1/_2$ Kilo)	16	24
Schinken ($^1/_2$ Kilo)	50	60	Zigarren	2	3
Dicke Würste ($^1/_2$ Kilo)	$42^1/_2$	45	Eier	3	3

Eine aus sechs Personen bestehende Familie kann für einundzwanzig Mark in Gelderland (einer der östlichen Provinzen Hollands) ebensoviel kaufen wie im Ruhrdistrikte Deutschlands für achtundzwanzig Mark.

Die Löhne sind höher in Deutschland; ein Spinner verdient zum Beispiel in Enschede fünfzehn bis sechzehn, in Gronau fünfzehn bis siebenundzwanzig Gulden wöchentlich; ein Taglöhner 7,5 gegen 9 in Gronau; ein Weber 10 gegen 11 in Gronau.

Aber infolge der höheren Kosten des Lebensunterhalts geht der deutschen Arbeit aller Vorteil ihres höheren Lohnes verloren. Durch die höheren Kosten des Lebensunterhalts sahen sich die holländischen Staatsbahnen im Jahre 1896 genötigt, ihren Angestellten in Emmerich (Deutschland) eine Extravergütung im Betrage von zehn Prozent ihrer Gehälter, mindestens aber fünfzig Gulden, zu gewähren, und diese Minimalgehaltszulage wurde seit dem Jahre 1907 auf hundert Gulden erhöht. Etwa sechshundert bis siebenhundert Arbeiter begeben sich jeden Tag von Enschede (Holland) nach Gronau (Deutschland) und kehren abends nach Hause zurück; weil es sich in ihrem Lande so bedeutend billiger leben läßt. Ein ganzes Dorf von viertausend Einwohnern ist in Glanerburg (Holland) nahe der deutschen Grenze aufgewachsen; die deutschen Fabrikanten errichten auf holländischem Boden Häuser für ganze Arbeiterkolonien, weil ihre Arbeiter in einem fremden Lande billiger und besser leben können."

Indes wir in München benötigen keine weiteren Belege für die verteuernde Wirkung der Schutzzölle. Wenn schon der bayerische Landtag sich dazu versteht, mit Rücksicht auf die gestiegenen Preise die Beamtengehälter zu erhöhen, muß es arg sein. In der Tat, München, einst eine der billigsten Städte der Welt, ist heute viel teurer als London.

Indes mit dem Hinweis auf die verteuernden Wirkungen des Schutzzollsystems ist heute, außer in Arbeiterkreisen, nicht viel anzufangen. Haben sich doch selbst die bayerischen Hopfenbauern, die jedes Getreidekorn kaufen müssen, durch die Aussicht auf Erhöhung des Hopfenzolls für die agrarische Schutzzollagitation gewinnen lassen, obwohl sie, da Hopfen zu den wenigen agrarischen Produkten gehört, von denen wir mehr aus- als einführen, von einem Hopfenzoll keinen Vorteil haben. Die Sache ist eben, daß jeder Produzent anerkennt, daß er mehr zahlen müsse, aber der Meinung ist, daß er den andern infolge des Zolls noch mehr wie sie ihm abzunehmen imstande sei. Auf Produzenten macht daher weit größeren Eindruck das ungleiche Maß, in dem ihnen die Schutzzölle nützen.

Auch hierüber wurden den Engländern die Augen geöffnet. Das deutsche Beispiel zeigt, daß bei uns nur die Rohproduktion und die Industrien, die sich zu festen Kartellen zusammenzuschließen vermochten, von dem Schutzzollsystem profitiert haben. Dazu gehört vor allem die sogenannte schwere Industrie. Unsere Schutzzölle haben den dazu gehörigen Werken das Monopol auf dem deutschen Markte gebracht. Vermöge ihrer Kartelle ist hier der Preis gleich dem Weltmarktpreis plus Zoll. Das hat viele veraltete Werke, die schon dem Untergange geweiht waren, zu neuem Leben erweckt und allen vorgeschritteneren eine Rente über den Betrag ihrer Produktionskosten gebracht, die ihnen zur Sicherung eines größeren und stetigeren Absatzes ins Ausland billiger als im Inland zu verkaufen gestattet. Die Folge ist, daß der ausländische Weiterverarbeiter und Fertigfabrikant das deutsche Rohmaterial billiger als der Deutsche erhält; daher denn die deutschen Maschinenfabrikanten alsbald nach Erlaß des neuen Zolltarifs bitter geklagt haben, sie könnten trotz der Einfuhrzölle auf Maschinen ihre Betriebe nur schwer weiterführen, da ihre ausländischen Konkurrenten das deutsche Eisen billiger als sie erhielten. Eine andere Folge ist, daß in der Eisenindustrie die heimischen Weiterverarbeiter und Fertigfabrikanten, welche selbst Kohlenzechen und Hochöfen ihr eigen nennen, einen enormen Vorsprung haben vor denen, die nicht in dieser Lage sind, die gemischten Werke vor den reinen Werken. Jene erhalten Kohle und Roheisen zu Selbstkostenpreisen, diese zu den um den Zoll erhöhten Weltmarktpreisen. Daher denn vor ungefähr sechs Wochen die sogenannten reinen Walzwerke eine Petition an Herrn von Bethmann-Hollweg gerichtet

haben um Beseitigung der Eisenzölle. Dergleichen Tatsachen müßten wie feurige Zungen alle von den englischen Schutzzöllnern aus Deutschland erborgten Sophismen zerstören, wenn es nicht so viele Interessen gäbe, die es verhinderten, daß die, welche es zunächst angeht, davon hörten.

Nicht minder sind die finanziellen Wirkungen der Schutzzölle geeignet, Eindruck zu machen. Befindet sich doch Deutschland heute in einer ähnlichen Lage wie England um 1840. Das Reich, die Einzelstaaten, die Kommunen wissen nicht mehr, wie ihre Bedürfnisse decken. In der Verzweiflung denkt man schon an Besteuerung der elektrischen Kraft. Wenn man an die Auflegung von Steuern auf Produktionsmittel sinnt, ist dies stets ein Zeichen, daß die Finanzminister am Ende ihres Witzes angelangt sind; denn das heißt die Quellen abgraben, aus denen die künftigen Steuerergebnisse fließen. Ein Umschwung in der Wirtschaftspolitik kann dann nicht mehr lange ausbleiben. Denn Reich, Einzelstaaten und Kommunen würden im Überfluß schwimmen, wenn heute all das, was der Konsument infolge unseres Schutzzollsystems mehr zahlen muß, statt in die Tasche privilegierter Privater in ihre Kasse fließen würde. Das mußte den Engländern besonders deutlich gemacht werden. Es ist bei ihnen die Vorstellung verbreitet, das deutsche Volk blase finanziell auf dem letzten Loch. Es ist dies die begreifliche Folge unserer Finanzlage und der vielfach geradezu abenteuerlichen Vorschläge zu ihrer Sanierung. Die Engländer, die dies lesen, meinen, wir ständen vor dem Bankrott. Das beruht aber nur darauf, daß infolge der Zölle ein größerer Teil von dem, was wir zahlen, Privaten statt den öffentlichen Wirtschaften zufließt.

Dies hängt mit der letzten Wirkung des Schutzzollsystems zusammen, mit der politischen. Die Schutzzölle bieten die Mittel zur Korruption im großen. Namentlich von den Amerikanern wurde dies in überwältigender Weise vorgeführt; und die Art und Weise, in der sie schilderten, wie nicht nur Personen sondern ganze Klassen und Provinzen durch Schutzzölle entgegen dem allgemeinen Interesse gekauft würden, machte sichtbar den tiefsten Eindruck auf die Zuhörer. Wem die innere Geschichte Deutschlands seit 1878 für die Art und Weise, wie man mit ungerechtem Mammon ganze Parteien gewinnt, noch nicht genug Material bietet, dem wird das, was die amerikanischen Delegierten auf dem londoner Kongreß vorgebracht haben, eine wahre Fundgrube bedeuten.

Was wird der Erfolg des Kongresses sein? Abgesehen davon, daß beschlossen wurde, in zwei Jahren solle ein zweiter internationaler Freihandelskongreß im Haag zusammentreten, dürfte der Erfolg nur gering sein. Die Teilnehmer waren nicht sehr zahlreich; die Berichterstattung in den Zeitungen war dürftig; dabei fiel es auf, daß gerade die sprechendsten Tatsachen den englischen Lesern vorenthalten wurden. Diejenigen, die in England ein Interesse an einer Änderung der Zollpolitik haben, sind eben zu mächtig. Vor allem die Kreise der City. Sie verwünschen den Freihandel heute deshalb, weil er ihnen gerade die Möglichkeit der Ausartungen nimmt, um derentwillen wir das Schutzzollsystem anklagen. Die politische Korruption hat aber keine Schrecken, denn man hofft sie im eigenen Interesse zu nutzen. Kartelle und Trusts sind das, wonach man sich sehnt, um dem Publikum um so besser das Fell über die Ohren ziehen zu können. Auch in finanzieller Beziehung wünscht man eine Änderung. Denn überall kann man in diesen Kreisen das Verlangen hören nach Sicherung und womöglich noch weiterer Ausbreitung des britischen Reichs, denn dort kann man geratene und ungeratene Söhne der höheren Klassen versorgen, und desgleichen in Armee und Flotte, die man zur Erreichung dieses Zieles benötigt. Dazu aber braucht man viel Geld, und dieses Geld kann, solange das Freihandelssystem besteht, nur durch direkte Steuern und Erbschaftssteuern beschafft werden. Beides aber zahlen die höheren Klassen. Ihr Interesse aber geht dahin, die unteren Klassen die Steuern zur Versorgung der Angehörigen der höheren zahlen zu machen. Daher die Klagen über das herrschende Steuersystem, denen man allenthalben in den höheren Gesellschaftskreisen Englands begegnet. Es sind die Klagen einer depossedierten Aristokratie, der die Fleischtöpfe entzogen werden sollen, aus denen sie sich bisher genährt hat. Ihr gegenüber steht die erst neu zur Herrschaft hindrängende Demokratie. Die englische Arbeiterklasse ist freihändlerisch und wird es bleiben. Allein deshalb weiß ich noch nicht, ob John Burns recht hatte, als er voll Zuversicht mich versicherte, auch die nächsten Wahlen würden dem Freihandel die Mehrheit erhalten. Die Schutzzoll-Interessenten verfügen über zu große Mittel, als daß man sicher sein könnte, ihnen fiele bei einer Wahl nicht doch einmal die Mehrheit zu. Allein, ich erachte es für eine Unmöglichkeit, daß selbst in diesem Fall England zum Schutzzollsystem zurückkehrt. Das würde eine solche Umwälzung aller Wirtschaftsverhältnisse, wie sie seit sechzig Jahren ge-

worden sind, bedeuten, daß jeder ernste Versuch, England zum Schutzzoll zurückzuführen, eine Revolution herbeiführen müßte. Und außerdem würde es, auch dafür brachte der eben verflossene Kongreß neue Belege, statt einer Konsolidation eine Auflösung des britischen Reiches herbeiführen, denn die Wirtschaftsinteressen der verschiedenen britischen Kolonien gehen zu weit auseinander, als daß sie sich in einen britischen Zollverein zwingen ließen. Der Gedanke an einen solchen Verein wird heute von keinem Verständigen mehr gehegt.

Briefe an M. L. E. Obolensky

(Über Wissenschaft und Religion — die Kreutzersonate)

Von Leo Tolstoi*)

Ich erhielt soeben deinen Brief, lieber L. E. Du hast die Frage sehr schön gestellt und gibst nach meiner Meinung sehr richtige und wichtige Bemerkungen zu ihr. Die Erhaltung und Vermehrung der Organismen kann nicht der Zweck des Lebens sein. Darüber besteht kein Zweifel. Aber nun tauchen zwei verschiedene Ansichten auf. Nach der einen ist das Erkennen im Menschen, in der Menschheit, also die Wissenschaft, der Führer des Lebens, und folglich muß der Zweck des Lebens seinem Führer, der Wissenschaft, bekannt sein. Die andere Ansicht behauptet, der Mensch sei ein Instrument der Vernunft zur Ausführung ihrer Arbeiten, die in ihrer Gesamtheit dem Menschen nicht enthüllt sind. Das Ziel der Vernunft kann dem Menschen nicht bekannt sein. Er kennt, und

*) Die Briefe Tolstois, die wir hier zum erstenmal veröffentlichen, waren alle an M. L. E. Obolensky gerichtet, der kürzlich starb. Er gab von 1887 bis 1889 in London die große russische Monatsschrift: „Russkoe Bogatsvo" heraus. In diese Zeit fallen auch die Briefe Tolstois an ihn, die der Meister eigenhändig schrieb, was sie schwer lesbar macht. Die Briefe tragen bis auf einige, die

das nur teilweise, den Weg, der zum Ziele führt: ein Weg, auf dem er durch die Vernunft, die in ihm lebt, geleitet wird. (Christus hat das gesagt, und ich wundere mich immer wieder über die Exaktheit seiner philosophischen Definitionen.) Die Idee: „Ziel" ist genau so eine Idee beschränkter menschlicher Vernunft wie die Idee der „Belohnung" und der „Strafe". Man kann sie daher auf das universale Leben nicht anwenden. Gäbe es ein Ziel, so müßte es erreichbar sein, und das wäre das Ende. Für das Universum selbst besteht nur abstraktes Leben, für die Teilnehmer des Lebens im Universum besteht nur und kann nur bestehen: die Richtung, der Weg. Die erste Ansicht nimmt außerdem an, alle Lebensfähigkeit sei begründet in der „Wissenschaft", oder sie werde doch wenigstens von ihr geleitet, und außerdem seien zur Erreichung des Zieles hauptsächlich — manche sagen auch: ausschließlich intellektuelle Fähigkeiten nötig. Nach der andern Ansicht folgt der Mensch, der nur die Richtung kennt, ihr hartnäckig mit allen Nerven, Muskeln und Nägeln. Das heißt, er geht nur nach der Richtung, die er kennt, und bei jedem Schritt sieht er neue Wegweiser, aber das Ziel selbst sieht er nicht und kann es nicht sehn. Nur in einer solchen Verfassung kann sich der Mensch der Richtung anvertrauen, die er eingeschlagen hat, und ausführen, was die Vernunft von ihm fordert. Nur wenn sich der Mensch in einen Zustand der Erhaltung und Vervielfältigung des Lebens begibt, der mit den Forderungen seiner Vernunft übereinstimmt, nur wenn er von Anbeginn an mit Einsetzung seiner ganzen Persönlichkeit die eine wahre Richtung erwählt, kann er vertrauensvoll weiterstreben und sich in völliger Harmonie mit seiner Vernunft empfinden. Je

mit dem Briefmarkenstempel versehen sind, kein Datum. Aber auch die undatierten Briefe stammen, wie aus ihrem Inhalt deutlich hervorgeht, aus den Jahren 1887 bis 1889. Nur die letzten Briefe sind späteren Datums, und der letzte wurde vor fünf Jahren geschrieben, als Tolstoi bereits sein fünfundsiebzigstes Lebensjahr erreicht hatte. Bei dieser Gelegenheit möchten wir auch noch Herrn M. Mejeriches, dem Testamentsvollstrecker und besten Freund des verstorbenen Obolensky, unseren Dank dafür aussprechen, daß er diese merkwürdigen Dokumente in unsere Hände gab, die so viel Licht auf den Charakter und die Ideen des großen Russen werfen.

Die Redaktion

David Soskice

ausgeprägter dieser Zustand ist, um so sicherer fühlt er sich im Leben. Je unbestimmter er ist, um so mehr wird er von Zweifel geplagt.

Jedoch sage ich das nicht in dem Wunsche, deine Hauptgründe zu schwächen, daß das Leben nämlich nicht aus der Erhaltung und Vermehrung seiner selbst bestehen kann. Auch will ich damit nicht deiner tiefen und wichtigen Frage ausweichen.

Infolge meiner eigenen Schwäche, und weil ich nicht mein ganzes Leben den Anforderungen meiner Vernunft unterordnete, habe ich uns diese Frage vorgelegt und versuche, sie zu beantworten. Hätte ich mich in dem Leben meiner Vernunft ganz aufgelöst, hätte ich stets im Einklang mit den Gesetzen des Universums gelebt, diese ganze Frage wäre nie in meinem Geiste aufgetaucht. Und doch, ich muß zugeben, daß ich meinen Gedanken einst nicht viel Wichtigkeit beigelegt habe. Es waren Träume, die nolens volens in meinem Gehirn auftauchten. Ich dachte so: Das Gesetz des organischen Lebens ist Kampf, das Gesetz des denkenden und bewußten Lebens ist Einigkeit und Liebe. Auf dem Grund des organischen Lebens — des Kampfeslebens — erhebt sich das denkende Leben und ist mit ihm verbunden. Offenbar ist der Zweck, den Kampf zu beseitigen und Einigkeit herbeizuführen, wo Zwietracht herrschte. Zuerst unter den Menschen, dann zwischen Menschen und Tieren und dann zwischen Tieren und Pflanzen. Einem solchen Ziel wird seit Jahrtausenden zugestrebt. Der Messias der Juden bedeutet nichts anderes. Daß nämlich Speere in Pflugschare umgewandelt werden, und daß das Lamm neben dem Löwen weiden soll.

Dies ist das Ziel, das mir vorschwebt. Aber ich weiß doch, es ist weit davon entfernt, alles zu umfassen. Ich halte nur die Wahrheit meiner Wegrichtung aufrecht. Und das erste ist, das weiß ich, daß ich dieser Richtung mit meiner ganzen Persönlichkeit folge. Wie wundervoll du die Frage gestellt hast! Und wie deutlich sie den Unterschied macht zwischen oberflächlicher Teilerkenntnis (Wissenschaft), deren Zweck und deren Methode; und der fundamentalen, allgemeinen Erkenntnis (Religion) und ihrer Methode. Du willst mit Hilfe einer wissenschaftlichen Methode eine Frage, einen Gegenstand darlegen, der allein im Gebiete der Religion liegt. Das Ziel des Lebens? Es gibt kein solches Ziel, und kann es nicht geben, und keine Wissenschaft vermag es zu finden. Das Gesetz, die Richtung, den Weg des Lebens?

Ja, die Frage danach wird durch die Religion, wenn du willst: durch die Weisheit beantwortet. Und zwar dadurch, daß sie die Unrichtigkeit all jener Pfade nachweist, die mit dem einzig Wahren nicht übereinstimmen. Und indem sie falsche Richtungen zurückweist, deutet sie auf die einzig richtige hin. Etwas kann man auf diesem Weg sehen: die nächsten Ziele, welche die Wissenschaft deutet. Aber keinesfalls kann die Wissenschaft den Weg selbst deuten. Sie kann es ihrer eigenen Ziele wegen nicht.

Ich bin dir für deinen Brief sehr dankbar. Ich liebe und achte dich mehr und mehr. Ich schrieb diesen Brief ein wenig lässig. Aber du wirst sicher verstehen, was ich eigentlich sagen will, wenn ich mich auch noch so ungeschickt ausgedrückt habe.

* * *

Soeben erhielt ich deinen freundlichen und klugen Brief. Es ist ein guter Brief, und er weckt eine Reihe von Gedanken in mir, wie es die meisten deiner Briefe tun. Ich stimme dir in allem bei, möchte aber ein paar Worte über die Rolle sagen, welche die Wissenschaft spielt, indem sie Vorurteile und falsche Ansichten zerstört. Falsche Ansichten werden von der Wissenschaft zerstört, das ist wahr. Aber es ist unmöglich, auf dem Wege der Wissenschaft ohne falsche Ansichten, ohne Vorurteile vorwärts zu kommen. Wenn es kein Himmelsgewölbe gibt, keinen Teufel, keinen persönlichen Gott, dann gibt es eben den gewichtlosen, aber widerstandsfähigen Äther, dann gibt es Atome, Energieen, Geistermedien und viele andere Dinge. Der Mann, der an das feste Himmelsgewölbe, an den Teufel, an die Wunder der Heiligen glaubt, und der Mann, der über dem Spiritismus und über den Atomen spekuliert, sie unterscheiden sich in ihrer Fähigkeit, die Wahrheit aufzunehmen, und in ihrem Eifer für geistige Dinge garnicht. Es besteht sozusagen nur ein Unterschied im Grad ihrer geistigen Reife. Der eine ist ein erwachsener Mensch, der andere ein Jüngling. Aber ebenso wie ein Jüngling kann auch ein Mann schön sein. Es ist ebenso ungerecht, zu behaupten, die Jungen seien besser als die Alten, wie das Gegenteil ungerecht ist. Es ist aber ebenso ungerecht, zu sagen, die Wissenschaft, als ein höherer Grad des Erkennens, bessere die Menschen, wie wenn man sagt, daß die Menschen durch sie schlechter werden.

Wissenschaft als ein höherer Grad des Erkennens ist unvermeidlich wie das Alter. Man kann sie nicht verteidigen, man kann sie nicht angreifen. Was man auch tun mag, sie kommt von selber wie das Alter. Erinnerst du dich an unser Gespräch in Jasnaya über die Fähigkeit des inneren Strebens zum Guten, die im Menschen lebt, und die die Gläubigen den Zustand der Gnade nennen? Die Möglichkeit solchen Strebens besteht. Sie kann auf das Gute und Wahre gerichtet werden, aber nicht auf die Wissenschaft. Wissenschaftliche Errungenschaften werden nach Gesetzen der Notwendigkeit gemacht, wie alles außer dem Streben nach dem Guten und Wahren. Der große Fehler, der unter dem kleinen Kreis von Männern lebt, die sich die Intellektuellen nennen, ist der, daß sie glauben, beim Studium der Wissenschaft dasselbe zu tun, was ein Mensch tut, wenn er frei nach dem Besitze des Guten und Wahren strebt. In Wahrheit bedeutet das Studium der Wissenschaft nichts anderes als eine besondere Beschäftigung, welche die freien Stunden eines Menschen ausfüllt und anderen Menschen zum Nutzen gereicht. Genau so wie die Beschäftigung, Kuchen zu backen, Lampen zu fabrizieren, oder was man sonst will. Aber unsere bedauernswerte intellektuelle Jugend schreibt einer solchen Beschäftigung den Wert eines wirklich geistigen Eifers zu. Ist es nicht so? Hier liegt das Unglück.

Alle Wissenschaft macht den wahren geistigen Eifer nicht um eines Haares Breite leichter. Du selbst erwähnst die einer bestimmten Sekte angehörenden Bauern. Woher kommt es, daß man unter diesen Bauern Charaktere von höchster moralischer Feinfühligkeit findet? Ihre wissenschaftliche Unbildung bedeutet ihnen kein Hindernis. Ebenso gibt es selbstverständlich unter den Bauern rohe Individuen ohne sittliches Feingefühl. Ihr Blick reicht nicht über die Anbetung der Tversky-Reliquien hinaus. Genau so verhält es sich mit den Intellektuellen. Es gibt solche unter ihnen, denen die höchste Wissenschaft kein Hindernis für den wahren Eifer ist. Aber es gibt andere, die, soweit man ihnen das Reich der Wissenschaft auch erschließen mag, doch an den Atomen und ihren Kräften hängen bleiben und glauben, es gäbe nichts weiter zu tun auf dieser Welt, als den Stoff zu studieren. Es geht ihnen genau wie den Bauern, die nichts sehen als die brennenden Kerzen vor den Tversky-Reliquien. Fragt man aber: Sollen die Menschen wissen, was sie jetzt wissen? Natürlich, lautet die Antwort. Jedoch die Wissenschaft zu

predigen, wie es jetzt geschieht, das ist genau so, als ob man predigte, daß der Bart eines Mannes wachsen muß, wenn die Zeit dafür gekommen ist.

* * *

Ich habe soeben deinen Brief erhalten, Leonid Egorovitsch. Deine Freundlichkeit hat mich sehr glücklich gemacht, und ich fühle mich dir gegenüber schuldig. Ich habe deinen Brief, der von deinem Leid handelt, nicht beantwortet. Ich konnte nicht antworten, trotz meines Mitgefühls. Ich habe gar keine Briefe beantwortet, weil ich den ganzen Sommer über so außerhalb aller geistigen Interessen lebte, daß ich in den Sinn der Briefe nicht einzudringen vermochte und keine Muße zur Antwort fand. Lange Zeit habe ich deine Artikel nicht gelesen. Aber ich hörte von allen, die mir nahe stehen, die sympathischsten Ansichten darüber, namentlich über den ersten Artikel. Ich las sie nun während meiner Krankheit. Meine Frau und mein Sohn — sie teilen meine Ansichten nicht — lasen deinen zweiten Artikel und freuten sich sehr an ihm. Auch ich freute mich an ihm, und zwar um der Tatsache willen, daß ich in diesem Artikel hochgehalten werde, obgleich ich in mir selbst dies Gefühl verurteile. Ebenso freute es mich, daß es noch einen Arbeiter an dem großen Werke gibt, das ich vor mir sehe.

Das Leben ist kurz und die Lebensarbeit groß. Das läßt keine Zeit zum vielen Reden. Groß ist die Ernte und reif. Wir dürfen nicht sagen: laßt uns auf die Erntezeit warten. Die Ernte ist reif und am Verderben. Wir brauchen sofort Arbeiter, Schnitter mit herzhaftem Willen, aber ohne viel Gerede. Du bist ein solcher Schnitter und arbeitest, du stehst in der Hitze der Arbeit. Deine Briefe sind traurig, während ich mich immer über deine Zeitschrift, deine Arbeit freue. Ich weiß nicht, wie viele Abonnenten du hast (wie viele hast du?) Aber ich bin seit langer Zeit keinem aufgeweckten jungen Mann begegnet, der nicht ein gut Teil seiner geistigen Nahrung in der „Rußkoe Bogatsvo“ findet. Mir scheint, es ist jetzt die einzige Monatsschrift, die auf die lesenden Schichten der Bevölkerung Einfluß hat. Ihre Artikel regen an, sie werden mit Ungeduld erwartet, die Leute reden von ihnen, und für manche Kreise bedeuten sie eine wichtige Angelegenheit. Wie viele Leser andere Zeitschriften auch haben mögen, die deinen sind Leute von Charakter. Ihre Parteiblätter legen die Leute auf den Tisch und sehen höchstens nach, ob nicht

etwas Interessantes darinsteht. Die Leser der „Russkoe Bogatsvo" hingegen — Lehrer, Krankenpfleger, Studenten und Studentinnen — lesen, um den Weg des Lebens zu finden. Es sind ihrer nicht viele, es sind lauter unbekannte junge Leute, aber es sind die Leute, in denen sich das wahre Licht entzündet. Aus den wenigen werden viele werden, und sie werden beachtenswerte Menschen sein.

An deiner Stelle wäre ich voll Angst um der Verantwortung willen, die ich für jedes flüchtige Wort auf mich nehmen muß. Das soll für dich kein Tadel sein. Im Gegenteil. Da es dir nämlich gelang, den besten Leserkreis an dich zu fesseln, so beweist das, daß deine Worte nicht inhaltlos sind. Ich sage das nur, um dich zu weiterer Arbeit anzufeuern. Und was mich angeht, so werde ich dir stets nach Kräften zur Seite stehn, soweit es der Dämon erlaubt, der all meine Geistestätigkeit beherrscht. Birnkoff sagte mir, du beabsichtigtest, eine populäre Monatsschrift herauszugeben: Ich möchte dir nicht dazu raten. Du solltest dich nicht zersplittern. Deine Arbeit ist so wichtig, daß, wenn du auf der gleichen Höhe bleibst oder in den nächsten Jahren noch höher steigst, du das Beste in der Welt erreichen wirst. Du wirst helfen, die Augen zu öffnen; und wenn nicht Tausenden oder Hunderten, so doch zehn jungen Leuten den Weg des Lebens weisen, die ihn voll Aufrichtigkeit suchen und unter den Millionen von Blinden zerstreut sind.

Ich will nicht von unseren Meinungsverschiedenheiten sprechen, denn, um die Wahrheit zu sagen, sie interessieren mich momentan garnicht. Wir schreiten auf demselben Weg. Uns führt dasselbe Licht. Außer diesem Licht bemerkst du für deine Person noch einen andern Wegweiser. Warum sollte ich etwas dagegen haben? Mir kommt dieser Wegweiser überflüssig vor. Aber nur mir, nicht dir. Ich würde dir nicht zürnen, aber ich würde dich bedauern, wenn ich dächte, du seiest unehrlich, wenn du behauptest, du sähest dasselbe Licht, das mich und das All leitet. Aber da du nicht unehrlich bist, warum sollte es mich stören, wenn du noch einen Wegweiser brauchst, den ich nicht brauche? Das beruht nur auf einem Unterschied unserer intellektuellen Veranlagung. Würdest du zu mir sagen: verlasse dein Hauptlicht und folge nur meinem Wegweiser, so würde ich mich weigern. Aber wenn du sagst, außer dem Hauptlicht sei noch ein Wegweiser nötig, so antworte ich: für mich nicht. Aber wenn du ihn brauchst, um an dein Ziel zu gelangen, so

halte ohne Zögern an ihm fest. Und ich sage das um so lieber, als auf deiner Seite sehr viele von derselben Anschauung stehn. Ich sehe in dir nur einen Kameraden unsrer gemeinsamen Arbeit; und was den Sinn dieser Arbeit betrifft, so sehe ich in dir einen Bruder, den ich liebe.

* * *

Ich erhielt deinen Brief, Leonid Egorovitsch, und bin sehr betrübt über die Mißstimmung, die ich in ihm meiner Erzählung*) wegen gefunden habe. Mir scheint, diese Mißstimmung entstand, weil bewiesen wird, daß die Unregelmäßigkeiten und darum Schädlichkeiten des geschlechtlichen Verkehrs aus der Annahme entspringen, welche die Leute dieser Welt haben, als sei nämlich der Geschlechtsverkehr zum Vergnügen da und dazu, befriedigt zu werden; als sei darum das Weib für den Mann und, muß hinzugefügt werden, der Mann für das Weib ein Instrument des Vergnügens. Und weil ferner bewiesen wird, daß die Menschen nur dann, wenn sie aufhören, den Geschlechtsverkehr in diesem Lichte zu betrachten, von seinen Schäden befreit werden können. So denkt P. (Poodnjscheff), der um solcher Ansicht willen, die er teilte, litt. Ich habe dann noch hinzugefügt, daß die äußerliche, intellektuelle Erziehung, welche den Frauen in den Schulen zuteil wird, sie dem oben genannten Ziel nicht näher bringt, trotzdem es viele glauben. Das liegt daran, daß auch die höchste wissenschaftliche Erziehung die allgemeine Ansicht über den Geschlechtsverkehr nicht ändern kann, übrigens auch gar keine Anstalten dazu trifft. Ich glaube, daß ich mich in dem allen nicht irre.

Daher finde ich, daß du in dieser Sache unrecht hast. Du hast aber auch nicht recht mit deinem geärgerten Angriff auf den Erzähler. Du übertreibst seine Fehler. Durch den ganzen Plan der Erzählung enthüllt sich der Erzähler Poodnjscheff, nicht nur, indem er sich selbst tadelt, sondern mehr noch, indem er absichtlich seine guten Eigenschaften verbirgt, die er besitzen muß wie jeder Mensch. Bei seinen Anfällen von Selbstverdammung, in denen er jeden Selbstbetrug aufdeckt, sieht er in sich nur tierische Gemeinheit.

Dies wollte ich dir über deinen Brief sagen. Es verhält sich wirklich so. Und wenn du dir die Sache ruhig überlegen willst, so wirst du bei deiner Beobachtungsgabe sicher mit mir übereinstimmen.

*) Die Kreutzersonate.

In Wahrheit sind mir meine Schriften und ihre Wertung von geringem Interesse. Ich muß nun bald sterben, und angesichts des Todes denke ich mehr und mehr an das Leben. Deshalb ist mir nur eins von Interesse und Wichtigkeit, daß ich durch meine Schriften kein Unheil anrichte, niemanden täusche, niemandem weh tue. Das ist meine Sorge, und ich hoffe, daß ich nichts derlei getan habe.

* * *

Schon lange liegt dein Brief neben mir unter denen, die ich beantworten will. Aber ein Monat ist vergangen, und es war noch nicht möglich, zu antworten, und jetzt werde ich kaum sagen können, was ich sagen möchte. Es gibt dreierlei Grade des Lebens: 1. unser eigenes animalisches Leben, 2. menschlicher Ruhm, 3. Gott. Es ist schwer zu entdecken, was man für sein eigenes animalisches Leben tut und was für andere. Und es ist noch schwerer, in den beiden höheren Graden den rechten Weg zu finden, was man nämlich für die Menschen tun kann und was für Gott. Oft ist beides vermischt, und man kann nur entdecken, was von beiden überwiegt. Am wichtigsten aber ist es, zu wissen, was der höhere, was der tiefere Grad ist, und sich immer danach zu sehnen, des höheren teilhaftig zu werden. Die Zustände, die solchem Ziel nützen, sind zumeist gleichzeitig die, welche man als das größte Unglück betrachtet. Wenn einem zum Beispiel die Nase einfällt, oder wenn man zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt wird. Aber nichts hilft dem Menschen so sehr, um ihn von der Liebe zum irdischen Ruhm zu befreien, wie derlei Zustände.

* * *

Wollte man sagen, das Gefühl, das man empfindet, wenn man einer neuen Lebensform entgegengeht, sei nur ein Gefühl der Freude über das Ende der Müdigkeit, so wäre das genau so, als wollte man sagen, die Empfindung des verlorenen Sohnes bei seiner Heimkehr sei nur Freude über das Ende körperlicher Strapazen gewesen. Empfindet man nur ein Atom solchen Gefühls, so ist das ganze Gefühl sehr wertlos. In Wahrheit kann es weder verdunkelt noch verwechselt werden mit dem Gefühl dankbarer Seligkeit bei dem Gedanken an die Bedeutung unseres ganzen Lebens, das den Stempel

der Unendlichkeit an sich trägt, was man aber beim Nahen des Todes nicht empfindet.

Außerdem kennen wir ja alle das Gefühl der Müdigkeit, ja der Sehnsucht nach dem Tode. Auch ich habe es schon viele Male empfunden. Aber nicht dann, wenn ich mich von vorübergehenden Leidenschaften und Begierden befreit hatte, sondern es kommt vielmehr grade dann, wenn man in ihren Banden liegt und innerlich unzufrieden ist. Erst recht aber, wenn man sich bloß krank fühlt, wenn man Leibweh, Zahnschmerzen oder Rheumatismus hat — dann sieht man das Leben nicht und denkt nur daran, wie schön es wäre einzuschlafen, für immer zu schlummern. Wenn man hingegen wirklich vor den Toren des Todes steht, dann strahlt uns das wahre Leben mit solchem Glanze entgegen, daß der Wunsch, das eine zu besitzen, was ewig und unverwüstlich ist, garnicht erst auftauchen kann.

Das ist es, was ich auf die Frage deines Freundes antworten kann. Furchtbar aber ist das Leben des Mannes, der, sei er nun froh oder traurig, sich einbildet, das Licht, das zu *seinem* Fenster hereinströmt, sei das einzige Licht, das existiert, und es gäbe kein anderes Leben als das, von dem er hier einen Teil kennen gelernt hat.

Spaziergänge in Konstantinopel

Von Paul Busson

I

Die Westeuropäer sind sonderbare Menschen. Es ist ganz gleichgültig, ob sie jahrelang in Konstantinopel leben, oder ob sie für Tage herkommen, auf Schiffen und mit der Bahn. Sie spazieren die Grand Rue hinauf und hinunter, sitzen nachmittags im Konzertgarten der Petits Champs und essen abends im Hotel. Einmal fahren sie nach Scutari, einmal nach Prin Ripo und nach Terapia. Sie ekeln sich vor den Hunden und Bettlern, vor dem Schmutz und Dunst der krummen Straßen und sehnen sich nach Hause. Im Basar kaufen sie

Stickereien und Waffen, die mit demselben Dampfer, mit dem sie eintrafen, angekommen sind. Und wenn sie abreisen, bleibt in der Erinnerung eine Art von Kaleidoskop mit verschwommenen Schattengestalten und fleckigen Farben. Und sie wissen nicht recht, weshalb sie da waren.

Auch die Leute, die jahrelang in den Bureaus der Botschaften, Konsulate, Schiffsagenturen und Handelshäuser sitzen, kennen die Stadt nicht. Sie haben wenig Zeit und sind nach Geschäftsschluß müde und hungrig. Am Sonntag wollen sie ins Freie, — aufs Meer oder auf einen der Berge. Wenige sind unter ihnen, die mehr wissen als der Fremde, der acht Tage im Pera Palace-Hotel wohnt und speist.

Und diese Stadt hat nicht ihresgleichen auf Erden. Sie ist erfüllt von leuchtenden Farben und dunklen Geheimnissen. Sie birgt wunderbar Schönes und grauenhaft Schreckliches. Wenige wissen davon.

Von der Hafenstadt Galata führt eine schwankende, wellenförmig verkrümmte Brücke nach Stambul, direkt auf die Jeni Validé-Moschee zu. Bis zu dreimalhunderttausend Menschen passieren täglich diesen unaufhörlich vibrierenden Weg, gehen, fahren und reiten über die vermorschten Bohlen, durch deren Spalten das Wasser grünblau heraufschillert. — Geh' doch mit deinem Freund, der seit zwei Jahren in der Stadt des Padischah haust, auf diese Brücke und frage ihn: Wer ist das? Woher kommt dieser Mann? Was trägt dieser? Weshalb schreit jener und fuchtelt mit den Armen? — Er weiß es nicht und hat nie danach gefragt. Er sagt dir, daß die Leute verschiedenfarbige Turbane tragen, daß jener Mensch, der eine ungeheure Kiste trägt, ein Hamal ist, und der Neger in bordierter Jacke ein Soldat. Vielleicht weiß er noch, daß der Mekkapilger Hadschi heißt und einen grünen Turban tragen darf. — —

Und du stehst auf der Brücke, ratlos, von Interesse gequält, mitten in Babel, umgeben von allen Völkern der Welt, von allen Sprachen umbraust. — — Ich gebe dir den Rat, deinen gefälligen Freund, der gewiß anderes zu tun hat, aufzugeben. Du aber sei die ersten sieben oder acht Vormittage deines Aufenthaltes auf der Brücke.

Mit der Zeit und besonders, wenn man das Glück hat, die Freundschaft eines Türken der besseren Klasse zu gewinnen, kommt Ordnung in das farbige Gewirr, mit dem die andern abreisen. Noch andern großen Gewinn trägt

man mit sich: Die Erkenntnis, daß es auf Erden noch ein Volk gibt, das die Tugend der Tapferkeit, Ehrlichkeit, Genügsamkeit, Selbstbeherrschung, Treue und Gastfreundschaft in allen seinen Angehörigen fast ausnahmslos aufweisen kann. Das sind die Türken. Dem ärmsten Türken ist echte Ritterlichkeit und feinstes Taktgefühl angeboren.

Aber was da von der Karaköjstraße über das Goldene Horn auf den Emin Önu-Platz und zurück wandelt, ist der bunteste Menschenhaufen, und keine Stadt dieser Erde zeigt ein solches Gemisch von Nationen, Rassen und Trachten. Priester aller Religionen überschreiten die blauen Wasser dieser schönsten der Meeresbuchten. Der Hodschah mit weißem Turban, farbiger Weste und schwarzem Kaftan neben dem schmierigen Popen, dessen langes Haar in aufgedrehten Knoten unter dem randlosen Zylinder verschwindet, Mekka-Hodschas mit goldgesticktem, weißumwundenem Tarbusch hinter Derwischen in braunen, armen Gewändern und der kegelförmigen Filzmütze. — Schwarzbeturbante Männer vom Orden der Rufaï, der Haulanden, gehen langsam und gesenkten Auges an gelbhemdigen Zigeunerweibern vorbei, die, heftig gestikulierend, auf einen grinsenden Sarten einreden, der sein fellumgebenes Käppchen rückt, um sich zu kratzen. Am Geländer lehnen fahlbraune Ägypter in gestreiften Kitteln und lauschen dem näselnden Gesang des Augenlosen, der flehend die Hände ausstreckt nach zwei häßlichen, fetten Persern mit Astrachanmützen und engen, grauseidenen Kaftans, die fast den Boden berühren.

In der Mitte der Brücke fährt ein Wagen mit vergitterten Fenstern. Zwei Reiter vom Regiment Ertogrul lassen ihre Schimmel hinterhertanzen. Paschafrauen fahren in den Basar. — Die Anatolier in ihren weiten, blauen Pumphosen, ebensoschwer beladen wie die Dromedare und Esel, wischen sich keuchend den Schweiß mit den herabbaumelnden Zipfeln des geblümten Turbans. — Und alle diese Gesichter! Falkenköpfe, Okipefaren aus den Bergen Albaniens, die breiten Holzmasken der Kirgisen mit Schlitzaugen. Neger in allen Schattierungen, Männer und Weiber, aus dem Yemen, bronzebraune, schlanke Somals, melancholische Tataren und wildblickende Kurden. Armenier mit Galgengesichtern, Spaniolen mit Patriarchenbärten und Griechen, die dem Auslagefenster eines Friseurs zu entstammen scheinen. Der rote Fez dominiert. Alle tragen ihn. Und wer tief in das strenggläubige

Herz der Stadt eindringen will, der trägt ihn auch statt des Strohhutes, der auffällt und zur Beobachtung herausfordert.

O gewiß, in Pera und Umgebung trägt alles Strohhüte, und niemand sieht sich um. Aber nachts in Eyoub oder in entlegenen Gassen Scutaris, drüben am asiatischen Ufer? — Es gibt da so einige Stadtviertel: Silivri-Kapou, Psamatia oder die Zigeunervorstadt, vor deren Häusern jene Hunderte von verhungerten Hunden heulen, die in den Straßen der Stadt keinen Platz fanden und sich mit den Menschen balgen, die gleich ihnen im Kehricht nach Eßbarem wühlen. Hier beginnt das Reich des weißköpfigen Geiers, der messerbewehrten, braunen Hand und der Cholera. — Hier ruft man: Giaur! Und die Zähne räudiger Köter schnappen nach fremden Waden.

Weiß jemand in Pera von den Knabenbordellen oder von den sechs- bis zehnjährigen Mädchen in der Nähe des großen Friedhofs? — Den kennen alle. Sie fahren mit Wagen hin und wandeln unter Fächerpalmen und Zypressen zwischen den schmalen Steinen. „Wo Mann liegt, ist Turban, wo Frau, Blumen", erklärt der Dragoman des Hotels. „Bitte zu sehen: hier eine Verwandte von Sultan-Reiherbusch!" Rote Milane rütteln oben in der azurnen Luft, und vom Bosporus schreien die Dampfpfeifen. Unbeweglich sitzen Trauernde auf der sonnverbrannten oder farbigen Erde und betrachten erstaunt diese Menschen, die da laut sprechen und lachen — mitten unter den Schlafenden, die da warten, bis Isa ben Mirjam das Weltgericht hält. — —

„Im Namen Gottes, des Allbarmherzigen! Höret, ihr Gläubigen, die Stunde des Gerichts ist nahe. In dieser Stunde werden die Augen der Sterblichen starr werden, nicht zucken werden die Lider, und die Herzen werden stillstehn — —."

Die Frommen bleiben allein an den Gräbern; die Sonne neigt sich dem Untergang zu, und nach ihrem Scheiden darf kein Fahrzeug im Goldenen Horn oder auf dem Bosporus sich bewegen. — Vor einigen Wochen war doch eine große Barke zu sehen, die lautlos durch die stille Flut glitt. Kein Schuß fiel aus den schwimmenden Wachthäuschen, kein Patrouillenboot jagte herbei. — — Zweiundvierzig Holzkisten versanken glucksend und Blasen werfend. Dann glättete sich der dunkle Spiegel, in dem die goldenen Sterne zitterten — —.

— Europäer gehn nachts nicht aus Pera heraus. Selten wenigstens.

— — Mein spaniolischer Dolmetsch und ich. Wir kommen aus einem Hause in der Nähe der Silahi Mehmed-Moschee. Was ich dort sah, läßt sich schwer beschreiben. Es waren Knaben dort und ganz kleine Mädchen. Auf dem endlosen Heimweg sprachen wir wenig. In einer sehr engen Passage zwischen überhängenden, schiefen Holzhäusern laufen Menschen hinter mir her. Ich sehe mich um. Fünf Mann — albanesische Infanterie mit zwei vorgesteckten Chandschars und Gewehren. Mein Dolmetsch ist verschwunden. — Der Onbascha (Unteroffizier) faßt mich am Arm.

„Halt! Bleib stehn!"

Ich gedenke der Lehren meines Freundes, des Majors, und werde unnahbar und stolz. Etwas türkisch habe ich auch gelernt.

„Hund — pack dich fort!" (so weit reichts).

Der Dolmetsch (fünfzig Schritte hinter uns): „Der Herr ist ein mächtiger Herr, ein Freund des Pascha so und so. Was unterstehst du dich!"

Der Onbascha (schüchtern): „Effendim, du darfst hier nicht gehn.

Ich: „Pack dich fort! Sogleich! Dummkopf (Budala)."

Die Soldaten murmeln.

Der Onbascha (lächelnd): „Effendim, ich bin so arm."

Ich: „Nichts!"

Der Onbascha: „Du darfst hier nicht sein! Zwei Pfund, Effendim!"

Ich: „Nichts! Pack dich!"

Der Onbascha: „Backhschisch, Effendim!"

Der Dolmetsch: „Geben Sie etwas — —"

Ich gebe zwei Tscheireks (zwei Franken): „Pack dich endlich!"

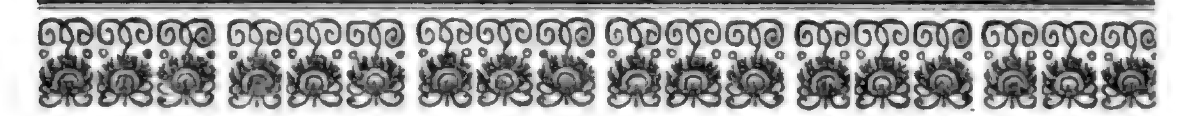
Der Onbascha: „Danke Effendim! Du darfst hier aber nicht gehn. — Schultert! — Marsch." (Er verschwindet.)

Der Dolmetsch: „Das waren Albanesen."

Ich: „Das weiß ich, Sie Esel. Warum sind Sie davongelaufen?"

Der Dolmetsch (entrüstet): „Ich mußte doch achtgeben, daß Ihnen nichts geschieht — —."

(Schluß folgt)



Rad gegen Auto / Von Robert Hessen

Rein verkehrstechnisch betrachtet zeigen sich die Probleme, die das Auto aufgewirbelt hat, so leicht lösbar, daß sie in den Augen vieler Nächstbeteiligten überhaupt niemals Rätsel gewesen zu sein scheinen. Alle neuen Verkehrsmittel sind zuerst ungewohnt, nicht wahr? und bornierte Menschen hecken allerlei Bedenken aus, die nachher in nichts zerflattern. Das war so bei den Schnellposten, das war nachher bei den Eisenbahnen, wo hohe Sachverständige sich über alle Maßen blamierten; das war beim Radfahren. „Darum kalt Blut!" rufen die Optimisten, „es wird schon alles ins rechte Gleise kommen." Ich selbst habe Autofahrten genossen und schlage mich hier zur Opposition, nicht aus Mangel an Dankbarkeit für jene Freuden, sondern aus Mangel an Blindheit für ihre Schattenseiten.

Denn leider haften dem Auteln einige Züge an, die sich nie, weder durch technische Vervollkommnung noch durch zunehmende Vorsicht verändern können; ich will sie durch eine kurze Frage verdeutlichen. Bei der Eisenbahn gibt es eine vierte Wagenklasse, deren sich der ärmste Mann aus dem Volke bedienen kann; wo ist die entsprechende vierte Klasse der Automobile? Hier liegt der Hund begraben. Man hat den größten Vorzug des Autelns darin gefunden, daß es die Kunststraßen im Gegensatz zum nivellierenden mechanischen, beaufsichtigten Bahnfahren dem Individualismus zurückgegeben habe. Das stimmt. Jedes Auto hat seinen eigenen Eisenbahndirektor im mitfahrenden Besitzer, seinen eigenen, diesmal untergebenen, Zugführer im Chauffeur. Aber der Begriff Individualismus ist hier so enge genommen, daß er eigentlich Plutokratie heißen müßte.

Insofern wirkt, aller Verkehrsvorteile ungeachtet, das Auto dem Geist unserer Zeit zuwider. Noch stehen wir inmitten einer höchst nützlichen Bewegung, deren Tendenz es war: die sogenannten niedern Volkskreise zu versöhnen, indem man sie an den Gütern der Hochkultur, an den durch deren reiche Mittel möglich werdenden Fortschritten mehr Anteil nehmen ließ. Das

Automobil ist eine Erfindung, die diametral entgegengesetzt wirkt, indem sie ihre Annehmlichkeiten einem allerkleinsten Kreise vorbehält, einem großen Teil des Restes aber derartigen Schaden zufügt, daß man die Geduld bewundern muß, die dergleichen erträgt.

Es ist zum Beispiel nicht richtig, daß die Bauernpferde sich bereits an das Auto gewöhnt hätten, wie sie sich ihrerzeit an die Eisenbahn gewöhnen mußten, oder sich jemals an diesen neuen Drachen gewöhnen könnten. Denn der alte fuhr seine eigene Straße, die Gäule merkten bald, er sei nicht aggressiv. Das neue Untier aber folgt schnaufend den verängstigten Tieren bis in die kleinsten Feldwege, und bei der Hast, mit der der Landmann zuweilen vor dem Nahen des bösen Geistes sein ganzes Gefährt rücksichtslos in Korn und Kleefeld lenkt, nur um aus dem Wege zu kommen, fühlt man sich an kur- oder livländische Verhältnisse gemahnt. Wenn der Schloßherr dort angefahren kommt, wirft heute noch das begegnende esthische Bäuerlein von seinem Wagen in aller Eile das Heu in den Graben, damit nicht etwa ein Halm im Vorbeistreifen die gnädigen Gesichter belästige. Man hat sich zuweilen sehr über die baltische Revolution verwundert, weil man zu unsozial empfand, um ihre treibenden Ursachen zu begreifen. Aber aus den ärgerlichen, oft wütenden Gesichtern deutscher Bauern, die ihrer Pferde nicht Herr wurden, sprach etwas zu mir, was ich persönlich verstanden zu haben glaube, ohne sicher zu sein, daß es viele Automobilisten gibt, die darauf achten.

Kurz, das Auto rast in einer sozial rückläufigen Richtung. Bei den ausgeschlossenen Proletariern weckt es stillen Neid, beim geschädigten Landvolk Zorn; in den Bevorzugten aber nährt es die alten Privilegierteninstinkte des Übermuts und der Verhärtung. Es ist höchst charakteristisch, daß das neueste staunenerregende reaktionäre Kuriosum dem Automobilkreise angehört. Über die Gründe, die an hoher Stelle vorlagen, preußische Prinzen gerade auf dem Gebiete des Verkehrs aus dem gemeinen Recht herauszuheben, wollen wir hier nicht weitläufig werden, sondern nur die Tatsache festnageln, daß wir Bürger uns auf jenem Vehikel plötzlich in die politische Kinderstube zurückbefördert sahen, indem uns etwas verboten wurde, was überhaupt nicht verbietbar war. Jeder Engländer und Amerikaner, dem jemand zumuten wollte, er solle künftig nicht dreimal hintereinander pfeifen dürfen, würde dem Lästigen glückliche Reise nach Bedlam wünschen.

Wer auf die kurze und doch so lehrreiche soziale Entwicklungsgeschichte des Zweirades blickt, macht genau die umgekehrte Erfahrung. Freilich ward es von allen Nichtradlern zunächst nur als störend empfunden, weil es alle Straßen veränderte. Die Zeiten, da man ohne weiteres vom Bürgersteig abbog oder gar mit rückwärts gerichtetem Blick den Damm passierte, waren mit einem Schlage vorüber. Während bisher im allgemeinen das Ohr zur Sicherung beim Gehen genügt hatte, mußte das Auge in ganz anderem Maß als früher zu Hilfe genommen werden. Man fluchte über die lautlos daher-eilenden Gesellen und erst recht, wenn sie fortwährend ihre schreckhaften Signale gaben; auch die Behörden waren ungnädig. Der Wind schlug um, sobald die ersten Bäcker- und Metzgerburschen zu Rad ihre Waren schneller ins Haus brachten, vollends, als Briefträger und Polizisten im Auftrag ihrer Direktionen das Stahlroß zu besteigen anfingen. Überall verwandelten sich Neider und Schmäler in Ausüber und Apostel. Bald wurden gefahrene Räder so billig, daß wenige Fabrikarbeiter zu unbemittelt waren, um sich eine Maschine zulegen zu können. Vor einem Jahrzehnt brachten Schwärme von Radfahrern als Pioniere der Verfeinerung von Iffezheim nach Baden-Baden die Kunde, das Rennen sei zu Ende; heut sieht man ähnliche Schwärme aus jeder Fabrikstadt nach Schluß der Arbeit auf die Dörfer eilen. Wahrhaftig, niemals hat es einen größeren sozialen Wohltäter gegeben als das Zweirad. Millionen von Stadtmenschen, die den Umgang mit der Natur verlernt hatten, bevölkerten wieder die verödeten Kunststraßen und zogen jauchzend in die Ferne. Gerade für die jungen Fabrikarbeiter, die bisher nicht viel mehr als ihre Destillen und Biergärten gehabt hatten, ist das Zweirad zum Segen geworden. Keiner von ihnen brauchte mehr neidisch auf Reiter und Karossen zu blicken; deren Wonnen waren auch ihnen erreichbar. Jetzt wurden sie es, die an andern stolz vorbeisausten. Sie gewannen auf einen Schlag Fühlung mit dem echten, wahren Sport. Neue Ideen über Körperhaltung und Körperpflege tauchten von den Radrennbahnen und Korsos her im gesamten Kleinstand auf. In Paris aber war der Umschwung so gewaltig, daß die Spielkartenstempelsteuer plötzlich nur noch die Hälfte des früheren Ertrages brachte; der Zigarren- und Absinthkonsum ging auffallend zurück; statt dessen wurde frische Luft geschluckt.

Was kann in diesem Sinn das Auto für sich anführen? Das Rad

wirkte verbindend und versöhnend, das Auto hat zwischen reich und arm eine neue Kluft aufgerissen. Es ist ganz ausgeschlossen, daß der Kraftwagen jemals Gemeingut werden könnte. Die Redensart „Beförderungsmittel der Zukunft" ist aus dem engsten städtischen, um nicht zu sagen patrizischen Interesse heraus geboren. Wer als Landkind weiß, was einem „spannfähigen" Bauernhof Dung und Pferdezucht bedeuten, lacht über die Vorstellung, es könnten Bauern jemals auf Automobilen ihr Korn hereinbringen. Denn zuvor müßten die Autos zweierlei gelernt haben: Fohlen und Mist geben. Sie stinken wohl, aber sie düngen nicht. Niemand wird von reichen Autlern erwarten, daß sie fortwährend ihren Finger an die Nase legen und sich fragen: „Wirken wir auch sozial?" Aber wenn sie dem Wanderer, der in einem der alten traulichen Wirtshäuser unter Kastanien oder Linden dicht an der Straße zu rasten gewohnt war, sein Essen mit pulverisierten Dorfkot pfeffern und salzen, um geistreich lächelnd über den gelungenen Scherz weiterzusausen, so merkt man: eine neue Oberschicht ist entstanden, die von Becher des Verkehrs den Schaum abschlürft und die Hefe dem duldenden Teil ins Gesicht spritzt. Dies zu einer Zeit, die über ausgiebige Mittel sozialer Gegenwehr verfügt. Wird es auf die Dauer gut abgehen, eine Institution, die ihrem ganzen Geist nach dem ancien régime, dem preußischen Junkerstaat vor der Schlacht von Jena entspricht, im publizistischen Zeitalter leidenschaftlichen Klassenkampfes zu behaupten?

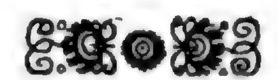
Wohlwollende Kenner meinen, es habe keine Gefahr, das Auto werde sich schon entwickeln, auch sozial. Wenn sie doch Recht behalten möchten! Aber so schnell und augenfällig dieser übergang sich beim Rad vollzog, wir vermissen beim Auto immer noch die Anfänge. Die Kraftwagen, die in den Städten Bierfässer und andre Güter herumfahren, sind in der Hauptsache nicht beweiskräftig. Sie fahren langsam; ihre Unfallstatistik wird sich von der unserer elektrischen Straßenbahnwagen sogar zum Vorteil unterscheiden. Will man das Unsoziale des Automobilismus erfassen, so muß man durchaus auf die Landstraße blicken, die der schnelle Kraftwagen im Nu auf halbe Kilometer mit zähem Staub anfüllt, auf die ungemütlich gewordenen Dörfer, wo Bauern und Fabrikarbeiter alle Augenblicke gegen ihre Absicht Hühner kochen müssen, von totgefahrenen Hunden und Kindern zu schweigen.

Ein leiser Versuch nach der sozialen Seite hin ist wohl durch Einrichtung

gewisser, dem käuflichen Verkehr dienender Autolinien gemacht worden, zum Beispiel zwischen Wildbad und Baden-Baden. Aber diese Wagen, die ja zweifellos auch dem Mittelstand zugänglich sind, fahren so langsam, daß ein richtiger Autler dafür danken würde, sie zu besteigen. Kann man es den Stolzen nicht verdenken, wenn sie aus einer neuen Konjunktur pläsierlichen Vorteil zogen, so wird, um eine dauernde Verbitterung unseres Landvolkes bei dem stetigen Anwachsen des Automobilismus zu verhüten, alles auf die Selbsterziehung der Herrenmenschen ankommen, die sich ein Auto leisten können. Es gibt sicher unter ihnen viele, die sich ihrer Verantwortlichkeit bewußt sind, es gibt aber auch andere, denen gerade das Freude macht, was uns anstößig ist.

Über die hygienische Seite des Autelns sind die Akten noch nicht geschlossen. Der luftdichte Anzug, die Ruhe, zu der die Insassen verurteilt sind, erscheinen einigermaßen sportwidrig. Ob die Vermehrung der roten Blutkörperchen, die man nach langer Fahrt beobachtet haben will, Allgemeingültigkeit beanspruchen darf, ist mir ebenfalls zweifelhaft. Eine Beruhigung der Nerven und gesunder Schlaf sollen eintreten. Im ganzen würde es dann auf die Vorteile hinauslaufen, die auch eine lange Wagen- und Schlittenfahrt mit sich brachte, nur daß der Druck des Luftzuges auf die Haut viel intensiver wirkt.

Die kühnen Fernfahrten, wie letzthin die des Leutnants von Köppen durch Alaska und Sibirien nach Paris zurück, sind natürlich wegen der bewiesenen Hartnäckigkeit gegen Strapazen bewundernswert. Ob der Sport an sich aber froh sein darf, diesen Zweig angesetzt zu haben, der sich so blutig eingeführt hat, bleibt eine offene Frage. Es mögen technische Verbesserungen dem Gefährt selbst einige Unannehmlichkeiten rauben, Fahrschulen ihr Gutes tun. Um so gewisser werden diejenigen Fahrer nicht aussterben, die nach Posadowskys, des Grafen im Bart, hübschem Scherzwort „vom Wert ihrer Zeit eine übertriebene Vorstellung hegen."



Eine Liebesgeschichte / Von Hermann Hesse

In der Hirschengasse, die nur aus sieben Häusern besteht, gibt es einen bescheidenen, doch anständigen Weißwarenladen, der gleich seiner Nachbarschaft noch unberührt von den Veränderungen der neuen Zeit in einer etwas kärglich gewordenen Wohlhabenheit dasteht und hinreichenden Zuspruch hat. Man sagt dort noch beim Abschied zu jedem Kunden, auch wenn er seit zwanzig Jahren regelmäßig kommt, die Worte: „Schenken Sie mir die Ehre ein andermal wieder", und es gehen dort noch zwei oder drei alte Käuferinnen ab und zu, die ihren Bedarf an Band und Litzen in Ellen verlangen und auch im Ellenmaß bedient werden. Die Bedienung wird von einer ledig gebliebenen Tochter des Hauses und einer angestellten Verkäuferin besorgt, der Besitzer selbst ist von früh bis spät im Laden und stets geschäftig, doch redet er niemals ein Wort. Er kann nun gegen siebzig alt sein, ist von sehr kleiner Statur, hat nette, rosige Wangen und einen kurz geschnittenen grauen Bart, auf dem vielleicht längst kahlen Kopfe aber trägt er allezeit eine runde, steife Mütze mit stramingestickten Blumen und Mäandern. Er heißt Andreas Ohngelt und gehört unbestritten zur echten, ehrwürdigen Altbürgerschaft der Stadt.

Dem schweigsamen Kaufmännlein sieht niemand etwas Besonderes an, es sieht sich seit Jahrzehnten gleich und scheint ebensowenig älter zu werden, als jemals jünger gewesen zu sein. Doch war auch Andreas Ohngelt einmal ein Knabe und ein Jüngling, und wenn man alte Leute fragt, kann man erfahren, daß er vor Zeiten „der kleine Ohngelt" geheißen wurde und eine gewisse Berühmtheit wider Willen genoß. Einmal, vor etwa fünfunddreißig Jahren, hat er sogar eine „Geschichte" erlebt, die früher jedem Gerbersauer geläufig war, wenn sie auch jetzt niemand mehr erzählen und hören will. Das war die Geschichte seiner Verlobung.

Der kleine Ohngelt hatte seinen Übernamen von der geringen Höhe seines Wuchses, doch hätte diese Eigenschaft nicht hingereicht, ihn in den Augen

seiner Mitbürger zu einer interessanten und komischen Figur zu machen. Diese Art von Beachtung verdankte er vielmehr seiner inwendigen Natur, in welcher ein schüchtern sanftes Wesen sich mit einem ungemein zärtlichen Gemüte hübsch und drollig verband. Der junge Andreas war schon in der Schule aller Rede und Geselligkeit abgeneigt, er fühlte sich überall überflüssig und von jedermann beobachtet und war ängstlich und bescheiden genug, jedem andern im voraus nachzugeben und das Feld zu räumen. Vor den Lehrern empfand er einen abgründigen Respekt, vor den Kameraden eine mit Bewunderung gemischte Furcht. Man sah ihn nie auf der Gasse und auf den Spielplätzen, nur selten beim Bad im Fluß, und im Winter zuckte er zusammen und duckte sich, sobald er einen Knaben eine Handvoll Schnee aufheben sah. Dafür spielte er daheim vergnügt und zärtlich mit den hinterbliebenen Puppen seiner älteren Schwester und mit einem Kaufladen, auf dessen Wage er Mehl, Salz und Sand abwog und in kleine Gucken verpackte, um sie später wieder gegeneinander zu vertauschen, auszuleeren, umzupacken und wieder zu wägen. Auch half er seiner Mutter gern bei leichter Hausarbeit, machte Einkäufe für sie oder suchte im Gärtlein die Schnecken vom Salat.

Seine Schulkameraden plagten und hänselten ihn zwar häufig, aber da er nie zornig wurde und fast nichts übelnahm, hatte er im ganzen doch ein leichtes und ziemlich zufriedenes Leben. Was er an Freundschaft und Gefühl bei seinesgleichen nicht fand und nicht weggeben durfte, das gab er seinen Puppen. Den Vater hatte er früh verloren, er war ein Spätling gewesen, und die Mutter hätte ihn wohl anders gewünscht, ließ ihn aber gewähren und hatte für seine fügsame Anhänglichkeit eine etwas mitleidige Liebe.

Dieser leidliche Zustand hielt jedoch nur so lange an, bis der kleine Andreas aus der Schule und aus der Lehre war, die er am obern Markt im Dierlammschen Geschäft abdiente. Um diese Zeit, etwa von seinem siebzehnten Jahre an, fing sein nach Zärtlichkeiten dürstendes Gemüt andere Wege zu gehen an. Der kleine und schüchtern gebliebene Jüngling begann mit immer größeren Augen nach den Mädchen zu schauen und errichtete in seinem Herzen einen Altar der Frauenliebe, dessen Flamme desto höher loderte, je trauriger seine Verliebtheiten verliefen.

Zum Kennenlernen und Beschauen von Mädchen jeden Alters war reichliche Gelegenheit vorhanden, denn der junge Ohngelt war nach Ablauf seiner

Lehrzeit in den Weißwarenladen seiner Tante eingetreten, den er später einmal übernehmen sollte. Da kamen Kinder, Schulmädchen, junge Fräulein und alte Jungfern, Mägde und Frauen tagaus tagein, kramten in Bändern und Linnen, wählten Besätze und Stickmuster aus, lobten und tadelten, feilschten und wollten beraten sein, ohne doch auf Rat zu hören, kauften und tauschten das Gekaufte wieder um. Alle dem wohnte der Jüngling höflich und schüchtern bei, er zog Schubladen heraus, stieg die Bockleiter hinauf und herunter, legte vor und packte wieder ein, notierte Bestellungen und gab über Preise Auskunft, und alle acht Tage war er in eine andere von seinen Kundinnen verliebt. Errötend pries er Litzen und Wolle an, zitternd quittierte er Rechnungen, mit Herzklopfen hielt er die Ladentür und sagte den Spruch vom Wiederbeehren, wenn eine schöne Junge hoffärtig das Geschäft verließ.

Um seinen Schönen recht gefällig und angenehm zu sein, gewöhnte Andreas sich feine Manieren an. Er frisierte sein hellblondes Haar jeden Morgen auf das nobelste, hielt seine Kleidung und Leibwäsche sehr sauber und sah dem allmählichen Erscheinen eines Schnurrbärtchens mit leidenschaftlicher Ungeduld entgegen. Er lernte beim Empfange seiner Kunden elegante Verneigungen machen, lernte beim Vorlegen der Zeuge sich mit dem linken Handrücken auf den Ladentisch stützen und auf nur anderthalb Beinen stehen, und brachte es zur Meisterschaft im Lächeln, das er bald vom diskreten Schmunzeln bis zum innig glücklichen Strahlen beherrschte. Außerdem war er stets auf der Jagd nach neuen schönen Phrasen, die zumeist aus Umstandsworten bestanden und deren er immer neue und köstlichere erlernte oder erfand. Da er von Haus aus im Sprechen unbeholfen und ängstlich war und schon früher nur selten einen vollkommenen Satz mit Subjekt und Prädikat ausgesprochen hatte, fand er nun in diesem sonderbaren Wortschatz eine Hilfe und gewöhnte sich daran, unter Verzicht auf Sinn und Verständlichkeit sich und andern eine Art von Sprechvermögen vorzutäuschen.

Sagte jemand: „heut ist aber ein Prachtwetter“, so antwortete der kleine Ohngelt: „Gewiß — o ja — denn, mit Verlaub — allerdings —.“ Fragte eine Käuferin, ob dieser Leinenstoff auch haltbar sei, so sagte er: „O bitte, ja, ohne Zweifel, sozusagen, ganz gewiß.“ Und erkundigte sich jemand nach seinem Befinden, so sagte er: „Danke gehorsamst — freilich wohl — sehr angenehm —.“ In besonders wichtigen und ehrenvollen Lagen scheute er

auch vor Ausdrücken wie: „nichtsdestoweniger, aber immerhin, keinesfalls hingegen" nicht zurück. Dabei waren alle seine Glieder vom geneigten Kopf bis zur wippenden Fußspitze ganz Aufmerksamkeit, Höflichkeit und Ausdruck. Am ausdruckvollsten aber sprach sein verhältnismäßig langer Hals, der mager und sehnig und mit einem erstaunlich großen und beweglichen Adamsapfel ausgestattet war. Wenn der kleine schmachtende Ladengehilfe eine seiner Antworten im Stakkato gab, hatte man neben dem Gefühl unendlicher Hingabe vor allem den Eindruck, er bestehe zu einem Drittel aus Kehlkopf.

Die Natur verteilt ihre Gaben jedoch nicht ohne Sinn, und wenn der bedeutende Hals des Ohngelt in einem Mißverhältnis zu dessen Redefähigkeit stehen mochte, so war er als Eigentum und Wahrzeichen eines leidenschaftlichen Sängers desto berechtigter. Andreas war in hohem Grad ein Freund des Gesanges. Auch beim wohlgelungensten Kompliment, bei der feinsten kaufmännischen Gebärde, beim gerührtesten „Immerhin" und „Wennschon" war ihm vielleicht im Innersten der Seele nicht so schmelzend wohl wie beim Singen. Dieses Talent war in den Schulzeiten verborgen geblieben, kam aber nach vollendetem Stimmbruch zu immer schönerer Entfaltung, wenn auch nur im geheimen; denn es hätte zu der ängstlich scheuen Befangenheit Ohngelts nicht gepaßt, daß er seiner heimlichen Lust und Kunst anders als in der sichersten Verborgenheit froh geworden wäre.

Am Abend, wenn er zwischen Mahlzeit und Bettgehen ein Stündlein in seiner Kammer verweilte, sang er im Dunkeln seine Lieder und schwelgte in lyrischen Entzückungen. Seine Stimme war ein ziemlich hoher Tenor, und was ihm an Schulung gebrach, suchte er durch Temperament zu ersetzen. Sein Auge schwamm in feuchtem Schimmer, sein schön gescheiteltes Haupt neigte sich rückwärts zum Nacken, und sein Adamsapfel stieg mit den Tönen auf und nieder. Sein Lieblingslied war „Wenn die Schwalben heimwärts ziehn." Bei der Strophe „Scheiden, ach Scheiden tut weh" hielt er die Töne gar lang und zitternd aus und hatte manchmal Tränen in den Augen.

In seiner geschäftlichen Laufbahn kam er mit schnellen Schritten vorwärts. Es hatte der Plan bestanden, ihn noch einige Jahre nach einer größeren Stadt, etwa Pforzheim oder Heilbronn zu schicken. Nun aber machte er sich im Geschäft der Tante bald so unentbehrlich, daß diese ihn nicht mehr fortlassen wollte, und da er später den Laden erblich übernehmen sollte, war sein äußeres

Wohlergehen für alle Zeiten gesichert. Anders stand es mit der Sehnsucht seines Herzens. Er war für alle Mädchen seines Alters, namentlich für die hübschen, trotz seiner Blicke und Verbeugungen, nichts als eine komische Figur. Der Reihe nach war er in sie alle verliebt, und er hätte jede genommen, die ihm nur einen Schritt entgegen getan hätte. Aber den Schritt tat keine, obwohl er nach und nach seine Sprache um die gebildetsten Phrasen und seine Toilette um die angenehmsten Gegenstände bereicherte.

Eine Ausnahme gab es wohl, allein er bemerkte sie kaum. Das Fräulein Paula Kircher, das Kircherspäule genannt, war immer nett gegen ihn und schien ihn ernst zu nehmen. Sie war freilich weder jung noch hübsch, vielmehr zwei Jahre älter als er und ziemlich unscheinbar, sonst aber ein tüchtiges und geachtetes Mädchen aus einer anständigen und wohlhabenden Handwerkerfamilie. Wenn Andreas sie auf der Straße grüßte, dankte sie nett und ernsthaft, und wenn sie in den Laden kam, war sie freundlich, einfach und bescheiden, machte ihm das Bedienen leicht und nahm seine geschäfsmännischen Aufmerksamkeiten wie bare Münze hin. Daher sah er sie nicht ungern und hatte Vertrauen zu ihr; im übrigen aber war sie ihm recht gleichgültig, und sie gehörte zu der geringen Zahl lediger Mädchen, für die er außerhalb seines Ladens keinen Gedanken übrighatte.

Bald setzte er seine Hoffnungen auf feine neue Schuhe, bald auf ein nettes Halstuch, ganz abgesehen vom Schnurrbart, der allmählich sproßte und den er wie einen Augapfel pflegte. Endlich kaufte er sich von einem reisenden Handelsmanne auch noch einen Ring aus Gold mit einem großen Opal daran und mußte es erleben, daß auch diese Verschönerung ohne Einfluß auf die geringe Wertschätzung der Damenwelt für ihn blieb. Damals war er sechsundzwanzig Jahre alt.

Als er aber dreißig wurde und noch immer den Hafen der Ehe nur in sehnsüchtiger Ferne umsegelte, hielten Mutter und Tante es für notwendig, fördernd einzugreifen. Die Tante, die schon recht hoch in den Jahren war, machte den Anfang mit dem Angebot, sie wolle ihm noch zu ihren Lebzeiten das Geschäft abtreten, jedoch nur am Tage seiner Verheiratung mit einer unbescholtenen Gerbersauer Tochter. Dies war denn auch für die Mutter das Signal zum Angriff. Nach manchen überlegungen kam sie zu dem Befinden, ihr Sohn müsse in einen Verein eintreten, um mehr unter Leute zu

kommen und den Umgang mit Frauen zu lernen. Und da sie seine Liebe zur Sangeskunst wohl kannte, dachte sie ihn an dieser Angel zu fangen und legte ihm nahe, sich beim Liederkranz als Mitglied anzumelden.

Trotz seiner Scheu vor Geselligkeit war Andreas in der Hauptsache sofort einverstanden. Doch schlug er statt des Liederkranzes den Kirchengesangverein vor, weil ihm die ernstere Musik besser gefalle. Der wahre Grund war aber der, daß dem Kirchengesangverein Margret Dierlamm angehörte. Diese war die Tochter von Ohngelts früherem Lehrprinzipal, ein sehr hübsches und fröhliches Mädchen von wenig mehr als zwanzig Jahren, und in sie war Andreas seit neuestem verliebt, da es schon seit geraumer Zeit keine ledigen Altersgenossinnen mehr für ihn gab, wenigstens keine hübschen.

Die Mutter hatte gegen den Kirchengesangverein nichts Triftiges einzuwenden. Zwar hatte dieser Verein nicht halbsoviel gesellige Abende und Festlichkeiten wie der Liederkranz, dafür war aber die Mitgliedschaft hier viel wohlfeiler, und Mädchen aus guten Häusern, mit denen Andreas bei Proben und Aufführungen zusammenkommen würde, gab es auch hier genug. So ging sie denn ungesäumt mit dem Herrn Sohn zum Vorstande, einem greisen Schullehrer, der sie freundlich empfing.

„So, Herr Ohngelt", sagte er, „Sie wollen bei uns mitsingen?"

„Ja, gewiß, bitte. —"

„Haben Sie denn schon früher gesungen?"

„O ja, das heißt, gewissermaßen. —"

„Nun, machen wir eine Probe. Singen Sie irgendein Lied, das sie auswendig können."

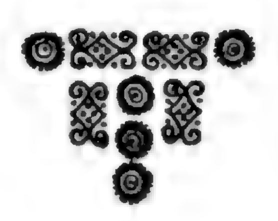
Ohngelt wurde rot wie ein Knabe und wollte um alles nicht anfangen. Aber der Lehrer bestand darauf und wurde schließlich fast böse, sodaß er am Ende doch sein Bangen überwand und nach einem resignierten Blick auf die ruhig dasitzende Mutter sein Leiblied anstimmte. Es riß ihn mit, und er sang den ersten Vers ohne Stocken.

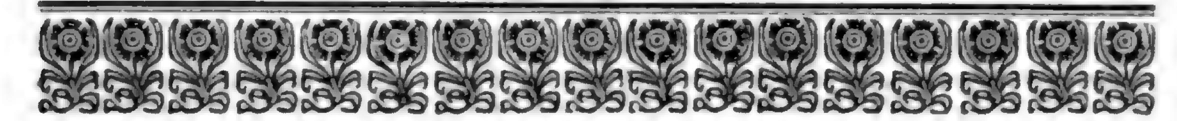
Der Dirigent winkte, es sei genug. Er war wieder ganz höflich und sagte, das sei allerdings sehr nett gesungen, und man merke, daß es con amore geschehe, allein vielleicht wäre er doch mehr für weltliche Musik veranlagt, ob er es nicht etwa beim Liederkranz probieren wolle. Schon wollte Herr Ohngelt eine verlegene Antwort stammeln, da legte seine Mutter sich für

ihn ins Zeug. Er singe wirklich schön, meinte sie, und sei jetzt nur ein wenig verlegen gewesen, und es wäre ihr gar so lieb, wenn er ihn aufnähme, der Liederkranz sei doch etwas ganz anderes und nicht so fein, und sie gebe auch jedes Jahr für die Kinderbescherung, und kurz, wenn der Herr Lehrer so gut sein wollte, wenigstens für eine Probezeit, man werde ja alsdann schon sehen. Der alte Mann versuchte noch zweimal begütigend davon zu reden, daß das Kirchensingen kein Spaß sei, und daß es ohnehin schon so enge hergehe auf dem Orgelpodium, aber die mütterliche Beredsamkeit siegte zuletzt doch. Es war dem bejahrten Dirigenten noch nie vorgekommen, daß ein Mann von über dreißig Jahren sich zum Mitsingen gemeldet und seine Mutter zum Beistand mitgebracht hatte. So ungewohnt und eigentlich unbequem ihm dieser Zuwachs zu seinem Chore war, machte ihm die Sache doch im stillen ein Vergnügen, wenn auch nicht um der Musik willen. Er bestellte Andreas zur nächsten Probe und ließ die beiden lächelnd ziehen.

Am Mittwoch Abend fand sich der kleine Ohngelt pünktlich in der Schulstube ein, wo die Proben abgehalten wurden. Man übte einen Choral für das Osterfest. Die allmählich ankommenden Sänger und Sängerinnen begrüßten das neue Mitglied sehr freundlich und hatten alle ein so aufgeräumtes und heiteres Wesen, daß Ohngelt sich selig fühlte. Auch Margret Dierlamm war da, und auch sie nickte dem Neuen mit freundlichem Lächeln zu. Wohl hörte er manchmal hinter sich leise lachen, doch war er ja gewohnt, ein wenig komisch genommen zu werden, und ließ es sich nicht anfechten. Was ihn hingegen befremdete, war das zurückhaltend ernste Betragen der Kircherspäule, das ebenfalls anwesend war und, wie er bald bemerkte, sogar zu den geschätzteren Sängerinnen gehörte. Sie hatte sonst immer eine wohltuende Freundlichkeit gegen ihn gezeigt, und jetzt war gerade sie merkwürdig kühl und schien beinahe Anstoß daran zu nehmen, daß er hier eingedrungen war. Aber was ging ihn das Kircherspäule an?

(Fortsetzung folgt)





Der Genius von Hintermichelswaag

Von Wilhelm Schussen

(Schluß)

Ich fragte einen Hintermichelswaager um den andern und erhielt die widersprechendsten Antworten: Einen Alois Hemberger gebe es hier nicht. Es habe sich vor drei Jahren ein Hemberger hier niedergelassen und wohne in dem einzechten Haus nicht weit von der Sägmühle. Aber der heiße zum Vornamen Nepomuk und nicht Alois und sei schwerlich ein Schriftsteller, sondern ein kranker Mann, der immer spazieren laufe.

In der Wirtschaft zum Wilden Mann hause im oberen Stock ein verwitweter Schneider. Nur schreibe der sich Hennenberger. Aber dem sei wohl zuzutrauen, daß er Aufsätze in die Zeitungen einrücken lasse. Auf dem Bezirksamt gebe es einen Hemberger, aber der habe als Beamter sein festes Einkommen und werde kaum so dumm sein, noch nebenher in den Blättern herumzuschreiben.

In der Kirchgasse sei ein halbverrückter Wiener, dem so etwas ganz gut gleichsehen möchte. Wie der heiße, vermöge man nicht zu sagen. Doch sei es leicht möglich, daß er Hemberger heiße. Der habe mit gar niemandem Umgang und sei überhaupt ein so überspannter Kauz. Und er sei auch bereits einmal im Irrenhaus gewesen.

Der in dem einzechten Haus nächst der Sägmühle sei es ohne Zweifel. Der habe es immer mit der Post zu tun, auch habe man ihn schon öfters unterm Spaziergang in ein Notizbuch schreiben sehen.

Ein Dicker aber, der, wie es schien, seine Hände für immer unter einer heuchlerischen Schürze in den Hosentaschen hatte, sagte: er kümmere sich blutwenig um die Schreibereien in der Welt. Er lese jahraus jahrein keinen Buchstaben, höchstens die Anschläge unterm Torbogen, und die nicht immer, und es sei ihm vogelwohl dabei. Die auf dem Rathaus werden wohl am besten Rat wissen. Ich solle mich nur dorthin wenden.

Und eine alte Frau, die eben ihre Bohnenpflänzchen behackte, antwortete: sie könne sich keinen andern denken als den Halbnärrischen in der Kirchgasse, der das ganze Jahr hindurch nie in eine Kirche gehe. Dem sei alles zuzutrauen. Nur nichts Rechtes.

Auf dem Rathaus endlich wußte man die Wahrheit: „Alois Hemberger ist Hilfsbeamter auf dem hiesigen Bezirksamt und schreibt Bücher, die niemand liest. Auch ganz linksstehende Zeitungen und Zeitschriften bedient er, was man höhern Orts mit Recht aufs schärfste mißbilligt. Es muß einem bloß leid tun um die bildhübsche junge Frau, die der Mann hat, und die gezwungen ist, sein verfehltes Leben mitzuleben."

„Es sei ja wahr, der Herr Hemberger treibe es manchmal stark", fügte der Nachtwächter, den man mir als Führer gab, nachher noch hinzu. „Aber es sei auch wahr, daß der neue Bürgermeister den Hemberger nicht leiden könne, weil er nichts nach ihm frage und überhaupt den gewalttätigen Herren manchmal gehörig heimzünde. Es sei nur schad, daß der Herr Hemberger nie mehr unter die Menschen gehe. Das sei nichts und verleite zu allerhand Narreteien. So laufe der Herr viel bei Nacht spazieren, was keinen Zweck habe, und er zeige sich manchmal in einer Kleidung, die eher für einen Tropfen als für einen Beamten passe. Übrigens", schloß der Nachtwächter, „sind wir jetzt eben am Ziel. Dort in dem Haus mit dem weißen Spalierbaum wohnt er."

Je mehr ich von dem merkwürdigen Hemberger gehört, und je näher ich kam, desto stärker ward meine Erregung.

Wohl dreimal ging ich um das heilige hembergersche Haus herum, ohne den Mut zu finden, einzutreten. Als ich vollends Hembergers Gesicht an einem obern Fenster flüchtig erblickte und alle die absonderlichen Gerüchte bestätigt fand, verlor ich alle Fassung. Ich kehrte vor der Schwelle um und wanderte in die Bachwirtschaft.

Hier trank ich in kurzer Zeit ein erhebliches Quantum Rotwein und überdachte noch einmal alles: meine Anrede und die Entschuldigung, daß ich so ganz ohne weiteres ins Haus einfalle. Und ich suchte nach einem willigen Gesprächsgegenstand, falls die Unterhaltung einmal ins Stocken geriete, und nach Gegenreden, wenn der gefährliche Hemberger dieses oder jenes darauf erwidern sollte. Und ich überlegte, was ich der hübschen jungen Frau Ge-

mahlin Artiges in Worten mitbringen wollte, und wie ich den Herrn Hemberger höflichst zu einem Becher Wein in der Bachwirtschaft einladen würde. Und — halt! Das hätte ich ja fast vergessen: vor allem würde ich von seinen Werken sprechen. Von den Versen, die von selber singen. Vom Rhythmus, der in unsere Zeit heraufrausche. Vom herrlichen Beispiel mit dem Ochsen. Und ich würde mich auf die verwegensten Entgegnungen gefaßt machen. Und ich nahm mir vor, beim verrücktesten Gebahren noch zu tun, als ob mir das ein ganz Gewohntes wäre.

Beinahe hätte ich noch einmal an der Türe kehrtgemacht. Aber ich hatte kaum recht auf die Klinke gedrückt, da ging auch schon ein Fensterflügel.

„Bitte, mein Herr?"

„Ich — ich — erlaub' mir bloß — ich bitte um die Erlaubnis, Herrn Alois Hemberger meine Aufwartung machen zu dürfen," brachte ich mit vieler Mühe heraus.

„Ich werde gleich aufschließen." Und die hübsche Frau öffnete mir und rief die Treppe hinauf: „Du, Alois! es ist ein Herr unten, der dich sprechen möchte."

„Was für ein Herr?" kam es von oben herunter.

Stotternd nannte ich meinen Namen und setzte bei: „Ich bin gekommen — ich bin eigens hierher gereist als — einer Ihrer Verehrer. Ich — —."

„Ah so! Das ist was anderes. Kommen Sie nur 'rauf und entschuldigen Sie mich, denn ich bin nichts weniger als empfangsfähig. Pauline, willst du nicht unterdes die Lisl nehmen? Das heißt, die kann auch hierbleiben. Natürlich nur mit Ihrer ausdrücklichen Erlaubnis, mein Herr. Die versteht ja noch nichts von Literatur. Sie ist nämlich erst anderthalb Jahr auf der Welt. Und nun, willkommen!"

Das war er nun, der Genius von Hintermichelswaag! Der Schöpfer der singenden Verse. Der Mann, in dessen Prosa ein Rhythmus waltet, der wie ein allmächtig Werdewort in unsere Zeit heraufrausche.

Der Mann, der höhern Orts schärfster Mißbilligung sich erfreute; der es immer mit der Post zu tun habe; dem es wohl zuzutrauen sei, daß er etwas in die Zeitung einrücken lasse; der schon einmal im Irrenhaus gesessen; der jahraus, jahrein in keine Kirche gehe; der des Nachts spazieren laufe und allerhand Narreteien ausübe.

Da war er: hemdärmelig und in den Hausschuhen und hatte sein weißhaarig, dickbackig Kind, die anderthalbjährige Lisl auf den Knieen.

Nun wäre ich garnicht erstaunt gewesen, so der Genius Alois Hemberger etwa nackend und mit Hörnern am Kopf und nur auf einer Gesichtshälfte rasiert, vor einem verrückten Schreibpult gestanden wäre, oder wenn ich ihn angetroffen hätte, wie er eben eine Giftschlange dressierte oder sonst einen Wahnwitz beging.

Weil ich aber wider alles Erwarten einen ganz vernünftigen Sterblichen vor mir sah, war ich aufs neue dermaßen verblüfft, daß ich weder meine Vorstellung noch meine schönen Entschuldigungen noch meine triefenden Lobreden richtig zuwege brachte.

Es war auch garnicht nötig, denn der freundliche Herr Hemberger las mir das alles aus den Augen heraus und fragte mich gleich, wie ich sein Haus gefunden habe. Und er wollte nicht fertig werden mit Lachen, als ich ihm die Antworten der Hintermichelswaager erzählte und die liebe Auskunft des Bürgermeisters.

„Das kann ich mir lebhaft vorstellen. Es ist ja auch nicht das erstemal, daß ich in dieser vielfältigen Art empfohlen werde. Aber es hat ein jeder das Recht, die Welt und die Menschen anzusehen, wie er will. Und ich verdiene wohl zum guten Teil die spaßige Rolle, die ich hier ausübe. Aber ich bin ja nicht der, der sich nicht verteidigte und nicht auch seine kleinen Repressalien hätte. Und die sind billig und wirksam in einem Nest, wie Hintermichelswaag es ist. Ich darf bloß etwa ohne Hut — denken Sie sich einen Beamten ohne Hut! — durchs Städtchen spazieren oder in den Sandalen und mit bloßen Waden auf die Hausbank sitzen oder im Joppenanzug zu einem Festbankett gehen: dann ist meine Unziemlichkeit und Krummheit satt erwiesen. Was mich wirklich freut, ist, daß die wenigsten Hintermichelswaager von meinem Dichtertum wissen. Das ist ganz natürlich und ganz angenehm."

Jetzt fragte ich den Herrn Hemberger, warum er denn nicht aus dem Nest herausgehe?

„Das ist leider schneller gesagt als getan. Ich habe Frau und Kind, und der Lisl, die jetzt so brav ist und so schön zuhört, schmeckt das Essen so gut. Und dann bin ich leider viel zu wenig Narr, um diesen Streich zu wagen. Drum füg ich mich, so gut es geht, und trage mein Beamtenlos, wenn es

mir auch manchmal noch so schwer wird. Ich weiß, anderen und viel Würdigeren ist es noch schlimmer ergangen als mir. Das ist immerhin ein Trost, wenn auch ein sehr lächerlicher."

Jetzt wollte ich auf meinen Hauptzweck losgehen und den Herrn Hemberger über sein Schaffen und seine Werke ausfragen.

Aber er entgegnete: „Da müssen Sie mir schon verzeihen, wenn ich die Antwort schuldig bleibe. Alles, was ich zu sagen habe, sage ich in meinen Büchern, und sonst habe ich eigentlich nichts zu sagen. Dies war auch der Grund, der mich abhielt, Ihre freundlichen Briefe zu erwidern. Hoffentlich sind Sie mir nicht böse darum."

„Wie könnte ich."

„Wollen wir also nicht statt aller Literatur und Kunst lieber in die Bachwirtschaft hinüber. Man trinkt dort einen ganz guten Roten?"

„Ich war bereits dort."

„Um so besser."

Nun saßen wir in der Bachwirtschaft bis weit in die Nacht hinein und ließen unsere Becher, die zu rinnen schienen, immer wieder vollschenken, und redeten wie Menschen, die einander verstehen. Und als der Bachwirt, der ein lustiges Haus ist, die Gitarre von der Wand langte, fingen wir noch das Singen an und warfen unsere funkelnden Lieder durchs offene Fenster in die silberne Nacht hinaus, daß die verspäteten Zechbrüder vom Wilden Mann, vom Scharfen Eck, von den Drei Raben, vom Badzüberle — auf dem Heimweg eine Weile stehenblieben und dann — nochmal umkehrten und einen letzten Schoppen kauften. — — — — — — — — —

Am andern Morgen wußte ich kaum mehr, was wir nun Hohes und Weises und Tiefes und Einfältiges miteinander geredet hatten. Ich wußte nur, daß der gestrige Abend schön war wie noch keiner, und daß ich bei einem goldenen Menschen, der es einem antun kann, zu Gast gewesen. Und ich freute mich jetzt erst recht darauf, seine Werke aufs neue zu lieben und meine Behauptung vom getragenen Ochsen in Herren- und Damengesellschaft zu wiederholen.

So verließ ich voll Dank das berühmte Hintermichelswaag.

Ich pilgerte langsam dem freundlichen Vordermichelswaag zu und besah mir diesmal alles. Die Straßen und Gassen und die Gärten und Häuser.

Und ich kam vor ein Bürgerhaus, das aussah wie alle die andern, bis auf das bemooste Ziegeldach. Nur war über der Haustür eine eiserne Tafel angebracht, die mich heute höchlich interessierte. Da leuchteten aus dunkelm Grunde die goldenen Lettern: Eduard Mörike 1867 bis 1869.

Und nun geschah es mir auf einmal, daß ich die Gegenwart ganz vollkommen als Vergangenheit empfand, und es war wir, als wandelte ich zu Mörikes Zeiten durch dies nette Städtchen, den berühmten Mann zu besuchen. Und ich hielt Umfrage nach dem Gekrönten. Ich blieb vor einer Schmiede stehen, wo der alte Schmied unter der Haustüre rauchte und auf die Gesellen achtgab, die eben ein Reifeisen krümmten. Ich wandte mich an einen weißen Großvater, der Zaunlatten auf einem Holzklotz zuspitzte. Ich klopfte an die Fenster, wo hinter den saubern Vorhängen alte Frauen mit wunderlichen Brillen in die Welt hineinlugten. Ich störte einen stillen Träumer, der auf der Brücke stand und die fliegenden Schwalben im Wasserspiegel beobachtete. Ich sprach zwei Maurer an, die selbander ein dünn Brettlein an einem starken Seil in die Höhe zogen und alle Augenblick mit dem Ärmel über die Stirne fuhren, wenn sie auch kein bißchen schwitzten.

Und was hieß es?

„Mörike? Mörike? Nein, den kenne man jetzt wirklich nicht.

Es habe sich voriges Jahr ein Mörike hier niedergelassen und wohne in dem einzechten Haus nicht weit von der Sägmühle. Aber der heiße zum Vornamen Nepomuk und nicht Eduard und sei schwerlich ein Schriftsteller.

In der Wirtschaft zum Wilden Mann hause im obern Stock ein verwitweter Schneider. Nur schreibe der sich Märike. Aber dem sei wohl zuzutrauen, daß er Aufsätze in die Zeitungen einrücken lasse.

Auf dem Marktplatz gebe es einen Mörike, aber der sei pensionierter Professor und habe sein festes Einkommen und werde wohl kaum so dumm sein und noch nebenher in den Blättern herumschreiben.

In der Kirchgasse sei ein halbverrückter Wiener, dem so etwas ganz gut gleichsehen möchte. Die auf dem Rathaus werden wohl am besten Bescheid wissen.

Neben der Apotheke wohne ein alter Pfarrer, der ein Buch habe drucken lassen." — — —

Und als ich noch länger durch das Städtchen wanderte, fand ich noch eine zweite Tafel: Schillerhaus 1765 bis 1768.

Und jetzt sank ich noch um ein Jahrhundert tiefer hinab. Und wieder ging ich meine Wege, und wieder tat ich meine Fragen, und wieder bekam ich meine Antworten.

Selbstverständlich fiel mir gleich nachher ein, daß Schiller damals noch ein Kind gewesen. Aber das läßt die Sache gleichwohl, wie sie ist. Und ich weiß gewiß: die Mörike und Schiller und die meisten andern haben die längste Zeit ihres Lebens in Hinter- und Vordermichelswaag zugebracht. Mögen nun die Literaturgeschichten immerzu ein anderes behaupten und schreiben: Kleversulzbach, Mergentheim, Stuttgart, Weimar, Volkstedt und so fort. Ich glaub ihnen kein Jota. Aber auch kein Jota! — Sie müßten denn meinen eigenen Namen zu den andern eintragen und meinem eitlen Ruhm ein Loblied singen. Das wäre allerdings etwas, woran ich trotz alledem glauben müßte.

Das Geld meiner Frau

Eine Studie über Dollarheiraten von Freiherr von Stetten

Eines Abends zwinkerte mir der Portier vom Grand Hotel zu: „Morgen kommt etwas für Sie — Amerikaner." Der Portier vom Grand Hotel ist aber ein tiefer Menschenkenner. Und wenn er einem Junggesellen, für den er öfter „Etwas" auslegt, Amerikaner ankündet, dann meint er gewiß keine Cookschen Couponamerikaner, die nur quantitativ gelten. Auch keine an der Kongreßsucht leidende Amerikaner, die in Weltverbesserung reisen. Er kann — nach dem Satz vom ausgeschlossenen zweiten — nur das ideale american girl im Auge haben. Die Dollarprinzessin für europamüde Junggesellen, für die man „Etwas" auslegt.

Ich war an diesem Abend eigentlich schon ein gemachter Mann. In der Reihe fehlten mir nur noch belanglose Glieder. Ihre Ankunft, unsere Bekanntschaft und die Zahl der Millionen. Für mich war aber die Reihe schon geschlossen. Ich hatte sonst kein so großes Vertrauen in die drahtlose Übertragung, die einstmals „Wirkung in die Ferne" hieß, aber von diesem Abend

an — glaubte ich an sie. Als der früher gegen mich etwas spröde gewordene Jean, der Zahlkellner vom Speisesaal, sozusagen ohne nachdrückliche Bestellung beflissen eine Heidsieck einkühlte und sich auffällig taub stellte, als ich — schon im Weggehen zwar — energisch „zahlen" rief, wußte ich genug. Der Wendepunkt meines Lebens war da.

In den wenigen Stunden, die ich in dieser Nacht meinem Bett widmete, quälte mich zwar etwas wie atavistisches Alpdrücken. Ich träumte, sie habe gar keine Millionen. „Eine arme Amerikanerin" — einen ekligeren Traum kann man wohl nicht ersinnen. Aber am sonnigen Morgen — lachte ich über diesen nächtlichen Blödsinn. Der Portier vom Grand Hotel und der Jean vom Speisesaal, die werden doch, gottlob, einem dummen Traum noch über sein?

Ich bleibe also — der gemachte Mann.

* * *

Zwischen jenem Vorabend meiner Millionärkarriere und dem geklärten Heute liegt nun schon eine ganze Welt von Ereignissen. Alles verlief programmäßig. Die Regie klappte tadellos.

Der Portier vom Grand Hotel hatte, wie auch zu erwarten, nicht so ins Leere gezwinkert. Sie war angekommen, eine echte aus ihrem Toilettenbeiwerk körperlich unentwirrbare, amerikanische Dünnheit mit einem zehn bis fünfzehn Millionen dicken, ganz rasierten Vater, von dem ich in den ersten Tagen wegen seiner kunstvollen Sitzart nur die Stiefelsohlen kennen lernte. Dafür spuckte er aber immer in meine Richtung. Das ist aber — nach amerikanischer Sitte — kein Annäherungshindernis. War es auch nicht.

Nach drei Tagen begleitete ich schon „meine" Millionen auf allen ihren Stadtwegen, in die Oper, in Galerien und Museen. Und nach einer Woche hatte ich schon jene entscheidende Konferenz mit dem Rasierten, Spuckenden. Sie brachte eine gewisse Enttäuschung für mich. Er gab seiner Tochter nur die Zinsen von zwei lumpigen Millionen in die Ehe. Ein ekliger Kerl, der die übrigen acht bis dreizehn Millionen für sich behielt. Die amerikanischen Väter sind heute so fürchterlich gewitzigt und entnüchtert gegenüber europamüden Schwiegersöhnen. Herzoge, Fürsten, mediatisierte Grafen haben den

Kurs gedrückt. Richtig, um der Wahrheit die Ehre zu geben, er wollte auch noch eine mäßige Summe für meine unmäßigen Verbindlichkeiten auslegen. Aber ich hatte nicht den Mut, die vollen Ziffern zu nennen. Ich unterbot mich. In Dollars umgerechnet, irrte ich mich auch noch im Wechselkurs. Anstatt dabei zu profitieren. Ich war nun zwar Millionär, aber ein Atlantischer Ozean trennte mich von meinen Millionen. Das Checkbuch blieb in Verwahrung meiner dünnen Braut.

Es versteht sich von selbst, daß ich mich noch in den Augenblicken, in denen ich mich im Besitz von zehn bis fünfzehn Millionen Dollars schaukelte, redlich bemüht hatte, um mein Wappen zu polieren, ein Auto von der Millionenzahl entsprechenden HP zu kaufen, meine Ausstattung in englischer Wäsche, Kleidung und sonstigen Äußerlichkeiten zu besorgen und meine sämtlichen Wechsel und Schuldscheine gegen Mehrbelehnungen zu prolongieren.

Der Portier vom Grand Hotel hatte gut zwinkern. Er erhielt seinen Tausender (für ein Zwinkern immerhin genug) aber wer gibt mir meine erwarteten Millionen?

* * *

Hochzeitsreisestart nach Italien, Ägypten, Einlauf Paris.

Das Checkbuch war meine tägliche Lektüre. Es wurde dünn, — so dünn, wie keine Amerikanerin dünn sein kann.

Keiner von uns führte Buch. Täglich flötete ich so süß, als ich nur konnte: „Bitte — reiche mir auf einen Augenblick das Büchlein." Täglich flötete sie nicht minder süß zurück: „hier — mein Freund."

Eines Tages gab der Brunnen kein Wasser mehr. Der Bankschalter sprach das harte Wort: das Depot ist erschöpft. Die Zinsen der zwei Millionen waren richtig verbraucht. Aber das Kalenderjahr hatte noch ein Guthaben von sechs Monaten. Mein Ideengang differierte nun wesentlich von jenem meiner Millionenfrau. Ich konnte es nicht lassen, an die mir unterschlagenen acht bis dreizehn Millionen zu denken. Und endlich sprach ich auch davon. Aber da kam ich schlecht an. „Wo denkst du hin, mein Freund? Pa versteht keinen Spaß in solchen Sachen. Zahle nur einstweilen die Rechnungen aus deinem Gelde."

(Ich wurde kreidebleich bei dem Gedanken an „mein" Geld.)

Ja wissen denn diese american girls nichts davon, wie es um die Taschen der europamüden Freier steht? Heilige Einfalt aus der anderen Welt!

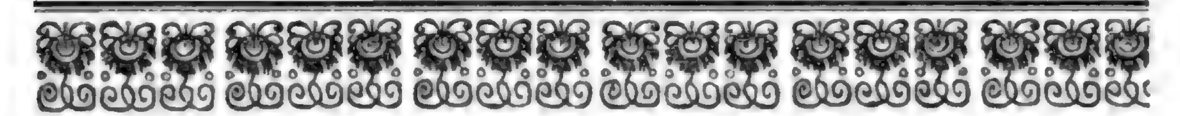
Nun — wozu gibt es denn Geldverleiher? Aber wie bescheiden waren die nahezu vergessenen Portier's und Jean's vom Grand Hotel, die Kredit auf noch garnicht eingetroffene Amerikaner gaben, gegen die Blutsauger, für die die Amerikanerin doch körperlich anwesend war.

So ging's noch eine Weile.

Dann kam der Krach. Mit der Unerfahrenheit und Unbefangenheit der kleinen Frau war es aus. Viel trug dazu meine üble Laune, die offensichtliche Vernachlässigung meinerseits bei. Ich behandelte meine Amerikanerin, als hätte sie mir tatsächlich acht bis dreizehn Millionen unterschlagen. Da kam eines Tages der Rasierte, Spuckende von Jenseits des Ozeans an. Und kurz darauf waren meine Frau, die Zinsen von zwei Millionen und die mir vorenthaltenen acht bis dreizehn Millionen verschwunden. Als ich erst so recht zur Besinnung kam — schwammen sie schon heimwärts übers große Wasser.

Meine Schulden waren indessen so beträchtlich gewachsen, daß ich trotz einer — in Mark- oder Kronenwährung ganz ansehnlichen Abfertigungssumme so passiv abschloß, daß der Portier vom Grand Hotel immer eine Ausrede fand, wenn er etwas für mich auslegen sollte, und auch der Jean vom Speisesaal nur dann an Schwerhörigkeit litt, wenn ich etwas bestellen wollte, nicht aber, wenn ich bezahlen mußte.

Das ist das Lied von der amerikanischen Heirat, wie es ein ganzer Chorus von Hineingefallenen singt und sagt.



Erinnerungen eines Arztes aus dem russisch-japanischen Krieg

Von W. Weressajew

(Fortsetzung)

(Der Säbel — Der Apotheker — Die Heiligenbilder — Verirrt — Plünderung — Spionenfurcht — Eine Schlacht)

Unser ältester Arzt Gretschichin kam mit einer barmherzigen Schwester herbei, die ein paar Verbandartikel bei sich trug. Er war ein kleiner, dicker Mann, und auf seinem Gesichte spielte ein gutmütiges zögerndes Lächeln. Er hielt sich krumm, und die Uniform nahm sich auf der gebückten Figur des Landarztes gar eigentümlich aus.

„Nun, so müssen wir eben einstweilen so verbinden", sagte er halblaut zu mir, indem er hilflos mit den Achseln zuckte. „Wir haben nichts zum Abwaschen: Der Apotheker kann keine Sublimatlösung zubereiten — weil er kein kochendes Wasser hat. Weiß der Teufel! . . ."

Ich ging hinaus. Es begegneten mir zwei Ärzte, die hierher kommandiert waren.

„Heute haben Sie Dienst?" fragte mich der eine.

„Jawohl."

Er zog die Augenbrauen in die Höhe, sah mich lachend von oben bis unten an und schüttelte den Kopf.

„Nun, sehen Sie! Wenn Sie Trepoff in den Weg kommen, dann setzt es für Sie womöglich eine unangenehme Geschichte ab. Sie haben ja keinen Säbel um!"

„Was soll das heißen? Keinen Säbel? Inmitten einer solch allgemeinen Unordnung und Kopflosigkeit an so eine Kinderei zu denken!"

„Aber gewiß", fuhr er fort. „Sie führen einen Dienst aus und müssen daher einen Säbel tragen."

„Nun, das wird er jetzt doch wohl nicht verlangen", bemerkte der andere beruhigend. — Er wußte, daß der Säbel dem Arzt beim Verbinden hinderlich ist.

„Ich weiß nicht . . . Mir drohte er mit Arrest, weil ich keinen Säbel trug." —

Und überall war es ebenso. Die Schwestern kamen und sagten, daß es an Seife, an Nachtstühlen für die schwachen Kranken fehle.

„So sagen Sie es dem Verwalter."

„Wir haben es ihm schon ein paarmal gesagt; aber Sie wissen ja, wie er ist." — „Wenden Sie sich an den Apotheker, und wenn der nichts hat, an den Zeughauswärter." — „Aber der Apotheker sagt, er habe nichts, und dasselbe sagt auch der Zeughauswärter."

Ich suchte den Verwalter auf. Er stand mit dem Chefarzt am Eingang der Baracke. Dieser war eben erst von irgendwoher zurückgekehrt und sagte mit lebhafter zufriedener Miene zu dem Verwalter:

„Ich habe es soeben vernommen — der Marktpreis für Hafer ist hier — ein Rubel fünfundachtzig Kopeken!"

Als er mich sah, schwieg er plötzlich. Aber uns allen war seine Geschichte mit dem Hafer schon längst bekannt. Er hatte nämlich unterwegs in Sibirien ungefähr tausend Pud*) Hafer zum Preise von fünfundvierzig Kopeken eingekauft, ihn auf seinem Etappenwege hierher gebracht und machte nun Anstalt, diesen für das Lazarett angekauften Hafer hier in Mukden loszuschlagen. So steckte er auf einmal mehr als tausend Rubel in die Tasche.

Ich erstattete dem Verwalter wegen der Seife und des übrigen Bericht.

„Ich weiß nicht, fragen Sie den Apotheker", antwortete er gleichgültig und sogar etwas erstaunt.

„Der Apotheker hat nichts, Sie müssen das alles haben."

„Nein, ich habe nichts."

„Hören Sie, Arkadius Nikolajewitsch, ich habe mich schon mehr als einmal davon überzeugt, der Apotheker weiß genau, was er hat. Sie aber wissen nicht, was in Ihrem Besitz ist."

Der Verwalter brauste auf.

*) Ein Pud ist gleich zwanzig Kilogramm.

„Das mag sein! ... Aber, meine Herren, ich kann nicht! Ich gestehe es offen — ich kann nicht und weiß nichts!"

„Aber wie soll man es in Erfahrung bringen, wo die Sachen sind?"

„Man muß in allen Lagerbüchern nachschlagen und den Wagen ausfindig machen, in dem diese Sachen untergebracht wurden ... Gehen Sie, wenn Sie wollen, und schauen Sie nach!"

Ich warf dem Chefarzt einen Blick zu. Er tat, als ob er unser Gespräch nicht hörte.

„Gregor Jakowljewitsch! Sagen Sie, bitte, wen geht dies an?" fragte ich ihn.

Der Oberarzt wich mit seinen Augen aus.

„Um was handelt es sich? ... Selbstverständlich, Arbeit gibt es für den Arzt genug. Gehen Sie, Arkadius Nikolajewitsch, und ordnen Sie die Sache an. —

Eines Abends trat ein rotbärtiger, magerer General rasch in die Baracke ein. Doktor Seljukoff hatte Dienst. Er sperrte die kurzsichtigen Augen hinter der Brille weit auf und stelzte mit seinen Kranichbeinen langsam in der Baracke auf und ab.

„Wieviel Patienten haben Sie?" fragte ihn der General mit trockenem, durchdringendem Ton.

„Momentan ungefähr neunzig."

Der General betrachtete ihn schweigend von Kopf bis zu Fuß.

„Hören Sie! Wissen Sie denn nicht, daß, wenn ich hier ohne Mütze bin, Sie die ihre nicht aufbehalten dürfen?"

„Ich wußte es nicht ... Ich bin von der Reserve."

„Ah, Sie sind von der Reserve?! Nun, so setze ich Sie eine Woche in Arrest, dann werden Sie nicht mehr von der Reserve sein! Wissen Sie, wer ich bin?"

„Nein."

„Ich bin der Inspektor des Hospitals. Wo ist Ihr Oberarzt?"

„Er ist in die Stadt gefahren."

„Nun, dann sein ältester Gehilfe. Wer vertritt ihn hier?"

Die Schwestern liefen zu Gretschichin und flüsterten ihm zu, die Mütze abzunehmen. Da flog einer der hierherkommandierten Ärzte zum General und rapportierte, indem er sich bolzengerade aufrichtete:

„Exzellenz! Im ** beweglichen Feldlazarett liegen achtundneunzig Kranke, worunter vierzehn Offiziere und vierundachtzig Gemeine."

Der General nickte befriedigt und wandte sich an den näherkommenden Gretschichin:

„Was ist das hier für eine Unordnung! Die Kranken liegen mit ihren Mützen im Bett, und selbst die Ärzte gehen in ihren Mützen spazieren . . . Sehen Sie nicht, daß hier Heiligenbilder hängen?"

Gretschichin sah sich um und erwiderte mit milder Stimme:

„Hier sind keine Heiligenbilder."

„Wieso nicht?" rief der General empört. „Warum haben Sie keine? Was ist das für eine Unordnung! . . . Und auch Sie, Oberstleutnant!" er wandte sich zu einem der kranken Offiziere, „Sie, die Sie den Soldaten ein gutes Beispiel geben sollten, liegen selbst mit der Mütze im Bett! . . . Warum haben die Soldaten ihre Gewehre und Tornister bei sich?" schrie er wieder Gretschichin an.

„Wir haben kein Zeughaus."

„Diese Unordnung! . . . Alles fährt herum, sogar die Gewehre, — das ist kein Lazarett, das ist eine Trödlerbude!"

Der General ging, von den Ärzten begleitet, weiter, und unaufhörlich schalt er zornig und unsinnig darauf los. Am Ausgange begegnete er dem gerade hereinkommenden Korpskommandeur.

„Morgen werde ich Ihnen meine beiden Lazarette wegnehmen," sagte der Korpskommandeur, ihn grüßend.

„Aber wie, Exzellenz, sollen wir denn hier ohne Lazarette bleiben?" erwiderte der Inspektor plötzlich mit ganz anderer, bescheidener und sanfter Stimme. Er war nur Generalmajor, der Korpskommandeur dagegen — wirklicher General.

„Ich weiß weiter nichts, aber die Feldlazarette müssen bei uns sein, und wir beziehen morgen eine Stellung."

Nach langen Unterhandlungen war der Korpskommandeur damit einverstanden, dem Inspektor die beweglichen Lazarette seiner anderen Division abzutreten, die am folgenden Tag in Mukden eintreffen sollten.

Die Generäle gingen. Wir standen empört: Wie war doch alles ohne Sinn und Verstand! Wie wurde doch nichts dahin geschickt, wo es nötig

war. Es war, als wollte man auf dem so wichtigen und ernsten Gebiete der Krankenpflege von der Hauptsache absichtlich nichts wissen und richtete die ganze Aufmerksamkeit nur auf die Ausführung und den Stil von Bühnendekorationen. Die hierherkommandierten Ärzte sahen uns an und lachten.

„— Ihr seid sonderbare Leute! Die Vorgesetzten sind doch dazu da, daß sie schreien! Was sollen sie denn sonst tun, worin sollen denn die Behörden ihre Tätigkeit bezeugen?"

„Worin? Daß sie dafür sorgen, daß die Kranken sich nicht in der Zugluft erkälten, und daß sich nicht all die Unordnung von gestern und vorgestern wiederholt!"

„Haben sie gehört? Morgen wird's wieder so sein!" seufzte ein Arzt.

Es kamen zwei Ärzte von Sultanoffs Lazarett. Der eine war rot vor Scham und Zorn, der andere lachte. Es zeigte sich, daß der Inspektor auch dort alle angeschrieen und dem dienstuenden Arzt mit Arrest gedroht hatte. Der Arzt vom Dienst machte Rapport: „Ich habe die Ehre, Eurer Exzellenz mitzuteilen . . ." — „Wie?! Mit welchem Rechte wollen Sie mir etwas mitteilen? Sie haben mir zu rapportieren, aber nicht ‚mitzuteilen'! Ich gebe Ihnen eine Woche Arrest!"

Der Inspektor, der so plötzlich in unsern Lazaretten erschien, war der Generalmajor Eserski. Vor dem Kriege war er auf der Intendantur zu Moskau angestellt, aber früher war er — Polizeimeister in Irkutsk.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Oberarzt fragte einen Kosaken, dem wir begegneten, nach dem Weg zum Dorfe Sachotas. Er zeigte ihn uns. Wir gelangten an den Fluß Chunho, überschritten eine Brücke und schwenkten links ab. Sonderbar! Unserer Karte zufolge lag unser Dorf südwestlich von Mukden, wir gingen aber in südöstlicher Richtung. Wir machten unsern Oberarzt darauf aufmerksam und suchten ihn zu überreden, einen chinesischen Führer zu nehmen. Der eigensinnige, zu sehr auf sich selbst vertrauende und geizige Davidoff erwiderte, daß er uns besser zu führen verstehe als alle Chinesen. Wir gingen drei Werst an dem Ufer des Flusses entlang in östlicher Richtung, bis Davidoff am Ende selbst einsah, daß er uns nicht den richtigen Weg führe. Auf einer anderen Brücke gingen wir wieder über den Fluß zurück.

Allen war klar, daß wir uns verirrt hatten, der Teufel wußte, wohin. Der

Oberarzt saß majestätisch und finster auf seinem Pferd, gab in abgebrochenen Worten seine Befehle und sprach mit niemandem. Die Soldaten schleppten ermüdet ihre Füße durch den Schmutz, und ihre Lippen verzogen sich zu einem spöttisch-feindseligen Lächeln. In der Ferne tauchte wieder eine Brücke auf: es war die gleiche, die wir zwei Stunden vorher überschritten hatten.

„Wie ists jetzt, Euer Wohlgeboren, gehen wir wieder über diese Brücke hinüber?“ fragten uns spöttisch die Soldaten.

Der Oberarzt vertiefte sich lange in seine Karte und führte uns dann entschlossen gegen Westen.

Es gab Aufenthalte. Die halbwilden Pferde warfen sich zur Seite und warfen die Fuhrwerke um; an einem Wagen brach die Deichsel, an einem andern die Achse. Wir mußten oft halten und die Schäden reparieren.

Im Süden aber krachten ununterbrochen die Kanonen; es war, als wälze sich in der Ferne träge und faul dumpfer Donner daher; es war seltsam, denken zu müssen, daß Tod und Hölle jetzt dort wüteten. Ein drückendes Gefühl der Einsamkeit und Scham lag schwer auf unsern Herzen; dort wütet die Schlacht; Verwundete wälzen sich am Boden, dort braucht man uns so sehr, — aber wir irren hier müßig und zwecklos auf den Feldern umher!

Ich schaute auf den Kompaß — wir gingen nach Nordwesten. Alle wußten, daß wir nicht dahin gingen, wohin wir sollten; und dennoch mußten sie alle gehen, weil dieser starrköpfige Alte nicht zugeben wollte, daß er unrecht habe.

Gegen Abend zeigten sich in der Ferne die Umrisse einer chinesischen Stadt mit den geschweiften Dächern ihrer Türme und Pagoden. Links davon bemerkten wir eine Reihe Staatsgebäude und weiße Rauchwölkchen von Eisenbahnzügen. Unter den Soldaten erhob sich ein verhaltenes, feindseliges Lachen: Das war Mukden! . . . Nachdem wir den ganzen Tag hindurch marschiert waren, kehrten wir wieder zu unsern Steinbaracken zurück.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

In den Zelten wurde es dämmerig, trübe brannten die Laternen. Überall Stöhnen und Ächzen. Die Schwestern reichten den Verwundeten Tee. Wir sahen die blutdurchtränkten Verbände nach und legten, wo es nötig war, neue an. Die Binden gingen aus. Ich schickte einen Wärter zur Apotheke, um

welche zu holen. Er kam zurück und sagte, daß der Apotheker ohne Verlangschein keine Binden hergebe. Ich bat eine Schwester, zum Apotheker zu laufen und ihm zu sagen, daß ich den Schein später ausschreiben werde, er möge doch aber die Binden sofort hergeben. Auch die Schwester kam wieder und berichtete, voll Erstaunen die Schultern zuckend, daß der Apotheker sich weigere, die Binden ohne Verlangschein zu verabfolgen.

Was sollte das heißen? . . . Unser Apotheker war ein Mensch von äußerst geringer Intelligenz und ein Trunkenbold, machte aber den Eindruck eines sehr liebenswürdigen und gutmütigen Burschen. Was war ihm denn eingefallen? . . . Späterhin lernten wir ihn näher kennen. Die Apotheke war für ihn wie der Zentralmechanismus der Welt. In ihrem geheiligten Gange durfte nichts auch nur um ein Haar breit geändert werden. Gewöhnlich friedlich und dienstfertig, berauschte sich Michael Michaelowitsch in der Apotheke an der Höhe seiner Stellung; wenn er aber berauscht war, — gleichviel ob vom Branntwein oder vom Bewußtsein der Wichtigkeit seiner Apotheke — dann wurde er anmaßend und hochmütig. Ich ging selbst zu ihm.

„Michael Michaelowitsch, mein Täubchen, warum sind Sie denn so rebellisch? Bitte, geben Sie die Binden so rasch als möglich heraus, sonst verbluten sich die Verwundeten noch!"

„Schreiben Sie gefälligst einen Verlangschein!" antwortete er trocken, die Lippen zusammenpressend.

„Aber das kann Ihnen doch ganz gleich sein, ob der Schein sogleich oder später geschrieben wird. Schon zum drittenmal muß man sich wegen derselben Sache an Sie wenden!"

„Ich weiß von nichts. Ich darf aus meiner Apotheke nichts abgeben, außer gegen einen Verlangschein." Und aus seiner Stimme klang die kalte Schadenfreude des russischen Beamten, der das Recht in sich fühlt, eine Gemeinheit zu begehen.

„Pfui Teufel! Dann geben Sie mir rasch einen Fetzen Papier, damit ich Ihnen den Schein gleich schreiben kann."

„Ich habe kein überflüssiges Papier; das bekommen Sie beim ältesten Ordinator. Ich selbst erhalte das Papier nur gegen einen Schein und muß darüber Rechnung führen . . . Jawohl, jetzt hat das Spaßen ein Ende!" . . .

Und es mußte die Hilfe des Oberarztes in Anspruch genommen werden, um die allzu großen Bedenken des Apothekers zu zerstreuen. —

Unsere Lazarette hatten ihre Tätigkeit begonnen. Und diese Tätigkeit war jetzt noch sinnloser, als es vorher unsere Untätigkeit gewesen war.

Von den Verbandplätzen her führte man uns die Verwundeten zu. Wir brachten sie in den Zelten unter, besserten die blutdurchtränkten Verbände aus; je nach der Tageszeit reichten wir ihnen entweder das Mittagessen oder gaben ihnen Tee zu trinken; und gegen Abend wurden alle wieder auf die Wagen geladen und zur Station gefahren. Wozu nur eine halbe Werst vom Bahnhof entfernt dieser Aufenthalt für die Verwundeten, die schon fünf bis sechs Werst per Wagen zurückgelegt hatten? Oft untersuchten wir die ankommenden Verwundeten nur auf ihren Karren und beförderten sie auf unsere eigene Verantwortung hin auf denselben Wagen zur Station weiter. Der Oberarzt machte keine Einwendungen, allein er bestand darauf, daß die durchtransportierten Verwundeten in unsere Bücher eingetragen und mit unsern Billetten weiterbefördert werden sollten.

Auf dem Bahnhof luden wir einmal die Verwundeten auf die Sanitätszüge.

Da fährt ein in kaiserlicher Pracht schimmernder Zug ein. Lange helle Wagen mit Spiegelscheiben; das Innere ist heiter, sauber und bequem. Die Verwundeten liegen in schneeweißen Hemden auf weichen Federmatratzen; überall Ärzte und Schwestern; in besondern Wagen befinden sich der Operationssaal, die Küche, die Waschanstalt ... Aber der Zug fuhr weiter, sich geräuschlos auf weichen Federn wiegend, und an seine Stelle fuhr mit lautem Gerassel ein anderer, bloß aus einfachen Güterwagen zusammengesetzter Zug herein. Die Türen wurden ausgehängt, die Kranken mühevoll in die hohen, mit keinen Treppen versehenen Waggons gehoben und auf den eben erst vom Pferdemist gereinigten Boden gelegt. Weder Öfen noch Aborte waren vorhanden. In den Waggons war es kalt, und es verbreitete sich ein ekelhafter Gestank. Die Schwerkranken besorgten ihre Notdurft, wo sie gerade lagen; wer Kraft genug hatte, kroch aus dem Wagen und schleppte sich nach dem Abort der Station. Die Lokomotive pfiff und setzte sich, mit einem starken Ruck die Waggons anziehend, in Bewegung. Die am Boden liegenden Verwundeten wurden hin und her gerüttelt und gestoßen, krümmten sich vor Schmerzen, stöhnten und fluchten. Die Waggons waren nicht miteinander

verbunden, sodaß man nicht von einem in den andern gehen konnte; wenn eine Blutung eintrat, konnte sich der Verwundete verbluten, bevor bei einem Aufenthalte ein Arzt zu ihm gelangt war.*)

Ich machte einmal mit einem mir bekannten Offizier einen Ritt. Auf dem Dache einer chinesischen Fansa arbeiteten zwei Sappeure der Heliographenabteilung. Wir machten halt, um zuzuschauen. Plötzlich flogen von einem danebenstehenden Baume abgebrochene Zweige herunter, Kugeln sausten durch die Luft, und die Sappeure polterten Hals über Kopf vom Dache. In voller Karriere sprengten Kosaken ins Dorf.

„Soeben haben zwei Chinesen auf einem Dache mit Spiegeln Signale gegeben. Den einen haben wir heruntergeschossen, der andere ist heruntergesprungen und davongelaufen. Haben Sie nicht gesehen, wohin er geflohen ist?"

„Ihr Schufte! Ihr Teufelskinder! Habt ihr denn keine Augen? So, ihr habt also auf uns geschossen!" schrieen die Sappeure die verblüfften Kosaken an.

Sappeuroffiziere erzählten mir, daß die Chinesen der Dörfer, in denen der Heliograph arbeitete, von den Soldaten und Kosaken mehr als einmal aufs grausamste behandelt worden seien.

Und überall kamen aus den verschiedensten Ursachen schwere Irrtümer vor, die man nicht wieder gutmachen konnte. Einst fuhr unser Korpskommandeur durch ein chinesisches Dorf. Da knallten aus der Ecke einer Umfassungsmauer her hintereinander zwei Schüsse. Die Kosaken der Eskorte stürzten nach dieser Ecke, hieben mit ihren Säbeln zwei Chinesen nieder und nahmen fünf andere gefangen. Einige Tage darauf wurden diese hingerichtet und am Ufer eines Baches verscharrt. Heftige Regengüsse schwemmten den Rand des Ufers weg, und aus dem Schlamme ragten die mit blauen Hosen, schwarzen Pantoffeln und weißen Wadenbinden bekleideten Beine hervor. Lange nachher aber teilte mir ein Stabsoffizier unter dem Siegel strengsten Geheimnisses folgendes mit:

Gleich nach der Hinrichtung der Chinesen hatte sich herausgestellt, daß auf den General überhaupt kein Schuß abgegeben worden war. Zwei Kosaken

*) Nach den angestellten Berechnungen wurden während der Schlacht am Schaho auf den Sanitätszügen ungefähr dreitausend Verwundete befördert, in den geheizten einfachen Zügen jedoch ungefähr dreißigtausend!

kamen in das Dorf geritten und machten Jagd auf ein chinesisches Schwein. Es floh über die Straße, die Kosaken schossen nach ihm und bemerkten in der Eile die gerade um die Ecke biegende Kalesche des Generals nicht; sie sahen, daß sie sich eine böse Geschichte zugezogen hatten und galoppierten davon; die chinesischen Dorfbewohner aber mußten für sie büßen. Später erzählten die beiden Kosaken selbst den ganzen Hergang dem Führer der Eskorte; und der General gab allen den strengsten Befehl, über den ganzen Vorfall tiefstes Schweigen zu bewahren.

Auf unserer rechten Flanke ritt einst eine Tscherkessenabteilung in ein chinesisches Dorf. Die Chinesen drängten sich um sie herum und betrachteten die für sie so seltsamen Uniformen. Plötzlich zogen die Tscherkessen ihre Säbel und hieben in die Menge ein — Männer, Frauen, Kinder. Weshalb? Sie erklärten ganz einfach:

„Sie hindern uns am Durchreiten."

Kosaken erhielten oft den Auftrag, die in der Gefechtslinie aufgegriffenen Chinesen nach dem Stabsquartier zu bringen. Wenn man ihnen zu dem Zweck Papiere mitgab, verbrachten sie die Leute an Ort und Stelle. Gab man ihnen aber keine Papiere mit, so verfuhren sie weit einfacher. „Haben Sie schon einen halben Tag lang herumgeschleppt!" Sie führen die Chinesen in ein Kaoljanfeld, hauen sie mit den Säbeln nieder und bedecken ihre Leichen mit Kaoljan.

Wenn es zwischen den Soldaten, die in den Dörfern lagen, und den chinesischen Dorfbewohnern zu Streitigkeiten kam, drohten die Leute einfach: „Wenn du uns angibst!... Wart' nur! Wir werden dem Hauptmann sagen, daß du auf einen von uns das Messer gezückt hast, — man macht dir dann ‚Kantrami'!"

Während eines Ausrittes sah ich einmal im Straßengraben zwei soeben umgebrachte Chinesen liegen; beide waren mit Blut bedeckt, der eine atmete noch, aber schwer und röchelnd. Die Vorbeiziehenden hielten an, betrachteten sie einen Augenblick und ritten gleichmütig weiter. Die Pferde spitzten die Ohren, schnaubten heftig und warfen sich zur Seite. Aber die Leute standen neugierig gaffend da und zeigten keine Spur von Gefühl, Bestürzung oder Entsetzen über die Vernichtung eines Lebens: sie hatten schon aufgehört, auch in langzöpfigen, gelben Menschen das Leben zu achten.

Der Vorabend des Weihnachtsfestes war gekommen. Die Japaner warfen Zettelchen in unsere Schanzgräben, auf denen geschrieben stand, daß die Russen sich ruhig auf ihr Fest vorbereiten könnten; die Japaner würden sie nicht stören oder beunruhigen. Selbstverständlich schenkte niemand den hinterlistigen Asiaten Glauben. Jedermann erwartete einen plötzlichen, nächtlichen Angriff.

Am Heiligen Abend erhielten wir den telegraphischen Befehl, daß in Erwartung einer Schlacht die Oberärzte der beiden Spitäler sich sofort ins Divisionslazarett zu begeben und je zwei jüngere Ärzte und zwei Schwestern mitzunehmen hätten. Unser Divisionslazarett war schon vor einigen Tagen von Tschengous vier Werst nach Süden, gerade in die Gefechtsstellungen, vorgerückt.

Der Befehl stellte sich als eine himmelschreiende Gesetzlosigkeit dar. Der Oberarzt durfte, sobald sein Spital einmal eröffnet war, *in keinem Falle* mehr aus ihm abkommandiert werden. Unter den gegebenen Bedingungen war diese Abkommandierung der Oberärzte auf die Stellungen geradezu ein Unsinn. Wenn eine große Schlacht bevorstand, so mußte es nicht nur im Divisionslazarett sondern auch in den Spitälern sehr viel Arbeit geben; und wie konnte man dann die Lazarette ohne Oberärzte lassen? Außerdem war noch ganz ungewiß, ob man im Divisionslazarett Hilfsärzte nicht nötig haben, und ob es überhaupt zu einer Schlacht kommen würde.

Die Sache war klar: Sultanoff mußte den Wladimirorden mit Schwertern haben, und Novizkaja und Sinaïda Arkadjewna brauchten eine Medaille am Bande des Georgsordens. Wenn man nur Sultanoff und die beiden Fräulein abkommandiert hätte, so wäre das zu sehr in die Augen gefallen. Und so wurde die Hälfte des ärztlichen Personals beider Spitäler in die „Stellungen" geschickt.

Da es schon seit langem dunkelte, wurden die Wagenlaternen angezündet. Es war eine stille, finstere, frühlingsmäßig warme Nacht. Es lag kein Schnee. Wir kamen beim Divisionslazarett an und setzten uns zum Tee. Alle lachten und machten über diese phantastische Abkommandierung Witze. Da kam Sultanoff mit seinen beiden Ärzten an, aber ohne die Schwestern.

„Aber wo sind Ihre Schwestern?"

„Die sind zum Korpskommandeur gefahren. Er hat heute einen Weihnachtsbaum", erwiderte Sultanoff.

Novizkaja und Sinaïda waren natürlich hingefahren, doch warum hatte Sultanoff die beiden andern Schwestern nicht mitgenommen? Aber es fiel niemandem ein, diese Frage zu stellen; denn alle wußten ja, daß, wenn überhaupt Schwestern aus Sultanoffs Spital hierherkämen, dies nur Novizkaja und Sinaïda sein würden. . . . Der Befehl hatte aber ganz bestimmt gelautet, daß zwei Schwestern mitzubringen seien.

Ungefähr um neun Uhr knallte ein Schuß, dann ein zweiter, und bald knatterte auf unseren Stellungen ein rasendes Gewehrfeuer. Dumpf donnerten die Kanonen. Alle schwiegen. Es lag etwas Fürchterliches in der Luft. Das Schützenfeuer breitete sich immer weiter aus, die Kugeln sausten, und die Granaten flogen zischend und heulend dahin.

Wir machten uns zur Aufnahme der Verwundeten bereit. Es wurden jedoch keine gebracht. Aber die Gewehre knatterten toll und fieberhaft, und in der Dunkelheit jagten aufgeregte Ordonnanzen vorüber. Auf den japanischen Stellungen leuchtete ein Scheinwerfer auf, und ein bläuliches helles Licht glitt langsam über unsere Stellungen hin und her.

Verwundete kamen immer noch nicht. Gegen Mitternacht verstummte das Knattern der Gewehre. Wir legten uns schlafen und kehrten am folgenden Morgen nach Hause zurück. Die außergewöhnliche Mobilisierung des Spitalpersonales auf die „Stellungen" hatte sich als durchaus überflüssig erwiesen.

Ich will nebenbei erzählen, was es mit diesem Geschieße für eine Bewandtnis hatte.

Es spielte sich hier eine der allerlächerlichsten Episoden dieses an unfreiwilligem Humor so reichen Krieges ab. Jedermann war fest überzeugt, daß die Japaner für diese Nacht etwas vorbereiteten, und die Nerven aller waren aufs äußerste gespannt. Die Jäger eines unserer Regimenter hörten in der Dunkelheit von den Stellungen der Japaner her sich schnell näherndes, ausgedehntes, leichtes und dichtes Getrappel. Die Jäger eröffneten das Feuer. Es wird versichert, daß es nur eine Herde chinesischer Schweine war, die aus irgendeiner Umzäunung ausbrach und nun über die Felder hinlief. Das Feuer der Jäger wurde von den in den Schanzgräben sitzenden Bataillonen aufgenommen, von da ging es auf die benachbarten Truppenteile über, die Batterien

wurden benachrichtigt, — und die Kanonade war im Gang. Offiziere, die sich damals auf erhöhten Punkten befanden, erzählten mir folgendes: Von oben her waren längs der russischen Schanzgräben infolge des lebhaften Gewehrfeuers ununterbrochene Feuerlinien zu sehen. Der Kommandeur des Bataillons, das den Angriff der Schweine entdeckt hatte, telegraphierte dem Regimentskommandeur: „Kann mich nicht länger halten, schicken Sie Verstärkung." (Viele Offiziere versicherten mir auf Ehrenwort, daß dies eine Tatsache sei.) Man fing an, Flatterminen in die Luft zu sprengen. Eine wurde angezündet, eine andere ging von selbst los. . . .

Und jetzt vergingen alle fast vor Schmach und Schande: das Feuer der Explosionen beleuchtete ringsum die vollkommenste Wüste. Nirgends auch nur ein einziger Feind. Inzwischen hatten endlich auch die Japaner aus ihren Schanzgräben zu feuern angefangen, ihr Scheinwerfer blitzte auf und beleuchtete unsere Stellungen, aus denen wie toll die Schüsse hervorkrachten.

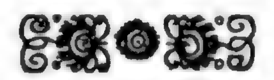
In einer untertänigsten Depesche Kuropatkins wurde das Ereignis auf folgende Weise dargestellt:

> In der Nacht auf den fünfundzwanzigsten Dezember fingen die Japaner an, uns auf der Front des Zentrums unserer Schlachtstellung zu beunruhigen. Rechtzeitig von unseren Wachposten bemerkt, wurden sie mit Artillerie- und Gewehrfeuer empfangen und zogen sich nach einigem Geplänkel zurück. Wir hatten drei Tote und siebzehn Verwundete, darunter einen Leutnant.

Kurotpakin hatte nur nicht beigefügt, daß diese durch russische Kugeln getötet und verwundet worden waren; sie hatten sich vor den Schanzgräben auf Patrouille und an geheimen Plätzen befunden, und sie hatte der ganze Kugelregen überschüttet.

Übrigens hatten, wie mir ein Offizier, ein bekannter Spaßmacher, versicherte, auch die Japaner in dieser denkwürdigen Nacht Verluste: Patrouillen fanden nämlich in den feindlichen Schanzgräben die Leichen einiger Japaner, die vor Lachen geplatzt waren.

(Schluß folgt)



An der Wende! / Von Oskar Friedrich Luchner

Man rühmt Österreich nach, daß es die größte Stetigkeit in seiner äußeren Politik an den Tag lege. Unser Minister des Äußern ist der glücklichste unter all seinen Kollegen. In keinem zweiten konstitutionellen Staate übt das Volk einen so geringen Einfluß auf den Leiter der äußeren Politik aus. Rußland inbegriffen. Und der Österreicher will auch nicht anders. Was kümmert ihn die hohe Politik? Er hat mit der andern schon mehr als genug zu tun. Die Kämpfe um die Straßentafeln, Gerichtssprachen, Hochschulen und das Gemeindewohl nehmen ohnedies die ganze verfügbare Zeit des Normalbürgers in Anspruch.

Herrgott, wenn wir uns da auch noch über die Kaiserzusammenkünfte, drohende Ententen und Allianzen aufregen müßten! Wir sind seit Jahrzehnten gewohnt, uns in diese Dinge nicht einzumischen. Das wird schon der Minister des Äußern besorgen. Dafür dulden wir auch nicht, daß sich die hohe Regierung in die innere Politik einmengt. Das ist unsere Sache, das machen wir. Die Aufgabe des Ministeriums besteht darin, wie der Geist Gottes über den kochenden Wassern der Völker zu schweben und durch rechtzeitiges Gendarmerieaufgebot Vorsorge zu treffen, daß wir uns nicht gegenseitig die Köpfe einschlagen. Das verlangen wir unbedingt von ihm. Dazu haben wir ja einen Minister des Innern. Aber sonst geht ihn die Sache weiter nichts an. Als Revanche scheren wir uns — wie gesagt — keinen blauen Dunst um das Auswärtige. Reval-Abkommen? Dabei sei Österreich in erster Linie interessiert? So? Das ist Sache des Herrn Ährenthal. Dafür wird er doch bezahlt! Außerdem ist uns der ganze Balkan Hekuba. Wir haben mit den bosniakischen Hausierern schon genug, und wenn durchaus das Salz der parlamentarischen Kritik zum garkochen nötig sein sollte, das steuern die Herrn Ungarn bei. Nicht wahr, sie sind so gut? Wir haben wahrhaftig keine Zeit dazu.

Was wir zu tun haben? Aber bitte, Sie sehen doch. In Dvorcak wurde ein deutscher Postsack von der tschechischen Fahrpost nicht angenommen, und in Trient hat ein welscher Kellner einem Reichsdeutschen um zwei Kreuzer

zu wenig herausgegeben. Der nationale Besitzstand der Deutschen ist aufs schwerste bedroht. Es gilt, die Lebensexistenz der Deutschen in Österreich zu verteidigen. Daher ist es Ehrenpflicht eines jeden Volksgenossen, heute abend bei der Protestversammlung im Hoferbräu, morgen bei der Protestagung im Annenhof und übermorgen beim Protest-Thing in den Stadtsälen zu erscheinen. Sie sind verheiratet, sagen Sie, und könnten deshalb nicht drei Tage hintereinander ausgehen? Sie ehrvergessener Volksverräter! Erst kommt das Volk, und mag die Familie darüber zugrunde gehen.

Sie sind ein Reichsdeutscher? Pardon, das heißt Verzeihung, dann ziehe ich meine Worte zurück, denn ich sage, Sie kennen unsere Verhältnisse noch nicht. Sie haben keine Ahnung, was es heißt, auf national gefährdetem Boden zu stehen. Was das kostet an Geld, Nachtruhe und Gesundheit. Sie, Sie haben es leicht. Sie brauchen einfach in der Zeitung zu lesen, ihren Abgeordneten zu wählen und über ihn nachher am Stammtisch loszuziehen. Sie brauchen sich nicht wegen Marokko, Döberitz oder Reval einen Magenkatarrh anzutrinken. Sie brauchen höchstens alle dreißig Jahre einmal ins Feld zu ziehen. Was ist dabei? Ein Feldzug von heute dauert ein paar Wochen, dann haben Sie vielleicht einen Fuß weniger, aber dafür wieder dreißig Jahre Ruhe.

Was ist das im Vergleiche zu unserer Lebensarbeit, zu unseren schwerlastenden Ehrenpflichten? Seife, Briefpapier, Bleistifte, Hosenträger, Bauchgürtel, Krawattennadeln, Zündhölzchen, kurz, alle täglichen Gebrauchsgegenstände bei bestimmten Fabrikanten und in einer ihnen absolut nicht zusagenden Qualität kaufen zu müssen, weil der Erzeuger sich bereit erklärt hat, für hundert Kronen Gewinn je einen Heller an die Südmark abzuführen. Ferner die Ehrenpflicht, zu den Wehrschätzen der zahllosen, strammen Parteiblätter beizusteuern. Zu was dieses Geld bestimmt ist? Wie können Sie fragen? Zum Ausbau der guten Presse und zur Bekämpfung der schlechten. Die schlechte ist nämlich immer die andere.

Und wenn Sie bei drei Vereinen sind, dann heißt man Sie einen Vereinsmeier? Hyperbel! Kommen Sie mal ein bißchen zu uns herab! An einem einzigen Abende können Sie bei der Süd-, Nord-, West- und Ostmark, beim Böhmer-, Wiener- und Karpatenwaldbund, beim allgemeinen und deutschen Schulverein, bei der freien und bei der freien deutschen Schule, beim Wicheland-, Hutten- und Lutherbunde, bei der Turnerschaft und beim Turnerbund als Bundesbruder aufgenommen sein. Von den Gesangsvereinen, den Rauch-

gesellschaften und Kegelklubs ganz abgesehen. Das sind schon Sportsvereine. Falls Sie aber die beachtenswerte Anschauung haben, daß Glück und Dummheit korrelate Begriffe sind, so braucht Ihnen in Österreich nicht bange zu werden. Trotz Wahrmund gibt es ungezählte Bruderschaften, Sodalitäten, Verbindungen und Vereine, die sich die Förderung des Seelenheiles zur Aufgabe gestellt haben.

Sie seien nicht in der Lage, so viele Jahresgelder zu bezahlen? Sie Naiver! die bleibt man ja doch schuldig. Verstehen Sie nun, weshalb wir Deutschösterreicher keine Zeit haben, uns um die auswärtige Politik zu kümmern?

Den anderen Nationalitäten des Donaustaates geht es freilich um kein Haar besser. Auch sie sammeln in gleichartigen Vereinen Geld zum Angriffe und zur Verteidigung an den Sprachgrenzen; und da jede Nation mit vier bis fünf anderen im Kriege liegt, so werden Jahr für Jahr von den österreichischen Volksstämmen Unsummen an Geld und Arbeitskraft für nationale Zwecke aufgewendet, ohne daß sich jedoch merkliche Erfolge irgendwo nachweisen ließen. Begreiflich, da die gegenseitigen Förderungsbestrebungen schließlich einander wieder in der Wirkung aufheben.

Den härtesten Stand aber haben die Deutschen, denn der gemeinsame Haß gegen alles Deutsche ist nebst der Dynastie das festeste Band, das den österreichischen Kaiserstaat zusammenhält. Da für jede neue deutsche Schule eine italienische, tschechische oder slowenische gebaut wird, ist der Nutzeffekt der Schutzvereine ein geringer. Wenn auch an eine Abrüstung schwerlich zu denken ist, solange nicht auch die anderen Nationalitäten die Tätigkeit ihrer nationalen Vereine einzuschränken gesonnen sind. Heute beginnt aber ein leises Dämmern in Deutschösterreich, daß mit der Vereinsmeierei allein das Deutschtum nicht gehalten werden kann, daß es ganz andere Faktoren sind, die für das Vordringen und Zurückgehen eines Volkes ausschlaggebend werden. Die Erkenntnis kommt freilich etwas spät. Zu einer Zeit, da die Hegemonie den Deutschen bereits verloren gegangen ist, da im Parlamente eine slawische Mehrheit sitzt, und da in den Sudetenländern langsam Stadt um Stadt vor dem Ansturm der Tschechen zu Falle kommt. Es hat verflucht lange gedauert, bis die Erkenntnis kam, daß mit der Alkoholbegeisterung der Versammlungsreden und Gedenktagsfeiern, mit dem treudeutschen Heilgruße und dem schwarz-rot-goldnen Bierzipf kein tschechischer Kreisler verdrängt, kein welscher Beamter präteriert und kein slowenischer Arbeiter ersetzt werden kann.

Den Anfang der Umkehr vom Fehlwege bedeutete die Parole: In den Staatsdienst! So unglaublich und unverständlich für den Ausländer es auch klingt, es ist Tatsache: In den letzten zwei Jahrzehnten unglückseliger deutscher Politik galt es vom deutschnationalen Standpunkte aus für odios, in den Staatsdienst zu treten. Man glaubte, die Bureaukratie für die Deutschen günstiger zu stimmen, wenn man sie boykottierte. Als man diese ungeheure Dummheit einzusehen begann, waren die unteren Staatsstellen bereits mit italienischen, tschechischen, slowenischen und polnischen Aspiranten überfüllt.

Die entscheidende Wendung in der deutschösterreichischen Hauspolitik ist kürzlich geschehen. Der deutsche Volksrat für Böhmen und Mähren hat den Beschluß gefaßt, die Einführung des obligatorischen Unterrichts im Tschechischen an den Mittelschulen der Sudetenländer zu fördern. Damit haben die Deutschen endlich die unfruchtbaren Regionen des nebulosen Idealismus verlassen und den sicheren Boden einer gesunden Realpolitik betreten.

Zu dieser späten Weisheit sind wir gekommen, seitdem wir uns vor dem Geschwätze der Tagespolitiker die Ohren verstopft haben, und der Himmel verhüte es, daß wir jemals wieder Leuten als Führer nachlaufen, denen Politik nichts anderes ist als Tollheit vieler zum Nutzen weniger. Diese Wendung in der deutschösterreichischen Hauspolitik dürfte wie alles Gute leider auch Schlechtes mit sich bringen: den Ruin eines bisher blühenden Erwerbszweiges, des Wirtsgewerbes. Denn es gibt auf Gottes Erde keinen besseren Zecher als den gesinnungsstrammen Politiker.

Der Mensch im Hochgebirge

Von Dr. Carl Oppenheimer

Der moderne Alpinismus ist auf dem besten Wege, ein bedeutsamer Faktor in unserer Kulturwelt zu werden. Die Zeiten sind vorüber, wo man einen Hochtouristen mehr oder minder wohlwollend als einen harmlosen Narren ansah, harmlos wenigstens deshalb, weil er bei seinem sinn- und zwecklosen Herumlaufen auf Gletschern und Balancieren an Felstürmen im wesentlichen nur sein eigenes

Leben aufs Spiel setzte; der Führer, der ihm dabei Gesellschaft leistete, wurde wenigstens bezahlt und wußte, wozu er es tat. Trotz all dieser Nichtachtung schwoll die Zahl der Bergsteiger lawinengleich an, jeder Sommer schuf Tausende von neuen Jüngern; und nicht die schlechtesten Männer waren es, die es drängte, mit Rucksack und Pickel hinauszuziehen, um sich das wieder zu holen, was ihnen intensive Schreibtisch- oder Atelierarbeit genommen hatte, einen starken Körper, einen klaren Kopf und einen lachenden Lebensmut. Gerade unter den Akademikern gewann der ausübende Alpinismus seine festesten Anhänger. Und neben diesen Gelegenheitsbergsteigern erwuchs allmählich, und seit einem Jahrzehnt rasch, die junge Garde der Führerlosen, die heute Größeres leisten als vorher die ersten Führer. Was vor Jahrhunderten in Jagd und Fehde unseren Adel schuf, das wird jetzt im Sport den Adel der Zukunft schaffen helfen.

Dieser wundervolle Einfluß des Hochgebirges machte auch andere Kreise aufmerksam. Die immer neugierigen Mediziner fingen nun auch an, ihre Patienten, denen Reparaturen am Körper und am Nervensystem not taten, in die Berge zu schicken; und in kurzer Zeit schossen die Luftkurorte über tausend Meter wie die Pilze aus dem Boden. Man fühlte wohl, daß in den Einwirkungen der hohen Lagen noch andere Heilfaktoren verborgen sein müßten, als sie die bloße Erholung in reiner Luft verbunden mit weiser körperlicher Betätigung mit sich bringen konnten. Aber die Wissenschaft findet keine Befriedigung darin, sich mit unklaren Vorstellungen zu befassen, sie verlangt, daß man alle derartigen Beobachtungen sorgfältig mit Wage und Analyse untersucht; und erst wenn sie Zahlen sieht, dann glaubt auch sie an die Realität der Erscheinungen. So machten sich denn zu allerletzt auch die Physiologen an die Erforschung des Hochgebirges und seiner Faktoren. Der Pionier dieser Bemühungen war Angelo Mosso in Turin, dem bald der Berliner Physiologe Zuntz folgte, und denen sich in den letzten Jahren mit interessanten Versuchen der Wiener Durig anschloß.

Es waren im wesentlichen zwei prinzipielle Dinge im Hochgebirge zu untersuchen. Erstens, wie verhält sich der Körper, wenn er unter die veränderten Bedingungen gerät, deren Zusammenspiel wir als Höhenklima bezeichnen; und zweitens, wie steht es mit den Anforderungen, die an den arbeitenden Menschen in größeren Höhen gestellt werden. Also mit anderen

Worten: Hat schon der bloße Aufenthalt im Gebirge einen besonderen Einfluß auf den Organismus, oder bedarf es noch der meist damit verbundenen sportlichen Strapazen, um einen eigenen Effekt zu erzielen? Wäre das erste nicht der Fall, so hätte der bloße Aufenthalt eines Kurgastes keinen besonderen Erfolg, und nur dem Wandern im Gebirge wäre der Nutzen zugute zu halten. Beide Fragen sind von den Forschern im Zusammenhange geprüft worden und haben schon jetzt sehr interessante Resultate ergeben.

Aus der Fülle der Erscheinungen, die zum Teil noch nicht genügend klargestellt sind, um schon als gesicherter Besitz angesehen werden zu können, heben sich zwei wichtige Punkte hervor, die Einwirkung auf das Blut und auf den Eiweißhaushalt des Körpers. Die Blutveränderungen in höheren Lagen sind ein viel diskutiertes Problem gewesen, bis es schließlich der großen Zuntzschen Expedition von 1901 gelang, es einwandsfrei zu lösen. Man findet, daß in höheren Lagen sich eine objektive Vermehrung der roten Blutkörperchen herausstellt, also eine Neubildung jener eminent wichtigen Formelemente, an denen der Sauerstoffverbrauch und damit die innere Atmung der Gewebe hängt. Ist es doch der rote Farbstoff jener Zellen, das Hämoglobin, das sich in der Lunge mit dem lebenspendenden Gase sättigt und es dann bei dem Transport des Blutes in die Gewebe zu allen sauerstoffhungrigen Körperzellen hinführt.

Der zweite Punkt bildet ein Teilproblem des größeren von dem Gesamtstoffwechsel des Menschen im Hochgebirge. Unter dieser Bezeichnung verstehen wir im Groben das Schicksal der aufgenommenen Nährstoffe und ihre Verwendung zum Neuaufbau verbrauchter Körpersubstanz, sowie zur Leistung der Arbeit, die die Kraftmaschine „Mensch" erzeugt. Zum Aufbau des Körpers verwenden wir in erster Linie die Eiweißstoffe der Nahrung, die den Zellen unentbehrlich sind, weil auch ihr lebendes Protoplasma als wesentlichen Bestandteil Eiweiß enthält. Was an aufgenommenem Eiweiß nicht zu diesem Zweck benötigt wird, wandert wie alle Nichteiweißnährstoffe, Fette und Kohlehydrate, in den großen Ofen, um bei seiner Verbrennung die tierische Wärme und die Arbeitsenergie des Körpers zu erzeugen. Zu diesem Verbrennungsprozeß braucht dann der Körper das wichtigste aller Nahrungsmittel, den Sauerstoff, der eben bei seiner Verbindung mit den abgebauten Nährstoffen die Verbrennungsenergie liefert,

die der lebende Körper erzeugt. Bei diesem Prozeß entstehen als Endprodukte der Verbrennung im wesentlichen Kohlensäure und Wasser, die aus dem Körper entfernt werden.

Während nun eine überschüssige Nahrung an Fetten und Kohlehydraten leicht dazu führt, daß der Körper sie nicht restlos verbrennt, sondern in seinen Geweben aufhäuft, als Reservestoffe zurücklegt, ist dies normalerweise mit den Eiweißstoffen kaum der Fall. Der nicht mehr wachsende Organismus hält kein Eiweiß zurück; soviel auch aus den Verdauungssäften in die Gewebe gelangt, wird verbrannt. Ebensoviel Stickstoff, wie in den Eiweißnährstoffen zugeführt wird, erscheint in den stickstoffhaltigen Auswurfstoffen des Harnes wieder. Nur wenn durch Hunger oder Krankheit der Eiweißbestand dezimiert war, hält der Körper Eiweiß zurück, bis der dem Normalen entsprechende Bestand wiederhergestellt ist.

Es ist also sehr schwierig, den Eiweißbestand des Körpers auf ein höheres Niveau zu bringen. Als das wichtigste Mittel kennen wir die Entwicklung des Muskelsystemes durch Arbeit, wobei dann der Ansatz neuer Muskelfasern und die bessere Ausbildung der vorhandenen einen Mehrbestand an Eiweiß zur Folge hat. Das erreicht also der Sport in jeglicher Gestalt. Ohne stärkere Körperarbeit aber haben wir kaum einen sicheren Weg, um diese sehr wünschenswerte Erhöhung des Eiweißbestandes zu bewirken. Es war daher eine sehr wichtige Erfahrung, daß schon bei dem bloßen Aufenthalt in mittleren Höhen ein Ansatz von Eiweiß in die Erscheinung trat, das heißt, daß weniger Stickstoff im Harn und den anderen Ausscheidungen zu finden war, als man in der Nahrung eingeführt hatte. Dies Resultat zeigte sich bei allen Teilnehmern der „Zuntzschen Expedition". Aber sehr auffallend war es, daß dieser zweifellos günstige Einfluß eine Umkehrung erfährt, wenn die Höhe über ein gewisses Maximum sich erhebt. Auf dem Gipfel des Monte Rosa trat kein Ansatz mehr auf. Bei dem einen der Beobachter im Gegenteil ein rapider Zerfall von Körpereiweiß, der sogar zu bedrohlichen Erscheinungen geführt hat. Diese Grenze ist individuell verschieden, bei anderen Beobachtungen sind in denselben Höhen kleinere Differenzen, ja sogar noch Ansatz gefunden worden. Jedenfalls also zeigen Mittelhöhen einen segensreichen Einfluß auf den Reichtum des Körpers an seinem lebenswichtigsten Bestandteil, und damit haben wir einen zweiten zahlenmäßig greifbaren Beleg für die Wirkungen des Höhenklimas.

Wir machten schon den Vergleich zwischen dem lebenden Tier und einer Kraftmaschine. Aus der Energie, die bei der Verbindung der organischen Nährstoffe mit dem Sauerstoff der Atemluft frei wird, erhält der Organismus seine Wärme und leistet die ihm notwendigen mechanischen Arbeiten: die Herzarbeit, die Atemarbeit, die äußeren Muskelbewegungen. Je mehr Energie der Körper braucht, umso mehr Sauerstoff verbraucht er. Man hat also geradezu in der Menge Sauerstoff, die der Mensch in der Zeiteinheit oder zur Ableistung einer bestimmten Menge Arbeit braucht, ein Maß für die Energieumsetzungen im Körper. Man soll demnach den Sauerstoffverbrauch bestimmen. Dazu genügt nun aber nicht etwa die Messung der Menge, die der Mensch einatmet. Er scheidet ja mit jedem Atemzuge einen großen Teil des Sauerstoffes ungenützt wieder aus. Man muß also nicht nur die Menge der Einatmungsluft und Ausatmungsluft kennen, sondern auch ihre Zusammensetzung, ihren Gehalt an Sauerstoff. Diesen kann man gasanalytisch bestimmen, und bestimmt dann gleich den Gehalt an Kohlensäure mit.

Alle Werte, die man findet, muß man einteilen in Ruhewerte und Arbeitswerte. Auch im Zustand absoluter Ruhe verbraucht der Mensch Energie, da er ja Wärme erzeugt, da sein Herz schlägt und so weiter. Leistet er dann aber Arbeit, oder nimmt er Nahrung auf, die verarbeitet werden muß, so steigt sein Umsatz und damit sein Sauerstoffverbrauch.

Man bestimmt nun die Ruhewerte, indem man die Versuchsperson morgens bei Bettruhe nüchtern atmen läßt und ihren Sauerstoffkonsum pro Minute feststellt. Damit hat man einen Standardwert für jede einzelne Versuchsperson gewonnen, der auch tatsächlich nur in sehr geringen Grenzen schwankt. Es ließ sich direkt erproben, ob die bloße Änderung der Seehöhe allein eine Änderung der Ruhewerte bedingt, ob also das Klima in seiner wichtigsten Änderung auch eine Änderung der Gesamtumsetzungen im Körper veranlasse. Die Versuche darüber haben aber noch zu keinem abschließenden Urteil geführt. Bei einigen Menschen scheinen schon in mittleren Höhen Steigerungen der Ruhewerte einzutreten, bei anderen aber fehlen sie. In großen Höhen treten sie anscheinend regelmäßig auf. Dieser außerordentlich wichtige Punkt muß an größerem Material noch weiter geprüft werden. Dagegen scheint es ziemlich sicher zu sein, daß die sekundären Faktoren des Alpenklimas, Wind, Sonne, Trockenheit, an sich leichte Steigerungen der Ruhe-

werte bedingen, doch sind ähnliche Verhältnisse auch bei Versuchen im Seeklima gefunden worden.

Viel wichtiger aber ist der zweifellose Mehrverbrauch für Arbeitsleistungen im Hochgebirge. Für dieselbe Arbeit, in Meterkilogrammen ausgedrückt, braucht der Mensch in größeren Höhen einen erheblich größeren Aufwand an Energie, der sich in Monte-Rosa-Höhen bis um siebenundvierzig Prozent steigern kann. Kommen nun aber noch klimatische Reize oder Terrainschwierigkeiten hinzu, so sind die Zuwachszahlen noch viel größer, bis zu hunderteinundvierzig Prozent bei Märschen auf steilen Schneefeldern. Diese Zahlen geben uns ohne weiteres das Verständnis für die ungeheuer anregende Wirkung von Bergtouren, schließen aber auch gleichzeitig eine intensive Warnung in sich, denn so rapide Steigerungen des Verbrauches können natürlich für den Organismus sehr schwere Folgen nach sich ziehen. Der beste Schutz dagegen ist die langsame Gewöhnung, das sogenannte Training. Diese Tatsache ist dem Praktiker längst bekannt, sie läßt sich aber auch experimentell erweisen. Bei fortgesetzter Übung sinkt nämlich die Quote für den Mehrverbrauch ganz erheblich.

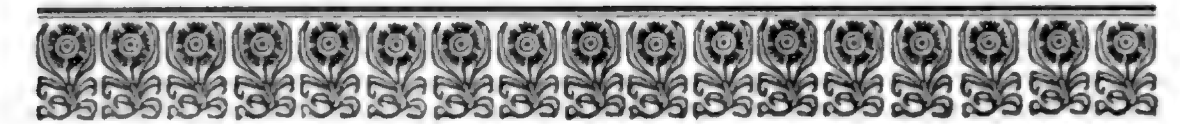
Die so überaus segensreichen Anpassungen durch die Gewöhnung haben nun aber eine Grenze in der Höhe. Bei einer bestimmten Sauerstoffspannung der Luft, die individuell verschieden ist, versagt die Anpassung, die Menschen können dann in dieser Höhe keine Arbeit mehr leisten, ohne einen enormen Verbrauch zu zeigen. Es ist das die Folge des Sauerstoffmangels. Zwar kann durch Ausbildung einer guten Atemmechanik diese Grenze nach oben verschoben werden. Zuntz zeigte, daß ein rationell atmender Mensch seine Gewebe bei viertausend Meter noch ebenso reichlich mit Sauerstoff versorgen kann wie ein schlecht atmender bei zweitausend. Aber das hat eben auch seine Grenze. Es bilden sich dann unter dem Einfluß der ungenügenden Versorgung saure Giftstoffe im Blut. Diese bewirken eine Zeitlang eine Art Selbstregulierung, indem sie ihrerseits das Atmungszentrum im Gehirn reizen und eine bessere Ventilation bewirken, aber bald ist auch diese Grenze überschritten, und wir treten in ein Höhengebiet ein, bei dem alle Regulierungen versagen, bei dem die Störungen des absoluten Sauerstoffmangels beginnen, die Zone der Bergkrankheit. Diese Zone der „absoluten Anoxyhämie" beginnt für verschiedene Menschen in sehr verschiedener Höhe, hat man doch schon

siebentausend Meter erreicht. Für die meisten liegt sie bei etwa fünftausend. Es spielen dabei sicherlich auch klimatische Faktoren eine Rolle, wahrscheinlich auch die elektrischen Ladungen der Luft, doch sind diese Fragen noch nicht spruchreif. Die wesentlichste Ursache der Bergkrankheit ist jedenfalls der Sauerstoffmangel, und zwar vor allem wohl der in den empfindlichen Zellen des Gehirnes.

Daß bei den großen Mehranforderungen an Arbeit im Gebirge auch das Herz sehr erheblich in Anspruch genommen wird, ließ sich erwarten, aber wurde auch experimentell erwiesen. Schon in der Ruhe war bei mittleren Höhen die Pulszahl gesteigert.

Aus der Fülle der Beobachtungen will ich hier nur noch einer sehr interessanten Erfahrung gedenken, die praktisch von größter Wichtigkeit ist. Es handelt sich um den Alkoholgenuß. Bekanntlich verdammen jetzt die allermeisten Sportsleute den Alkohol, zum mindesten während der Arbeit. Durig hat nun bei seinen Steigversuchen gelegentlich solche eingeschoben, bei denen er zwei Stunden vor dem Aufbruch zirka dreißig Kubikzentimeter Alkohol in Zuckerwasser nahm. Es erwies sich nun, daß der Alkohol die Leistungsfähigkeit herabsetzt, und zwar in doppeltem Sinne. Es sinkt nicht nur die Leistung in Pferdestärken, also der Effekt, und zwar um zirka zwanzig Prozent, es sinkt auch der Wirkungsgrad, und zwar um zirka zwölf Prozent. Die Maschine arbeitet also nicht nur schlechter, sondern verbraucht außerdem noch mehr Heizmaterial. Sie leistet also weniger Arbeit und schlechtere Arbeit. Der Alkohol als Energiespender hat damit seine Rolle ausgespielt.

Aus diesen aphoristischen Ausführungen geht hervor, daß wir schon etwas in die Rätsel der Hochgebirgswirkungen eingedrungen sind. Für viele der nur empirisch vermuteten Einflüsse haben wir zahlenmäßige Grundlagen gefunden und können sagen, daß das Hochgebirge schon durch seine rein klimatischen Faktoren, besonders aber bei körperlicher Arbeit, also beim Bergsteigen, sehr energische Reize auf den Stoffumsatz herbeiführt, die bei richtiger Abmessung sehr erfreuliche Folgen haben können, die aber bei unvorsichtigem Wirtschaften schwere Schäden nach sich ziehen müssen.



Rundschau des März

Technik (Luftschiffahrt)

In einer so hoch entwickelten Menschheit, wie die jetzige ist, bekommt von Natur jeder den Zugang zu vielen Talenten mit. Jeder hat angeborenes Talent, aber nur wenigen ist der Grad von Zähigkeit, Ausdauer, Energie angeboren und anerzogen, so daß er wirklich ein Talent wird, also **wird**, was er ist, das heißt: es in Werken und Handlungen entladet". Dieses Wort Nietzsches gilt so recht für die Technik und das Erfinden. Das Erfindertalent muß eigentlich die ursprünglichste Begabung der Menschheit sein, es ist der Sinn dafür, mit vorhandenen Mitteln neue Werkzeuge zu schaffen, die die Daseinsausübung erleichtern und erweitern. Aber zwischen Denken und Schaffen liegt der Weg, zu dessen Begehen Ausdauer und Zähigkeit erforderlich ist. Der grobe Baustoff muß in harter Arbeit und unsäglichen Mühen zu den neuen Formen umgebildet werden, und die Möglichkeit der neuen Sache muß gegen die den Fortschritt verneinende Mitwelt verteidigt werden. Der Umfang der erforderlichen Energie, Ausdauer und Zähigkeit wird uns jetzt so recht greifbar auf dem Gebiet der Luftschiffahrt vor Augen geführt. Das zäharbeitende Erfindertalent Zeppelins hat sich vor den Augen der Welt in einem großen Werk „entladen" und einen völligen Umschwung der öffentlichen Meinung herbeigeführt. Mancher, der jetzt überzeugt sein Scherflein zur Nationalspende beigetragen hat, verneinte vor noch nicht allzu langer Zeit überhaupt die Möglichkeit der Eroberung der Luft. Jetzt ist sie, in einer für eine neue Idee bisher nicht gekannten Gemeinsamkeit anerkannt. Der Neubau eines Zeppelinschen Luftschiffes ist gesichert, der allgemeine Wille geschieht!

Aber auch von anderer Seite aus wird rüstig weitergearbeitet. Am dreizehnten August hat das neue **Parseval-Luftschiff** seinen ersten Aufstieg gemacht. Es stieg zirka dreihundert Meter hoch, entwickelte eine Geschwindigkeit von etwa fünfundvierzig Kilometerstunden und landete nach halbstündiger Fahrt ohne Ballastabgabe wieder an der Abfahrtsstelle. Am vierzehnten August folgte eine Fahrt rund um Berlin, die zweidreiviertel Stunden dauerte. Der Ballon kehrte ebenfalls wieder an seine Ausgangsstelle zurück. Weitere Fahrten folgen und werden besonders in der verlangten Zwölfstundenfahrt die Leistungsfähigkeit erweisen. Der Parsevalballon gehört zur Klasse der vollständig **unstarren** Ballons, das heißt die Ballonhülle selbst ist unstarr wie bei einem gewöhnlichen Freiballon und auch die Verbindung der Gondel, die ebenfalls wie bei Freiballons durch Zugschnüre erfolgt, ist unstarr. Wir wollen hier auf die Systemunterschiede und Streitigkeiten, die auch schon früher erörtert wurden, nicht eingehen. Die Praxis spielt sie jetzt selbst gegeneinander aus, und das ist in der Technik schon immer das einwandfreieste Mittel gewesen, aus Systemqualen herauszukommen und das wirklich „tüchtighafte" zu proklamieren.

Der neue Parsevalballon ist 58 Meter lang und hat bei einem Durchmesser von 9,5 Meter zirka 3800 Kubikmeter Inhalt, also etwa den vierten Teil der untergegangenen Zeppeline. Drei Viertel des Inhalts werden durch Wasserstoffgas gebildet, der übrige Teil durch sogenannte „Ballonets“ ausgefüllt. Diese Ballonets sind Luftsäcke, die je nach Bedarf aufgeblasen werden, um der unstarren Ballonhülle, ihre pralle Form zu erhalten. Sie sind hier geteilt, am vorderen und hinteren Ballonende angebracht und dienen in einer für den Parsevalballon originellen Weise, zur Höhensteuerung. Gibt man nämlich dem Ballonet am hinteren Ende mehr Luft, so senkt es sich nach unten, das heißt das vordere Ballonende wird gehoben, wodurch der Ballon steigt. Entsprechend kann man das vordere Ende durch Lufteinpumpen zum Abwärtsfahren beschweren. Zur Füllung des Ballonets dient ein Ventilator, der vom Motor angetrieben wird, aber auch, falls die Maschine versagt, von Hand betrieben werden kann. Außerdem wird noch ein verschiebbares Laufgewicht, das ebenfalls die Höhen- und Tiefensteuerung bewirkt, angewendet. Zur Seitensteuerung dient ein am hinteren, spitz zulaufenden Ende befindliches, um eine Vertikalachse drehbares Steuer. Der Antriebsmotor von über hundert Pferdestärken ist in der starren Gondel montiert und treibt eine Fahnenschraube mit Stoffflügeln. Der Parsevalballon ist ein Militärballon, der zur Verwendung bei den Feldarmeen in Wagen mitgeführt werden soll. Daher ist die ganze Konstruktion auf leichte Zusammenlegbarkeit und einfache Montage zugeschnitten.

Inzwischen hat sich auch das Erfindertalent der vielgerühmten und vielgescholtenen Gebrüder Wright in verschiedenen erfolgreichen öffentlichen Flügen entladen. Bekanntlich haben sie bereits seit dem Jahre 1905 das „Fluggeheimnis“ gelöst, nur wollten sie es ohne entsprechende pekuniäre Sicherstellung nicht preisgeben. Da ihre Forderungen von keiner Seite erfüllt wurden, enthielten sie hartnäckig der Welt ihr Geheimnis vor; und so kam es, daß die Zweifel an dem Können der Wrights immer stärker wurden. Endlich haben die inzwischen von anderer Seite erzielten Erfolge, die drohten, sie ins Hintertreffen geraten zu lassen, und die von einer französischen Gesellschaft gestellten Bedingungen die Wrights herausgefordert. Die von Wilbur Wright ausgeführten Flugexperimente setzten durch die Leichtigkeit der Ausführung in Erstaunen. Sie weisen tatsächlich neben der ausprobierten Konstruktion auf eine größere Übung im Fliegen hin. Der Wrightsche Flugapparat ist sehr einfacher Konstruktion. Sein eigentliches Tragflächengebilde ist ein Zellendrachen nach Chanutescher Bauart. Die Tragflächen sind zwei längliche Flächen, die wie Boden und Deckel eines länglichen Kastens dessen senkrechte Seitenflächen fehlen, angeordnet sind. In der Mitte vorn ist eine drehbare wagrechte Fläche als Höhensteuer, hinten eine drehbare vertikale Fläche als Seitensteuer angebracht. Soweit ähnelt also der Aufbau der Flugmaschine Farmans und Delagranges. Sie unterscheidet sich aber von ihnen durch eine eigenartige Verstellbarkeit der Haupttragflächen zur Erhaltung der Stabilität, die auch den Hauptinhalt der Wrightschen Patente bilden. Bei Rechtsschwenkungen des Flugapparates wird zusammenhängend mit dem Seitensteuer das hintere Ende der linken Tragfläche und das vordere Ende der rechten Tragfläche nach abwärts gezogen. Dadurch bekommt das außen liegende linke Tragflächenstück eine stärkere Neigung und wird infolgedessen angehoben, während das innere Ende mit der verflachten Neigung sich senkt. In entsprechender Weise senkt sich bei

Linksschwenkungen die linke Hälfte, und die rechte Hälfte wird, wie es der natürlichen Gleichgewichtslage entspricht, angehoben. Wenn sich die Verstellung der Tragflächen beim Kurvenfliegen tatsächlich als so vorteilhaft erweist, lassen sich natürlich auch noch andere Ausführungsarten ermitteln. Die Verwindbarkeit der Haupttragflächen der Wrightschen Flugmaschinen setzt immer etwas ihre Festigkeit und Haltbarkeit herab. Es wird Sache der weiteren Experimente sein, andere Anordnungen, besondere Steuerflächen und so weiter auf ihre Wirksamkeit zu prüfen. In technischer Beziehung steht ja die Flugmaschine erst im Anfangsstadium ihrer Entwicklung, die sie noch zu wesentlich anderen Formen führen wird. Was aber die Flugmaschinen in besonderem Maße zur Geltung bringen muß und auf ihre zu erwartende ausgedehnte praktische Verwertbarkeit hinweist, ist die Einfachheit der Mittel. Aus was besteht der ganze Flugapparat? Ein Tragflächengebilde aus über Rohrgestelle gespannter Leinwand, der Motor mit Schraube zum Antrieb, die Räder zum Anlauf und die Steuerorgane. Welche Befruchtung des Verkehrswesens läßt sich von dieser in die Allgemeinheit dringenden Flugmaschine, die mit Leichtigkeit die Verkehrsgeschwindigkeit verdoppeln wird, ableiten. Man kann daher die Fortschritte auf diesem Gebiete nicht scharf genug im Auge behalten, denn da gilt es, im Fluge etwas von der Welt zu erobern.

Musik

Der münchener Sommer, sonst die Zeit der Ruhe und Stille — mit Ausnahme der Prinzregentenfestspiele, die ja nur die Fremden angehen —, erlebte heuer die Tonkünstlerversammlung, jene Wanderplage, die jedes Jahr eine andere Stadt heimsucht, sie vier Tage lang mit neuer Musik oder Versuchen zu neuer Musik überschwemmend.

Man muß sagen, daß die heurige Versammlung beträchtlich besser war als die vorjährige in Dresden. Von den großen Orchesterwerken war die Symphonie von Paul von Klenau, wenn auch noch sehr jugendlich und an großen Meistern sich begeisternd, immerhin ein vornehmes Werk, dem sicher bessere nachfolgen werden; die „Glockenlieder“ von Schillings sind in ihrer Art wahre Meisterwerke. Das große Chorwerk, „Messe des Lebens“ von Fr. Delius, stellte sich als ein stark unter modern französischem Einfluß stehendes Werk dar: große Teile davon sind jene reine „Stimmungsmusik“ ohne Gestalt und Form, wie sie Debussy und seine Schule macht; daneben aber stehen Partien von einer merkwürdig vergeistigten Empfindung, die aus ganz anderen Regionen zu kommen scheint als jene Stimmungsmusik; — aber auch dieses mit so wenig festen Konturen, daß man zu einem klaren Eindruck nicht kommt. Aber man möchte mehr von diesem Komponisten hören. — Ein Quartett von R. Lederer überraschte durch seine vorzügliche, geradezu meisterhafte Arbeit: man hatte das Gefühl, als wäre schon lange kein so gutes Quartett mehr geschrieben worden. — Was man sonst in den Konzerten hörte, war die übliche moderne, mehr oder weniger originelle, mehr oder weniger geschickt gemachte Musik.

Das eigentliche Ereignis war aber zweifellos die Aufführung der „Trojaner“ von Berlioz im Prinzregententhater an einem Tage, von vier bis elf Uhr. Man hätte auch noch länger ausgehalten — es war ein Eindruck von großem Stil, von einer Geschlossenheit und überzeugenden Natürlichkeit, wie sie kein Wagnerianer in einer „großen

Oper" — und es ist die richtige große Oper – erwarten würde. Die Aufführung macht uns, dank Mottl und Fräulein Faßbender und Frau Preuse, niemand nach.

Inzwischen haben die Festspiele begonnen; die Mozart-Aufführungen wie immer ersten Ranges, die Wagner-Aufführungen bis jetzt (wir hörten die vier ersten) höchstens zweiten Ranges, mit Ausnahme des ersten Aktes des Tristan, wo Mottl im Verein mit Fräulein Faßbender und Frau Preuse eine ganz grandiose Aufführung der ersten Szenen fertigbrachte; leider hat Kraus, der Bayreuther Tristan, mit seinem affektierten „Stil" die Sache gleich bei seinem Auftreten verdorben.

Die Aussichten für den Winter: die musikalische Akademie hat Programme veröffentlicht, die nicht allzuviel erwarten lassen. Von dem neugebildeten Orchester des Konzertvereins weiß man immer noch nicht, ob es zustande kommt. Das Tonkünstler-Orchester, das den ganzen Sommer über Konzerte von zum Teil sehr interessantem Programm gibt, hat für den Winter einen großen Zyklus mit historischen Programmen angekündigt. Seine Leistungen sind, soweit wir sie verfolgten, stets tüchtig, — aber es ist keine Frage, daß diese Musiker, deren treues Zusammenhalten jeden mit Sympathie erfüllt, in ihrer Gesamtheit niemals ein Orchester ersten Ranges darstellen können, und es ist daher sehr zu bedauern, daß die Standesrücksichten — die zu verfolgen es für die Musiker höchste Zeit war — sich hier nicht mit dem Sinn für „Qualitätsarbeit" vereinigten. Schade für München, und schade für die Sache der Musiker, die unbedingt darunter leiden muß.

Rundschau

Mittagszerstreuung in einem Seebade

Ach, warum ist nicht alles operettenhaft!
Jules Laforgue

Soeben noch bin ich vor einem Himmel gestanden, der groß und unverbraucht war. Nicht im Gebirge, von keinem Luftschiffe aus, durch keines Wartturms schwer zugängliches Bogenfenster hat man diesen Anblick. Nur an der Strandlinie des Meeres. Nämlich nur hier wird der Himmel vor uns ganz Wölbung, ganz Innenseite einer Schale, rein und ohne Wundmale, von sanftem Radius abgetastet, unwiderstehliches Niedergleiten bis zur scharfen Halbkreisgrenze des Horizontes hinab . . . hinab.

Wie liebe ich diese unwiderstehlichen Himmel, diese Horizonte.

Aber indem ich mich wende und zur Stadt der Menschen ruhig zurückkehre, ist all das verwandelt... Hier schneiden brüderliche Telegraphendrähte den Himmel durch, und er zerfällt unheilbar vor meinen armen betrübten Augen in Teile. Während er noch wankt, die plötzlich klaffende Änderung seiner Macht und Einheit garnicht fassen kann, kratzen Baumäste stürmisch an das Blau, bewerfen es mit Blättern, verunreinigen es in jeder Weise. Anhöhen pressen, Strandkörbe lüpfen, Spaziergänger beklecksen es. Eine böse Saat von Häuserfassaden tut sich aus dem Erdboden auf, drängt nach und empor, läuft Sturm, bohrt mit den Giebeln in das jetzt schon

haltlose Firmament, die bestürzend breiten Dächer machen aus dem, was übrig ist, einen Trümmerhaufen. Ein solches Trümmerstück Himmel packen Blitzableiter, schwenken es wie eine Flagge herum. Wetterhähne schlucken an einem anderen Fetzen. . . Mein Himmel, wo bist du, mein Horizont? Und, edelster Himmel, sind diese kleinen ironischen blauen Stücklein, die wie Fensterglasscherben in zufällige Lücken des städtischen Bildes eingeklemmt stehen, etwas dir Ähnliches? Willst du mich glauben machen, daß dieser verzwickte Streifen über den Dächern und Baumkronen, in den man vor saurem Sonnenlicht garnicht hineinsehen kann, du bist?

Und nicht einmal der ist gesichert. Der Leuchtturm und Lokomotivenrauch machen heftige Drohbewegungen gegen ihn, gegen diesen wenig glaubwürdigen Äther. Nun verursachen gar noch die Flügel einer Windmühle, große beängstigende Messer aus Holz, einen Wirbel, trichtern sich wie wahnsinnig in die Luft hinein, zermachen sie gänzlich und lassen alles in Zerrüttung einstürzen.

O mein Himmel, ich will dir eine Grabrede halten: du warst sehr schön!

Oder lieber nicht so wortreich und pathetisch. Sollte ich dich nicht vielmehr durch Taten rächen? . . . Wir werden sehen.

Während ich, heimgekehrt, in meiner Glasveranda die einsame Mittagsserviette entfalte, denke ich über eine temperamentvolle und einigermaßen graziöse Rache an den Bewohnern dieser Stadt nach.

Das Fräuleinchen bringt mir die Suppe. Ich begleite ihr freundliches Herumhantieren mit der einschmeichelnden Bemerkung: „Schönes Wetter heute."

„Tchja" sagt sie. Vielmehr sagt sie es nicht, sondern bringt nur einen Seufzer ohne Ton aus ihrer hochgemiederten Brust zum Vorschein . . . Das ist so Sitte in Norddeutschland, statt „ja" zu sagen, holt man seufzend Atem. Eine unverbrüchliche Sitte.

Und in diesem Augenblick ist mein Racheplan fertig, meine neue Hinrichtungsmethode für Norddeutsche. Ich will mir eine Reihe von Fragen zusammenstellen, auf die man hierzulande sicher mit „Ja" antworten muß.

„Glauben Sie an Gott?" „Wollen Sie für das Vaterland sterben?" „Sind Sie kitzlig?" „Schwärmen Sie für geschmacklose Hüte?" und so fort. Dann trete ich zu einem beliebigen Mädchen aus dem Volke und beginne zu fragen . . . „Tchja" sagt sie auf die erste Frage. Vielmehr sagt sie es nicht, sondern sucht nur durch einen Seufzer ihre hochgemiederte Brust zu wölben. Schnell aber, blitzschnell frage ich weiter. Sie holt wieder seufzend Atem. Immerfort muß sie nur einatmen; denn es ist unmöglich, beim Ausatmen in dieser bejahenden Art zu seufzen. Das arme Wesen wird blau vor Einatmen, ich frage weiter, sie wird blauschwarz, schwarz . . . . dann verliert sie ihren Zusammenhang, sie zerspringt mit rührendem Lärm . . . . wie mein lieber Himmel, den ich nun gerächt habe . . . .

— — — — — — — — — — — — —

So, und nun lege ich diese Gedanken über zerstörte und gerächte Himmel weg, verabschiede diese Mittagsunterhaltung in einem Seebade, beginne wieder etwas anderes.

Ich bin sehr zufrieden mit mir.

Es ist doch nett, wenn man keineswegs alltägliche Dinge in einem leidlichen Stil sich zurechtzulegen gewohnt ist. Und jedenfalls amüsanter, als an der Table d'hôte des Kurhauses die Dampferverbindungen nach Kopenhagen zu diskutieren, wiewohl auch das nicht uninteressant ist . . .

Max Brod.

Das Asylrecht der Schweiz

Auch in der Schweiz regt sich die Reaktion. Ist der Bazillus etwa von Deutschland herüberverpflanzt worden? Gewisse Leute, die in ewiger Anarchistenfurcht leben, möchten das Asylrecht abschaffen. Zu diesem Zweck soll eine sogenannte Initiativbewegung eingeleitet werden. Bringen die Herren von sich aus dreißigtausend Unterschriften von Schweizer Bürgern zusammen, so muß der Bundesrat das gesamte Schweizer Volk darüber abstimmen lassen, ob das Asylrecht beseitigt werden soll. Den unmittelbaren Anstoß zum Kampfe für und wider gab das Bundesgericht in Lausanne. Es hat die Ausweisung des in Genf verhafteten Russen Wasillieff beschlossen, der von der russischen Regierung wegen Ermordung eines Polizeikommissärs für den Galgen oder für Sibirien reklamiert wird. Die Entscheidung ist den Herren nicht leicht geworden; es standen sich gleichviel Stimmen für und wider die Auslieferung gegenüber; der Präsident, der mit Ja stimmte, gab den Ausschlag. Darüber große Aufregung in den freiheitlichen und fortschrittlichen Kreisen des Schweizervolkes. Und mit Recht. Die Initiativbewegung der Reaktionäre zeigt zur Genüge, wohin der Weg führt, den der oberste schweizerische Gerichtshof mit der Auslieferung eines politischen Verbrechers beschritten hat. Fällt das Asylrecht, so gibt der schweizerische Bundesstaat sich selber auf. Sein oder Nichtsein, das ist dann die Frage. Man täusche sich nicht! Nicht weniger als alles steht auf dem Spiel.

Das Asylrecht der Schweiz ist das notwendige Gegenstück zur Neutralität. Gerade wie das allgemeine Wahlrecht die notwendige Folge der allgemeinen Wehrpflicht und die unentgeltliche Volksschule die notwendige Ergänzung des Schulzwanges. Wer an das Asylrecht rührt, rüttelt an einem Grundpfeiler des Freistaates. Das sollten sich alle klarmachen, die jetzt so leichtsinnig mit dem Feuer spielen. Man darf den Ast, auf dem man selber sitzt, nicht absägen, damit ein unbequemer Nachbar, der sich auch daranklammert, vom Baum herunterfällt. Sonst liegt man mit ihm drunten.

Gewiß, die russischen Flüchtlinge und die Anarchisten aller Länder, die bei uns eine Unterkunft suchen, sind den Schweizern unbequem. Aber abgesehen davon, daß man Mittel und Wege genug hat, sie fernzuhalten oder unschädlich zu machen, sobald sie von der Theorie zur Praxis übergehen: kann sich die Schweiz zum Schergen des Zaren erniedrigen, ohne ihre ganze Vergangenheit zu verleugnen? Als Anno 71 die bourbakische Armee in der Schweiz interniert wurde, fragten die Konstanzer ihre Kreuzlinger Nachbarn spöttelnd: „Womit wollt ihr die achtzigtausend Mann füttern?“ Die Antwort lautete: „Mit denselben Löffeln, mit denen unsere Väter Anno 48 die euern gefüttert haben.“ Die deutschen Nachbarn, die sich so gern über das Anarchistennest der Schweiz entrüsten, sollten sich also hüten, Öl ins Feuer zu gießen und die Reaktionäre in der Schweiz moralisch zu unterstützen. Keiner weiß heutzutage, was die Zukunft bringt, und ob er nicht selbst dereinst froh sein wird, wenn er, von den Mächtigen der Erde und deren Dienern verfolgt, irgendwo eine sichere Freistatt findet.

Keiner, sage ich, auch die heutigen Machthaber nicht. Wiederholt haben im letzten Jahrhundert Ihresgleichen als Flüchtlinge an das Tempeltor der Schweiz gepocht und freundlichen Einlaß gefunden. Ich erinnere nur an Napoleon III, der sich stets dankbar der schweizerischen Gastfreundschaft erinnerte. Das Land der Freiheit steht eben jedem offen, auch dem vertriebenen Tyrannen. Was aber dem Tyrannen

recht ist, sollte auch dem Anarchisten billig sein, so lang er sich den Gesetzen des Landes fügt. So will es die Gerechtigkeit. Und die Gerechtigkeit steht höher als die Bequemlichkeit.

Elkan

Feuilletonisten

Als der Fasching vorüber war, hatte ich so wenig Geld, und meine Praxis ließ so viel zu wünschen übrig, daß ich mich nach einem Nebenerwerb umschauen mußte. Ich versuchte es mit dem Feuilletonschreiben. Ein ehrlicher Beruf ist es ja nicht, aber für ordentliche Arbeit reichte meine Zeit nicht aus. Also engagierte ich ein sehr liebes Fräulein, dem ich täglich von fünf bis sechs ein Feuilleton diktierte; manchmal wurde es ein Viertel auf sieben. Ich habe dieses Geschäft einige Monate fortgeführt und zu einer gewissen Blüte gebracht. Leider bin ich magenleidend davon geworden und muß nach Karlsbad, und da mir der Arzt das weitere Feuilletonschreiben verboten hat, liquidiere ich mein Lager von Feuilletonstoffen und beginne damit, daß ich meine reichen, geschäftlichen Erfahrungen zum Nutzen nachstrebender Talente hiemit preisgebe.

Der wiener Platz war und blieb für mich verschlossen. Der Herausgeber des größten wiener Blattes kann meinen Freund nicht leiden; dort auf geradem Wege Platz zu finden, konnte ich also nimmermehr hoffen. Ein Anschlag von rückwärts mißlang schmählich. Ich ließ ein Feuilleton von meinem Friseur unterzeichnen, der heißt Moritz Klappholz und wohnt in der Brigittenau. Das ist der ärmste Bezirk von Wien, und obgleich der Redakteur wahrscheinlich nicht wußte, daß der Klappholz mich täglich rasierte, lehnte er das Feuilleton dennoch ab, weil ein Mitarbeiter dieses vornehmen Blattes nicht in einem so ärmlichen Bezirke wohnen darf. Die Pille war mit den Worten verzuckert: „Reizend, aber zurzeit nicht unterbringbar". Der Klappholz freute sich sehr darüber, zeigte den Brief allen seinen Kunden und tat noch mehr: er lernte im Kaffeehaus einen Reporter des zweitgrößten wiener Blattes kennen, von dem der Kaffeesieder versicherte, daß er ein hervorragender Kopf sei. Der nahm das Manuskript gegen Bezahlung seiner Jausenrechnung für seine Zeitung an und ist damit verschwunden. Er war ein Defraudant, und junge Feuilletonisten mögen darauf achten, daß es auch Feuilletondefraudanten gibt.

Hierauf kehrte ich dem wiener Platz den Rücken und wendete mich dem Reiche zu. Dort hatte ich auffallendes Glück. Wenn ich offen sein soll, so verdanke ich das meiste einem Trick, den ich nicht genug empfehlen kann. Man schreibe auf jede Einsendung das Wort „aktuell". Mit diesem Worte kann man nicht genug Schindluder treiben. Aktuell ist alles. Sogar die Eiszeit ist aktuell, man kann ja nicht wissen, wann wir die geologische Formation ändern und die Eiszeit mit ganz andern Augen ansehen müssen. Eine Einsendung ohne den empfohlenen Vermerk bleibt ein paar Tage liegen, bevor sie überhaupt geöffnet wird. Der Redakteur liest sie gähnend, schickt mitten in der Lektüre den Redaktionsdiener um einen Kaffee, und das Schicksal der Arbeit ist mehr als zweifelhaft. Ganz anders eine Arbeit, die mit dem Zeichen „aktuell" ankommt (blauer Bleistift wirkt meiner Erfahrung nach am intensivsten). Der Umschlag wird hastig aufgerissen, der Redakteur sieht erregt auf die Uhr, ob er es noch ins nächste Morgenblatt bringen kann; es flimmert ihm vor den Augen, und er nimmt alles an. Niemals habe ich

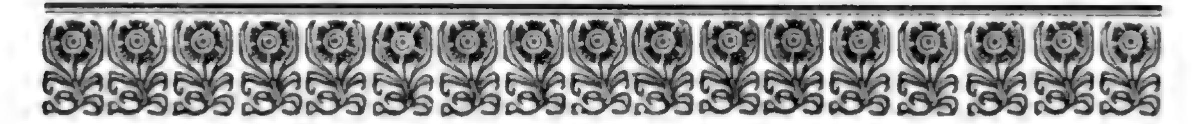
eine Arbeit, die als „aktuell" bezeichnet war, zurückbekommen, ausgenommen wenn sie wirklich aktuell war. Wirklich aktuelle Stoffe bleiben nämlich dem ständigen Korrespondenten des Blattes vorbehalten, und ich habe scheußliches Pech gehabt mit einem viertel Dutzend Feuilletons über den wiener Festzug, die sämtliche deutsche Schnellzugsstrecken bereist haben, um endlich doch wieder auf meinem Schreibtisch zu liegen. Ich würde sie heute tief unter dem Ladenpreis abgeben, wenn ich sie noch anbringen könnte. Vor solchen Stoffen muß man warnen.

Am rentabelsten sind sogenannte Plaudereien. Man kann natürlich über alles plaudern. Wenn man aber imstande ist, sich auf ein einziges Thema zu beschränken, kommt man überdies in den Ruf eines Fachmannes, wodurch man immer in der Achtung seiner Mitmenschen steigt. Böswillige behaupten, ein Fachmann sei immer und besonders in seinem Fache ein Esel. Aber ich war ja kein wirklicher Fachmann. Ich habe mit Erfolg meine Erinnerungen aus der Kinderzeit ausgeschrotet und bin dadurch in den Ruf eines Kinderpsychologen gekommen, obwohl mich dieses Gebiet, außer zwischen fünf und sechs, garnicht interessiert. Hätte mir der Arzt das Feuilletonschreiben nicht verboten, so würde ich in zwei Jahren das Jubiläum des hundertsten Kinderfeuilletons feiern können. Ich vermute, daß ich in diesem Falle zum Ehrenmitglied der Universität in Connecticut ernannt worden wäre. Natürlich, einer der von Kinderpsychologie wirklich etwas versteht, darf keine Feuilletons darüber schreiben. Verständnis hält riesig auf. Einmal habe ich mich verleiten lassen, über ein Thema zu schreiben, das mir sehr am Herzen lag. Die Worte kamen langsam, manche Sätze mußte ich beim Überlesen ändern, manche gänzlich streichen, das liebe Fräulein kam erst um halb zehn nach Hause, und das Resultat war, daß ich das Feuilleton zurückbekam. Über Dinge, von denen man nichts versteht, plaudert sich's viel angenehmer. Was eine bessere Sache ist, kündigt sich gleich zu Anfang durch Nachdenklichkeit und Hemmungen an. Wenn man so etwas in sich spürt, dann ist es gut, sogleich ein anderes Thema zu wählen.

Das merkwürdigste ist, daß man manchmal für ein Feuilleton Brieflein von zarter Hand empfängt. Ich weiß nicht, ob zum Beispiel Mommsen für seine gewaltige römische Geschichte soviel rosa Briefe bekommen hat wie ich für mein Feuilleton: „In der Dämmerung." Solche Briefe müssen einen richtigen Feuilletonisten sehr stolz machen. Da schreibt einem eine Dame, daß sie das tiefe Gemüt und die reine Seele des Feuilletonisten bewundere, und man weiß doch bestimmt, daß man bei Abfassung dieser Plauderei zwischen fünf und sechs seine Manschettenknöpfe geputzt und sich darüber geärgert hat, daß sie den alten Glanz nicht mehr bekommen wollen.

Es gibt Menschen, die vom Feuilletonschreiben krank werden, und andere, die fröhlich drauf los schreiben bis zum Alter des Psalmisten. Was den ersten über die Kraft geht, ist den zweiten Lebensinhalt und Stolz. Bedenkt man, daß ein Feuilletonschreiber nur dann reüssiert, wenn er alles Tiefere, alles Persönliche, alles Menschliche verdrängt, weil solche Dinge die geölte Maschine im Laufe hemmen, so weiß man wirklich nicht, ob man diesen Prozeß in der Toricellischen Lehre bewundern oder ob man sich entsetzen soll, daß man Gemüt und Verstand so leicht fälschen kann, wie Mehl durch Gips, wie Paprika durch Ziegelstaub und Menschen durch Kleider.

Fritz Wittels



Glossen

Ein Mönch als Luftschiffer

Kurz nach Karls, des großen Frankenkönigs Tode ergriff man in der Umgegend von Lyon vier Fremde, um sie als tempestarii zu steinigen. Man hatte große Wolkenschiffe gesehen und meinte, die vier seien aus diesen wunderbaren Fahrzeugen aus Mangonia herabgefallen. Der allgemeine Glaube war, es gebe eine Gesellschaft von bösen Zauberern, welche das Getreide stehle, in große Wolkenschiffe verlade und nach dem Lande Mangonia zum Verkauf bringe.

Agobard, der Erzbischof von Lyon, rettete die vier. Er verwies den Aberglauben und sprach die Erscheinung der Wolkenschiffe als das an, was sie waren, Wahngebilde, phantasmata.

Ob es heute einer Gesellschaft von vier Alemannen, welche aus einem großen Zeppelinschen Luftschiffe in der Gegend ausstiegen, besser erginge? Wenn sie auch nicht beschuldigt würden, Getreide zu stehlen, sicher fürchtete man, sie suchten nach dem Szepter, welches einst Germanenkönige in Gallien in fester Faust hielten. Kein phantasma, Wirklichkeit war ein erfolgreicher Flugversuch, welchen Eliverus, ein Mönch des Klosters Malmesbury, ums Jahr 1060 kurz vor dem Einfalle Wilhelms des Eroberers unternahm. Er wollte fliegen wie Dädalus. Aus Federn und anderen Stoffen fertigte er sich Flügel für Hände und Füße. Dann stellte er sich auf die Plattform eines hohen Turmes, wartete günstigen Wind ab und durchflog einen Raum von mehr als einhundertfünfzig Meter. — Spatium unius stadic et plus volavit sagt der Chronist Wilhelmus de Malmesberia. — Dann aber überschlug sich der kühne Mann, fiel und brach die Beine. Schlecht geheilt, blieb er zeitlebens lahm. Der Chronist schreibt den Unfall einem Wirbelwind und dem bösen Gewissen eines so verwegenen Unterfangens zu. Eliverus selbst aber suchte die Ursache seines Falles im Mangel einer Steuerung, welche er am unteren Teile des Rückens hätte anbringen müssen.

Hillo

Dichter am Pranger

Nun ist der famose, liebe Otto Erich Hartleben kaum unterm Boden, so erscheint auch schon sein Briefwechsel mit Moppchen, seiner Frau, damit ja kein Stäubchen am sterblichen Kleid des Dichters uns verloren gehe und ja keine hinterlassene Zeile von ihm nicht noch ihren Zins trage. Nette, oft rührende, oft drollige Briefchen und Postkarten, fast alles aber einfach Dokumente des Alltags und kleine Intimitäten, die uns nichts angehen. Man kann es mutig finden, solche Briefe zu veröffentlichen. Man kann statt Mut aber auch Mangel an Kritik und an Schamgefühl darin finden. Und überall tut einem der Dichter leid, dessen sorglos hingeplauderte Liebeszeilen da verkauft werden. Denn Hartleben war als Dichter streng, weit strenger denn im Leben, und hat nie etwas dem Druck übergeben, das nicht überlegt und wieder überlegt und gefeilt war. Und nun wird er uns in Hemdärmeln vorgeführt, mit Wissen

und Willen seiner Frau, die sich dazu vielleicht durch die Hoffnung auf einen bedeutenden Gewinn bestimmen ließ. Wir wünschen aber, das unnötige Buch möge dazu beitragen, Lesern und Verlegern das kleinliche Interesse für all diese Hemdärmelintimitäten zu verleiden.

s

Der preußische Korporalstock in der Sozialdemokratie

Der berliner Parteivorstand winkt wieder einmal damit. Die Zielbewußten und Unentwegten werden vom „Vorwärts“ und von der „Leipziger Volkszeitung“ alarmiert, um gegen die süddeutschen Revisionisten Sturm zu laufen. Auf dem Nürnberger Parteitage soll wieder einmal Gericht gehalten werden, und die zarten Kosenamen, die die Berliner den Bayern geben, lassen fast ein zweites Dresden erwarten. Die Anklage lautet auf Bruch der Parteidisziplin, also sozusagen Hochverrat. Was haben nun die armen Badener und Bayern, gegen die Sturm geläutet wird, eigentlich getan? Sie haben in den Parlamenten bei der Schlußabstimmung über das Budget das Budget bewilligt. Und zwar beide mit Rücksicht auf die von den Parlamenten beschlossene Erhöhung der Beamtengehälter, die Bayern überdies mit Rücksicht auf das in hartem Kampf errungene allgemeine Wahlrecht und die Tatsache, daß in Bayern der Sozialdemokrat von der Regierung als gleichberechtigtes Mitglied des Staates anerkannt wurde. Darüber großer Lärm in Preußen und Sachsen, wo die Sozialdemokratie trotz aller großen Worte noch nicht einmal das allgemeine direkte, gleiche und geheime Wahlrecht errungen hat! Das gibt doch zu denken. Sollen wieder einmal die großen Sprüche die Reue über eine verfehlte Taktik übertönen?

Wie dem auch sei, zwischen Nord und Süd klafft augenblicklich ein Riß. In der sozialdemokratischen Partei so gut wie in den Regierungen und Parlamenten. Der demokratische Süden will sich dem autokratischen Norden nicht unterwerfen, hier wie dort. Das ist der tiefere Sinn des ganzen Streites. Preußen hat sich in den letzten Jahren durch seine politische Rückständigkeit in ganz Süddeutschland so unbeliebt zu machen gewußt, daß der bayerische Partikularismus üppig ins Kraut schoß. Und nun kommt der sozialdemokratische Parteivorstand, auch ein Berliner, und droht den Bayern mit dem preußischen Korporalstock. „Disziplin, parieren“ das erinnert an die Kaserne, wie das Anbeten eines Parteitagsbeschlusses an das Konzil. Und das „Hinausfliegen“ hat auch einige Ähnlichkeit mit dem „In den Kasten fliegen“. Nur daß es länger dauert. Französischen Sozialisten ist es längst aufgefallen, wie viel Militarismus in der deutschen Sozialdemokratie steckt. In Frankreich und vollends in der Schweiz wäre ein solches Kommandieren und Parieren undenkbar. Je mehr sich in einem Land der demokratische Gedanke verwirklicht, um so weniger dulden die Bürger, gleichviel welcher Partei sie angehören, bei ihren Beamten und Regierungen die Gebärden und den Ton der gestürzten Autoritäten. Darum muß der Fernerstehende über den erhobenen Korporalstock des sozialdemokratischen Parteivorstandes lächeln. Wie kommt das Zuchtmittel der friderizianischen Zeit in diese Hände? Man begreift ja, daß es im Kriege Kriegsgesetze geben muß. Aber wie leicht können sich eben im Kriege Generäle und Soldaten an die Kriegsgesetze gewöhnen. Und dann wehe der Freiheit, wenn der Sieg errungen ist.

Edgar Steiger

Acu tetigisti

Das Bedürfnis, sein religiöses Gefühl in Zeremonie umzusetzen, ist eine Eigenschaft geistiger Armut. Es ist daher anzunehmen, daß auch der menschliche Embryo dieses Bedürfnis empfindet.

Der menschliche Embryo steht mit seinem Gehirn ungefähr auf der Entwicklungsstufe des ausgewachsenen Gorillas, und da der Gorilla noch hinter dem Australneger rangiert, so wird man füglich auch den menschlichen Embryo zu den geistig Minderbemittelten zählen müssen.

Ausgenommen die Embryos von hoher Abstammung natürlich, die ja schon vor der Befruchtung Gefreite sind.

Der Durchschnittsembryo frohlockt. Er wird nicht mehr als ungetauftes Teufelchen in den Orkus fahren und die Seelen der Mächtigen dieser Erde in großen Töpfen braten müssen, selbst wenn es seiner Frau Mama beifallen sollte, in das große Schweigen hinüberzutreten, ehe sie ihn zur Welt gebracht hat.

Zu den epochemachenden Errungenschaften des menschlichen Geistes gehört neben dem Schießpulver, der Buchdruckerkunst und dem lenkbaren Ballon jetzt auch die Nottaufenspritze.

Die Nottaufenspritze verdanken wir der wissenschaftlichen Regsamkeit eines ultramontanen Gelehrten. Es ist eine Art Morphiumspritze, mit der man den Leib der sterbenden Mutter durchstößt und den Kopf des ungeborenen Kindes mit Taufwasser bespritzt. Die Erfindung geht noch in Kinderschuhen. Sie ist kompliziert, wie auch anfangs die Wattsche Dampfmaschine es war. Sollte es jedoch dem genialen Denker gelingen, die Frucht seines Geistes zur praktischen Anwendung zu bringen, so wird das Verfahren im Laufe der Zeit vermutlich eine bedeutende Vereinfachung erleben. Man wird den sterbenden Müttern den Leib aufschlitzen und kann dann die Embryos kübelweise mit Taufwasser begießen.

Zwar gibt es Leute, die in dem Gebahren der Stellvertreter Gottes auf Erden auch ohne Nottaufenspritze eine Blasphemie sehen, aber was derartige Leute Religion nennen, damit hat die allein selig machende Kirche nichts zu tun. Die Kirche von Rom ist das Erbe politischer Einrichtungen, hervorgegangen aus der Verbindung judäischer Priesterpolitik mit dem verfaulenden römischen Imperium, und ihr Mausespeck ist die Zeremonie.

Das „Gehe in dein Kämmerlein und mache die Tür hinter dir zu", konnten die Menschenkenner von Rom doch nicht ernst nehmen, denn: „non est de pastu ovium quaestio sed de lana", sagte Pius II in richtiger Auffassung der Sachlage.

So sehr auch die Modernisten vorbeigeschossen haben, kann man nicht umhin, in der Nottaufenspritze die endlich geglückte Vereinigung von Wissenschaft und Dogma zu begrüßen. Dem genialen Erfinder aber gebührt die Bewunderung der Mitwelt.

Er hat den Nagel auf den Kopf getroffen.

Ad. Wittmaack

Der Weltsprachenwahn

(Zum Esperantokongreß in Dresden)

Die Geschichte vom Turme zu Babel wiederholt sich von Jahrhundert zu Jahrhundert. Die ehedem dieselbe Sprache redeten, verstehen sich plötzlich garnicht mehr. Auch ohne daß ein Gott herniederfährt und ihnen die Zungen verwirrt. Sie brauchen bloß auszuwandern und unter verschiedenen klimatischen und kulturellen Verhältnissen ein Dutzend Generationen weiter-

zuleben. Dann bleibt den getrennten Brüdern bald nichts mehr als die unbewußte Sehnsucht nach der Zeit, da sie sich noch verstanden haben. Und diese Sehnsucht ist bald ein gleichlautendes Wort, wie die Nase (nasus), in der Germane und Römer das Erbstück des gemeinsamen Urvaters verehren, bald ein fast gleichlautendes, wie Vater und pater, wo nur die Lautverschiebung die Konsonanten auf verschiedener Stärkestufe zeigt, bald endlich nur noch eine aus Urväterzeiten stammende Schreibweise, wie englisch night = angelsächsisch niht, über die hinweg die lebendige Sprache längst zu einer neuen Vokalisierung (neit) geschritten ist.

Jede Sprache ist wie ein mächtiger Baum. Schneid ich den Stamm mit der Axt durch, so kann ich, wie die Jahresringe des Baums, die verschiedenen Sprachschichten erkennen, wie sie sich im Laufe der Jahrhunderte übereinander gelagert haben. Wer aber würde auf den verrückten Gedanken kommen, künstliche Bäume zu fabrizieren und jedem Gartenbesitzer zuzumuten, ein Exemplar davon in seinen Garten zu verpflanzen und den toten neben die lebendigen hinzusetzen? Aber der Weltsprachenwahn ist noch verrückter. Er will, so sagen wenigstens die fanatischen Esperantisten, nur ein Weltverständigungsmittel zu praktischen Zwecken sein, also eine Art gesprochener und geschriebener internationaler Stenographie. Man müßte also von vornherein darauf verzichten, in der Sprache etwas anderes zu sehen als ein Mittel, Waren anzupreisen und um ihren Preis zu feilschen. Wir müßten also alle unsere Verständigungsbedürfnisse auf die Bildungsstufe eines Geschäftsreisenden festlegen. Der moderne Wissenschaftler müßte in seiner Arbeit auf all die unendlich feinen, verschiedenen Gefühle, die bei jedem Gedanken unbewußt mitschwingen, verzichten; sein vollendetes Werk wäre eine Glocke ohne Obertöne wie die Werke der Latein schreibenden Gelehrten des Mittelalters. Und der Künstler und der Dichter, für die gerade die Gefühlsnuance des Wortes die Hauptsache ist, müßten wieder eine Art Humanisten werden, die in einer fremden Sprache fremde Gefühle in Verse drechseln. Nur mit dem Unterschiede, daß der Humanist des sechzehnten Jahrhunderts im Latein wenigstens die reiche Gefühlsskala des klassischen Altertums vorfand, während den Esperanto-Dichter beim Anblick dieser aus Holz gedrechselten Worte der horror vacui packt.

Aber die Fanatiker des Esperanto schreckt das alles nicht. Im Gegenteil. Sie verlassen mit einem Mal den Standpunkt des Geschäftsreisenden, dem die Sprache nur ein gesprochener Warenkatalog ist, und lassen sich bei ihrem Kongreß katholische und protestantische Predigten in Esperanto halten. Und um den Kaiser für die große Idee der Weltsprache zu gewinnen, schmuggelt man ihm eine Esperantoübersetzung von Goethes „Iphigenie" in die Hände.

Goethes Iphigenie ins Esperanto übersetzt — damit ist für jeden, der einmal über Sprache und Sprachleben nachgedacht hat, das Todesurteil über den Weltsprachenwahn gesprochen. Nur Leute, die aus dem lebendigen Worte nichts als die verstandesmäßige Vorstellung heraushören, können sich einbilden, eine Goethesche Dichtung in dem blechernen Geklapper einer toten Kunstsprache wiederzugeben. Vielleicht, weil ihre eigenes Sprachgefühl mit der Sprache ihrer Urväter schon vor mehr als tausend Jahren selig entschlafen ist. Und nun gespenstern sie als reine Verstandesmenschen ziellos und wahllos in unseren lebendigen Sprachen umher und sehnen sich, ruhelose Ahasvere des Wortes, nach dem Tode der Weltsprache.

Tarub

Das Nebenbedauern

Der lenkbare Ballon ist zur Tatsache geworden, daran kann auch der Zusammenbruch des letzten „Zeppelin“ nichts ändern.

Der Hurrapatriot landet bereits das bewußte Armeekorps in England, und der stille Denker sitzt auf der Ofenbank und raucht die Pfeife. Er sinnt darüber nach, wie der Mensch des Menschen Feind gewesen, seit seinem Hervortritt aus der Ewigkeit und — wie ihm das von Jahr zu Jahr mehr Steuern kostet.

Nun wieder der lenkbare Ballon.

Wir werden lenkbare Kriegsballons bauen müssen, davon hilft uns kein Gott; die andern Nationen werden ein gleiches tun. Von den Kriegsluftschiffen gehen wir zu Flugapparaten über — wenn wir nicht inzwischen Pleite machen — und so fort, bis die wirtschaftliche Existenz der respektiven Vaterländer derartig erschöpft ist, daß etwas geschehen muß. Eines Tages kehrt die bedrängte Menschheit mit befreiender Roheit zu ihrem Jugendideal zurück, zu Mord und Krieg.

Ein Blutstrom ergießt sich ins Weltmeer. Das Ungeheuer ist zur Ader gelassen und kann jetzt für einige Zeit wieder atmen.

Der stille Denker sitzt ohne Begeisterung mit einem Holzbein auf der Ofenbank und der Hurrapatriot begräbt seine Toten mit Militärmusik.

Vaterlandsliebe aber ist derselbe verworrene Begriff geblieben wie bisher. Sie kann eine Tugend und eine Untugend sein. Bei den Dänen in Nordschleswig, bei den Bewohnern der Reichslande und bei den Polen im Osten ist sie eine Untugend. Eine Tugend ist sie nur, wo ihr Horizont sich mit der Ausdehnung des dominierenden Ganzen deckt.

Wenn die Menschheit als Ganzes sich eines Tages über die Einzelinteressen von Gruppen und Individuen zu erheben vermag, wird der Hurrapatriot seinen beschränkten Horizont erweitern müssen. Der stille Denker aber kann in Ruhe seine Pfeife rauchen und sein Vaterland lieben. Er wird nicht mehr die großen Erfindungen des Menschengeistes mit einem Nebenbedauern ins Leben treten sehen, denn sie werden dann wirklich einen Fortschritt und keinen Rückschritt zu Mord und Krieg bedeuten.

Adow

Die englische Territorialarmee

Und Haldane sprach . . .

Und wenn Herr Haldane, der Kriegsminister des englischen Königreichs spricht, amüsieren sich häufig die Wissenden. Denn Herr Haldane kann den Mund außerordentlich voll nehmen. Dafür ist er eben ein Sprößling John Bulls. Besonders bei Banketten geht dem Kriegsgewaltigen zwischen Suppe und Braten das Herz auf, damit sich allerlei Pläsierlichkeiten den Weg in das Publikum suchen können. Oder ist es etwa ernst gemeint, wenn Herr Haldane behauptet, die englischen Bataillone seien die tüchtigsten der Welt?! Es sind erst knapp zehn Jahre seit dem Burenkrieg vergangen, Exzellenz, da sagt man so etwas noch nicht!

Jetzt hat Herr Haldane den Mund zum zweiten Male voll genommen. Und siehe da, er merkte, daß ein Adstringens darunter war. Denn Herr Haldane hatte hoch und heilig versprochen, daß er eine Territorialarmee von dreimalhunderttausend Mann aus der Erde stampfen werde. Aber das Zaubersprüchlein oder die Absätze des Kriegsministers versagten, und als man die Sache bei Licht besah, da präsentierten sich den zu Wagenrädern vergrößerten Augen mit Ach und Krach — einhundertachtundvierzigtausend Mann . . .

Das war eine Überraschung für Herrn Haldane — wir wollen nicht gleich „Blamage" sagen. Das ist's eben: John Bull treibt Handel und Wandel nach Treu und Glauben und regiert Länder auf Pflicht und Gewissen, Indien zum Beispiel. Die patriotische Gesinnung quillt ihm immer lawinenartig aus dem weiten Herzen. Old England for ever — aber Schießen gilt nicht, wenn's von der anderen Seite kommt. Tommy Atkins will nicht, das Dienen ist lästig. Er macht die schwersten Sachen auch ohne army. Man schwört Stein und Bein auf die Flotte; die macht alles. Nur dürfen die Matrosen nicht im Ernstfalle oder wie beim letzten Flottenbesuche bei Uncle Sam gleich kompagnieweise ausrücken. Das verdirbt einmal den guten Eindruck und kann zu kritischen Zwischenfällen führen. Das hat auch schon der neue Bundesgenosse herausgefunden, denn yellow Yap verlangte „zunächst mal 'ne anständige Landarmee". Mr. Haldane will gerne den Wunsch erfüllen, andere wollen ihm helfen. Aber Tommy bleibt konsequent, und der Kriegsminister wird sich beim nächsten „Armeenstampfen" wahrscheinlich auch den anderen Fuß vertreten.

L. vom Vogelsberg

Marokko und doch nicht Marokko

Sind wir Deutschen zurzeit nicht wunderlich? Jahrzehntelang haben wir gestrebt, etwas Rechtes zu werden, und seit wir es geworden sind, wollen wir es lieber nicht sein. Ein altes Sprichwort sagt: „Viel Neider, viel Glück." Wir müßten uns also recht viele Neider wünschen, weil dann der Beweis erbracht wäre, daß wir viel Glück haben. Was wollen wir nun eigentlich? Wollen wir unglücklich werden? Ach nein: wir möchten zu gleicher Zeit überglücklich und maßlos beliebt sein. Das ist erstens unlogisch und zweitens schwach.

Geht auf ein Bauerndorf, dessen Buben im Winter grauen Fries tragen. Rückt ein armer Häusler hinzu, der seinem Jungen nur weiße Leinenhosen und Leinenkittel anziehen kann, so wird dieser Leinene zur allgemeinen Zielscheibe werden; man wird ihn den „Mehlwurm" taufen, ihn von Schlitt- und Eisbahn sperren, bis er sich mit jedem einzelnen durchgebissen hat.

Als Landmacht hatten wir uns durchgebissen; aber die Welt hat inzwischen einen Ruck getan; die alten, guten Künste reichen nicht mehr aus. Wir müssen Neues lernen und haben es auch gelernt. Wir lesen mit geschwellter Brust und strotzenden Taschen die unablässig wiederkehrenden Kolumnen von unserm Welthandel, unserm Import und Export, unsern Konsuln und Kolonien, unsern Überseebanken und -bahnen, unserm Deutschtum in der Fremde. Aber daß wir lästig sind, während wir uns überall eindrängen, das wollen wir nicht merken? Das kann wirklich nur daran liegen, daß wir in der auswärtigen Politik durch ein geradezu phänomenales — darf ich Schwein sagen? oder zieht man Dusel vor? — verwöhnt worden sind. Bülow hat Glück, das muß ihm der Feind lassen. Den englischen Ellbogen, den wir vor Samoa bereits gründlich zu spüren bekamen, hat uns der Burenkrieg aus der Flanke gezogen, den russischen Ellbogen der japanische Krieg. Wir haben nun ein paar Jahre sehr bequem an der Seite dieses halblebendigen und halbgelähmten Nachbars gelebt; aber wenn wir auch von ihm noch geliebt sein wollten, hätten wir unsere geistvolle Schadenfreude vielleicht besser für uns behalten.

Wer besinnt sich wohl noch auf den köstlichen Schwatz von Metternich, dem

Todfeinde deutscher Einheit: „In der Mitte Europas darf keine Leere, da muß eine Fülle herrschen“. Fülle hieß in der Sprache Metternichs eine Fülle von Spielbällen, eine Anzahl von Spottgebilden, von ohnmächtigen Trabanten gleich den früheren thüringischen Kleinstaaten. Leere hieß ein starkes Preußen oder gar ein organisiertes, der Kraftkonzentration fähiges Deutsches Reich. Spanien, Frankreich, Dänemark, Schweden, Rußland, Österreich sind an jene „Fülle“ Jahrhunderte hindurch so sehr gewöhnt gewesen, daß sie sie natürlich jetzt vermissen und am liebsten wiederherstellen möchten. Läge der Knüppel nur nicht beim Hund! Aber jeder von uns muß darauf gefaßt sein, daß es eines Tages noch einmal Scherben setzt. Die von Moltke angekündigten fünfzig Jahre werden erst 1921 abgelaufen sein. Und es kann noch länger dauern, bis man uns unsere neue Stellung gönnt, weil wir uns fest gezeigt hatten.

Ob überhaupt und wo es losgeht und was dann den letzten Anstoß geben wird, vermag natürlich kein Mensch zu sagen. Aber soviel ist gewiß: kommt es wegen Marokkos zum Klappen, so wird es doch nicht Marokko sein, sondern was bis zum Jahr 1870 hinter Marokko zurückliegt. Es ist von Hans Delbrück schon vor Algeciras vollkommen richtig bemerkt worden: es würde fast komisch sein, wenn der elektrische Funke, der die Spannung entlädt und womöglich einen Weltkrieg anzündet, gerad an jener unbedeutenden, soweit entfernten Reibungsfläche aufzuckte. Aber schafft Marokko aus der Welt, so bleibt doch die Situation in der Hauptsache immer noch genau dieselbe, die sie vorher gewesen war.

Da hilft es wenig, uns klarzumachen, daß wir wegen der paar Hanseaten, die in Casablanca vielleicht ihr Vermögen verlieren, nicht vom Leder ziehen dürften. Die Hanseaten werden antworten: „Dann sollen uns auch die Bayern egal sein, die eines Tages an der Bagdadbahn oder sonstwo totgeschlagen werden“. Und das wäre wieder mal der Anfang vom Ende, wenn jeder Deutsche den andern pünktlich im Stich ließe.

Unsere Reichsregierung scheint ja guten Mutes zu sein. Indessen sollte das in Europa nicht ganz unbekannte „roaring of the british lion“ auch in Bürgerkreisen mehr spaßhaft als furchtbar wirken. Wenn zwei Löwen ein Pferd stehlen wollen, fallen sie nicht in die Hürde, noch weniger greifen sie ein Menschenzelt an. Der Alte muß sich oben aufstellen und brüllen; die Löwin lauert im Hinterhalt am andern Eck, ob ein Pferd sich verängstigt von der Koppel reißen wird. Ist kein Pferd so dumm, ziehen die Räuber wieder ab. Warum sollten gerade wir nun ängstlich sein? Als im Krimkrieg 1854 eine riesige englische Flotte unter dem Seehelden Napier vor Kronstadt lag, ward jener berühmte Tagesbefehl ausgegeben: „Jungens, lockert eure Säbel und schleift eure Messer!“ Die Messer wurden Tag und Nacht geschliffen, aber Napier griff nicht an. „D—n“, sagte er zuletzt, „ich hab' nicht den Nerv, es zu tun, und die andern haben ihn auch nicht.“ Hobart Pascha in seinen amüsanten Erinnerungen hat uns erzählt, wie dann die englische Riesenflotte, ohne einen Schuß auf Kronstadt abgegeben zu haben, wieder heimsegelte. Die nächste britische Heldentat zur See war das Bombardement der offenen Stadt Alexandria.

Warten wir also doch ruhig ab, was kommt.

Gothus

Verantwortlich: Für die Redaktion Hans Fischer (Kurt Aram), für den Inseratenteil Otto Friedrich, beide in München. — Verlag von Albert Langen in München. — Redaktion und Expedition: München, Kaulbachstraße 91. — Verantwortlich für die Redaktion in Österreich-Ungarn: Adolf Schlesinger in Wien I — Expedition für Österreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachfolger, Wien I, Herrengasse 6
Druck von E. Mühlthaler's Buch- und Kunstdruckerei AG. in München, Dachauerstraße 15

Viereinhalb Jahre im Serailgefängnis des Prinzen Abdul Medjid*)

An einem Maimorgen des Jahres 1900 schlenderte ich munter und guter Dinge durch die Champs Elysees in Paris. Mein Chef, der Vertreter einer der größten europäischen Zeitungen in Paris, hatte mich auf die kaiserlich ottomanische Botschaft in Paris geschickt. Mit irgendeinem Auftrage politischer Art. Die Sache eilte nicht sehr. Mein Freund X Bey empfing mich. Er war damals zweiter Botschaftssekretär in Paris und „Chargé d'affaires" in Bern. Ein lieber Mensch, fein gebildet, liberal in seinen politischen und sozialen Ansichten und — wie man munkelte — eine verläßliche Stütze der jungtürkischen Partei. Der Vater meines Freundes war Brigadegeneral und Kommandeur der Artillerie in Konstantinopel. Das Interesse, das ich von jeher an orientalischen Dingen nahm, hatte uns einander bald näher gebracht. So nahe, daß ich mich bald mit nichts anderem mehr beschäftigte als mit der Türkei und den Gedanken nicht mehr los wurde, selbst dorthin zu gehen. An jenem Maitag nahmen die Dinge eine Wendung, die unsere kühnsten Hoffnungen übertreffen sollte. Ich hatte dem Portier kaum meine Karte für Seine Exzellenz Munir Pascha, den Botschafter — damals noch Munir Bey — übergeben, als mein Freund mich schon

*) Der Verfasser dieser interessanten, gerade heute höchst aktuellen Aufzeichnungen war nach seiner Tätigkeit in Konstantinopel türkischer Botschaftssekretär in Wien. Der Prinz Abdul Medjid lebt noch und rangiert, da er erst vierzig Jahre zählt, in der Reihe der Thronfolger nicht an erster Stelle. In der Türkei ist nämlich nicht der älteste Sohn des Sultans, sondern der älteste Prinz der kaiserlichen Gesamtfamilie der nächste Thronerbe.

Die Redaktion

in sein Privatbureau nahm und mich mit der Versicherung, die Erledigung meines Auftrages für Seine Exzellenz Munir Bey habe mindestens zehn Minuten Zeit, mit Beschlag belegte. Er teilte mir strahlenden Antlitzes mit, daß ich mit dem nächsten Orientexpreßzuge nach Konstantinopel reisen könne. Seine Kaiserliche Hoheit Prinz Abdul Medjid Effendi, Thronkandidat der jungtürkischen Partei, die Hoffnung des türkischen Volkes und der Gefangene des Sultans Abdul Hamid, ein Mann, dessen Namen ich in jungtürkischen Kreisen immer und immer wieder unter Ausdrücken der höchsten Liebe und Verehrung hatte erwähnen hören, — Abdul Medjid also, geboren im Jahre 1868 als Sohn des 1876 ermordeten Sultans Abdul Aziz, stellte mir anheim, mir den Weg zu seinem Gefängnis zu erzwingen und ihm unter irgendeinem Namen, vielleicht als Erzieher seines einzigen Kindes, des Prinzen Eumer Farouk Effendi, ein paar Jahre meines Lebens zu widmen.

* * *

Drei Tage später nahm ich Abschied von Paris, und ich hatte während der langen Fahrt genügend Zeit, mir einen Feldzugsplan zurechtzulegen, wie ich wohl am besten in Abdul Medjids Gefängnis gelangen könne. Ein einziger Name war mir von meinen pariser Freunden gegeben worden. Zeki Bey. Wo ich diesen Zeki Bey finden könnte, wurde nicht gesagt. Schreiben sollte ich nicht. An niemand, vor allen Dingen nicht nach Paris und nicht an den Prinzen. So lauteten meine pariser Instruktionen. An einem Samstag Vormittag kam ich in Konstantinopel an, nahm Quartier in einem Hotel in Pera und fragte den Besitzer, ob er mich nicht als Clerk in seiner Office verwenden könne. Gehalt beanspruche ich nicht, wohl aber freie Beköstigung. Die Billigkeit meiner Dienste leuchtete dem Levantiner ein, und am Montag schon saß ich in der Hoteloffice und versuchte, aus all den Zahlen und Ziffern, Hotelgästen und Zimmernummern, Rechnungen und Briefen klug zu werden.

Etwa drei Wochen waren vergangen. Ich hatte reichlich Gelegenheit, die Situation und den Schauplatz meiner künftigen Handlungen zu studieren, war aber dem Ziele selbst nicht um einen Schritt nähergekommen. Bis mich eines Tages plötzlich ein herkulisch gebauter Türke zu sprechen wünschte und sich als Zeki Bey vorstellte. Er sagte mir, daß er alles wisse, daß keine Zeit zu verlieren sei, daß er von Spionen verfolgt werde und deshalb kaum fünf

Minuten bleiben könne, daß er selbst im Dienste des Prinzen Abdul Medjid stehe, und daß dieser ihn mit dem Auftrage zu mir gesandt habe, mir auszurichten, ich solle nicht ängstlich sein, er werde dafür sorgen, daß ich mit Erlaubnis des Sultans sein Gefängnis betrete. Und nach wenigen Tagen schon kam Zeki Bey wieder und teilte mir mit, daß Sultan Abdul Hamid dem Prinzen nach langem Bitten und Flehen erlaubt habe, mich als Erzieher seines Kindes in seine Dienste zu nehmen, unter der Bedingung, daß der Prinz selbst keinen Verkehr mit mir pflege und dafür sorge, daß ich die Heiligkeit des Harems nie verletze. Wie sich Abdul Hamid die Ausführung des ersten Teiles dieser Bedingung vorstellte, ist allen Beteiligten nie klar geworden.

Am vierten Juni des Jahres 1900 überschritt ich die Pforte des kaiserlichen Gefängnisses. Vier Jahre und vier Monate teilte ich dort das Leben unglücklicher Menschen. Was ich während jener Zeit sah und erlebte, als der erste Europäer, der je intern in einem Serail lebte, will ich hier wiedergeben.

Auf dem Gipfel des Tchamlidja, eines allen Touristen wohlbekannten Berges am asiatischen Ufer des Bosporus, erheben sich zwei Paläste. Sie bilden Gefängnisse für zwei Prinzen, Söhne des vormaligen Sultans Abdul Azis, mit Namen Jussuff Izzedine Effendi und Abdul Medjid Effendi. Mit ihren Parks und Gärten, mit den die Mauern umgebenden Wachlokalen, in denen nicht zu wenig Militär und Polizei untergebracht ist, bilden sie wahre Städte, die wohl manches Reisenden fragende Neugier ohne Erfolg hervorgerufen haben. Von November bis zum April sind beide Paläste unbewohnt, denn den Winter müssen die Prinzen in zwei Zuchthäusern verbringen, die am europäischen Ufer des Bosporus, direkt unter dem Yildizkiosk, der Residenz Abdul Hamids, liegen. Kein Fremder hat je eins dieser Serails betreten. Abgeschlossen von aller Welt, ohne jeglichen Verkehr mit Menschen, leben dort, umgeben von Spitzeln, Militär, Polizei, Eunuchen und Lakaien mit wahren Lakaienseelen, getrennt voneinander, zwei Prinzen, deren einziges Verbrechen darin besteht, ein gekröntes Haupt zum Vater zu haben und Thronrechte zu besitzen, die dem Sultan Abdul Hamid ohne jede Ursache schlaflose Nächte bereiten und ihm die ständige Furcht einflößen, Abdul Medjid möchte ihn vielleicht vom Throne jagen und bei der Popularität, die er genießt, sich an seinerstatt zum Sultan machen. Als Abdul Hamid, der gute Familienvater, den Prinzen Abdul Medjid einsperren ließ, war dieser neun Jahre alt.

Heute sind dreißig Jahre seit jener Zeit verflossen. Abdul Hamid ist ein Mann mit grauem Haar und weißem Bart geworden — Abdul Medjid nach diesen fürchterlichen dreißig Jahren, in denen er unter Aufbietung aller physischen und moralischen Kräfte gegen Versumpfung, Verdummung und drohenden Wahnsinn erfolgreich ankämpfte, einer der populärsten Menschen in der Türkei, der einzige Prinz der osmanischen Familie, von dem das türkische Volk Rettung vor sicherem Untergange erhofft. Das türkische Volk! Wie falsch wird dieses Volk in der ganzen Welt beurteilt! Die landläufige Ansicht in Europa sowohl als auch in Amerika ist, daß der Türke ein sittlich verkommener Barbar, ein fanatisch intoleranter Frömmling, immer ein Reaktionär und oft ein Wüstling sei. Warum urteilt man so? Weil jeder Tourist, der eine Woche in Konstantinopel verlebt hat, nicht ruhig weiterleben kann, ohne ein Buch oder mindestens einen Zeitungsartikel über das Goldene Horn zu verbrechen. Wenn sich diese Herren dabei wenigstens erinnern würden, daß Abdul Hamid, derselbe Abdul Hamid, der Fürsten so liebenswürdig weltmännisch behandeln kann, wenn er sie empfängt, seit dreißig Jahren nichts anderes tut, als die türkische Bevölkerung von Konstantinopel auf ein Minimum reduzieren, ein Minimum, das durchaus nicht genügt, einen Einblick in den türkischen Volkscharakter zu gewinnen. Der Mohammedaner, der das Unglück hatte, in Konstantinopel geboren zu werden und intelligent zu sein und Charakter zu besitzen, wurde und wird noch heute von Abdul Hamid beseitigt. Wenn er nicht Spitzel werden und den allergemeinsten Zwecken dieses „Kaisers" dienen will, wenn er nicht seinen Bruder, seinen Vater, seinen Sohn oder seinen Kameraden denunzieren kann, wenn er nicht von Zeit zu Zeit zum Yildiz fahren und dem allmächtigen Tachsin oder Izzet Pascha eine erfundene Verschwörung gegen das Leben Abdul Hamids unter Angabe von Namen völlig unschuldiger Personen melden kann, wenn er nicht auf Zahlung seines Gehaltes als Staatsbeamter verzichten und dafür umso prompter sein Judasgeld als Spion pünktlich erhalten will, kurz, wenn ihm sein Charakter nicht erlaubt, einer von den Hunderttausenden zu sein, die Abdul Hamid systematisch korrumpiert hat, dann wird er verbannt. Allwöchentlich verläßt ein Schiff den Hafen von Konstantinopel, das seit dreißig Jahren eine Totalsumme von mindestens dreihunderttausend Menschen mit dem Verbannungsurteile in der Tasche

befördert hat. An den unwirtlichsten Gestaden Anatoliens, an der brennend heißen Küste Arabiens wurden und werden noch heute diese Unglücklichen ausgesetzt. Mit großartig klingenden Titeln versehen, nennt man das „Versetzung eines Beamten" von Konstantinopel nach Damaskus und Beirut, wenn der Betreffende „Glück" hat; und wenn einem ein böser Stern Wiegenlieder sang, so kommt er nach einem namenlosen Dörfchen Arabiens.

Die wenigen aber, die über genügende Geldmittel und einen anständigen Charakter verfügen, zwei Dinge, die man nicht gar zu oft vereint findet, fliehen von Konstantinopel, bevor irgend eine gemeine Denunziation eines der vielen geldbedürftigen Halunken ihnen eine „Versetzung" einträgt. Sie geben dann in Paris oder Genf die Hauptstützen der jungtürkischen Partei ab.

Warum aber ist Abdul Hamid ein solcher Mörder seines Volkes? Man muß neben ihm gelebt haben, um diesen klügsten aller Mörder, die je auf einem Throne saßen, zu verstehen. Man muß ferner die Geschichte der Osmanen kennen und die Degeneration beachten, in der sich diese Familie seit Jahrhunderten befindet. Wie ein schwarzer Faden zieht sich da Wahnsinn und Unfähigkeit, Größenwahn und Krankheit, Blödsinn und alles andre durch diese Geschichte, was kranke Kinder zeugt. Hier und da flackern geniale Funken auf und bringen als Ausnahme, die die Regel bestätigt, einen Menschen hervor, der alle Herrschertugenden besitzt, die einen Suleiman den Großen auszeichneten. Abdul Hamid ist eine sonderbare Mischung von Genie und Wahnsinn. Genial ist seine Leitung der auswärtigen Politik, wahnsinnig sind seine Tyrannei und Mordlust, genial ist seine Kunst, sich Menschen dienstbar zu machen und sich geschickt aus politischen Schlingen zu ziehen, wahnsinnig seine Furcht vor Verfolgung, die nicht vor seinem Kinde und nicht vor seinem Bruder, auch nicht vor seinem Weibe Halt macht.

Seine Kinder leben wohl im Yildiz-Kiosk, aber weit getrennt von ihm. Am Freitag können sie ihren Vater sehen, aber nur unter starker Bewachung. Seine Brüder hat er einsperren lassen, hat ihnen die schönsten Frauen und die besten Weine und die gemeinsten Eunuchen in ihre goldenen Zuchthäuser geschickt und sie auf diesem Wege gemordet, ohne von der Geschichte das Prädikat Brudermörder zu erhalten. Und alles das, weil er glaubt, einer der kaiserlichen Prinzen, die thronberechtigt sind, könne dasselbe tun, was er im Jahre 1876 mit dem damaligen Sultan Murad tat. Bis heute ist nie

eine authentische Schilderung jener tragischen Tage vom Mai bis zum August veröffentlicht worden. Prinz Abdul Medjid Effendi hat mir diese Geschichte oft und oft erzählt, und ich will sie hier einflechten, nach Aufzeichnungen meines Tagebuches. Abdul Medjid beschrieb mir die Maitage des Jahres 1876, wie folgt:

„Sehen Sie dieses Zimmer! Hier wurde mein Vater, Sultan Abdul Azis, ermordet! Gemordet? Nein — wie ein Tier geschlachtet! Der damalige Kronprinz Murad, dem freilich ein noch schlimmeres Schicksal beschert wurde als meinem Vater, war sein Mörder. Ich war damals erst acht Jahre alt, aber jene fürchterlichen Szenen stehen noch deutlich, als wenn sie gestern geschehen wären, vor mir. Sie wissen, und ich habe ihnen oft erzählt, daß mein Vater neben großen Fehlern manche Vorzüge hatte. Er sperrte seine Familie nicht ein wie Abdul Hamid. Frei konnten die Prinzen dem Lande dienen, Kronprinz Murad bekleidete eine hohe Stellung, so auch Abdul Hamid und mein ältester Bruder Jussuf Izzedine. Aber Murad war ein ehrgeiziger Mensch, der auch leicht äußeren Einflüssen zugänglich war. Midhad Pascha, der Unglücksstern meines Vaters, seine rechte Hand, träumte von einer türkischen Republik. Kein Mittel, dieses Ziel zu erreichen, war ihm zu niedrig. Midhad beredete Murad zur Ausführung eines teuflischen Planes, bei dem man sich des Palastkommandanten bedienen mußte. Dieser war kein anderer als mein ältester Bruder Jussuf, der mit eiteln Versprechungen, die selbstverständlich nie eingehalten wurden, schnell gewonnen wurde. Mein Vater wurde, nachdem mein Bruder Jussuf die Palastgarde genügend instruiert hatte, zur Abdankung gezwungen und mußte seinen Namen unter eines der gemeinsten Schriftstücke setzen, die Schurkenhand je schrieb; das beraubte ihn für immer seines Thrones. Prinz Murad Effendi wurde darin zum Thronverweser ernannt mit der nötigen Einwilligung des Scheikh ul Islam. Midhads Plan war wohl durchdacht. Dem Prinzen Murad hatte er das Versprechen abgenommen, den abgesetzten Abdul Azis nicht nur, sondern alle lebenden Prinzen zur Sicherung seines Thrones ermorden zu lassen. Daß er dann den neuen Sultan Murad selbst ermorden lassen würde, was aus Mangel an Prinzen des osmanischen Hauses von selbst zur Errichtung einer türkischen Republik mit Midhad Pascha als Präsident geführt hätte, verschwieg er Murad natürlich. Alles ging nach

Wunsch. Mein Vater dankte gezwungenerweise ab und wurde im Mai 1876 vom Dolma Bagdche in Beschiktasch nach Eski Serail in Stambul überführt. Kaum drei Tage blieben wir da, als wir alle hierher in dieses Zuchthaus verbracht wurden. Jussuf, mein liebenswürdiger Bruder, der durch den Verrat an seinem eigenen Vater seinen Charakter genügend dokumentiert hatte, ebenfalls. Er war der erste, der von Midhad über Bord geworfen wurde. Nie vergesse ich jene letzten Tage meines Vaters hier in diesen Zimmern. Todesahnungen bedrückten ihn. Einmal rief er Jussuf und mich zu sich und flehte meinen älteren Bruder an, sich meiner anzunehmen, am Bruder gutzumachen, was er am Vater verbrochen habe. Aber schon wenige Tage später, am sechsten Juni 1876, als Jussuf die Gelegenheit hatte, das Leben seines und meines Vaters zu verteidigen, wurde mir klar, daß ich in ihm nie mehr einen Bruder erblicken könnte. Sie wissen, daß es bis zum heutigen Tage so geblieben ist. Damals liebte Jussuf eine der Haremsschönen meines Vaters. In jenen wenigen Tagen, die mein unglücklicher Vater noch zu leben hatte, und in denen Trauer und Schmerz das Leitmotiv dieses traurigen Hauses waren, verbrachte er Stunden und Stunden mit ihr, und als an jenem düsteren Morgen des sechsten Juni 1876 plötzlich laute Hilfeschreie meines Vaters durch das Haus schallten und ich selbst mit Dienerinnen in diesen mir jetzt als Arbeitszimmer dienenden Raum eilte, lag mein Vater blutüberströmt und bewußtlos am Boden; und der einzige Mann, der ihn vor den Messern dreier gedungener Mörder hätte bewahren können, schäferte süß mit seiner Geliebten. Die Verwirrung war unbeschreiblich. Mein Vater lebte noch ein paar Stunden und lebte auch noch, als 101 Kanonenschüsse der Bevölkerung von Konstantinopel seinen angeblichen Selbstmord und die rechtmäßige Thronbesteigung Murads anzeigten. Die bezahlten Ärzte, die jene erlogene Selbstmordurkunde unterzeichneten, müssen ein weites Gewissen gehabt haben . . . Midhat Pascha jubelte, Murad desgleichen, — nur hatten beide die Intelligenz des zum Kronprinzen avancierten Abdul Hamid vergessen, der die Ereignisse gespannt verfolgte und beiden Hauptakteuren jenes Dramas mehr als gewachsen war. Er setzte sich schon im Juli mit Midhat in Verbindung und versprach ihm das Blaue vom Himmel, wenn er ihm auf den Thron verhelfen wolle. Midhat, argwöhnisch, wollte von nichts wissen und drängte Sultan Murad zur Ausführung des zweiten

Teiles ihrer Abmachungen: zur Ermordung aller kaiserlichen Prinzen. Murad, dem die von ihm veranlaßte Ermordung seines Onkels, meines Vaters Abdul Azis, schlaflose Nächte bereitete, gab endlich seine Einwilligung zu diesem teuflischen Vorgehen, und wir alle empfingen Anfang August Einladungen zu einem im Beylerbey Serail abzuhaltenden Bankett, bei dem Sultan Murad persönlich alle Prinzen begrüßen wollte. Keiner von den älteren Prinzen, von mir, dem Kinde, zu schweigen, ahnte den entsetzlichen Zweck des Banketts, und alle trafen Vorbereitungen zur Teilnahme, bis plötzlich kein anderer als der damalige Kronprinz Abdul Hamid Boten zu uns schickte, die uns mitteilten, daß keiner von uns zum Bankett gehen solle, wenn er nicht sterben wolle. Und keiner ging hin. Am andern Tage zeigte Murad Symptome des Wahnsinns. Midhat Pascha wurde ängstlich, glaubte aber bald wieder, Herr der Situation zu sein, als er sich dem Kronprinzen Abdul Hamid antrug und diesen für seine Zwecke zu gewinnen trachtete, was ihm anscheinend gelang. Abdul Hamid ging auf alles ein, was Midhat empfahl, und Ende August 1876 erklärte eine Verfügung des Scheikh ul Islam, daß Sultan Murad plötzlich wahnsinnig geworden und Kronprinz Abdul Hamid zum Thronverweser avanciert sei. Der neue „Thronverweser" führte schnell ein strenges Regiment ein. Midhat Pascha war einer der ersten, der den Laufpaß bekam. Murad wurde im Tchirangan eingesperrt, wo er ja erst jetzt (im Jahre 1904) sein trauriges Leben nach achtundzwanzigjähriger Gefangenschaft endete. Er hat sein Verbrechen schwer bezahlen müssen. Seit seinem Tode erst ist Abdul Hamid rechtmäßiger Sultan . . . ."

Vielleicht sind jene traurigen, tragischen Tage des Jahres 1876 die Hauptursache von Abdul Hamids Verfolgungswahn. Er fragt nicht: schuldig oder unschuldig? — der leiseste Verdacht, die gehaltloseste Denunziation genügt ihm, um einen Menschen unschädlich zu machen. Wieviel Beispiele, die mir persönlich bekannten Freunden begegneten, soll ich zur Bestätigung dieser Tatsache erzählen? Ein paar, die mir gerade einfallen: Rechad Effendi, der älteste der lebenden kaiserlichen Prinzen des osmanischen Hauses und präsumptiver Thronerbe, hatte vom Sultan die Erlaubnis erhalten, seine und seiner Kinder Kleider bei einem hochangesehenen Peroter Schneider anfertigen zu lassen. Dieser Schneider durfte an einem bestimmten Tage jedes Monats das Gefängnis Rechads — einen Flügel des weltberühmten Dolma Bagtche Serails

am europäischen Ufer des Bosporus zwischen Tophane und Bechiklasch — betreten, um nach dem Rechten zu sehen. Der Schneider hat oft den Tag verflucht, an dem seine Geschäftsverbindung mit dem unglücklichen Rechad begann, da sie ihm eine beispiellose Überwachung eintrug und seine besten Kunden vertrieb, die auch nur den Schatten eines Verdachtes, als ob sie durch den Schneider mit dem Prinzen Rechad in Verbindung ständen, vermeiden wollten. Eines Tages nun, als unser Schneider gerade den Palast des Prinzen verlassen hatte, begegneten ihm zwei türkische Offiziere auf der Straße nach Pera. Schon längst hatten die beiden sich nach einem guten Anzuge gesehnt. In des Schneiders Lokal zu gehen, — davor fürchteten sie sich. Aber auf der Straße ein Rendezvous mit ihm verabreden, — das riskierten sie und wechselten deshalb einige Worte mit ihm. Das hat beiden die Karriere und vielleicht das Leben gekostet. Beide wurden noch am gleichen Tage, spät abends, verhaftet und mit dem nächsten Transportdampfer nach dem Yemen verbannt. Da gibt es keinen Prozeß, kein Verhör, keine Verteidigung, man fragt nicht, warum, man nimmt einfach an, daß sie doch vielleicht durch Vermittlung des armen Schneiders mit Rechad irgend etwas zum Nachteile Abdul Hamids unternehmen könnten; und um jeder Möglichkeit vorzubeugen, beseitigt man solche Menschen. . . .

Ein anderes Beispiel. Es ist in Konstantinopel verboten, daß türkische Offiziere sich außerhalb der Kasernen zu Zusammenkünften vereinen. Ein Bekannter von mir, der als Oberleutnant bei der Artillerie stand, hatte in Pera, unweit des allen Touristen wohlbekannten Hotels Pera Palace, ein Absteigequartier und hatte an seinem Geburtstage fünf Kameraden zu einer kleinen Feier dieses festlichen Tages geladen. Keiner der sechs erlebte das Ende des Festes; sie waren kaum eine Stunde beisammen, als sie verhaftet wurden. Unter der lächerlichen Anklage, sich gegen das Leben Abdul Hamids verschworen zu haben, wurden sie nach Yemen „versetzt". Kein Mensch hat je wieder von ihnen gehört.

Zweifellos ist Abdul Hamid nicht der einzige Schuldige! Eine Rotte Schurken, die ihn umgeben, und denen der Verfolgungswahnsinn Abdul Hamids, seine Grausamkeit und seine Leichtgläubigkeit, wenn es sich um Bedrohung seiner Person handelt, Millionen eingetragen hat, die für solche Zwecke im Lande Abdul Hamids immer flüssig waren, — diese Leute teilen sich

mit ihrem kaiserlichen Herrn in die Schuld. Fehim Pascha, der jahrelang der Henker Abdul Hamids war, ist vor zwei Jahren dank der Intervention des deutschen Botschafters Marschall von Bieberstein glücklicherweise nach Anatolien „versetzt" worden. Aber da sind noch ein paar Dutzend andere, da sind Tahrin und Izzet Pascha, die beiden Privatsekretäre Abdul Hamids, da sind Kadri Bey und Nasmi Pascha, und wie sie alle heißen. . . Der ärgste Halunke, Hassan Pascha, ist vor fünf Jahren gestorben. Er war Marineminister Abdul Hamids ohne Marine. Das Volk sagte von ihm, daß er die türkische Flotte aufgegessen habe. Die Verdauung hat ihm ein Barvermögen von etwa zehn Millionen Dollars eingetragen, das seine Kinder erbten. Abdul Hamids Privatvermögen, das auf der Bank von England und im Kredit Lyonnais deponiert ist, besteht zum größten Teil aus dem Anteil des Monarchen an den Betrügereien seines famosen Marineministers. Nach Beendigung des russisch-türkischen Krieges war die türkische Flotte auf ein Minimum reduziert. Der Ministerrat bewilligte seit dem Jahre 1880 alljährlich eine sehr hohe Summe zur Anschaffung neuer Schiffe und zur Reparatur der übriggebliebenen. Die übriggebliebenen verschwanden mit der Zeit, und die neuen waren ständig im Bau in Kiel. Das Geld verschwand. Hassan Pascha und Abdul Hamid waren die Diebe. . . .

Aber Abdul Hamids Thron war immer sicher und ist auch heute sicher. Ein einziges Mal schwankte er, und das war unmittelbar nach dem Armeniermassaker in Konstantinopel und im Innern 1896, als auf Befehl Abdul Hamids drei Tage lang ein Morden herrschte, wie es die Geschichte des Mittelalters nur unter Charles von Frankreich aufzuweisen hat. Wir wollen hier keineswegs die provozierende Haltung der armenischen Revolutionäre in der Türkei verteidigen und konnten uns nie mit den feigen, heimtückischen Methoden dieser unsympathischsten aller jungtürkischen Elemente befreunden. Aber nichts rechtfertigte damals das grausame Blutbad, das wohl noch zu frisch in aller Gedächtnis ist, als daß wir es hier zu schildern brauchten. Aber nicht bekannt ist vielleicht, daß Kaiser Wilhelm damals nach einem lebhaften Depeschenwechsel zwischen den Monarchen Europas dem Sultan Abdul Hamid den erschütterten Thron rettete. Die Königin Viktoria von England hatte ihrem Botschafter in Konstantinopel die Ordre geschickt, von Abdul Hamid kategorisch die sofortige Einstellung des Blutbades zu ver-

langen. Der Botschafter entledigte sich dieses Auftrages und setzte, vielleicht aus eigenem Antriebe, hinzu, seine Königin werde eine Art Monarchenkonferenz einberufen, um den kaiserlichen Mörder seines Thrones zu entheben. Izzet Pascha, der dem Sultan diese Worte überbrachte, erklärte dem Sultan ferner, daß die englische Mittelmeerflotte vor den Dardanellen liege, und jagte damit Abdul Hamid einen panischen Schrecken ein. Er ordnete sofort dreierlei an. Erstens die sofortige Einstellung des Massakers, zweitens die sofortige Indampfsetzung seiner Privatjacht und drittens die Bitte an den deutschen Botschafter, gleich nach dem Yildiz zu kommen. Herr Marschall von Bieberstein erschien, ein kluger Diplomat, der nach wenigen Minuten die Situation sofort erfaßte und dem Sultan erklärte, daß auch er von seiner Regierung soeben Depeschen erhalten habe, wonach die Königin von England dem stürmischen Drängen des englischen Volkes nachgeben und ernstlich gegen die Türkei vorgehen wolle. Abdul Hamid wurde noch bestürzter und faßte selbst eine Depesche an Kaiser Wilhelm ab, die Herr Marschall von Bieberstein sofort nach Berlin schickte, und die eine flehende Bitte um Intervention enthielt. Dieser Depesche folgte ein langer Depeschenwechsel zwischen der deutschen Botschaft und Berlin und zwischen London und Berlin, und erst nach sechsunddreißig Stunden konnte Marschall von Bieberstein dem Sultan Abdul Hamid mitteilen, daß Kaiser Wilhelm sich in treuer Freundschaft für seinen Freund Abdul Hamid an Viktoria von England gewendet und sie, wenn auch nicht versöhnt, so doch zum Warten bewogen habe. Abdul Hamid solle ruhig sein, es werde ihm nichts geschehen. Und Abdul Hamid wurde ruhig. So ruhig, daß er dem Botschafter sein kaiserliches Wort gab, die Bagdadbahn werde, wenn überhaupt, dann nur von den Deutschen gebaut werden. Er hat sein Wort gehalten. Weder russischem noch englischen Einfluß ist es gelungen, den Deutschen die Bagdadbahnkonzession zu entreißen, deren Erwerb und endgültige Durchführung ein Meisterstück Marschalls von Bieberstein bedeutet.

Es gibt kein Telephon und keine Stadtpost in Konstantinopel. Sie könnten Verschwörern zu leichte Handhaben abgeben. Elektrizität und Automobile gehören zu den verbotenen Dingen. Zeitungen ebenfalls. Die Papierfetzen, die dem Volke als Zeitung vorgesetzt und streng zensuriert werden, kann man nicht Zeitungen nennen. Alles ist verboten, — aber nicht etwa, weil die türkische Religion es verböte oder das türkische Volk jedem Fortschritt abhold

wäre, wie vielfach falsch behauptet wird, sondern einzig und allein, weil Abdul Hamid ein reaktionärer Tyrann ist, der außer dem Interesse für sein Leben und seinen Thron nichts kennt und in seiner wahnsinnigen Furcht, daß diese bedroht seien, Volk und Land ruiniert und jeden Fortschritt im Keime erstickt. Meine Charakteristik Abdul Hamids soll einen Beitrag zur Geschichte der Türkei im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert bilden. Vielleicht kann ich sie nicht besser beschließen, als indem ich nach Tagebuchaufzeichnungen das wiedergebe, was Prinz Abdul Medjid über ihn sagte:

„Mein Vetter oder „Vater", wie er sich uns Prinzen gegenüber gern nennt, nachdem er uns eingesperrt hat, ist ein phychologisches Rätsel. Gewiß kann ich für den Mörder meines Lebens keine Sympathie empfinden, aber ich glaube, die Familienbande, die uns trotz allem verbinden, wiegen dieses Vorurteil, daß ich zu seinen Ungunsten habe, auf, und ich kann unparteiisch urteilen. Sehen Sie, was soll man sagen, wenn man sieht, wie Abdul Hamid eben ein Irade unterzeichnet, das tausend Menschen in die Verbannung schickt oder zehntausend Armenier zu massakrieren befiehlt, und eine halbe Stunde später einer armen Witwe, deren Haus abgebrannt ist, ein prächtiges Heim schenkt und einen sorglosen Lebensabend beschert? Was soll man sagen, wenn man sieht, wie geschickt er uns Prinzen in unseren goldenen Gefängnissen zu Tode quälen kann, und mit welch bezaubernder Liebenswürdigkeit er wieder einen europäischen Prinzen empfängt, sodaß dieser glaubt, Abdul Hamid sei der ideale Landesvater und alle seine Feinde seien Betrüger und ihre Anklagen Betrug? Was soll man sagen, wenn Abdul Hamid sein Volk korrumpiert und es zum Spitzelwesen zwingt, weil es sonst verhungern würde, und dann alle Großmächte an der Nase herumführt und ihren besten Diplomaten gewachsen ist? Was soll man sagen, wenn Abdul Hamid sich von seinen übersetzern alle neuen Errungenschaften der medizinischen und psychologischen Wissenschaften ins Türkische übertragen läßt, sie eifrig studiert, ein prächtig ausgestattetes Hamidieh-Hospital erbaut, in dem Kranke kostenlos gepflegt und kuriert werden, zu gleicher Zeit aber Unschuldige in die allerungesundesten Gegenden Arabiens verbannt? Was soll man sagen, wenn man sieht, wie Abdul Hamid seinen Bruder Murad nicht nur, sondern dessen unschuldige Kinder ein Menschenleben lang, bis zum Tode Murads, im Tschirangan Serail gefangen hielt, ihm aber beim leisesten

Unwohlsein den besten Arzt des Landes ins Gefängnis schickte? Was soll man sagen, wenn man die eiserne Energie sieht, mit der sich Abdul Hamid seit dreißig Jahren durch alle Schwierigkeiten durchhilft, nur seinen persönlichen Interessen lebend, und sich keinen Pfifferling um die Interessen der Nation oder um das langsame Zurückweichen unsrer Rasse aus Europa kümmert? Seit dreißig Jahren lebt er im Yildiz Kiosk, ein freiwilliger Gefangener, der sich in seiner namenlosen Angst vor Mördern einen goldenen Käfig gebaut hat, in dem er einsam und ungeliebt lebt. Aber alles, was neu ist in Europa, eine elektrische Kraftleitung und das neueste Pianola, die letzte Dampfjacht und die neueste Brutmaschine, — alles schafft er sich an. Für seine eigene Person ist ihm nichts zu gut. Was soll man sagen, wenn man die Genialität sieht, mit der er mordet? Bis auf Sultan Abdul Medjid töteten alle Sultane sofort nach ihrer Thronbesteigung alle männlichen Mitglieder ihres Hauses. Sultan Abdul Hamid hat den Brauch wieder eingeführt. Nicht, daß er uns in ganz ordinärer Weise hängen oder schlachten läßt, — es gibt raffiniertere Mittel, jemand langsam aber sicher in ein besseres Jenseits zu befördern. Man schließt Menschen ein, wenn sie noch Kinder sind, dann läßt man sie allein, ohne Lehrer, ohne Freunde, ohne Kameraden, ohne Menschen — oder nennen Sie meine Lakaien, Abdul Hamids Spitzel, Menschen? —, gibt ihnen aber, wenn sie noch halbe Knaben sind, die schönsten Zirkassierinnen und die ältesten Weine ins Haus und irrt sich nur in einem von zehn Fällen in der Annahme, daß „la femme et l'alcohol" das Ihre tun, den armen Jungen schnell zu einem Idioten zu machen oder ihn vorzeitig ins Grab zu befördern. Aber bevor das eintritt, wird Abdul Hamid seinen allerbesten Arzt zur Hilfe schicken und graziös den tiefgefühltesten Dank des Prinzen für die kaiserliche „Wohlgeneigtheit und Liebe" entgegennehmen. Was soll man sagen, wenn man sieht, wie geschickt Abdul Hamid sich die Treue seiner albanesischen Leibsoldaten erhält, wie er die Yildiz-Truppen mit Geld und Geschenken überhäuft, um auf jeden einzelnen Mann bauen zu können, während die anderen Truppen in Konstantinopel monatelang auf ihr Gehalt warten und die im Innern stationierten Regimenter kaum zwei Monatsgehälter im Jahre erhalten und in zerrissenen Uniformen herumlaufen müssen? Was soll man sagen, wenn Abdul Hamid an jedem einunddreißigsten August, zum „Donauma" (Thronbesteigungstag) die teuersten Illuminationen, Feuer-

werke und Festlichkeiten einem von ihm ausgehungerten Volke aufbürdet, das sich in panischer Angst vor Denunziationen und Verdächtigungen an Loyalität zu überbieten sucht, um alle Welt und sich selbst mit dem Gedanken zu betrügen, er sei populär? Was soll ich sagen, wenn ich ihn hundertmal angefleht habe, mich nur einem Konzerte beiwohnen zu lassen, das europäische Zelebritäten vor ihm ganz allein geben, und er mir diese Bitte niemals erfüllt hat, trotzdem er mein Faible für Musik kennt? Was soll ich sagen, wenn ich, von ihm eingesperrt, plötzlich zu ihm gerufen und von ihm in väterlich liebenswürdiger Weise um meinen Rat in irgendeiner schwierigen politischen Sache gefragt werde? Und wenn ich ihn dann flehentlich bitte, mir irgendein Amt zu übertragen, damit ich mein trauriges Leben nicht ganz nutzlos verbringe, lehnt er kalt ab, schickt mich zurück in meinen Käfig und quält mich weiter, so wie er uns alle und sein ganzes Volk quält ... Was sollen wir sagen, wenn wir sehen, daß einer der intelligentesten europäischen Monarchen, Kaiser Wilhelm II, der Busenfreund dieses Tyrannen ist und seine Herrschaft gleichsam sanktioniert?

Abdul Hamids Bild in der Geschichte wird nicht schwanken. Er wird das moderne Monstrum des zwanzigsten Jahrhunderts genannt werden, ein moderner Nero, den ein gemartertes Volk verflucht hat, der der böse Stern seines Volkes war, und dessen Blutschuld an seinem Todestage eine Revolution hervorgerufen hat, an der auch Unschuldige zugrunde gehen werden. Mir ist immer, als ob unser armes Volk an dem Todestage Abdul Hamids dessen ganze Familie, zu der ich ja leider auch gehöre, vernichten wird. Und wir Prinzen, die wir am allermeisten unter Abdul Hamid litten, werden — o blutige Ironie des Schicksals! — noch unseres Mörders Taten mit unseren Leben zu bezahlen haben."

* * *

Hier noch einige Äußerungen Abdul Medjids nach meinen Aufzeichnungen:

„Wir Türken seien Barbaren, sagt ihr Europäer. Fanatisch seien wir, grausam, lüstern, dumm und herzlose Egoisten in großen Harems, Peiniger von Frauenseelen und Stützen des Rückschrittes. Ihr schreibt Bücher über die Türkei, deren Oberflächlichkeit beleidigend ist, und habt, mit Ausnahme von Professor Vambery, kaum einen Schriftsteller, der unser Land wirklich

kennt. Also, wir seien fanatisch? Wahrscheinlich, weil der Jude in keinem Lande der Welt — Amerika vielleicht ausgenommen — so tolerant behandelt wird, so hohe und angesehene Stellungen bekleidet wie bei uns. Ihr aber seid tolerant. Weil ihr die Juden in Rußland im Namen Jesu Christi massakriert! Oder weil der Papst in Rom noch heute mit seinen Enzykliken eine Art Bannbulle auf Christen schleudern kann. Grausam seien wir? Warum? Weil sich in Makedonien Griechen und Bulgaren, Rumänen und Serben gegenseitig abschlachten, und weil dies auf türkischem Gebiete geschieht? Oder: weil Abdul Hamid ein grausames Monstrum ist, muß darum das türkische Volk aus grausamen Monstren bestehen, die alle Mörder sind? Lüstern und dumm seien wir? Warum? Weil wir Vielweiberei treiben und angeblich nur leben, um Orgien im Harem zu feiern? Harem — was hat dieses Wort, so falsch verstanden und so falsch ausgelegt, nicht schon für Verwirrung in eueren Köpfen angerichtet. Habt ihr keine Familie? Dann habt ihr auch einen Harem. Nichts anderes als „Familie" bedeutet „Harem". Und wer im Volke kann sich heute wohl den Luxus gestatten, mehr als eine Frau zu besitzen? Einer unter hunderttausend, und dieser ist leider zu sehr Europäer geworden und hat nicht den Mut, offen einzugestehen, daß er sich eine zweite Frau genommen hat.

Wer ist denn ehrlicher? Der Europäer, der neben seiner Frau eine Mätresse unterhält, oder der Türke, der das Mädchen, das er liebt, nicht ausnutzt und den Kern wegwirft, wenn er die Schale genossen hat, sondern sie zu seiner zweiten Frau macht? Sie für ihr Leben versorgt? Leider hat die scheußliche Schattenseite eurer europäischen Kultur auch bei uns schon Eingang gefunden. . . . Ja, und Sklaverei treiben wir auch, sagt ihr? Sklaverei mit kleinen Mädchen, nicht wahr? Wenn in Europa eine Hausfrau einen weiblichen Dienstboten engagiert, denkt vernünftigerweise kein Mensch an Sklaverei. Wenn aber ein kinderreicher Bauer im Kaukasus, der halb verhungert ist, zwei seiner Töchter nach Stambul bringt, zu einem reichen Pascha geht und ihn bittet, sich dieser Töchter anzunehmen, wenn der Pascha dann die Töchter in seinen Harem nimmt, sie dort wie seine eigenen Kinder erziehen läßt, ihnen nicht nur ein reiches Mittagessen sondern auch einen ausgezeichneten Klavierlehrer gibt, wenn er sie dann nach Jahren, wenn sie heiratsfähig sind, reich beschenkt und sie, mit Arbeitslohn für die bei ihm ver-

brachten Jahre versehen, an einen Handwerker oder an einen kleinen Beamten verheiratet, sofern sie nicht ausdrücklich erklären, bei ihm bleiben zu wollen — wozu der Pascha nach Mohammed sie nie zwingen kann —, dann nennt man das Sklaverei, nicht wahr? Weil die Mädchen leichte Hausarbeiten zu verrichten haben und sich in vielen Fällen so sehr an ihr ruhiges Leben, an den Luxus und den Wohlstand, in dem sie als „Sklavinnen" leben, gewöhnt haben, daß kein Gott sie bewegen kann, das Haus zu verlassen? Warten Sie, ich werde Ihnen gleich ein paar Beispiele dieser Tatsache vorführen. Sie sagen, Sie hätten unsre kleine Nesrida Kalfa so gern? Sie ist jetzt einundzwanzig Jahre alt. Ich werde sie gleich rufen lassen... Nasreda, sag, willst du mir zulieb dich verheiraten und mein Haus verlassen? Ich will dich reich beschenken. Ich habe zu viel Mädchen im Hause. Willst du nicht die Freiheit nehmen, die ich dir gern gebe, und einen Mann heiraten, der deiner wert ist? Nein, unmöglich? Warum? Weil du dich nicht mehr von diesem Hause trennen willst? Gut, gut — geh! Da sehen Sie, wollen Sie, daß ich andere rufe? Aber Sie nennen das eben Sklaverei und mein glückliches Familienleben — leben Ihre Prinzen auch so glücklich mit ihren Frauen? — Haremsorgien. Lassen Sie uns doch bei unsern Traditionen. Wir sind ehrlicher als ihr. Und unsre Frauen sind garnicht so unglücklich, wie ihr behauptet; sie schmachten garnicht in Ketten und haben ein glücklicheres Los gezogen als eure Millionen von Fabrik- und Arbeitsmädchen, die sich ihr Brot schwer erarbeiten müssen. Auf dem Felde und im Hause arbeiten die Mädchen unsres Volkes, keines braucht nach einem Gatten zu jagen, und keines bleibt unverheiratet, wenn sie heiraten möchte. Wir haben keine türkischen Prostituierte und haben keine türkischen Kellnerinnen, haben keine dekolettierten Salondamen, die mit Gardeoffizieren flirten, und keine Duelle als Sühne für Ehebrüche. Aber wir tragen unsre Frauen auf den Händen durchs Leben. Wir sind garnicht, wie ihr immer sagt, die Peiniger unsrer Frauen. Ihre Liebhaber sind wir, und sie sind unser Bestes. Kein junger Türke wird je ein türkisches Mädchen verführen, um es dann im Stich zu lassen. Wie oft aber geschieht das bei euch! Erzählen mir nicht eure Schriftsteller jeden Tag, wie ihr dem Manne das Recht gebt, sich geschlechtlich „auszuleben", ohne zu heiraten? Aber wir sind die Barbaren, die reaktionären Frauenfeinde, die ihre Mädchen in Harems abschließen, sie dort verkümmern und mit Eunuchen ver-

kommen lassen. Gewiß haben auch wir gewissenlose Kerle, die ihren Frauen mehr nehmen, als Mohammed vorschrieb. Gewiß ist die Frau bei uns ein Wesen, das sich nicht genügend ausleben kann. Aber bei euch lebt sie sich zu viel aus. Der Mittelweg ist auch hier der beste, und ich versichere Ihnen, daß ich, wenn ich einst Sultan sein sollte, diesen Mittelweg zu finden versuchen werde. . . ."

* * *

„Merkwürdig, daß ihr hochmodernen Europäer die Menschen wie die Tiere in Rassen und Klassen, in Aristokratie und Plebs einteilt, daß ihr vom Weltfrieden faselt und Komödien im Haag spielt. Als die erste Friedenskonferenz vom göttlichen Zaren einberufen wurde, vernichteten die Engländer das Burenvolk in Südafrika. Als man gespannt nach der kriegerischen Ergänzung der zweiten blickte, hatte man sich wiederum nicht getäuscht. Rußland und Japan begannen einen mörderischen Krieg, der ja noch andauert und dem traditionellen Erbfeinde meines Vaterlandes einmal beweist, daß er noch viel kränker ist als wir, die wir von ihm und der Welt gern „der kranke Mann" vom Goldenen Horn genannt werden. Seit hundert Jahren, sagt die Welt, lägen wir im Sterben. Aber es geht uns wie manchem anderen leidenden Manne. Er überlebt die Gesunden, die plötzlich sterben. Und wenn Rußland heute auch nicht ganz zugrunde geht, so wird es ihm doch Jahrzehnte kosten, bis es sich von solchen Schlägen wieder erholt. Aber freilich, wir sind die Barbaren. . . .

Eure Botschafter! Ach, wie muß ich manchmal lachen, schmerzlich lachen, wenn ich sehe, wie Abdul Hamid sich nie täuscht, wenn er auch in ihnen unbewußte Helfer zu finden sucht. Da heiratet irgendeine Cousine des Botschafters irgendeiner Macht, — Abdul Hamid schenkt der jungen Braut außer dem billigen Chefakatorden ein wertvolles Perlenhalsband, und der Herr Botschafter gerät in eine peinliche Lage, wenn er irgend etwas mit Abdul Hamid auszufechten hat. Sie kennen ja den Botschafter der großen europäischen Republik, der die Flotte seines Landes mobilisieren ließ, um Millionen an Schulden einzutreiben, und plötzlich kleinlaut und nachgiebig wurde, als er sich um eine Million reicher sah und Aussicht hatte, einst Präsident seiner Republik zu werden, wenn er noch weiter für seine finanzielle Unabhängigkeit kämpfte.

Solange Abdul Hamid sich die Gunst der befreundeten deutschen Regierung mit kaufmännischen Konzessionen erkaufen muß, solange kann ich nicht an die Ehrlichkeit der Freundschaft Deutschlands zu uns glauben. Kaiser Wilhelm freilich — das liegt in seiner Herrschernatur — ist ein warmer Freund und Bewunderer Abdul Hamids. Daran zweifle ich nicht im mindesten. Weil ich glaube, daß sie beide verwandte Naturen sind. Wenn Deutschland keine Konstitution hätte, wäre Wilhelm II ein idealer Autokrat. übrigens, — ich selbst bewundere den Deutschen Kaiser und denke, daß er und der Präsident der Vereinigten Staaten, Theodor Roosevelt, den modernen Staatsleiter par excellence darstellen, dessen Natur sich geschickt den Forderungen der Neuzeit anpaßt. Aber Sie irren, wenn Sie glauben, die deutsche Politik sei hier populär. Wer sich jeden Dienst bar bezahlen läßt, hat nur Geschäftsfreunde, aber keine Busenfreunde. In einer Hinsicht zwar ist mir die deutsche Politik hier doch die liebste, — und das ist ihre Offenheit. England hat immer gesagt, es sei unser Freund, — nur weil Rußland unser Feind war. Und es hat in allerlei Intrigen nur immer für sich und seinen Vorteil gesorgt. Deutschland intrigiert nicht, sondern es baut Bahnen und mischt sich nicht in die makedonischen Reibereien. Wenn ich Sultan wäre, würde ich immer noch lieber der Freund Deutschlands sein als der Englands und würde überdies eine gewaltige Freude über den Neid Englands empfinden. Warum aber hält sich Amerika so sehr zurück, dieses Land, das ein Paradies sein muß, und in dem vielleicht zuerst von allen Ländern der Welt wirklich ideale Zustände herrschen werden? Wer weiß, was der moderne Amerikaner über uns „Barbaren" denken mag, übersättigt durch falsche Bücher und Urteile! Manchmal meine ich, daß Sie einmal den Amerikanern sagen werden, daß wir nicht so sind, wie man uns gern hinstellt. Da haben Sie ein Lebenswerk, das doch schöner sein muß, als Ihr Leben hier mit mir in meinem Gefängnis zu vertrauern. Traurig! Das wievielte Mal ist es wohl in den letzten drei Jahren, daß Abdul Hamid meine Dienerschaft gewechselt hat! Arme Kerle! Sie werden hierhergeschickt, ohne zu wissen, warum, entledigen sich ihrer Spitzelpflicht, so gut sie können, und werden dann wieder weggeschickt in finstere Gegenden Asiens. Und ich bin der schuldige Teil, auch ohne zu wissen, warum. Warum, — das Wort dürfen wir überhaupt nicht benutzen. Es gibt kein Warum hier. Es genügt Abdul Hamid, daß ich vielleicht irgendwelche

Absichten auf seinen Thron haben könnte. Ach, wenn er wüßte, daß mir dieser Thron, seitdem er ihn einnimmt, so zum Ekel geworden ist, daß ich mich sträuben werde, ihn je einzunehmen. Nietzsche, haben wir im Zarathustra gelesen, sagt: „Manchmal sitzt der Schlamm auf dem Throne und manchmal der Thron auf dem Schlamme.“ Wenn Nietzsche heute in der Türkei gelebt hätte, würde er gesagt haben: Schlamm und Thron sind manchmal ein Begriff. Warum darf mein Kind, mein armer Junge, nicht glücklicher werden als ich? Er darf nicht erzogen werden, darf keine Freiheit genießen — eingesperrt wie ich, muß er einst derselbe Idiot werden, der ich in ein paar Jahren sein werde, — wenn ich dieses grausame Leben überhaupt noch so lange ertrage. Als ich achtzehn Jahre alt war, hat mich das Schicksal eine fürchterliche Krisis, die Folgen zu vieler schöner Mädchen und zu vielen Alkohols, glücklich übersehen lassen. Ich wollte, ich wäre damals gestorben. Dann hätte ich wenigstens nicht das Verbrechen begangen, einen Sohn zu zeugen, der nur ein unglücklicher Mensch mehr auf dieser Welt sein wird. Seitdem ich ihn aber besitze, lebe ich nur dem einen Ziele, ihn selbst, so gut ich kann, zu erziehen. Und da frage ich mich manchmal: Wozu? Damit er in ein paar Jahren das ganze Unglück seines Lebens versteht? Damit er in Trauer verkommt und ein wahnsinniger Idiot wird, wie ich es bald sein werde? Manchmal hoffe ich, daß Abdul Hamid in einer schwachen Viertelstunde mein Flehen erfüllen wird, mein Kind nach Europa zu schicken. Wie gern hätte ich es da, vielleicht im Theresianum in Wien, erziehen und in Europa zu einem Menschen machen lassen. Aber welch ein Wahnwitz, Abdul Hamid so viel Herz zuzutrauen! Dann denke ich manchmal, Sie gingen fort von mir und nähmen das Kind mit nach Europa. Wenn es glücklich über der Grenze wäre, würde ich zu Abdul Hamid gehen und sagen: Vater, ich habe mein Kind fortgeschickt, weil ich nicht will, daß du es mordest, wie du mich zu Tode quälst. Hier ist mein Kopf und mein Leben. Mein Kind ist beides wert. . . .“

* * *

„Also Sultan Murad ist nun tot. Armer Murad und traurige Welt, die kein Wort dazu gesagt hat, daß er ein Vierteljahrhundert im Tschirangan Serail unter strenger Bewachung gefangen gehalten wurde. Sie hatten die Ausrede, daß man sich nicht in innere Angelegenheiten eines fremden Landes

mischen könne. So ließen sie das himmelschreiendste Unrecht ruhig geschehen und sagten nichts, als nicht nur ein Kaiser, sondern auch dessen völlig unschuldige Kinder, mit ihm sühnend für sein Verbrechen, im zwanzigsten Jahrhundert an den Ufern des Bosporus in Ketten gehalten wurden, wo täglich europäische Dampfer mit eleganten Touristen an Bord vorüberfahren. Wie oft mag Murad wohl beim Anblick der Touristen, die in begreiflicher Neugier mit Ferngläsern auf die Fenster seines Zuchthauses starrten, voll Ekel an die Humanität Europas gedacht haben. Und was wird sein Herz wohl durchlebt haben, als Kaiser Wilhelm II an diesem Zuchthause landete, von Abdul Hamid empfangen, unter dem Kanonendonner aller Schiffe und dem Jubel des Volkes, das damals im deutschen Kaiser den ersten Freund der mohammedanischen Welt erblickte? Murad hat meinen Vater ermorden lassen, — aber die Strafe, diese unmenschlich grausame Strafe, die Abdul Hamid, im Grunde froh der Ermordung meines Vaters, über Murad verhängte, — diese grausame Einkerkerung seiner Person und aller seiner Kinder hat den Mord gesühnt und stempelt Abdul Hamid zu einem viel schlimmeren Mörder. . . ."

„Religion! Warum läßt man in Europa noch heute nicht jeden nach seiner Fasson selig werden, wie Friedrich der Große sagte? Christen, Juden, Mohammedaner, — dienen sie nicht alle einem Gott, und könnten sie nicht alle Brüder sein? Ihr sagt, wir Mohammedaner massakrierten und haßten die Christen, wie Makedonien beweise. Warum sagt ihr nicht, daß wir uns selbst massakrieren und hassen? Ihr sprecht von den verfolgten Armeniern, Bulgaren und Griechen, — warum sprecht ihr nicht von den viel mehr verfolgten, von demselben Manne verfolgten Türken? Warum seid ihr so inkonsequent? In London finden sich hunderttausend Menschen im Hydepark zusammen und protestieren im Namen der geschändeten Humanität, des geschändeten Christentums gegen das einzige Mittel, das unserer Regierung gegen die sich zerfleischenden Stämme in Makedonien geblieben ist, dasselbe Mittel, durch das jedes zivilisierte Land der Welt Aufstände bekämpfen würde. Wenn aber zur gleichen Zeit Zar Nikolaus, dieser Meisterschüler Abdul Hamids, die Juden in Rußland im Namen des edlen Stifters der christlichen Religion hinschlachten läßt, bleibt London sehr ruhig."

* * *

„Mein Kind liebt Abdul Hamid. Warum soll es ihn auch nicht lieben? Ich Ich sage ihm täglich, daß sein Kaiser — sein Großvater, welche Ironie — der beste und edelste Mensch im Lande sei, daß jedermann und vor allen andern die Prinzen den Padischah lieben und verehren müßten, daß er nur das Beste und nur das Interesse des ganzen Landes im Auge habe, und daß es einst Großes erwarten solle von seinem „Großvater". Den traurigen Rest wird er noch zeitig genug erfahren. Aber eins verzeihe mir der Himmel, — das ist der Haß gegen Rußland, den ich ihm einimpfe. Rußland ist unser Erbfeind, das Land, dessen größter Monarch, Peter der Große, in seinem Testamente die Weisung hinterlassen hat, seine Nachkommen sollten nicht eher ruhen, als bis das orthodoxe Kreuz der christlich-russischen Kirche an die Stelle des Halbmondes unserer Aja Sophia auf dieser schönsten unserer Moscheen aufgepflanzt sei. Die letzten Jahre, die die Entfernungen in der Welt um so viel kleiner machten, haben einen Teil des Schwerpunktes der russischen Orientpolitik nach dem fernen Osten, nach China und Japan verlegt. Wir Türken empfinden heute die lebhafte Genugtuung, unsern Erbfeind von den Japanern geschlagen zu sehen. Aber wir wissen, daß sein dort vernichteter Ehrgeiz hier bei uns Verluste gutzumachen suchen wird. Und unser Haß gegen den Kosaken ist deshalb heute der gleiche wie zu allen Zeiten. Weil wir wissen, daß Rußland immer unser Feind sein wird....

Pressensé, Jaurès und August Bebel sind Männer, deren ideales Kämpfen um Menschenrechte ich bewundere. Ich kann den Sozialismus wenig und den Anarchismus, der eine unschuldige Kaiserin — Elisabeth von Österreich — ermordet hat, garnicht verstehen, aber ich denke: wenn wir hier in der Türkei Industrieen und unterdrückte Arbeitermassen hätten, würde ich Bebel zum Arbeitsminister machen. Bei uns, in einem autokratischen Staate, fehlen die gesunden Vorbedingungen für den Sozialismus, zumal wir keine Kapitalisten, sondern nur Diebe und nichtstuende Prinzen haben, zu denen ich ja leider selbst gehöre.... Aber wenn ich einst Sultan sein sollte, würde ich meinem Volke eine Konstitution geben. Es ist nicht wahr, daß wir nicht reif dafür sind. Unser Volk hat gewiß nicht die politische Reife der Franzosen oder der Amerikaner, aber es ist mündig genug, an der Regierung des Landes teilzunehmen."

So könnte ich ohne Ende fortfahren, Äußerungen des heute neunund-

dreißig Jahre alten Prinzen Abdul Medjid Effendi wiederzugeben. Eines Gefangenen, der seit seinem achten Lebensjahre sein Gefängnis nicht verlassen, nie einen Lehrer, nie einen Freund im Hause gehabt hat und mit der Außenwelt nicht in Verbindung stehen darf. Aber die schärfsten Bewachungen können doch nicht verhindern, daß ihm Zeitungen, Broschüren und Bücher zugesteckt werden, die er eifrig studiert. Sie bilden das einzige Bindeglied zwischen dem Prinzen Abdul Medjid und der Welt. Der Schreiber dieser Zeilen war für ein paar Jahre das zweite. Heute ist er ohne Menschen und ohne Zeitungen, — man hat ihm alles genommen, und Abdul Hamid kann ihn nicht mehr quälen, als er es bisher schon getan hat. Diese Artikel können, wenn sie dem kaiserlichen Mörder auf dem Throne zu Gesicht kommen, keine Wirkung mehr haben. Denn Abdul Medjid ist geistig schon zu Tode gequält und würde das Eisen eines wirklichen, gemeinen Mörders als eine Wohltat begrüßen und als eine Rettung.

Ich hatte einen Freund. Es war einer von den sieben Eunuchen, die zum Hofhalte meines gefangenen Prinzen gehörten. Diese sieben Eunuchen rangierten nach Alter und „Verdienst". Der älteste — Pasch Agha — war ein häßlicher Greis von achtzig Jahren, lang und dünn, ein ekelhaftes Gerippe, ohne Fleisch, Herz und Charakter, die nach ihm kommenden zwei waren „Männer" von etwa vierzig Jahren, die gegen gute Bezahlung Spitzeldienste für den Sultan taten, der vierte saß ständig vor dem Koran und war ein klassischer Hypokrit, der fünfte war nicht viel wert, der siebente auch nicht viel mehr, — aber der sechste war mein Freund und hieß Serur Agha. Wir fühlten uns gegenseitig angezogen vom ersten Tage, an dem wir uns sahen. Er war damals achtzehn Jahre alt oder zwanzig — er wußte das selbst nicht genau —, sah gesund und beinahe kräftig aus, hatte prächtige weiße Zähne im Munde seines afrikabraunen Gesichtes, plauderte gern türkisch mit mir und zeigte ungeheuern Wissensdurst. Wir waren bald täglich zwei Stunden zusammen, er lernte die französische Sprache von mir, ich die Finessen der türkischen und etwas Arabisch von ihm; dann machten wir kleine Spaziergänge im Park und wurden recht gute Freunde.

Aber — merkwürdig — es hat mich drei Jahre gekostet, seine „Geschichte" zu erfahren. Die Mohammedaner können alle viel besser schweigen als reden. Die Eunuchen der Mohammedaner aber sind Meister des Schweigens. Was

hat es mich für Überredungskünste gekostet, etwas aus meinem Freunde herauszubringen, oder gar erst, etwas über seinen Ursprung zu erfahren ... Nie wollte Serur Agha mit der Sprache heraus, und es bedurfte mancher Flasche steinalten guten Weines, von dem er gern nippte, bis ich ihn nach langem Bitten doch zum Sprechen bewegen konnte. Ort der Handlung: Mein großes Zimmer, im arabischen Stil möbliert, Türen verschlossen und Fenster verhangen. Personen: Serur Agha und ich. Auf dem Tisch zwei französische Lehrbücher, eine Flasche alten Rheinweins, zwei halbgefüllte Gläser. Gespräch im Flüsterton. Der Eunuch Serur Agha hat das Wort. Bei der zweiten Hälfte seiner Erzählung lüftet er die Fenstervorhänge etwas und vollendet seinen Bericht, den Blick starr über Meer und Berge gerichtet:

„Ach, es ist schon lange her. So vierzehn oder sechzehn Jahre — ich weiß garnicht mehr. Aber wie es war, das weiß ich heute noch ganz genau. Gerade, als ob das Schreckliche gestern passiert wäre. Sie alle sagen, Mohammed — gelobt sei sein Name — habe verkündet, Allah — gepriesen sei sein Name — werde uns Eunuchen einst im Jenseits ein besseres Leben, das wahre Glück, das wahre Paradies schenken. In diesem Leben sollen wir Märtyrer sein. Aber unser Leiden ist kein Martyrium, es ist mehr als Tod, — es ist Mord! ... Oh, diese Halunken! Ja, ich weiß noch, wie sie mich holten. Ich sehe alles noch so genau vor mir. Vier oder fünf Jahre alt muß ich damals wohl gewesen sein. Afrika war meine Heimat. Wir wohnten da irgendwo in der Steppe. Mein Vater ritt täglich auf die Jagd. Und ich spielte immer vor der Tür des Hauses, während die Mutter das Feuer zum Braten des Wildes schürte, das der Vater heimbringen würde. Eines Tages war es schon spät. Vater wollte garnicht kommen. Ich war ungeduldig, bis ich plötzlich ganz in der Ferne eine nahende Staubwolke entdeckte. Das mußte nach meiner Berechnung Vater sein. Flink, so schnell mich meine kleinen Beine tragen konnten, lief ich dieser Staubwolke entgegen. Aber sie wurde immer größer und größer; ich hielt im Laufen ein, als ich verstand, daß das Pferd meines Vaters doch unmöglich so viel Staub aufwirbeln könne, und plötzlich wurde ich mit Schrecken gewahr, daß es Soldaten irgendeines Kaisers waren, die da auf unser kleines Haus zusprengten. Ich wollte zurücklaufen, lief auch ein paar Schritte, erinnerte mich des scharfen väterlichen Verbots, mich allein nicht einen Schritt vom Hause zu entfernen,

— aber ich saß im Nu, ohne zu wissen, wie und warum, auf einem Sattel. Noch heute erinnere ich mich der entsetzlich gellenden Wehschreie meiner Mutter, die an mein Ohr klangen. Dann war alles vorbei. Ich sah meine Mutter nicht mehr wieder, nie wieder meinen Vater und nie wieder mein Elternhaus und meine Heimat. Nie wieder. Ich weiß nicht, ob sie leben, wie sie heißen, ob das Haus noch steht, nichts, garnichts ..."

Und dann erzählte mir der Unglückliche das Entsetzlichste, was ich je gehört habe: die grausame, scheußliche Zeremonie, die er mit etwa hundert kleinen Leidensgenossen über sich ergehen lassen mußte, und deren ekelhafte Details ich hier nicht wiedergeben kann. Erzählte mir, wie bei solchen traurigen Akten stets achtzig Prozent sterben, besonders unter den Knaben zwischen sechs und acht Jahren. Und wie er unglücklicherweise „gelungen" sei. Aber er werde es jetzt nicht mehr lange aushalten, er werde bald sterben, das wisse er. — Dann ging er langsam in sein Zimmer.

Zwei oder drei Monate später. Juli 1902. Serur Agha lernt fleißig Französisch. Nie hatte ich einen fleißigeren Schüler. Ich wollte immer gerne wissen, warum er gerade Französisch und nicht Deutsch lerne. Ich konnte den Grund nicht finden. Plötzlich wird Serur Agha krank. Der Palastarzt Tarkonican Bey schüttelt den Kopf. Dann bewerkstelligt er die Überführung meines Freundes in das Hamidie Hasta Haue. Mit Erlaubnis des Sultans besuchte ich ihn dort jeden Freitag und war beruhigt, als ich ihn unter der aufopfernden Pflege deutscher Krankenschwestern anscheinend genesen sah. Und an einem Freitag saß ich lange an seinem Bett und plauderte mit ihm. Er hatte neuen Lebensmut, sprach viel mehr als sonst und legte mir plötzlich im Flüstertone eine mir unvergeßliche Beichte ab, die erst jubelnd, dann stockend, schließlich verzagt aus seinem Munde kam: „Ich liebe eine Frau. Eine wunderbare Frau. Du wirst mich nicht verraten? Nein? Sage es niemand im Serail. Sie ist des Prinzen Frau, die Sonne des Harems. Ich habe Französisch gelernt, weil ich dann verstehen werde, was sie mit dem Prinzen spricht. Sie weiß nichts, garnichts davon, daß ich sie liebe... Aber sie ist die Frau von unserem guten Effendi... Es ist nicht recht von mir. Ich weiß es. Ein Verbrechen, eine Sünde! Ich werde sterben müssen dafür. Wir sterben immer, wenn wir lieben... Bist du nicht mehr mein Freund, weil ich so schlecht bin? ..."

Ich heiterte ihn auf, versuchte es wenigstens, und ging nach Hause. Am andern Morgen rief mich der Prinz und teilte mir mit, daß unser Freund Serur Agha in der Nacht seinen Geist aufgegeben habe, und daß als Todesursache galoppierende Schwindsucht konstatiert worden sei. Ich wollte es kaum glauben, — aber da fand auch schon Serurs Begräbnis statt. Im Begraben sind die sonst so langsamen Orientalen sehr schnell.

Spionage

Ein Ding, worüber man dicke Bücher schreiben könnte, ist das meisterhafte Spionagesystem, das heute und seit der Thronbesteigung Abdul Hamids in Konstantinopel herrscht. Wir bezweifeln, ob die Geschichte irgendeines Landes ein ähnliches Meistersystem aufzuweisen hat. Der Chef jeder geheimen Polizei der Welt kann bei Abdul Hamid in die Schule gehen und lernen, wie man es macht, in die Bewachung einer halben Million Menschen am Goldenen Horn ein solches System zu bringen, daß man über das Tun und Lassen jedes einzelnen genau unterrichtet ist. Wie man von den Briefen und den europäischen Korrespondenzen, die durch die fünf europäischen Postämter Konstantinopels befördert werden müssen, genaue Kenntnis gewinnt. Wie man fünf Minuten nach Beendigung eines streng geheimen Botschafterrates genau über die Schritte unterrichtet ist, die dieser Botschafterrat zu unternehmen beschlossen hat. Wie man die Reden genau kennt, die in der Seniorenklasse der Medizinschule „streng geheim" geführt werden, und über die Freunde jedes Offiziers gut Bescheid weiß. Wie man von der Schwester hören kann, was der Bruder über Abdul Hamid denkt, und vom Bruder eventuelle Verbindungen seiner Schwester mit Damen des kaiserlichen Harems herauspreßt. Wie man anständige Menschen zu Verrätern stempelt, und wie man nichts unter der Sonne Konstantinopels tun kann, ohne daß ein genauer Rapport über die kleinsten Nichtigkeiten eine Stunde später im Yildiz liegt. Wie man Staatsgeschäfte liegen lassen kann, um die viel wichtigeren „Rapporte" zu bearbeiten. Wie man von zehn türkischen Einwohnern Stambuls neun zu Spitzeln macht und den zehnten verbannt. Wie man unter Benutzung der modernsten psychologischen Errungenschaften Europas im Lande der

ältesten Reaktion ein hypermodernes Spionagesystem adoptiert hat, das in sonderbarem Kontraste steht zu dem Mangel an jeder modernen Errungenschaft auf irgendeinem anderen Gebiet .... Und wie einfach das alles ist! Wenn ein Staatsbeamter oder ein Offizier in Konstantinopel von zwölf Monatsgehältern im Jahre nur drei bekommt und das ein Jahr oder zwei aushält, werden ihm im dritten seine Kinder verhungern. Und wenn er sich noch so sehr sträubt gegen Ausübung des schmachvollen Gewerbes eines „Haphias", — schließlich unterliegt er doch, des lieben Brotes wegen. Denn ein Haphia bekommt sein reichliches Monatsgehalt pünktlich, braucht nie zu warten, ist überdies sicherer — nicht bombensicher, aber doch ruhiger —, als wenn er kein Haphia wäre; und dann: alle sind sie ja Spitzel, alle seine Kameraden, keiner leidet Hunger, — warum soll gerade er der Anständige, der Dumme sein, dessen Kinder nichts anzuziehen haben? Und die letzten Gewissensbisse beschwichtigt er damit, daß er keinen denunzieren werde. So sind sie alle in Konstantinopel Spitzel geworden. Und das ist das größte Verbrechen des Mannes, der sich heute Sultan nennt, — diese schmähliche Korrumpierung seines Volkes, die, klug und raffiniert begonnen, zu dem unheilvollen Resultat geführt hat, daß der Sohn zu seinem Vater, die Schwester zu ihrem Bruder kein Vertrauen mehr hat. Bis in den Harem, in das heilige Familienleben des Türken, ist dieses scheußlichste aller Gifte Abdul Hamids gedrungen und hat nicht nur die Bande der Freundschaft zwischen Frauen, sondern alles zerstört, was den Mann bewegen könnte, seine Frau zu seiner wirklichen Genossin im Leben zu machen. Jeder kennt die Praktiken der „Behörden" und weiß, daß man Damen zu seiner Frau schicken wird, um bei einer Tasse Kaffee und einer Zigarette von ihr in unschuldigem Gespräche alles mögliche zu erfahren .Die Familienbande, die im türkischen Volksleben immer eine edle und anständige Rolle gespielt haben und noch heute spielen, hat Abdul Hamid durch sein raffiniertes, gemeines und niedriges Spionagesystem in der Stadt Konstantinopel zerstört. Nur in Konstantinopel. In Smyrna, Salonichi, Bagdad, Damaskus, Beirut, — da hat er sein System nicht nötig. Denn das ganze System gilt nur seiner Person, seinen eigenen Interessen und nicht denen des Landes.

Natürlich gibt es eine ganze Menge niedrige, lichtscheue Individuen, die es als führende Spitzel Abdul Hamids und ergebene Instrumente eines wahn-

sinnigen Tyrannen in den letzten zwanzig Jahren zu beträchtlichem Wohlstande gebracht haben. Izzet und Tachsin Pascha, Fehim Pascha — der jetzt selbst zu den Verbannten gehört —, Kadri Bey und Hassan Akri Pascha, und ein paar Dutzend andere. Sie gehören zu der unmittelbaren Umgebung des Sultans und sind im Lande mehr gefürchtet als alle Minister Abdul Hamids. Täglich geben sie, von Schwärmen diensteifriger kleiner Spitzel bedient, Rapporte, die sich kistenweise anhäufen, aber von Abdul Hamid genau durchgelesen werden. Alle Jahre erfinden sie einen Anschlag auf das Leben Seiner Majestät, opfern dabei ein Dutzend völlig unschuldiger Personen und werden dann für ihre Wachsamkeit kaiserlich belohnt. Was da alles erfunden wird, ist mitunter so komisch, daß man lachen könnte, wenn nicht zu viel Tragik dabei wäre. Ich will hier einige Beispiele erzählen.

Fehim Pascha brauchte wieder einmal Geld. Er hatte erst kürzlich eine Verschwörung aus dem Militärlager berichtet, — heute mußte er wirklich etwas anderes erfinden. Er sucht und sucht unter den Rapporten seiner Spitzel, bis plötzlich sein Auge auf einen Bericht fällt, der besagt, daß die Gattin eines gewissen Zeki Bey, der bei Abdul Medjid Effendi Dienst tue, ein Mädchen aus Georgien zu Besuch in ihrem Harem empfangen habe. Es bedurfte eines Fehim Pascha, um aus diesem harmlosen Bericht Kapital zu schlagen. Fehim Pascha läßt anspannen und fährt sofort zu Majestät. Abdul Hamid empfängt ihn gleich und hört, daß Zeki Bey im Auftrage des Prinzen Abdul Medjid ein wunderbares Mädchen aus Georgien habe kommen lassen, das jetzt in Zeki Beys Hause im Schießen und Stechen unterrichtet werde. Das Mädchen solle am Bairam vom Prinzen Medjid dem Sultan verehrt werden und solle diesen in der Brautnacht töten. Er, Fehim Pascha, habe das alles nach langer, schwerer Arbeit herausgefunden und empfehle Seiner Majestät die sofortige Verhaftung Zeki Beys. Drei Stunden später führten Soldaten Zeki Bey, der mir ein lieber Freund war, aus unserm Serail. Niemand sah ihn je wieder. Aber wir hörten später, daß er, sein siebzehnjähriger Sohn und seine ganze Familie nach Arabien verbannt worden waren. Fehim Pascha erhielt zum Dank für diese Verhinderung einer „Verschwörung" eine große Geldsumme.

Rassim Bey war eine Art kaiserlicher Intendant beim Prinzen. Er lebte nur in Zahlen, war ein ziemlich trockener, nüchterner Mensch, den ich stets im

Verdachte hatte, er hätte ein doppeltes Gesicht, doch kümmerte er sich scheinbar um nichts anderes als um Zahlen. Abdul Hamid hatte ihn, wie alle Diener des Prinzen, angestellt und zahlte ihm sein Gehalt, oder zahlte es vielmehr nicht. Aber Rassim Bey war doch imstande, etwas Wald aufzukaufen. Er wollte in seinem Walde Bäume fällen lassen und bat einen Freund, ihm kräftige Arbeiter hinzuschicken, die die Arbeit vornehmen sollten. Wir im Palais wußten nichts von alledem, am allerwenigsten der Prinz, ebensowenig wie er eine Ahnung gehabt hatte von Madame Zeki Beys Besuch aus Georgien. Aber plötzlich wird Rassim Bey verhaftet. Ferner sein Onkel Mehmed Bey, ein alter Herr von etwa siebzig Jahren, der sich als ergebenster Spitzel Abdul Hamids stets sicher geglaubt hatte, und sein Neffe Akif, ein Reitknecht des Prinzen. Und nach wenigen Tagen schickt Abdul Hamid einen Kammerherrn zu Abdul Medjid, der ihm im Auftrage Seiner Majestät mitteilt, daß Rassim Bey, Mehmed Bey und Akif samt ihren Familien verbannt seien, weil sie „eine Bande athletisch gebauter Männer unter der Vorspiegelung, Bäume fällen zu müssen, für einen Angriff auf das Leben Seiner Majestät vorbereitet, versammelt, instruiert hatten". Wir waren sprachlos. Aber die drei „Verschwörer" sahen wir nie wieder.

Die nationaltürkische Politik der letzten dreißig Jahre ist eine Politik der Defensive und, dank der Absorption der türkischen Staatseinkommen durch Abdul Hamid für dessen rein persönliche Zwecke noch auf lange Jahre hinaus defensiv. Panislamismus, ein ebenso gespensterhaftes Spukwort wie die gelbe Gefahr wird ein leeres Wort bleiben, solange die türkischen Finanzen noch in die endlosen Taschen Abdul Hamids wandern, dessen Spionagesystem mehr kostet als die Zivillisten der Monarchen von England, Österreich und Deutschland zusammengenommen. Aber daß diese Zustände das türkische Reich unter Abdul Hamid nicht noch mehr dezimiert haben, ist eine Kreditseite auf dem Konto dieses Monarchen. Noch weht die türkische Flagge über Salonichi, noch herrscht der Türke in Rumelien, noch sind die albanischen Stämme in jenen Operettengegenden der türkischen Flagge treu, und noch immer ist der so lange angekündigte Einzug österreichischer Truppen in Skutari nicht vor sich gegangen. Kaiser Wilhelm hat den Bosporus auch nicht annektiert, und der seit zehn Jahren zehnmal als unmittelbar bevorstehend angekündigte Krieg zwischen Bulgarien und der Türkei wird immer noch als „bestimmt

im nächsten Frühjahr" stattfindend angekündigt. Jedes Frühjahr lesen Sie aber in Ihrem Blatte, daß die „Massakers" in Mazedonien nun beginnen, daß bereits hier und da Banden erschienen sind und harmlose Bauern christlicher Religion niedergemetzelt haben. Daß auch die Mörder Christen sind, lesen Sie freilich nicht. Daß aber die türkischen Soldaten ab und zu einmal Glück haben auf der Verfolgung dieser christlichen Mörder, die selbstverständlich erschossen worden, lesen Sie dann wieder in Sperrdruck etwa unter der Überschrift „Niedermetzelung von Christen durch Mohammedaner". Auf keinem Gebiete der internationalen Politik wird so falsch und leichtsinnig berichtet. Unter dem Deckmantel des Strebens nach politischer Freiheit ziehen in Makedonien Räuberbanden in Uniformen herum, die seit Jahren den Bauern aussaugen, ihm Geld unter der Drohung abpressen, daß sie sein Gut niederbrennen, ihn und seine Familie töten würden, wenn er nicht Geld für die „gute, vaterländische" Sache hergebe. Die gute, vaterländische Sache ist weiter nichts als Schwindel. Das Geld, das die aus Bulgaren, Serben, Griechen, Wallachen und Abenteurern aus aller Herren Länder bestehenden Räuberbanden erpressen, dient ihnen zur Überwinterung in den Städten jener Gegend, während die gewissenlosen Führer jener Banditenhaufen in Paris, sehr elegant und vom Glorienscheine der Freiheitskämpfer bestrahlt, das Frühjahr abwarten, um dann an den Ort ihrer Räubereien, in die Gegend der Schwarzen Berge zurückkehren.

So wiederholt sich dort Jahr für Jahr dasselbe Schauspiel: herumziehende Räuber- und Erpresserbanden christlicher Religion, die ihre eigenen Glaubensgenossen schlachten und, wenn sie den Herren jener Gegend, den mohammedanischen Soldaten, in die Hände fallen, für ihren Brudermord vom Mohammedaner mit dem Tode bestraft werden. Wer kann da von religiösem Fanatismus sprechen? Und welcher Idiot kann da Deutschland und Österreich hineinzerren und gar, wie kürzlich in einer amerikanischen Zeitschrift geschehen, Kaiser Wilhelm verantwortlich machen für die Taten von ganz gewöhnlichen Räubern und Dieben. Welcher verbissene Dummkopf kann sich zu der kindischen Behauptung versteigen: „Kaiser Wilhelm could, by simply lifting his hand, stem the blood-lust of those armed hordes and bring peace and security to the Macedonian population"? Die christlichen Räuberbanden Makedoniens werden ihr Handwerk noch

betreiben, wenn Kaiser Wilhelm nicht mehr sein wird, sie werden es betreiben, solange die Welt eine falsche Sympathie an sie verschwendet, in dem irrigen Glauben, jene Räuber kämpften für die Freiheit. Wer Makedonien durchreist hat und die christlichen Bauern befragt hat, wer sie bedrückt und aussauge, hat in jedem Fall die stereotype Antwort bekommen: Nicht die mohammedanischen Herren dieser Gegend, sondern unsere christlichen Brüder. Und in neunundneunzig von hundert Fällen werden diese Bauern von jenen Räubern an den Bettelstab gebracht. Sie zahlen, solange sie können, — den Rest zahlen sie mit ihrem Leben, ihre Frauen mit der Schändung. Wer vergewaltigt in Makedonien die Bauerntöchter? Nur die christlichen Räuberbanden. Die Griechen morden Serben und entehren ihre Töchter, die Bulgaren tun das gleiche an ihren wallachischen Brüdern, eine Nationalität brutalisiert die andere, alles im Namen Jesu Christi, — und machtlos steht der türkische Herr des Landes dabei; denn er weiß, daß die ganze zivilisierte Welt über ihn herfallen würde, wenn er es wagte, jenen christlichen Banditen den einzigen Lohn zu geben, den sie verdienen, den Tod. Aber dann schreit die ganze christliche Welt: Diese Mohammedaner sind Barbaren, sie massakrieren unschuldige Christen. In Selbstverteidigung einen Mörder erschießen, ist doch sonst nicht strafbar, und wenn England heute einen Aufstand in Indien mit Pulver und Blei unterdrückt, wird es keinem Menschen einfallen, die Engländer Barbaren und Mörder zu nennen. Wenn aber der Türke in Makedonien christliche Räuberbanden vernichtet, dann sagt man in Frankreich und Rußland laut und in England vornehm leise, daß „die tapferen Makedonier, die mit glänzender Bravour um Menschenrechte und Freiheit kämpfen, von Barbaren massakriert werden", menschenfreundliche Abgeordnete, die keine Ahnung von der wirklichen Sachlage haben, interpellieren in Parlamenten und fordern eine Intervention ihrer Regierung in der makedonischen Angelegenheit. Und unten in den Bergen Makedoniens erschallt das homerische Gelächter jener christlichen Räuber, während der Türke zähneknirschend das ganze wüste Treiben weitergehen läßt auf Befehl Abdul Hamids, dem die Botschafter in Konstantinopel ernstliche Vorstellungen machen.

Es gibt gar keine makedonische Frage. Es gibt nur makedonische Räuberbanden, die noch jahrelang weiterrauben und plündern werden. Keine europäische

Großmacht steht mit ihnen in Verbindung, und es ist zu hoffen, daß es dem Nachfolger Abdul Hamids auf dem Throne gelingen wird, jene Banden zu unterdrücken und in der ganzen Gegend Ruhe und Frieden wieder herzustellen. Eine Tatsache steht fest: Soviel verschiedene Bekenntnisse — alle christlich —, soviel verschiedene Rassen und Nationalitäten werden weder unter dem Bulgaren noch unter dem Serben oder dem Griechen oder dem Rumänen friedlich nebeneinander leben. Wenn je die türkische Herrschaft ganz nach Asien zurückgedrängt sein wird, dann wird Makedonien als neutrale Provinz vielleicht noch mehr der Schauplatz blutiger Rassenkämpfe sein als heute unter den Türken.

(Schluß folgt)

Marokko / Von Ludwig Thoma

Die Niederlage des Sultans Abdul Asis brachte unsere öffiziöse Presse in Schwung, und wir erhielten als beinahe vaterländischen Helden den Muley Hafid vorgesetzt. Mögen sich alle säbelfreudigen Philister, die seit Monaten zwischen „asisischen" und „hafidischen" Mahallas zu unterscheiden hatten, darüber freuen! Sie müssen sich dabei nichts denken. Sonst könnte es diesem und jenem sonderbar vorkommen, warum das offizielle Deutschland sich über Flucht und Niederlage eines Mannes vergnügt, den Wilhelm II feierlich als Souverän anerkannt hat, den er mit einem Besuche und einer kollegialen Ansprache beehrt hat.

Als Privatmann überschätzt man ja die extemporierte Politik Seiner Majestät nicht; aber warum äußert die Regierung selbst eine so unmäßige Freude, wenn ihr oberster Repräsentant desavouiert wird? Zwischen damals und heute liegen allerdings schon drei Jahre, für berliner Mutationsverhältnisse eine große Spanne Zeit.

Aber das Gedächtnis Europas währt länger als der staatsmännische Wille in Preußen.

Allerdings ist es nur bei genauester Buchführung möglich, die sämtlichen Variationen des marokkanischen Themas festzuhalten.

Anno 1904 erklärte Bülow, daß jenes französisch-englische Abkommen über Marokko für Deutschland bedeutungslos sei; anno 1905 war es so bedeutungsvoll, daß sich der Kaiser höchstselbst bis Tanger bemühte; vor Algeciras war die Lesart anders als nach Algeciras; wiederum später wurde der Impresario jener Tangerreise wegen dieses Unternehmens entlassen, und jetzt betreibt man die Anerkennung des Prätendenten, der den viellieben Vetter und Freund von 1905 entthronte.

Das sind nur ungefähre Jahresauszüge; der Wochenkalender in der Wilhelmstraße müßte erst die Kurvenbewegung richtig erkennen lassen.

Aber darin liegt nichts Wunderliches, denn die Beweglichkeit eines einzelnen Mannes kann groß sein.

Merkwürdig ist nur das agile Wesen der Massen in Deutschland, ihre Sprungtaktik in der Begeisterung und ihr kindliches Anpassen an jeden Wechsel der Meinungen.

Als kurz nach der Niederlage von Abdul Asis die Meldung kam, daß Deutschland die Anerkennung Hafids betreibe, und als unser Auswärtiges Amt diese Nachricht höchst sonderbarerweise dementierte, da entrüstete sich das nationale Element über die frivole Unterstellung; als acht Tage später das auswärtige Amt genau das tat, was es vorher abgeleugnet hatte, da entrüstete sich das nationale Element nach der konträren Seite.

Ich möchte vorschlagen, daß die Nation bei dieser Entrüstung bis zum Quartalswechsel belassen werde. Das häufige Umschalten ruiniert noch den patriotischen Empfindungsapparat.

Sollte Abdul Asis vorher seine Dankvisite in Berlin machen, wozu er jetzt Zeit hätte, so könnte man ja diesen Ausnahmefall berücksichtigen.

Harden-Lexikon / Von Karl Kraus

In der Reihe der Übersetzungen, durch die man die Meisterwerke der fremdsprachigen Literatur dem deutschen Leserpublikum zugänglich zu machen sucht, hat bis heute eine verständnisvolle Bearbeitung der Prosa Maximilian Hardens gefehlt. Immer war es nur ein kleiner Kreis von Liebhabern, der die Arbeiten dieses interessanten Schriftstellers, der wie kein zweiter den Ziergarten einer tropischen Kultur von Stilblüten und Lesefrüchten gepflegt hat, durchaus zu genießen imstande war. Die Schwierigkeiten des sprachlichen Erfassens mußten sich hier um so schmerzlicher fühlbar machen, je populärer die Gegenstände wurden, die unserem Autor am Herzen liegen, und je weiter sich das Gebiet eines vielseitigen Wissens auszudehnen begann, dem heute, wie man ohne Übertreibung behaupten kann, zwischen der Homosexualität und der Luftschiffahrt nichts Menschliches fremd ist. Die Erkenntnis, daß heutigen Tages jeder, der nur deutsch schreiben kann, seinen Zulauf findet, während hier eine wahre Fülle geistiger Schätze ungehoben liegen muß, brachte mich zu dem Entschlusse, ein Lexikon anzulegen, das deutschen Lesern als ein Führer auf den verschlungenen Pfaden einer Prosa dienen soll, deren Schönheiten sie bis heute gewiß öfter geahnt als genossen haben. Es ist hohe Zeit, daß jene, die von der geistigen und kulturellen Potenz des Autors bisher nur überzeugt waren, sich von ihr auch angeheimelt fühlen. Gerne wird man mir eine Nachsicht gewähren, die einem Versuche auf unerforschtem Gebiet unter allen Umständen zugute kommen muß. In der Übersetzungsprobe, die ich biete, dürfen selbst Lücken nicht allzu rigoros beurteilt werden. Mancher Stelle konnte ich nur mit einiger Freiheit der Auffassung beikommen; manche blieb unübersetzbar. Vorweg aber möchte ich die Verantwortung für die Möglichkeit ablehnen, daß hier und dort mit der Fremdartigkeit einer Wendung auch deren künstlerische Schönheit genommen wäre. Eine Übersetzung aus

dieser Sprache wird wohl ihren Zweck erfüllt haben, wenn es ihr, selbst unter Preisgabe des dichterischen Momentes, gelungen ist, den Sinn der Darstellung für das Verständnis zu retten. Daß meine Übersetzung die in Deutschland einzig autorisierte ist, brauche ich wohl nicht erst hervorzuheben.

Der Fahrenheidzögling	Eulenburg
Der Adlerritter	Eulenburg
Der von den alten Feinden aus der Holzpapierwelt plötzlich Gehätschelte	Eulenburg, für den sich plötzlich die Presse wieder einsetzt
Die Legende der Grotta Azzurra	Die Gerüchte über Krupp
Ein Thronender	Ein Monarch
Iphigeniens Schöpfer, der in langem Erleben nicht oft einen Freund gefunden hat	Goethe, der in einem langen Leben nicht viele Freunde gehabt hat
Der brave Bill	Shakespeare
Der wilde Georg	Riedel
Er hat auf einem Bau gefront	Er war Bauarbeiter
Der Stank verfliegt schnell	Das Gerücht erweist sich als haltlos
Wer dem verführten Mädchen aus voller Kasse des Lebens Notdurft bezahlt	Der Aushälter
Noch wissen zwei zum Wahrspruch berufene Männer nicht, was in der Isarau geschehen ist	Zwei Geschworenen scheint die Starnberger Geschichte noch immer nicht glaubhaft
Vielleicht hätte der eiskalte Klügling, dessen überschwingende Phantastik auf Handwerkskenner stets nur wie violence à froid wirken kann, der aber vor Erfahreneren schon den Gefühlsmenschen, Künstler, schwärmenden Freund und siechen Amfortas mit Glück gemimt hat, im dichtesten Drang noch drei, vier Stimmen gefangen	Vielleicht hätte Fürst Eulenburg in der größten Gefahr doch noch die Geschworenen herumgekriegt
Auf dem Weg, der den dieser politisch, rechtlich und psychologisch bedeutsamen Sache Fremden die Fundamente des Urteils erkennen lehrt	?

Der Graf, den die Enthüllung des in den Isaranlagen und auf der Sendlingertorwache Erlebten das Kammerherrnamt gekostet hat	Graf Wedel
Eine, die sich dem Herd verlobt hat	Eine Hausfrau
Sie küßt ihn, dem Angstschweiß die Haarwurzeln feuchtet, mit heißer Lippe rasch, wie einst, aufs Ohr, während der Eheherr Zigarren aus dem Rauchzimmer holt	Charakterbild einer Buhlerin
Ein von einem Tribunen angegriffener Offizier	Ein Offizier, den ein Abgeordneter angegriffen hat
Ein Kriminalkommissar bringt aus der Ukermark das Ehrenwort des Fürsten mit: Verleumdersinn erfand und verbreitete die bösen Gerüchte	Fürst Eulenburg gab einem Kriminalkommissär sein Ehrenwort, daß alles Verleumdung sei
Er säße heute dann wohl in Hülsens Loge	Er wäre heute vermutlich Hoftheaterintendant
Der Klavierträger Schömmer, den ein Herrn Phili eng befreundeter Graf in einem starnberger Hotel zu Homosexualbefriedigung verführt hat und der durchs Guckloch einer verschlossenen Tür die beiden Grafen dann gepaart sah	Ein Kampfgenosse des Herrn Harden
Als er den Diener Dandl ans Bein faßte	Datum in der preußischen Geschichte
Der verirrte Geschlechtstrieb scheut so ängstlich das Licht, daß selbst in die Polizeiakten meist nur Gerüchte sickern	Alles menschliche Wissen ist begrenzt
Der kühle Herr Canzellarius	Bülow
Ein Totkranker, den in der nächsten Stunde die Sichel aus der Zeitlichkeit mähen wird	Ein Sterbender
... trotzdem sich seit Jahren ein ungeheures, ungesuchtes Material aus hoher und höchster Urningschicht bei mir gehäuft hat und mit den Einzelheiten, psychologisch und pathologisch wertvollen, ganze Bände zu füllen wären	Ich bin mir bewußt, meine kulturelle Pflicht eigentlich versäumt zu haben
... Drohbriefe aus nahen und fernen Städten (sie schrecken mich nicht; mein Revolver ist gut und ich habe dafür gesorgt, daß am Tag nach einem gelungenen Überfall alle Beweismittel veröffentlicht werden)	Ich bin kein Revolverjournalist; aber wenn ich gereizt werde, so ...

Einen unter Anerkennung der reinen Motive verurteilenden Gerichtsspruch hätte ich, wie die anderen Opfer an Gesundheit und Besitz, die dieser Feldzug mir eingebracht hat, hingenommen	Das versteht sich von selbst
Der schwache Widerhall seines Leugnens kann die dröhnende Stimme der Wahrheit nicht übertönen	Er hat also dem Dandl doch ans Bein gegriffen!
Niemand hat den Fischermeister bedrängt; der Richter ihm väterlich zugesprochen und Zeit zur Sammlung angeboten; der Anwalt nicht eindringlicher gemahnt, als jeden Tag hundert Ankläger und Verteidiger tun; einmal nur, mit leiser Stimme, ihn aufgefordert, nicht durch Verschweigen des Wesentlichsten sich selbst ins Zuchthaus zu bringen (Seite 169) Doch Philipp kennt seinen Jakob. Den kranken, schwerhörigen, scheuen Menschen, dem die Zeugenpflicht ein Matyrium ist, der immer noch der so lange angestaunten Macht des Herrn zu erliegen fürchtet und keine Silbe, keine Vorgangsschilderung herausbringt, die nicht mit den Zangen der Inquisition aus seinem dunklen Hirn geholt ward. (Seite 170)	Der Fischerjackl hat unter Daumschrauben freiwillig die Wahrheit gesagt
Unter dem Heumond	Im Juli
Der Phrasenspuk, der so lange schon das Ohr täubt	.... betäubt
Als Bismarck ins Sachsenwaldhaus geschickt war	Als Bismarck demissioniert hatte
Den Überbleibseln des Memalik-i Osmanije eine Verfassung gewähren	?
Padischahim tschock jascha	Vergleiche Polyglott-Kuntze, Türkisch
Der King	Eduard VII.
Der liebste Kömmling	Der willkommenste Besuch
Er wird in Ischl den Geschäftsführer der austro-ungarischen Monarchie sehen	Er wird in Ischl den Kaiser Franz Josef sehen
Den Makedonenknäuel entwirren	Die macedonischen Wirren beenden

Die Scherifenenttäuschung	?
Der Greis, der im Glanz hockt	Der Sultan
Menschen, deren Lebensflamme gestern ein Wink seiner müden Hand erlöschen ließ	Menschen, die er gestern noch töten lassen konnte
Musulmanen	Muselmanen
Abd ul Aziz	Abdul Aziz
Abd ul Hamid	Abdul Hamid
Abd ul Kerim	Abdul Kerim
Der schwache Prasser	Der genußsüchtige Schwächling
Die Stadt Konstantins	Konstantinopel
Die Osmanenflanke zerstücken	Albanien teilen
Der Mähre	Herr Philipp Langmann
Der wiener Ungar	Ungeschicktes Lob für Herrn Felix Salten, der sich als Zionist lieber einen Pester Juden genannt hörte
Über der Löwenbucht verglüht der fünfte Augusttag	Marseille, 5. August
Auf dem Cornicheweg ists leerer als sonst beim Dämmern eines Sommerabends	Ich bin zum erstenmal in Marseille, aber so leer war's noch nie
Das immer hastige Leben der Phokäerstadt scheint in die Herzkammer zurückgedrängt	Marseille ist wie ausgestorben
Zwischen der Rue Honorat und der Cannebière regt sich's	Meine Lokalkenntnis ist verblüffend
Der Fremde merkt bald, daß im Sinus Gallicus das Blut heute besonders schnell kreist	(Unverständliche Stelle, aus der nicht hervorgeht, ob das Blut im Meerbusen oder das Wasser im Busen der Marseiller aufgeregt war)
Die mit Bouillabaisse und Südwein Genährten	Die Bewohner von Marseille

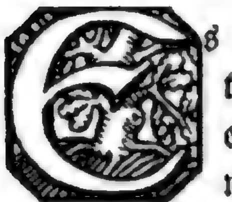
Der konstanzer Graf Graf Ferdinand Der alte Reitersmann Ikaros, den eines Gottes Eifersucht empfinden lehrt, daß nur Wachs, in der Sonnennähe zertropfendes, ihm die Flügel an den Rumpf geklebt hat Der Krieger und Wolkenthronwerber Der Luftbeherrscher Der deutsche Graf	Verschiedene Bezeichnungen für den Grafen Zeppelin
Die Patres Lana und Guzman . . . Die Brüder Montgolfier, Etienne und Michel . . . Mémoires sur la machine aérostatique . . . Pilâtre de Rozier . . . Nach den Erfahrungen der Charlière ergänzt . . . Charles aus Beaugency, Pilâtre aus Metz, Blanchard aus dem Departement Eure . . . Biot, Gay-Lussac, Sivel, Tissandier, Hermite, Renard, Giffard; bis zu Santos-Dumont und Lebaudy . . . Der Fallschirm . . . Zigarrenformat . . . Starres System . . . Halbstarr oder unstarr . . . De la Vaulx, Berson und Elias . . . Giffard ersann, um die Widerstandsfläche zu verkleinern, das längliche Format und führte den Dampfmotor ein; Dupuy de Lôme, das Ballonett; Wölfert den Daimler-Motor; Schwarz die Aluminiumhülle . . . Renard und Krebs . . . Parseval und Groß . . . Von André, dem Nordpolsucher, kam uns nie eine Kunde; die Patrie ließ in Irland eine Riesenschraube mit Zubehör fallen; der britische Nulli secundus zerbröckelte über der Paulskathedrale	Ich kenne mich in der Luftschiffahrt aus
Unter den Lebenden haben Edison, Koch, Van't Hoff, Behring, Röntgen und mancher Andere der Menschheit Nützlicheres geleistet. Für die moderne Kriegführung waren die Erfindungen und Kombinationen der Nordenfelt, Zédé, Romazotti, Laubeuf vielleicht wichtiger als eine Erleichterung der Aeronautik	Ich kenne mich auch sonst aus
Zeppelins haben unter Fritz, unter Melas bei Marengo und im deutschen Befreiungskrieg mitgefochten	Ich weiß überhaupt alles

Fast auf den Tag ists fünf Vierteljahrhunderte her, daß der Physiker Charles auf dem Marsfeld einen mit Wasserstoff gefüllten Ballon steigen ließ . . . Blanchard kam 1785 mit seinem Luftschiff von Dover nach Calais und wurde erst auf der sechsundsechzigsten Fahrt (meist war seine Frau als Gehilfin neben ihm) vom Aeronautenschicksal ereilt	Wer sollte sich nicht erinnern?!
Man wird im Ballon, statt auf stählernem Gleis über Zossen und Elsterwerda, ins Paradies der Weihnachtstollen reisen	Ein Bild der „Zukunft"
Das stürmende Temperament der großen Persönlichkeit sacht ins Schreibstubentempo zügeln	Dem Grafen Zeppelin eine Kommission beistellen
Die Summen, die ihm die Flut jetzt ins Schwabenheim geschwemmt hat	Die Summen, die dem Grafen Zeppelin jetzt zugeflossen sind
Der Paktolos strömt in den Bodensee	Graf Zeppelin bekommt viel Geld
Erwins Kirche	Der Straßburger Dom
Wie ein Golfstrom braust es erwärmend durch Aller Herzen, schmilzt die Eisrinde und schält ehrfürchtige Liebe aus dem Kalten Wall	(Wahrscheinlich ist hier gemeint, daß man sich irgendwo für die Sache Zeppelins erwärmt)
Aus dem Gluthstrom, der den Kalten Wall überströmte, ist auch anderer Gehalt zu schöpfen als das Tränensalz, das feuchten Augen die Freude an schönem Tiefblau gewährte	?
Millionen in den Bodensee werfen, um mit dem Opfer des Hortes, wie der Tyrann von Samos mit seines Ringes, feindliche Gewalten zu schwichtigen	Riskieren, daß ein Karpfen im Bodensee mit der Verdauung des Ringes, wie der Leser mit des Genitivs, Schwierigkeiten hat und daß selbst den Rheintöchtern übel wird

(In den dieser Übersetzung zugrunde liegenden Kapiteln hat der sonst so gewissenhafte Autor leider einige Druckfehler übersehen. Statt „Entwicklungsgang" und „Befreiungskrieg" muß es selbstverständlich heißen: Entwicklunggang und Befreiungkrieg. Erwähnt sei noch, daß den Publikationen des Autors im Original unmittelbar ein Inseratenteil folgt, zu dessen Verständnis das Lexikon nicht herangezogen werden muß, und in welchem zumal jene Annonce einer populären Wirkung sicher ist, die mit den Worten beginnt: Allen, die sich matt und elend fühlen . . .)

Die Überflüssigkeit des Werkbundes

Sehr geehrte Redaktion!


Es ist dankenswert, daß Sie Herrn Adolf Loos, der sich so temperamentvoll über die Gründung des „Werkbundes" ereifert, in einer eigenen Notiz Ihren Lesern vorstellen: er sei, nach einem Meier-Graefeschen Zitat, ein wiener „Architekt und Schriftsteller, Künstler und Denker", der schon vor zehn Jahren über angewandte Kunst geschrieben und dadurch sowie durch sein praktisches Wirken die wiener Schule und darüber hinaus auch das Kunstgewerbe in Deutschland beeinflußt habe.

Nun ist es merkwürdig, daß eben dieser Herr Loos es beklagt, daß die angewandten Künstler in das Handwerk eingedrungen sind und dieses dadurch verdorben haben; alle Gewerbe seien noch gut, die sich von diesen „überflüssigen Existenzen" freizuhalten wußten. Herr Loos führt als Beispiele auch die Juwelenarbeiten, Zigarettenetuis, Schirme und Stöcke an, — ist da wirklich alles so herrlich auf der alten Höhe?

Herr Loos scheint der Ansicht zu sein, die Entwürfe für die geislinger Metallwarenfabrik seien von den Künstlern gemacht, die sich jetzt im Werkbund zusammengeschlossen haben; und für ihn scheint das moderne Kunstgewerbe darin zu bestehen, daß man blödsinnigen Schmuck auf allen Gebrauchsgegenständen anbringt, wie man es in früheren „barbarischen Zeiten" auch tat.

Herr Loos preist das neunzehnte Jahrhundert deshalb, weil es „eine reinliche Scheidung zwischen Kunst und Gewerbe herbeigeführt hat," — als wenn das Charakteristische eines alten Möbels die für uns vielleicht überflüssigen allegorischen Darstellungen wären, und nicht die ganz einfache Form, die mit der ganzen großen Kunstwelt zusammenhängt.

Will der Werkbund wirklich Kunst im Sinne der nymphenumwogten Tintenfässer oder der anatomischen Atlanten mit sezierten griechischen Statuen?

Eigentlich ist diese Unterstellung eine grobe Beleidigung der bei dem Werkbund beteiligten Künstler. — Wenn Herr Loos sich die Mühe genommen

hätte, nur einen kurzen Bericht über die Tagung in München zu lesen, so müßte er gemerkt haben, daß der Bund das genaue Gegenteil davon will: daß er wieder anständige handwerkliche Arbeit ermöglichen will durch eine gute Erziehung der Lehrlinge und durch alle möglichen anderen Mittel, — daß er ferner über das Handwerk hinaus im allerweitesten Sinne „Qualitätsarbeit" an Stelle der Schundware, die heute unser ganzes Volk verpestet hat, setzen will; dazu vereinigt er Künstler, Handwerker und Industrielle, — nicht um für die Künstler neue Absatzgebiete zu schaffen. Aber die Künstler sind heute diejenigen, die ratend und helfend zur Seite stehen müssen, sonst kommt nichts Gescheites heraus. Woher soll denn auf einmal eine Tapetenfabrik schöne Tapetenmuster nehmen, wenn nicht von den Künstlern.

Theodor Fischer, der Vorsitzende des Bundes, hat in der Versammlung gesagt: „Wir Künstler arbeiten in dem Bund daran, uns überflüssig zu machen!" — Es ist aber genau das, was Herr Loos auch als das Ziel hinstellt — nur daß er wohl die Arbeit lieber ganz allein machen würde.

Der „Werkbund" ist weder mit dem Dürer- noch mit dem Werdandibund zu verwechseln. Er hat wesentlich realere Ziele, weil er nicht nur das Publikum ins Auge faßt, sondern hauptsächlich die Arbeitenden.

Sie werden mir zugeben, daß diese Aufgabe von sehr weittragender Bedeutung ist, ja, daß ihre Lösung für die soziale Entwicklung äußerst wichtig ist.

Denn wir Deutsche können doch nicht auf die Dauer die Welt mit Schund überschwemmen.

Ich bitte Sie um die Erlaubnis, Ihnen diese Aufklärungen über die Natur des „Werkbundes" zukommen lassen zu dürfen. Es handelt sich ja eigentlich um eine ganz sachliche Richtigstellung.*)

Ihr ergebenster

W. Riezler

---

*) Ausnahmsweise geben wir unserem Mitarbeiter, Herrn Riezler, zu dieser Richtigstellung das Wort. Da die beiden Herren im Grunde derselben Ansicht sind, schließen wir hiemit die Diskussion. Im allgemeinen müssen wir nach wie vor davon absehen, „Erwiderungen" aufzunehmen.

Die Redaktion

Spaziergänge in Konstantinopel

Von Paul Busson

(Schluß)

Leise rauschen die Brunnen überall, mit Koransprüchen und Arabesken, mit Gold und Fayencen geziert, die Sultane und Paschas den Dürstenden widmeten. Die Hunde trinken, die Esel, die Mietpferde, die so geschickt durch die Menge galoppieren. — Der im Jahre 368 erbaute Aquadukt des Kaisers Valens bringt in seinen Stockwerken noch heute das süße Wasser der Anhöhen. — Im Tschinilikiosk, nicht weit vom sogenannten Alexandersarkophag mit der wunderbaren Amazonenschlacht, steht des Erbauers Kopf. Dankbare Bilderstürmer haben ihm die Nase abgeschlagen. Dafür wurden die gräulichen byzantinischen Christusmedaillons in der Hagia Sofia, ganz im Sinne jener frommen Bilderfeinde, ausgiebig überpinselt. — Der prächtige ägyptische Obelisk, den Theodosius aufstellte, und die zerbrochene Schlangensäule aus grüner Bronze, die einst in Delphi den Sieg bei Platää verewigen sollte, stehen heute noch in der Nähe des von Kaiser Wilhelm II erbauten Brunnens, der das Monogramm des Stifters auf allen Seitenwänden trägt, — zwischen Obelisk und Schlangensäule. Brunnen sind nützlich.

Vor dem Begräbnisplatz Mahmuds II führt eine Seitenstraße zur Zisterne der 1001 Säulen. Der Wächter, der mich nach langen Verhandlungen in das ungeheure, jetzt leere Gewölbe führte, war verwundert, daß einer kam, der hinabsteigen wollte. Niemand interessiert sich für solche Dinge. Ich schätzte die Zahl der Säulen auf zwei- bis dreihundert. Auf einer stand in halbverlöschten Zügen zu lesen — in deutscher Schrift und Sprache: „So weit muß ich vor Dir fliehen. C. P. M. 1774." —

Ich war danach lange in einer kühlen, von bläulichem Lichte erfüllten Moschee und dachte darüber nach. Es formte sich alles zu phantastischen Geschichten, was ich dachte. Die Gebetsnische strahlte feurig-blau. Ich habe nie solches Blau gesehen. Einige Schüler lasen in tiefer Andacht in heiligen Schriften. Beinahe hätte ich meinen Fez abgenommen.

Wer Gotteshäuser, helles, tröstendes und mildes Licht sehen will, der soll die Moscheen besuchen. Dort ist Friede — der Friede tiefster Ruhe und Weihe. — — Niemand steht da, der ein blutiges Herz auf der Brust trägt oder, von Pfeilen gespickt, mit andächtig verdrehten Augen sich krümmt. Die Wände sind mit Platten in zarten Farben belegt, der Boden mit feinen Matten und Teppichen, und durch die Öffnungen der weiten Kuppel fließt wie ein Strom matten Silbers ein weiches Licht. — — — Ein armer, kummerbeladener Mensch saß mit dem Gesicht gegen Mekka und betete mit erhobenen Handflächen — knieend, in tiefster Andacht. Ich legte vorsichtig ein Geldstück neben ihn und ging. —

Lange war ich auch in der Türbé Chaireddin Barbarossas, dessen Piratenschiffe alle Meere befuhren. — Ich sah ihn vor mir, — er stand am Mast seiner Brigantine, sein seidenroter Bart wehte im Winde, und am Groß mast knatterte die schwarze Flagge, auf die die Sure des Sieges gestickt war. — — Im Schiffsraum eine Ladung hübscher, sizilianischer Nonnen, die vorgestern noch zum heiligen Grabe wollten; der Korsar lachte, als er von ferner Galeone den Markuslöwen drohen sah, und gab dem riesigen Zaibek den Schlüssel zur Pulverkammer. Er lebte — er lebte! Das grüne Meer trug ihn willig, und die Weiber schrieen vor Angst, wenn sein schlankes Schiff in Sicht kam. Und der Prophet liebte ihn und drückte ein Auge zu, wenn er Griechenwein trank und das Morgengebet vergaß. — — Sein Name klang wie das Rasseln der Klingen. —

Manchmal fällt es mir ein, daß ich im Garten eines Paschas einen hohen Baum über die Mauer ragen sah, in dem es krächzte und raschelte. Eine Wolke von Krähen zog ruhelos und hadernd um den Wipfel.

„Ein Gehenkter — —" sagte der Dolmetsch.

Von der Mauer und dem Baum habe ich mehrmals geträumt und von der armen alten Französin, die das Leben hier als Wrack an den Strand geworfen hat. Sie saß in der Rue Venedik und weinte bitterlich. Ein gelber Hund beschnupperte ihre Sammelbüchse, die von ihrem Schoß gefallen war. Ein Anatolier, der Lungen von Hammeln auf einer Stange trug, blieb stehen und suchte lange in seinen Taschen. Er fand nichts und ging langsam weiter.

Eines Tages aß ich eine Pastete, die mit Fenchel gewürzt war, und seit

dieser Zeit grüßt mich der Besitzer des Ladens. Nebenan brutzeln kleine Fleisch- und Fettstücke auf senkrechten Bratspießen neben gluterfüllten Blechzylindern. Ein süßlicher, brandiger Geruch entströmt in blauen Wolken. Auf einer Milchglasschüssel liegen die ausgestochenen Augen der Hammel. Eine große Delikatesse für Einheimische. Man schätzt sie von hier bis zum österreichischen Küstenland.

Ich verschmähe die Herrlichkeiten der Garköche und Hausierer. Mein abendländischer Magen streikt. Keine gerösteten Erdnüsse, keine Käsewaffeln, frische Kokosnüsse oder Rahat Lokoum. Hie und da sitze ich vor einem der kleinen Cafés und trinke aus den winzigen Bechern. Es schmeckt wie ein Gemisch von Kaffee und Schokolade. Das Nargilehrauchen betäubt; man muß den Rauch ganz tief einatmen. Besser schmeckt eine A'Alazigarette und Mastix mit Wasser.

Es macht traurig, die alten Türme und Mauern zu sehen, die geborstenen Festen von Anatoli-Hissar. Die Palais der Botschafter in Terapia überzeugen nicht ganz von der Notwendigkeit solch üppiger Sommersitze. Oder sollte zum Beispiel der schwedische Gesandte hier eine so wichtige Persönlichkeit sein? — Sie lauern alle und wachen übereinander und geben sich Feste. Alle Nationalhymnen der Welt werden gespielt, und die Stationsschiffe flaggen — ganz nach Wunsch: Adler, Streifen, Kreuze, Halbmonde. Sie haben alle Sorten von bunten Lappen an Bord und Kanonen. Alles, was hier geschieht, scheint von ungeheurer Bedeutung zu sein. Etwas geschieht ja immer. Ut aliquid fecisse videatur. — — Die „Untertanen", die des Schutzes bedürfen, warten auf den Gängen der Konsulate und die Konsuln im Vorzimmer der Botschafter. — Arme Leute sind überall schlimm daran.

Der große Kessel aber beginnt langsam zu brodeln, und die geschworenen Köche hüpfen unruhig um die unfertige Speise. Jeder möchte so gerne von seinem Salz hineintun. Wenn der Kessel einmal überläuft, mag sich manch einer die gelenkigen Pfoten verbrennen.

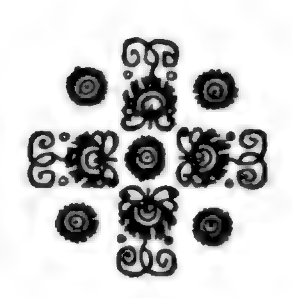
Ein weiser Mann sagte: „Ach was, Revolution! — Hebe dich, damit ich mich setze! — Das ist das ganze. Dem Volk ein paar saftige Worte, die ihm schmecken, und uns den Säckel des Staates." — Nur sind Völker manchmal kindisch und nehmen solche Worte ernst. Und Kinder können sehr hartnäckig sein im Durchsetzen von Dingen, die man ihnen versprochen hat.

Es ist lästig, sich mit den Wünschen der Krapule zu befassen, wenn man in schönen Zimmern sitzt und weiß Gott was Besseres zu tun hat.

— Man muß die Sprache lernen, um den Türken zu verstehn. Mit der lingua franca allein gehts nicht. Und dann muß man noch allerlei wissen. Als ich, kühn geworden, meinen Freund Achmed mit „Salem aleïkum!" begrüßte, beging ich einen Fehler. Diese Worte darf nur der Rechtgläubige aussprechen. Achmed war ebenso innerlich ergrimmt wie der tiroler Bauer, dem der Handelsjude „Gelobt sei Jesus Christus!" sagen würde. Man sagt: „Sabachlarinis chaïr olsun!" (Guten Tag) und damit basta.

Man müßte monatelang hier leben, um als bescheidener Kenner dieser seltsamen Stadt gelten zu dürfen. Aber allein. Nicht mit andern Europäern, vor allem nicht mit denen, die im Klub sind und in den Hotels leben. Und ganz allein muß man auch die Stadt durchstreifen. Weder Hunde noch Menschen sind gefährlich. Die Hunde sind gutmütig und dankbar, die Menschen freundlich und anständig. Die Türken nämlich! Was sonst hier lebt, ist zweifelhafter Natur, und Christentum im Orient ist keine Empfehlung für das Individuum. — Es gibt gewiß viele Ausnahmen. Aber im allgemeinen stimmt dieser unfreundliche Satz.

Ich habe diese weiße Stadt mit den schlanken Minarets, den Kuppeln der Moscheen und dem Goldglanz der östlichen Sonne schon lange geliebt, — ehe ich sie kannte. Es gibt nur drei Städte, die nicht enttäuschen, die so sind, wie man sie in Vorträumen sah: Wien, Venedig und Konstantinopel. — Übrigens — Berlin war auch so, wie ich es mir vorgestellt hatte.



Eine Liebesgeschichte / Von Hermann Hesse

(Fortsetzung)

Ohngelt verhielt sich beim Singen überaus vorsichtig. Wohl hatte er von der Schule her noch eine leise Ahnung vom Notenwesen, und manche Takte sang er mit gedämpfter Stimme den andern nach, im ganzen aber fühlte er sich seiner Kunst erbärmlich wenig sicher und hegte bange Zweifel daran, ob das jemals anders werden würde. Der Dirigent, den seine Verlegenheit lächerte und rührte, schonte ihn und sagte beim Abschied sogar: „Es wird mit der Zeit schon gehen, wenn Sie sich dranhalten." Den ganzen Abend aber hatte Andreas das Vergnügen, in Margrets Nähe sein und sie häufig anschauen zu dürfen. Er dachte daran, daß bei dem öffentlichen Singen vor und nach dem Gottesdienst auf der Orgel die Tenöre gerade hinter den Mädchen aufgestellt waren, und malte sich die Wonne aus, am Osterfest und bei allen künftigen Anlässen so nahe bei Fräulein Dierlamm zu stehen und sie ungescheut betrachten zu können. Da fiel ihm zu seinem Schmerze wieder ein, wie klein und niedrig er gewachsen war, und daß er zwischen den andern Sängern stehend nichts würde sehen können. Mit großer Mühe und vielem Stottern machte er einem der Mitsinger diese seine künftige Notlage auf der Orgel klar, natürlich ohne den wahren Grund seines Kummers zu nennen. Da beruhigte ihn der Kollege lachend und meinte, er werde ihm schon zu einer ansehnlichen Aufstellung verhelfen können.

Nach dem Schluß der Probe lief alles davon, kaum daß man einander grüßte. Einige Herren begleiteten Damen nach Hause, andere gingen miteinander zu einem Glas Bier. Ohngelt blieb allein und kläglich auf dem Platz vor dem finsteren Schulhause stehen, sah den andern und namentlich der Margret beklommen nach und machte ein enttäuschtes Gesicht; da kam das Kirchersbäule an ihm vorbei, und als er den Hut zog, sagte sie: „Gehen Sie heim? Dann haben wir ja einen Weg und können miteinander gehen." Dankbar schloß er sich an und lief neben ihr her durch die feuchten, märzkühlen Gassen heimwärts, ohne mehr Worte als den Gutenachtgruß mit ihr zu tauschen.

Am nächsten Tage kam Margret Dierlamm in den Laden, und er durfte sie bedienen. Er faßte jeden Stoff an, als wäre er Seide, und bewegte den Maßstab wie einen Fiedelbogen, er legte Gefühl und Anmut in jede kleine Dienstleistung; und leise wagte er zu hoffen, sie würde ein Wort von gestern und vom Verein und von der Probe sagen. Richtig tat sie das auch. Gerade noch unter der Türe fragte sie: „Es war mir ganz neu, daß Sie auch singen, Herr Ohngelt. Singen Sie denn schon lang?" Und während er unter Herzklopfen hervorstieß: „Ja — vielmehr nur so — mit Verlaub", entschwand sie leicht nickend in die Gasse.

„Schau, schau!" dachte er bei sich und spann Zukunftsträume, ja, er verwechselte beim Einräumen zum erstenmal in seinem Leben die halbwollenen Litzen mit den reinwollenen.

Indessen kam die Osterzeit immer näher, und da sowohl am Karfreitag wie am Ostersonntag der Kirchenchor singen sollte, gab es mehrmals in der Woche Proben. Ohngelt erschien stets pünktlich und gab sich alle Mühe, nichts zu verderben, wurde auch von jedermann mit Wohlwollen behandelt. Nur das Kircherspäule schien nicht recht mit ihm zufrieden zu sein, und das war ihm nicht lieb, denn sie war schließlich doch die einzige Dame, zu der er ein volles Vertrauen hatte. Auch fügte es sich regelmäßig, daß er an ihrer Seite nach Hause ging, denn der Margret seine Begleitung anzutragen war wohl stets sein stiller Wunsch und Entschluß, doch fand er nie den Mut dazu. So ging er denn mit dem Päule. Die drei ersten Male wurde auf diesem Heimgang kein Wort geredet. Das nächstemal nahm die Kircher ihn ins Gebet und fragte, warum er nur so wortkarg sei; ob er sie denn fürchte.

„Nein", stammelte er erschrocken, „das nicht — vielmehr — gewiß nicht — im Gegenteil."

Sie lachte leise und fragte: „Und wie geht's denn mit dem Singen? Haben Sie Freude dran?"

„Freilich ja — sehr — jawohl."

Sie schüttelte den Kopf und sagte leiser: „Kann man denn mit Ihnen wirklich nicht reden, Herr Ohngelt? Sie drücken sich auch um jede Antwort herum."

Er sah sie hilflos an und stotterte.

„Ich meine es doch gut," fuhr sie fort. „Glauben Sie das nicht?"

Er nickte heftig.

„Also denn! Können Sie denn gar nichts reden als wieso und immerhin und mit Verlaub und dergleichen Zeug?"

„Ja, schon, ich kann schon, obwohl — allerdings."

„Ja, obwohl und allerdings. Sagen Sie: am Abend mit Ihrer Frau Mutter und mit der Tante reden Sie doch auch deutsch, oder nicht? Dann tun Sie's doch auch mit mir und mit andern Leuten! Man könnte dann doch ein vernünftiges Gespräch führen. Wollen Sie nicht?"

„Doch ja, ich will schon —"

„Also gut, das ist gescheit von Ihnen. Jetzt kann ich doch mit Ihnen reden. Ich hätte nämlich einiges zu sagen."

Und nun sprach sie mit ihm, wie er es nicht gewohnt war. Sie fragte, was er denn im Kirchengesangverein suche, wenn er doch nicht singen könne, und wo fast nur Jüngere als er seien. Und ob er nicht merke, daß man sich dort manchmal über ihn lustig mache, und mehr von der Art. Aber je mehr der Inhalt ihrer Rede ihn traurig machte, ja, demütigte und entrüstete, desto eindringlicher empfand er die gütige und wohlmeinende Art ihres Zuredens. Etwas weinerlich schwankte er zwischen kühler Ablehnung und gerührter Dankbarkeit. Da waren sie schon vor dem Kircherschen Hause, Paula gab ihm die Hand und sagte ernsthaft: „Gut Nacht, Herr Ohngelt, und nichts für ungut. Nächstesmal reden wir weiter, gelt?"

Verwirrt ging er heim; und so weh ihm war, wenn er an ihre Enthüllungen dachte, so neu und tröstlich war es ihm, daß jemand so freundschaftlich und ernst und wohlgesinnt mit ihm gesprochen hatte.

Auf dem Heimweg von der nächsten Probe gelang es ihm schon, in ziemlich deutscher Sprache zu reden, etwa wie daheim mit der Mutter; und mit dem Gelingen stieg sein Mut und sein Vertrauen. Am folgenden Abend war er schon so weit, daß er ein Bekenntnis abzulegen versuchte; er war sogar halb entschlossen, die Dierlamm mit Namen zu nennen, denn er versprach sich Unmögliches von Päules Mitwisserschaft und Hilfe. Aber sie ließ ihn nicht dazu kommen. Sie schnitt seine Geständnisse plötzlich ab und sagte: „Sie wollen heiraten, nicht wahr? Das ist auch das gescheiteste, was Sie tun können. Das Alter haben Sie ja."

„Das Alter, ja das schon," sagte er traurig. Aber sie lachte nur, und er ging ungetröstet heim. Das nächstemal kam er wieder auf diese Angelegen-

heit zu sprechen. Das Päule entgegnete jedoch bloß, er müsse ja wissen, wen er haben wolle; gewiß sei nur, daß die Rolle, die er im Gesangverein spiele, ihm nicht förderlich sein könnte, denn junge Mädchen nähmen schließlich bei einem Liebhaber alles in den Kauf, nur nicht die Lächerlichkeit.

Die Bedenken und Seelenqualen, in welche ihn diese deutlichen Worte versetzt hatten, wichen endlich der Aufregung und den Vorbereitungen zum Karfreitag, an welchem Ohngelt zum erstenmal im Chor auf der Orgeltribüne sich zeigen sollte. Er kleidete sich an diesem Morgen mit besonderer Sorgfalt an und kam mit gewichstem Zylinder frühzeitig in die Kirche. Nachdem ihm sein Platz angewiesen worden war, wandte er sich nochmals an jenen Kollegen, der ihm bei der Aufstellung behilflich zu sein versprochen hatte. Wirklich schien dieser die Sache nicht vergessen zu haben, er winkte dem Orgeltreter, und dieser brachte schmunzelnd ein kleines Kistchen herbei. Das wurde an Ohngelts Stehplatz hingesetzt und der kleine Mann daraufgestellt, sodaß er nun im Sehen und Gesehenwerden dieselben Vorteile genoß wie die längsten Tenöre. Nur war das Stehen auf diese Art mühevoll und gefährlich, er mußte sich genau im Gleichgewicht halten und vergoß manchen Tropfen Schweiß bei dem Gedanken, er könnte umfallen und mit gebrochenen Beinen unter die an der Brüstung postierten Mädchen hinabstürzen, denn der Orgelvorbau neigte sich in schmalen, stark abfallenden Terrassen niederwärts gegen das Kirchenschiff. Dafür hatte er aber das Vergnügen, der schönen Magret Dierlamm aus beklemmender Nähe in den Nacken schauen zu können, was ihn ebenfalls nicht wenig mitnahm. Da der Gesang und der ganze Gottesdienst vorüber war, fühlte er sich erschöpft und atmete tief auf, als die Türen geöffnet und die Glocken gezogen wurden.

Tags darauf warf ihm das Kircherspäule vor, sein künstlich erhobener Standpunkt sehe recht hochmütig aus und mache ihn lächerlich. Er versprach, sich späterhin seines kurzen Leibes nicht mehr zu schämen, doch wollte er morgen am Osterfeste noch ein letztes Mal das Kistlein benützen, schon um den Herrn, der es ihm angeboten, nicht zu beleidigen. Sie wagte nicht zu sagen, ob er denn nicht sehe, daß jener die Kiste nur hergebracht habe, um sich einen Spaß mit ihm zu machen. Kopfschüttelnd ließ sie ihn gewähren und war über seine Dummheit so ärgerlich, wie über seine liebe Arglosigkeit gerührt.

Am Ostersonntage ging es im Kirchenchor noch um einen Grad feierlicher zu als neulich. Es wurde eine schwierige Musik aufgeführt, auch Ohngelt balancierte tapfer und erfolgreich auf seinem Gerüste. Gegen den Schluß des Chorals hin nahm er jedoch mit Entsetzen war, daß sein Standörtlein unter seinen Sohlen zu wanken und unfest zu werden begann. Er konnte nichts tun als stillhalten und womöglich den Sturz über die Terrasse vermeiden. Dieses gelang ihm auch, und statt eines Skandals und Unglücks ereignete sich nichts, als daß der Tenor Ohngelt unter leisem Krachen sich langsam verkürzte und mit angsterfülltem Gesichte abwärts sinkend aus der Sichtbarkeit verschwand. Der Dirigent, das Kirchenschiff, die Emporen und der schöne Nacken der blonden Margret gingen nacheinander seinem Blick verloren; doch kam er heil zu Boden, und in der Kirche hatte außer den grinsenden Sangesbrüdern nur ein Teil der nahesitzenden männlichen Schuljugend den Vorgang wahrgenommen. Über die Stätte seiner Erniedrigung hinweg jubilierte und frohlockte der kunstreiche Osterchoral, während der Versunkene reuig an die guten Ermahnungen der Jungfer Kircher dachte.

Als unterm Kehraus des Organisten das Volk die Kirche verließ, blieb der Verein auf seiner Tribüne noch auf ein paar Worte beieinander, denn morgen, am Ostermontag, sollte wie jedes Jahr ein festlicher Vereinsausflug unternommen werden. Auf diesen Ausflug hatte Andreas Ohngelt von Anfang an große Erwartungen gestellt. Er fand jetzt sogar den Mut, Fräulein Dierlamm zu fragen, ob sie auch mitzukommen gedenke, und die Frage kam ohne viel Anstoß über seine Lippen.

„Ja, gewiß gehe ich mit," sagte das schöne Mädchen mit Ruhe, und dann fügte sie hinzu: „Übrigens, haben Sie sich vorher nicht weh getan?" Dabei stieß sie das verhaltene Lachen so, daß sie auf keine Antwort mehr wartete und davonlief. In demselben Augenblick schaute das Päule herüber, mit einem merkwürdig mitleidigen und ernsthaften Blick, der Ohngelts trostlose Verwirrung noch steigerte. Sein flüchtig aufgeloderter Mut war nicht minder eilig wieder umgeschlagen, und wenn er von dem Ausflug nicht schon mit seiner Mama geredet und diese nicht schon zum Mitgehen aufgefordert gehabt hätte, so wäre er jetzt am liebsten vom Ausflug, vom Verein und von allen seinen Hoffnungen still zurückgetreten.

Der Ostermontag war so blau und sonnig wie gemalt, und um zwei Uhr

kamen fast alle Mitglieder des Gesangvereins mit mancherlei Gästen und Verwandten oberhalb der Stadt in der Lärchenallee zusammen. Ohngelt brachte seine Mutter mit. Er hatte ihr am vergangenen Abend gestanden, daß er in Margret verliebt sei, und zwar wenig Hoffnungen hege, dem mütterlichen Beistande aber und dem Ausflugnachmittage doch noch einiges zutraue. Die Mutter hatte wenig dazu gesagt. So sehr sie ihrem Kleinen das Beste gönnte, so schien ihr doch Margret zu jung und zu hübsch für ihn zu sein. Man konnte es ja versuchen; die Hauptsache war, daß Andreas bald eine Frau bekam, schon des Ladens wegen.

Man rückte ohne Gesang aus, denn der Waldweg ging ziemlich steil und beschwerlich bergauf. Frau Ohngelt fand trotzdem Sammlung und Atem genug, um erstlich ihrem Sohn die letzten Verhaltungsmaßregeln für die kommenden Stunden einzuschärfen und hernach ein aufgeräumtes Gespräch mit Frau Dierlamm anzufangen. Margrets Mutter bekam, während sie Mühe hatte, im Bergansteigen Luft für die notwendigsten Antworten zu erübrigen, eine Reihe angenehmer und interessanter Dinge zu hören. Frau Ohngelt begann mit dem prächtigen Wetter, ging von da zu einer Würdigung der Kirchenmusik, einem Lob für Frau Dierlamms rüstiges Aussehen und einem Entzücken über das Frühlingskleid der Margret und ihre Schönheit über, sie verweilte bei Angelegenheiten der Toilette und gab schließlich eine Darstellung von dem erstaunlichen Aufschwung, den der Weißwarenladen ihrer Schwägerin in den letzten Jahren genommen habe. Frau Dierlamm konnte auf dieses hin nicht anders, als auch des jungen Ohngelt lobend zu erwähnen, der so viel Geschmack und kaufmännische Fähigkeiten zeige, was ihr Mann schon vor manchen Jahren während Andreas Lehrzeit bemerkte und anerkannt habe. Auf diese Schmeichelei antwortete die entzückte Mutter mit einem halben Seufzer. Freilich, der Andreas sei tüchtig und werde es noch weit bringen, auch sei der prächtige Laden schon so gut wie sein Eigentum, ein Jammer aber sei es mit seiner Schüchternheit gegen das Frauenzimmer. Seinerseits fehle es weder an Lust noch an den wünschenswerten Tugenden für das Heiraten, wohl aber an Zutrauen und Unternehmungsmut, und wennschon dies ja in einem gewissen Sinne für ihn spreche, so komme er doch auf diese Weise in der erwähnten Hauptsache niemals vorwärts.

(Schluß folgt)

Erinnerungen eines Arztes aus dem russisch-japanischen Krieg

Von W. Weressajew

(Schluß)

(Aus der Schlacht bei Mukden — Irrfahrten — In Erwartung des Friedens — Orden — Der Friede)

Zwei Soldaten trugen einen Offizier mit abgerissenem Fuße auf einer Bahre. Finster schauten sie vor sich nieder. Der Offizier wandte sich mit vor Entsetzen ganz verstörtem Blicke an alle ihm begegnenden Offiziere und Ärzte: „Um Gottes willen, meine Herren! Sie wollen mich zurücklassen! Oh, dulden Sie es nicht!"

Es ging das Gerücht, daß die zweite und dritte Armee gänzlich aufgerieben worden seien, daß sich ganze Bataillone, ohne einen Schuß abzufeuern, ergäben, und daß die Japaner überall in ungeheuren Massen erschienen und die zurückweichenden Truppen fürchterlich bedrängten.

„Nun, jetzt ist der Krieg unzweifelhaft zu Ende!" sagten offenherzige Leute.

Dieser Gedanke saß auch geheim und unausgesprochen in den Köpfen der Soldaten. Nachdem sich die am Flußübergang entstandene Panik gelegt hatte, drang von weitem ein fröhliches „Hurra!" herüber. Die fliehenden Truppen durchzuckte ein fröhliches, erwartungsvolles Beben, und alle fragten einander voll Ungeduld:

„Was ist das? Ist der Friede verkündet?"

Es stellte sich nachher heraus, daß Sappeure unter dem feindlichen Feuer die zerstörte Brücke wieder hergestellt und die zurückgelassenen Geschütze mitgenommen hatten. Dafür hatte ihnen der Kommandeur seinen Dank ausgesprochen. —

Langsam, langsam bewegte sich der Strom der Fuhrwerke vorwärts. Die Straßen waren abscheulich, die Steigungen stark, die Brücken schmal und halb zerfallen. Und jeder dachte nur an sich selbst. Hier ist eine schmale

Stelle der Straße, quer durch zieht sich eine tiefe Einsenkung, und eine Seite liegt tiefer als die andere. Jeder Wagen bleibt in dieser Vertiefung stecken. Die Peitschen sausen auf die sich aus Leibeskräften anstrengenden Pferde, die nachhelfenden Soldaten ermatten vor Überanstrengung, — endlich ist das Fuhrwerk drüben. Aber jetzt bleibt der nächste Wagen in der Einsenkung stecken, und wieder entsteht die gleiche Plackerei, das gleiche Geschrei. Ein höher beladenes Fuhrwerk plumpst in das Loch und kippt um. Mit ein paar Schaufeln hätte man die Einsenkung in fünf Minuten ausfüllen und dann im Trab darüber hinwegfahren können. Allein jeder dachte nur an sich selbst und sein Fuhrwerk.

Aber warum waren die Straßen so unfahrbar? Während des ganzen Krieges waren wir zurückgewichen. Man konnte daher doch wenigstens mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuten, daß wir uns wieder zurückziehen müßten. Aber das war der Fluch: das sicherste Mittel, einen Rückzug zu verhindern, wurde bei uns darin erkannt, daß man starrsinnig ankündigte, daß wir uns nicht zurückziehen würden, und hartnäckig so handelte, daß niemandem auch nur der Gedanke an die Möglichkeit eines Rückzuges auftauchen konnte.

Sonderbar! Die Japaner zogen sich während des ganzen Feldzuges nicht ein einziges Mal zurück, und doch trafen sie jedesmal für den Fall eines Rückzuges die weitestgehenden Vorsichtsmaßregeln. Wir wußten immer nur, daß wir uns zurückzogen, — und jedesmal kam ein Rückzug für uns unerwartet, und wieder und wieder zogen wir uns auf unfertigen Straßen zurück. Hinter Telin führte nur eine Eisenbahnbrücke über den Fluß Ljaohe. Unsere dritte Armee überschritt den Fluß auf krachendem, mit Wasser überflutetem Eise. Wenn sich die Schlacht nur eine Woche später abgespielt hätte, so wäre es schon nicht mehr möglich gewesen, über das Eis zu gehen, und unsere ganze Armee wäre von den Japanern sozusagen mit bloßen Händen gefangen worden.

Man erzählte mir, daß schon bei Daschitschao Kuropatkin beim Besuche der Spitäler einen Oberarzt gefragt hätte, warum keine Bäder und Bäckereien da seien. Der Oberarzt antwortete verlegen, man wisse nicht, ob sie lange hierbleiben würden. Da erklärte Kuropatkin fest und ruhig:

„Sehen Sie dort den Fluß? Weiter als bis zu diesem Flusse werden die Japaner nicht kommen. Errichten Sie eine steinerne Bäckerei und eine Badeanstalt. Lassen Sie die Soldaten baden."

„Weiter als bis zu diesem Flusse…" — Hunderte von Werst weiter warfen uns die Japaner zurück. Und bei Mukden ging wieder alles im alten Schlendrian. Die Munitions- und Proviantdepots erstreckten sich in langer, dünner Linie parallel zur Front. Die Befehlshaber versicherten, daß wir uns nicht zurückziehen würden. Eine Woche vor der Schlacht bei Mukden hatten die zuständigen Behörden unsern Spitälern ihre Unzufriedenheit über die geringen Holzvorräte ausgedrückt und befohlen, einen Vorrat von fünf bis sechs Kubikklaftern anzuschaffen. Ein Kubikklafter kostete damals ungefähr hundert Rubel. Man kaufte das Holz, — und zwei Wochen später wurden diese Berge von Holz vor den anrückenden Japanern verbrannt. „Wir werden uns nicht zurückziehen, wir werden uns nicht zurückziehen! . . ."

Das Wort hatte die Macht… Möglichst laute, kräftige, imponierende und „den Mut aufrecht erhaltende" Worte waren die Hauptsache. Und Nebensache war es, wenn die Tatsachen die ganze Zeit grausamen Spott mit den Worten trieben, — was hatte das zu bedeuten! Wenn man nur noch finsterer die Augenbrauen zusammenzog und auf noch imponierendere und noch mehr Furcht einflößende Weise das drohende Wort aussprach! Bei seiner Ankunft hatte Kuropatkin erklärt, daß der Friede nur in Tokio geschlossen werde, und schon nach einigen Monaten sang die ganze russische Armee in bitterem Hohn:

Kuropatkin mit seinem Troß
Will die Japaner fangen,
Nach Tokio will sein feurig Roß,
Jetzt läßt den Kopf es hangen.

Als Gripenberg bei der Armee ankam, sagte er in feierlicher Rede zu den Soldaten: „Wenn einer von euch zurückweicht, so werde ich ihn erstechen; wenn ich zurückgehe, so ersticht mich!" Dies sagte er — und zog sich von Sandepu zurück.

Ein verirrter Ordonnanzoffizier saß neben mir, rührte mit einem Löffelchen Tee in einer blechernen Kanne und erzählte:

„Niemand weiß, wo das Regiment ist. Wohin soll ich reiten? Auf einmal sehe ich — den Stab unserer Armee. General Kaulbars steht da und verhört einen gefangenen Japaner. Ich trete näher und warte. Da kommt noch ein

Offizier angeritten und fragt halblaut, wo das siebente Schützenregiment sei. Kaulbars hört es und wendet sich rasch um. „Wie? Was?" — „Exzellenz, ich muß wissen, wo das siebente Schützenregiment ist." — Kaulbars sieht ihn an: „Das siebente Regiment?" Dann dreht er sich um und zuckt mit den Achseln. „Ich weiß nicht, wohin meine ganze Armee gekommen ist, und der fragt, wo das siebente Regiment ist!"

Ich legte meinen Kopf auf die Füße des tiefschlafenden Seljukoff, deckte mich mit dem Halbpelze zu und überließ mich einer stillen, sanften Ruhe. Einer der Offiziere erzählte dem Ordonnanzoffizier etwas; seine Stimme klang gereizt, rasch und abgerissen.

„Wir standen auf dem Flügel der dritten Armee; neben der zweiten. Hinter uns stand eine Batterie mit Belagerungsgeschützen. Am neunzehnten erfuhren wir plötzlich, daß sie abgefahren war. Wohin? Wissen Sie, wohin? Nach Te-lin! Wir wollten es nicht glauben. Man rettete sie! Zu Anfang der Schlacht wurden die Kanonen gerettet! Fürchterlich — sie könnten auf einmal den Japanern in die Hände fallen! ... Mein Gott! Was soll das heißen? Sind die Kanonen für die Armee da oder die Armee für die Kanonen?!"

Ich war schon fast eingeschlummert, als ich plötzlich wieder zum Bewußtsein kam. Ich erinnerte mich, daß wir ungefähr zur Zeit des Überganges über den Hunhefluß einmal einer Kompagnie Infanteristen begegneten: auch sie geleiteten Geschütze nach Telin.

„Wir schlugen uns drei Tage lang ohne Artillerie. Den japanischen Geschützen hatten wir nur Gewehre entgegenzustellen. Nicht nur die Belagerungsgeschützbatterie, sondern alle Geschütze waren wer weiß wohin geschafft worden... Bei uns verliert man lieber tausend Mann, als daß man eine einzige Kanone riskiert. Zu telegraphieren, daß eine ganze Division vernichtet sei, — das ist eine Ehre! Aber zu telegraphieren, daß ein Geschütz verloren gegangen sei, — das ist eine Schande! Und die ganze Zeit dachte man bei uns nicht daran, den Japanern mit den Kanonen Schaden zuzufügen, sondern nur daran, daß sie ja nicht den Japanern in die Hände fielen ... Ist es denn eine Schande, ein Geschütz im Stich zu lassen, wenn es sein möglichstes getan hat?"

„Ja, die Japaner scheuen sich nicht davor!" rief eine dumpfe Baßstimme. „Tollkühn fliegen sie mit ihren Geschützen ohne jede Bedeckung voraus und schießen darauf los!"

„Und recht haben sie! Wenn eine Kanone verloren ist, — dann zum Teufel mit ihr! Sie hat ihre Pflicht getan!"

Ich hörte zu und plötzlich fiel mir eine Episode aus dem italienischen Feldzuge Napoleons I ein. Er belagerte Mantua. Zum Entsatz rückte eine enorme österreichische Armee aus Tirol an. Da ließ Napoleon sein schweres Geschütz, fast zweihundert Kanonen, im Stich, warf sich auf die österreichische Armee und schlug sie vollständig. Es kam einen das Lachen an bei dem Gedanken. Wer bei uns würde es wagen, zweihundert Belagerungsgeschütze im Stich zu lassen! Man würde eher die ganze Armee zugrunde gehen lassen und sich bemühen, die Kanonen zu retten!

Es wurde verständlich, warum auch unsere Lazarette schon bei Beginn einer Schlacht so rasch zurückgeführt würden. Überall beobachtete man eine maßlose, immer das schlimmste erwartende Vorsicht, nicht die Vorsicht ruhig abwägender Kühnheit, sondern die Vorsicht der Feigheit, die Angst, etwas aufs Spiel zu setzen, und die Furcht davor, was man dort sagen würde...

Ich schlief ein.

* * *

Die Disziplin geriet immer mehr in Zerfall. Schranken fielen, die anscheinend stärker als Stahl gewesen waren. Ein dicker, aus einer Kalesche steigender General schrie wütend einen Leutnant an. Dieser gab ihm Worte zurück. Es entspann sich ein Streit. Ein Häufchen Offiziere stand herum. Ich ritt hinzu. Der Leutnant war bleich und äußerst erregt und rief keuchend:

„Ich will Sie nicht anhören! Ich diene nicht Eurer Exzellenz, sondern Rußland und dem Zaren!"

Alle Offiziere ringsum gerieten in Wallung und schlossen sich enger um den General.

„Und lassen Sie uns, bitte, wissen, Exzellenz, wo Sie zur Zeit der Schlacht waren?" schrie mit flammenden Augen ein magerer, sonnverbrannter Hauptmann. „Ich war fünf Monate lang in den Schlachtstellungen und habe nie auch nur einen General gesehen! ... Wo waren Sie beim Rückzug? Alle roten Hosen haben sich versteckt wie die Wanzen in den Ritzen, und wir haben uns allein durchgeschlagen! Jeder hat sich geschlagen, so gut er konnte,

aber Sie liefen davon! ... Und jetzt, hier hinten, kommen alle aus ihren Ritzen herausgekrochen, und alle wollen wieder kommandieren!"

„Hasenfüße! Rothosen!" riefen die Offiziere.

Der erblaßte General bestieg schleunigst seine Kalesche und jagte fort.

„Ihr Lumpenpack! .. Ihr habt Rußland verkauft! .." scholl es ihm nach.

Um die Eisenbahnwagen am Bahnhof wimmelte es von betrunkenen Soldaten. Hier standen die Wagen des Offizierkonsumvereins. Schachteln, Warenballen, Kisten flogen zu Boden. Die Soldaten plünderten sie vor aller Augen. Sie rissen die Kisten auf, füllten ihre Taschen mit Zucker, suchten sich Rum- und Kognakflaschen und Päckchen teuern Tabaks aus.

„He, du, Euer Wohlgeboren! Da schau her!" schrie mir ein besoffener Soldat zu, indem er mir mit einer Rumflasche drohte. „Ihr Brüder habt euch jetzt lange genug gütlich getan! Jetzt kommen wir an die Reihe!"

Ein anderer schüttete wie Schnee glänzende Zuckerstückchen in den Schmutz und stampfte wütend mit den Füßen darauf herum.

„Da habt ihr euren Zucker! ... Ihr selbst kauft ihn für fünfzehn Kopeken, aber der Soldat muß vierzig bezahlen! ... Und dreiundvierzigeinhalb Kopeken Löhnung gibt man ihm! ... So, da freßt euren Zucker!"

„Schau her, wie ich trinke!" sagte der erste jetzt herausfordernd. Er trat dicht an mein Pferd heran und begann demonstrativ aus der Flasche zu trinken. Dann setzte er sie plötzlich ab und sah mich an. „Geh auf Strafposten! ... Hu—undsfott! ... Ihr trinkt selber wie die Teufel! Aber bei uns heißt's: ‚Wo hast du den Schnaps her?' Der gemeine Mann soll keinen Schnaps kaufen! ... Vier Stunden auf Strafposten mit dir! — Also, geh auf Strafposten! Geh, oder ...!"

Das Blut schoß dem Manne ins Gesicht, und er drang auf mich ein. Ich ritt davon, und er rief mir Schimpfwörter nach.

* * *

Von einer Beendigung des Krieges wollten die Kosaken nichts hören.

„So den Krieg beendigen! So etwas hat man in Rußland ja noch nie gesehen! Es wäre eine Schande, so nach Hause zurückzukehren; die Weiber würden uns auslachen und uns nicht mehr gehorchen."

Im Süden donnerten die Kanonen. Ein neuer Befehl kam, — weiter nach Norden, nach Tschantafu zu gehen. Unterwegs erfuhren wir, daß Telin genommen war und daß die Japaner fortfuhren, uns zu bedrängen.

Bei der Überfahrt über einen Fluß holten wir den andern intakt gebliebenen Teil unseres Parkes ein. Bei diesen befanden sich der Oberarzt, der Verwalter und zwei Schwestern. (Die übrigen Schwestern waren bei uns.)

Der Oberarzt erzählte gerne und viel von seinen Irrfahrten mit dem Verwalter und von den Strapazen und Entbehrungen, die sie unterwegs erduldet hatten. Die Schwestern jedoch, die mit ihnen gefahren waren, erzählten gar sonderbare Sachen von den beiden. Nach der Beschießung unseres Zuges waren der Oberarzt und der Verwalter plötzlich verschwunden, und niemand hatte sie mehr gesehen. Die Schwestern fuhren mit dem Teile des Parkes, bei dem sich die Kasse befand. Da keine Offiziere da waren, übernahm Unteroffizier Smetannikoff den Befehl. Seine Führung war sachgemäß und energisch, und den Schwestern wurde von seiner Seite eine so aufmerksame und sorgfältige Behandlung zuteil, wie sie sie vom Oberarzt und dem Verwalter niemals erfahren hatten. Sie kamen nach Telin und biwakierten dort. Auf einmal hörten sie, daß der Oberarzt und der Verwalter sich auch dort befänden und gerade im Bahnhofe beim Abendbrot säßen. Die Leute waren sehr erfreut darüber, und Smetannikoff galoppierte auf den Bahnhof. Aber der Oberarzt ging nicht zu seinem Zuge; dagegen befahl er Smetannikoff, in Telin zu bleiben und ohne seinen Befehl nicht wegzufahren, selbst wenn ihnen allen Gefangenschaft drohe. Der Park übernachtete. Im Süden krachten die Kanonen, und die Japaner kamen näher. Der Oberarzt und der Verwalter verschwanden wieder.

Smetannikoff wußte nicht was tun. Die Soldaten setzten ihm drohend zu.

„Mörder! Wozu sollen wir hier bleiben? Du siehst doch, daß sich alle davonmachen! . . . Der Oberarzt hat gut reden; ihn wird man gefangen nehmen, uns alle aber wird man vorher abschlachten!"

Da kam noch ein vorbeireitender Kosak hinzu.

„Was steht ihr da, ihr Narren? Macht, daß ihr fortkommt! Der Japaner wird gleich hier sein."

Smetannikoff beriet sich mit den Schwestern und beschloß, abzufahren. Nach anderthalb Tagen stießen endlich der Oberarzt und der Verwalter zu

ihnen. Die Schwestern befürchteten, Smetannikoff müsse sich dafür verantworten, daß er ohne Befehl abgezogen war, und sagten daher zum Oberarzt:

„Es ist unsere Schuld, daß der Park aus Telin wegfuhr, wir haben es Smetannikoff befohlen."

Davidoff erwiderte gleichgültig:

„Gewiß, es war auch recht so ... Warum hätten Sie dort bleiben sollen?"

Den Schwestern hatte sich dabei eine Vermutung aufgedrängt; sie wagten aber nicht, daran zu glauben; sie sahen sich ängstlich um und teilten sie uns im Flüstertone mit:

„Wissen Sie, wir hatten den Eindruck, daß der Oberarzt es sehr gerne gesehen hätte, wenn die Kasse in die Hände der Japaner gefallen wäre..."

Das alles schien so faul, so verkommen, wie man es selbst Davidoff nicht zutrauen mochte. Da erinnerte ich mich: schon bei Beginn des Rückzuges hatte der Oberarzt flüchtig bemerkt, daß er zur Sicherheit die Kassengelder zu sich stecken werde....

Oh, welche Raben!

Eben erst hatte sich eine in der Geschichte der russischen Armee unerhörte, kaum glaubliche Katastrophe zugetragen. Aber überall sprach man nur von einem, — von Auszeichnungen. In den Stäben trafen unzählige Vorschläge zu Auszeichnungen ein, und die Orden wurden wie aus einem Füllhorn ausgeschüttet.

Die Offiziere, die am russisch-türkischen Kriege teilgenommen hatten, wunderten sich über diesen Überfluß an Auszeichnungen. Damals war es, wie sie sagten, nichts Ungewöhnliches, daß ein Offizier, der an zwei, drei großen Schlachten teilgenommen hatte, keine einzige Auszeichnung erhielt. Die rote Anna-Degenquaste „für Tapferkeit", irgendein kleiner Orden mit Schwertern waren schon kostbare Ehrenzeichen. Jetzt waren die roten Degenquasten, — in der Offizierssprache „Moos- oder Preißelbeeren" benannt, — zu einer Art Etikette heruntergesunken, die nichts anderes bedeutete, als daß der betreffende Offizier an einer Schlacht teilgenommen hatte. In den Stäben sagte man ganz offen, daß jeder für die Teilnahme am Kriege zwei „aufeinanderfolgende" Orden bekommen werde. Der Kommandeur des zehnten Armeekorps, der bekannte K. W. Zerpizki, — einer der wenigen

Generale, die sich ihrer Stellung würdig zeigten, — war genötigt, folgenden sonderbaren Korpsbefehl zu erlassen:

> In Zukunft verbiete ich strengstens, alle Offiziere in corpore (!!) zur Auszeichnung vorzuschlagen. Es dürfen nur die vorgeschlagen werden, welche durch Tapferkeit, Mut, Umsicht und getreue Erfüllung ihrer Pflichten Auszeichnungen verdient haben. (Befehl an die Truppen des zehnten Armeekorps, 1905, Nummer 39.)

Die Achtung vor den Orden verlor sich in der Armee gänzlich.

Ebenso freigebig und sinnlos wurden die Soldaten mit Ehrenzeichen überschüttet. Die Oberbefehlshaber verliehen auf ihren Rundgängen durch die Spitäler das Georgskreuz willkürlich, wem sie wollten. Selbstverständlich waren den Generalen die kriegerischen Verdienste der Verwundeten nicht bekannt, und die Kreuze wurden den Leuten angehängt, die in die Augen fielen, die den hohen Herren gut zu antworten verstanden, und die durch die Schwere ihrer Wunden Mitleid erregten. Man erzählte — und wenn das auch nicht wahr sein sollte, so ist doch schon die Möglichkeit solcher Erzählungen charakteristisch —, daß Linjewitsch bei einem Gang durch ein Spital das Georgskreuz auf der Brust eines schwerverwundeten Soldaten befestigte, den, wie es sich herausstellte, sein eigener Kompagniechef wegen seiner Weigerung, zum Angriff vorzugehen, niedergeschossen hatte.

* * *

Die Disziplin der Truppen geriet von Tag zu Tag mehr in Zerfall. In den Stäben wurden die Offiziere gebeten, mit den Soldaten so mild als möglich zu verfahren und gegen die Unterlassung der Ehrenbezeigungen keinen Einspruch zu erheben. Man bemühte sich, die Soldaten in ihren Quartieren mit Turnübungen, kleinen Ausmärschen und Spielen zu beschäftigen. Im „Boten der Mandschurischen Armee“ erschienen bunt durcheinander zahlreiche Briefe verschiedener Gefreiter, Feuerwerker und Sanitätssoldaten an die Redaktion. Diese schrieben: Brüder, es ist eine Schande für uns, Väterchen Zar zu betrüben, wir müssen unsern Vorgesetzen gehorchen und zu Gott beten, vor allem aber — keinen Schnaps trinken, denn alles übel kommt nur von diesem verfluchten Getränke her. Gewiß gibt es auch

unter den Offizieren schlechte Vorgesetzte, aber im allgemeinen tragen sie aus ganzer Seele Sorge für uns, und wir müssen ihnen dankbar sein.

Ein Soldat las vor, die andern hörten zu und lachten.

„Wer hat unterzeichnet?"

„Afanasi Gurjewitsch."

„Der Narr! ... Schreib doch einen Brief an die Redaktion, Maximchen: Ich, der Gemeine Maxim Prochoroff, erkläre, daß hier nichts steht als Dummheiten."

„Wenn der große Aufstand losbricht, dann wirds erst schön!" sagte ein anderer.

In der Armee krachte es, und sie drohte ganz in die Brüche zu gehen. Eigentlich gab es schon keine Armee mehr, sondern nur noch eine enorme Masse erbitterter und aufgebrachter Menschen, die keine Macht mehr über sich anerkennen wollten.

Bei den Regimentern nahm man den Mannschaften die Patronen ab. Es wurde befohlen, strenge darüber zu wachen, daß sich in den Soldatenquartieren keine Fremden aufhielten, daß man sogar die Soldaten nicht ohne Erlaubnisscheine benachbarte Dörfer besuchen lasse, daß man sie unerwartet kontrolliere und alle, die keine Scheine hätten, arretiere.

Es gingen Gerüchte, daß irgendwo in einem Sappeurbataillon eine Versammlung von delegierten Soldaten stattgefunden habe, und daß beschlossen worden sei, am Feste des heiligen Nikolaus alle Offiziere zu ermorden und die in den Kassen liegenden Gelder zu verteilen. Trotz der wiederholten Dementierungen der Kommandeure erhielt sich unter den Mannschaften hartnäckig das Gerücht, daß befohlen worden sei, alle Wirtschaftsgelder der Truppen unter die Soldaten zu verteilen.

An Werktagen konnte man sich noch auf den Straßen aufhalten, aber an Feiertagen, wenn die Soldaten betrunken waren, war fast garnicht daran zu denken.

Wenn ein berittener Offizier eine Schar Soldaten einholte, begleiteten ihn Schmähreden und Beschimpfungen.

„Sieh mal! Er reitet! Schmeißen wir ihn herunter, Brüder! Wir werden euch erschießen, ihr Schurken! Wartet nur! Ihr habt uns schon lange genug mit Spott und Hohn überhäuft."

Eines Tages begegnete ich auf der Straße einer großen Menge unbewaffneter, von einer Eskorte begleiteter Soldaten. Alle waren betrunken, benahmen sich drohend und überschütteten die Offiziere, denen sie begegneten, mit Schimpfwörtern. Die Eskorte teilte offenbar vollkommen die Gefühle ihrer Gefangenen und hielt sie nicht im geringsten zurück. Die Leute waren aus einer reorganisierten Abteilung Mischtschenkos und marschierten zu einem unserer Regimenter. Bei einer Station fingen sie zu lärmen und zu toben an, zertrümmerten die Buden und besoffen sich unmenschlich. Man mußte eine Kompagnie Soldaten gegen sie zu Hilfe rufen.

Die Arretierten sagten, daß sie zwei Tage lang weder gegessen noch getrunken hätten, daß man ihnen versprochen habe, sie im September nach Hause zu schicken, sie aber immer noch zurückbehalte.

„Wir werden es ihnen zeigen! Wir werden es ihnen noch zeigen!" wiederholten sie drohend, von Schnaps und Wut erregt.

Am Abend des folgenden Tages kamen wir auf der Station Mandschuria an. Hier mußten wir umsteigen. Da aber unser Zug den Anschluß verpaßt hatte, mußten wir auf dem Bahnhof übernachten.

Hier hatte das Streikkomitee die Herrschaft schon vollständig in Händen. Alles sah so neu, ungewöhnlich und seltsam aus, als zeigte sich ein wildes phantastisches Traumbild vor unseren Augen. Neben den vergilbten, von den Fliegen beschmutzten Bekanntmachungen des Kriegsgouverneurs von Transbaikalien erglänzte hell eine neue Bekanntmachung des „Komitees der Angestellten und Arbeiter der transbaikalischen Eisenbahn". Sie verkündete, daß die aus dem fernen Osten zurückkehrenden Militärpersonen strenge in der Reihenfolge befördert würden, in der sie auf der Liste stünden; die Liste liege da und da auf; zwischen den Generalen, Offizieren und Mannschaften werde keinerlei Unterschied gemacht; ganz unabhängig von der Liste sollten in den Wagen erster Klasse die barmherzigen Schwestern und Kranken reisen; die übrigen Plätze der ersten, zweiten Klasse und so weiter bis zu den geheizten Güterwagen sollten der Reihenfolge der Eintragungen gemäß besetzt werden. Am Schlusse wurde erklärt, daß, wer sich den Anordnungen des Streikkomitees nicht unterwerfe, überhaupt nicht befördert werde.

Wir gingen, um uns einschreiben zu lassen. Am Ende des Bahnsteigs lag neben der jetzt verödeten und untätigen Kanzlei des Platzkommandanten

ein kleines Gebäude, wo Komiteevertreter vom Dienst die Namen eintrugen. An der Wand war zwischen Bekanntmachungen und Tarifen an leicht sichtbarer Stelle eine Depesche aus Irkutsk angeschlagen, die verkündete, daß „die Truppen der Garnison Irkutsk auf die Seite des Volkes übergetreten seien". Daneben hing ein sozialdemokratischer Aufruf. Wir ließen uns durch den Agenten für den folgenden Tag eintragen. Dieser gab auf alle unsere Fragen höflich und bestimmt Bescheid.

In den Wartesälen des Bahnhofes herrschte überall reges Leben, die Gesichter trugen einen heiteren Festtagsausdruck. Ein Lokomotivführer las, von einem Haufen Soldaten umringt, die Forderungen vor, welche die Garnison Tschita an den Höchstkommandierenden gestellt hatte.

Zwölfte Forderung: Freiheit und Unverletzlichkeit der Person, — die Vorgesetzten dürfen die Soldaten nicht beschimpfen oder schlagen und müssen sie freundlich behandeln und mit Sie anreden; kein Vorgesetzter darf den Koffer eines Soldaten durchsuchen; die Briefe sollen unmittelbar von der Post zu den Kompagnien gebracht und den Soldaten ungeöffnet übergeben werden.

Die Soldaten hörten gierig und den Atem anhaltend zu. Die vorübergehenden Offiziere warfen ihnen schweigend scheele Blicke zu.

Kellner teilten uns mit, daß morgen ein „Lohndienermeeting" abgehalten werde. Man treffe Anstalten, das Büfett zu „expropriieren" und es in Zukunft auf genossenschaftlicher Grundlage, ohne Wirt, zu führen. Freudig erregt kam ein Arbeiter mit eisengeschwärzten Händen herein und rief durch den ganzen Saal:

„Genossen! Delegierte haben soeben die Nachricht gebracht: in Rußland sind in sechzehn Gouvernements die Truppen auf die Seite des Volkes übergetreten!"

Es trafen noch andere Nachrichten ein: In Sebastopol sind alle Panzerschiffe in den Händen meuternder Matrosen; Admiral Tschuchnin und seine Offiziere greifen sie mit Torpedos an, die Forts der Festung sind durch Artilleriefeuer zerstört, zehntausend Menschen getötet. . . .

Am Morgen fuhr ein Zug vor. Zwei Bahnbeamte kamen mit den Listen. Die Wagen wurden besetzt. Ein Beamter rief nach der Liste die Namen aus, der Aufgerufene stieg in den Wagen und setzte sich auf den für ihn be-

stimmten Platz. Wer mit dem Wagen oder seinem Platze nicht zufrieden war, konnte den nächsten Zug abwarten, — zufolge dieser selben Liste hatte er dann ein Anrecht auf einen der ersten Plätze.

Ein dicker Hauptmann mit rotem Kopfe legte keuchend seine Sachen zurecht und sagte:

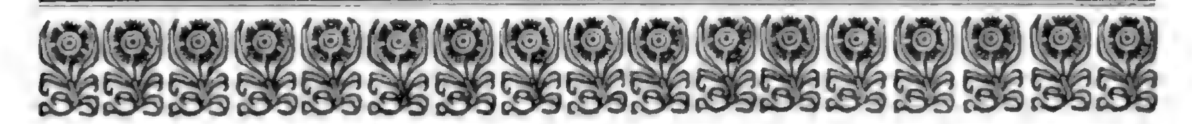
„Bei Gott, diese Streiker sind doch wackere Leute! ... Kein Gedränge, kein Hasten, kein Schimpfen! Jeder hat seinen Platz. .. Aber als wir von Charbin wegfuhren, hätten sie mir erstens fast den Arm gebrochen und zweitens mußte ich wie ein Hund auf dem Korridor schlafen. ..."

Wir kamen in Tschita an. Hier herrschte die Revolution schon vollständig. Der Gouverneur von Tschita, Choltschewnikoff, war gefangen gesetzt, die Verwaltung der Stadt lag in den Händen des revolutionären Komitees, Offiziere, Soldaten und Kosaken zogen demonstrierend mit roten Fahnen durch die Stadt.

Auf dem Bahnhof erzählte man uns einen sonderbaren Vorfall, der sich vor einigen Tagen hier zugetragen hatte. Ein Korpskommandeur fuhr mit drei Generalen seines Stabes auf dem Wege nach Rußland durch. Einer der Generale beschimpfte auf dem Bahnhofe den Gehilfen des Stationsvorstandes, drohte ihn niederzuschlagen und warf ihm mit lauter Stimme vor, sich den Japanern und Juden verkauft zu haben. Nachdem die Generale im Bahnhofe zu Nacht gespeist hatten, kehrten sie in ihren Wagen zurück und tranken Tee. Da erschien es ihnen sonderbar, daß der Zug solange hielt. Sie schauten hinaus, — ihr Wagen war abgekoppelt und stand allein da; ringsum waren Posten aufgestellt. Jetzt traten drei Offiziere ohne Epauletten und zwei Zivilpersonen in den Wagen.

„Einer von Ihnen hat soeben den Gehilfen des Stationsvorstandes beleidigt," sagte einer der Zivilisten zu den Generalen. „Wollen Sie sich gefälligst bei ihm entschuldigen! Wenn Sie sich entschuldigen, so werden Sie in Ihrem Wagen vierundzwanzig Stunden in Arrest bleiben und können dann weiterfahren. Im anderen Falle — werden Sie überhaupt nicht weiterfahren."

Die Generale waren wie vor den Kopf geschlagen. Da aber nichts anderes zu machen war, gingen sie und entschuldigten sich. Dann saßen sie ihre vierundzwanzig Stunden ab und fuhren weiter.



Rundschau des März

Politik

Das Ereignis des August 1908 ist die Befestigung des Umschwungs in der Türkei. Es zeigt sich eine überraschende Einigkeit, Planmäßigkeit und Überlegenheit dieser legitimen türkischen Revolution. Von den leitenden Persönlichkeiten scheinen mehrere die Fähigkeit zu besitzen, sich sofort zu Staatsmännern zu entwickeln. Die Revolution ist sofort in Reform übergegangen, und der Aufstieg der jungtürkischen Bewegung zur Macht weckt bei dem Zuschauer Gefühle fast wie der Anblick eines lenkbaren Ballons. Die Jungtürken haben in Europa mehr gelernt als die russischen Revolutionäre.

Das Regierungsprogramm des türkischen Ministeriums ist ein geschichtliches Dokument von bemerkenswerter Klugheit, es ist gleichzeitig radikal und maßvoll. Es erklärt die bestehenden Gesetze, die „dem Buchstaben und Geist der Verfassung nicht entsprechen, als null und nichtig“ und lehnt die Solidarität mit dem bisherigen Ministerium glatt ab; Reichsfinanzreform unter besonderer Beachtung der Bedürfnisse der Landwirtschaft. Einreihung der Christen in die Armee und in die Offiziersschulen. Verbesserung des öffentlichen Unterrichts. Revision der Handelsverträge. „Da die Justiz reorganisationsbedürftig ist, werden die Gerichte so ausgestaltet werden, daß sie Vertrauen einflößen.“ Das Ministerium sieht Ersparnisse im Militärdepartement vor, wird aber „nicht vergessen, daß die Türkei zur Aufrechterhaltung ihrer Würde als Großmacht, zur Wahrung ihrer Stellung unter den Mächten und zur Steigerung ihrer Kraft einer tüchtigen Armee und Flotte bedarf.“ Öffentliche Ordnung. Neuregelung der auswärtigen Beziehungen. „Es wird erstrebt, daß mit Zustimmung der interessierten Staaten die außerordentlichen Bestimmungen, welche über die allgemeinen Normen des Völkerrechts hinaus auf Grund gewisser alter Verträge und Überlieferungen sowie veralteter Gepflogenheiten für die in der Türkei lebenden Untertanen einiger fremden Staaten aufgehoben werden, und die Bemühungen der Regierung werden darauf gerichtet sein, im allgemeinen eine Lage zu schaffen, die jedermann Vertrauen einflößt und selbst den Fremden die Überflüssigkeit ihrer Privilegien begreiflich macht.“

Diese Formulierung, mit der die „Kapitulationen“ und das Joch Europas unter Zustimmung Europas abgeworfen werden will, ist geschickt und gibt den Mächten keinen Vorwand zu Eingriffen.

Wo soviel rückständig ist wie in der Türkei, ist ein schöner Raum für Reformen. Wir werden von nun an jede Woche neue liberale Akte gemeldet bekommen. So wird bereits gemeldet, daß die Staatseinrichtung der Eunuchen fallen wird. Damit fällt formell auch der offizielle Harem, diese liebgewordene und verhängnisvolle Einrichtung Asiens.

Die Haltung des jungtürkischen Ministeriums sichert bei den Wahlen eine starke jungtürkische Regierungs-

majorität im Parlament. Das ist für die Reformtätigkeit und für die Schaffung einer konstitutionellen Tradition von erheblichem Wert.

Dieser nationalen Bewegung, deren Träger mohammedanische Türken sind, schließen sich, wie man staunend sieht, die Christen in der europäischen Türkei mit Lebhaftigkeit an; müde der unaufhörlichen Agitation bulgarischer Banden, von denen man heute nicht weiß, welche Großmacht sie pekuniär unterstützt hat. So scheint die nationale Idee, sobald sie in Verbindung mit dem modernen Verfassungsstaat auftritt, über den tausendjährigen Religionsstreit zu siegen, wenigstens in den Tagen der Begeisterung. Heiden und Christen richten gemeinsam den türkischen Staat auf. Das ist das Unerwartete. Alle politischen Prophezeiungen eines Jahrhunderts sind spielend zunichte gemacht. Die orientalische Frage beschäftigte Tausende von Diplomaten und hunderttausend Leitartikel seit den Dreißigerjahren des neunzehnten Jahrhunderts.

Die türkische Bewegung, die zu weit emporgestiegen ist, um wieder in nichts zu zerfallen, auch wenn sie selbstverständlich nicht alle Hoffnungen erfüllt und von Petersburg via Sofia bald angegriffen werden wird, hat bereits die europäische Lage geändert.

Reval war das Signal. Rußlands und Englands „Verständigung" über makedonische Reformen brachte die politische Wiedergeburt zustande. Wir hatten vor zwei Monaten die Plumpheit der Verbrüderung von Reval für einen Fehler der englischen Politik erklärt, ohne zu wissen, in welchem Maß und mit welcher Promptheit sie auf dem Balkan quittiert und abgelehnt werden würde.

Für Deutschland bedeutet das Auftreten einer verjüngten Großmacht eine Entlastung der auswärtigen Lage. Der Islam erachtet sowohl England als Rußland für eine Gefahr. Damit wird Deutschland zu einer Hoffnung und Rückendeckung für die türkische Auslandpolitik. Deutschland scheint bisher in Konstantinopel richtig operiert zu haben, wobei die Rücksicht auf das wirtschaftliche Unternehmen der Bagdadbahn zum Teil die Richtung diktiert hatte. Jetzt hat Herr von Kiderlen-Wächter namens des Deutschen Kaisers dem Sultan offiziell zu dem die Verfassung wiederherstellenden Staatsstreich und zu dem konstitutionellen Fortschritt gratuliert, — eine für den Kenner kaiserlicher Gedankengänge überaus pikante Situation. Der Schritt beleuchtet zugleich, welche Macht die öffentliche Meinung in der Türkei geworden ist, und wie hoch man auch in der Diplomatie den Wert der jungtürkischen Sympathie einschätzt.

Frankreich besitzt als freier, moderner Staat die besondere Sympathie der Jungtürken, die in Paris ihre Bildung geholt haben, aber es besitzt als Bundesgenosse von Rußland auch ein leises Mißtrauen. Dasselbe wird durch die bloße Erklärung des Herrn Constans zugunsten der Umwälzung allein noch nicht ausgeschaltet. Man wird in Konstantinopel den Privatbesuch beachten, den jetzt eben der französische Ministerpräsident, Herr Clemenceau, in Karlsbad machte, wo gleichzeitig der russische Minister des Auswärtigen, Iswolski, im nämlichen Hotel abstieg. Diese Konferenz galt selbstverständlich der türkischen Frage und beweist, daß der Zweibund in der Behandlung derselben noch nicht ganz einig ist.

Von England sind im August nach Deutschland herüber, zum Teil unter dem Eindruck der türkischen Neuerung, wieder Fäden angesponnen worden. Sie sind derart, daß sie entweder stärker werden oder zerreißen müssen. Die

Zusammenkunft in Cronberg zwischen König Eduard und Kaiser Wilhelm war deshalb nicht ein bloßer Höflichkeitsakt, weil Englands Monarch den liberalen Unterstaatssekretär Hardinge mitbrachte, welcher Träger einer sondierenden Mission war. Es handelt sich um die Erörterung der Möglichkeit eines partiellen Schiffsbauabkommens. Der Kaiser antwortete dem Herrn Hardinge, er stehe noch auf dem Boden seiner londoner Novemberrede.

Auf Grund dieser nicht ablehnenden kaiserlichen Auslassung, die allerdings durch die jüngste Kaiserrede im Elsaß wieder desavouiert erscheint, wurde ein ministerieller Besuch des liberalen Schatzkanzlers Lloyd George bei Bülow in Berlin verabredet. Dann wird England seinen Vorschlag von der Haager Konferenz nicht generell, sondern nur als Offert an Deutschland erneuern. Die Frage ist an einem kritischen Punkt angekommen. Nach Anhaltspunkten in englischen Blättern bekämpfen sich im liberalen englischen Ministerium zwei Richtungen, eine imperialistische und eine liberale. Die letztere hofft auf einen verständigen Rüstungseinhalt durch Verständigung auf dem englischen Zweiflottenstandart, die andere läßt Lloyd George einen diplomatisch ernsthaften Versuch machen. Scheitert der Versuch, dann wird in England flott weitergebaut und Deutschland die Schuld zugeschoben. Deshalb ist für Deutschland die Lage besonders wichtig. Es hat den Vorteil, daß Englands liberales Ministerium mit dem Offert einer Verständigung an Deutschland herantritt. Das Gelingen einer solchen wäre prinzipiell, finanziell und wirtschaftlich sehr wichtig; es erfordert viel Geschick und zugleich liberalen Mut. Man wird deshalb nicht auf das Gelingen rechnen dürfen. Wir haben keinen Minister, der soviel demokratischen Elan hat wie Lloyd George.

Das Mißgeschick des lenkbaren Luftschiffs des Grafen Zeppelin hat eine Gesamtstimmung Deutschlands ausgelöst, in der viel ideelle und nationale Einmütigkeit hervortrat. Das ist eine erfreuliche Erscheinung. Wichtig war die Spontanität der Hilfsbereitschaft der Deutschen ohne Geheiß und ohne jene militärisch-bureaukratische Einmischung, ohne die es sonst in Deutschland nicht abzugehen pflegt. Dieses Gefühl der Selbständigkeit äußerte sich erfreulich kräftig in der Abweisung des Planes eines berliner Kuratoriums, das die reichlich einlaufenden Spenden in eine k. k. Obhut zu nehmen gesonnen war. Selten hat ein Projekt ein solches Fiasko erlebt. Deutschland wollte nicht von Berlin und auch nicht von der maßgebendsten Stelle Berlins bei einer vornehmen und klugen Gefühlsäußerung gegängelt werden. Über das Kuratorium hat der „Tag" mitgeteilt, daß es sich „nach zuverlässigen Erhebungen um eine Anregung von Allerhöchster Stelle handele". So hat man es im Reich auch aufgefaßt.

Im Fall Schücking verstrickte sich das preußische Ministerium in neue, kompromittierende Fehler, indem es ein Zeugniszwangsverfahren gegen die „Frankfurter Zeitung" einleitete, die zuerst die öffentliche Meinung zum Schutz des liberalen Bürgermeisters alarmierte.

In Norwegen hat der Staatsrat einen Gesetzentwurf vorgelegt, der das Frauenstimmrecht vorsieht. Vielleicht sind die Frauen in Norwegen die einzigen, bei denen dieser Versuch ohne Gefahr gewagt werden kann.

Volkswirtschaft

Der Fall Bernhard (vergleiche Heft 14) hat dadurch, daß der Herr Professor einen halbjährigen Urlaub antrat, seine vorläufige Erledigung gefunden, das preußische Kultusministerium also mit seinem stürmischen Verlangen, der Berliner Hochschule neues Blut zuzuführen, den kürzeren gezogen, dagegen die dortige nationalökonomische Fakultät, wenn sie anscheinend schon das Vorschlagsrecht mit dem Staate teilen muß, doch ihr Bestätigungs- und Vetorecht behauptet. Die Vermutung liegt nahe, daß Professor Bernhard seinen Urlaub dazu benutzen wird, eine „wissenschaftliche" Arbeit anzufertigen. Sein Buch über Polen war der Fakultät zu brauchbar für uns Laien, nicht genug „art pour l'art" erschienen.

Anfangs Juli tagten in Berlin ein Schutzverband für die Brauindustrie, in Straßburg die Generalversammlung der landwirtschaftlichen Zentraldarlehenskasse für Deutschland und in München der Deutsche Städtetag.

Die Brauer klagten über schwindendes Interesse für starken Trunk und fürchteten, daß, wenn die fiskalische Steuerbelastung auf die Verzehrer (durch Preisaufschlag) abgewälzt würde, der Bierkonsum sinken, der Verbrauch alkoholfreier Getränke noch weiter zunehmen könnte. Es ist recht schade, daß die Wünsche der Volkswirte sich mit denen der Bierbrauer nach „Bekämpfung des Übermaßes der Antialkoholbewegung" nicht ganz decken. Sollen unsere Knabenscharen etwa frühzeitig zu der Würde von Stammgästen aufrücken? Freunde der Kraft beklagen jeden Tropfen, durch den jugendliche Hirne unnötig gereizt und erschlafft werden. Der Todfeind aller Brauer und ihres Anhanges aber, der Sport, ist zugleich der Liebling der Hygiene.

Bei der landwirtschaftlichen Zentraldarlehnskasse (System Raiffeisen) wurde ein Jahresumsatz von 777 Millionen Mark (gegen 681 im Jahr 1906) verrechnet.

Der Deutsche Städtetag beschäftigte sich hauptsächlich mit der Frage einer zweckmäßigeren, einheitlicheren Beschaffung von Kredit. Unsere Städte von mehr als 25 000 Einwohnern hatten im vorigen Jahr zusammen fast vier Milliarden Schulden, etwas mehr als das Reich. Aber der Kurszettel wies 346 Einzelanleihen auf mit den buntscheckigsten Zins- und Amortisationsbedingungen. Während Berlin für 378 Millionen Mark nur Obligationen ausgegeben hatte, vermittelt von den Großbanken, hatten sich kleinere Städte gern auch durch Landesbanken, Sparkassen und so weiter zu helfen gesucht. Daher sind unsere städtischen Papiere bei der Börse wenig beliebt und schwer zu veräußern, obwohl die Kommunen an Wohlstand und Potenz, freilich auch an sozialen Pflichten, ständig zunehmen. Hoffentlich gelingt eine Zentralisierung für den alljährlich auf 300 Millionen Mark berechneten Bedarf. Beiläufig sei bemerkt, daß der Kopf der Bevölkerung bei uns im Durchschnitt halb so schwer mit Abgaben belastet ist wie in Frankreich und England. Insonderheit zahlt der Franzose an direkten Steuern doppelt, der Engländer dreifach soviel wie wir.

Anfangs August versammelten sich zu Königsberg in Preußen die deutschen Haus- und Grundbesitzer, denen anscheinend unser eben erwähnter „Munizipalsozialismus" ein Dorn im Auge ist. Es wurde geklagt über den hohen Zinsfuß der Banken und freudig begrüßt, daß verschiedene Städte gegen die Wertzuwachssteuer scharfe Stellung genommen hätten. Es trat hier eine Gesinnung zutage, die uns bei der Reichsfinanzreform noch zu schaffen machen

wird: den Einfluß von Staat und Politik, Verwaltung und Landesverteidigung auf den ruhigen Gang der Geschäfte, damit Pflichten zu deren Unterhalt, abzuleugnen und alle Überschüsse der Wirtschaft möglichst schlankweg in die eigene Tasche zu stecken. Daß in Berlin jährlich beinahe 4 1/2 Millionen Hektoliter Bier, 200000 Hektoliter Wein, 250000 Hektoliter Schnaps verzehrt und ein Siebentel des Gesamteinkommens für alkoholische Getränke draufgeht, mag diese Gesinnung beleuchten.

In der letzten Augustwoche tagten an zwölfhundert Vertreter deutscher Genossenschaften zu Frankfurt am Main. Es wurde der Geburtstag von Schulze-Delitzsch (29. August 1808) gefeiert. In Deutschland musterten allein die von ihm ins Leben gerufenen Kreditgenossenschaften 557451 Mitglieder bei einem Jahresumsatz von über 11 Milliarden Mark. Österreichische Besucher teilten mit, daß im habsburgischen Staat jetzt 12000 Genossenschaften existieren, von ihnen 5000 streng nach Schulzes Ideen aufgebaut, von diesen wieder zwei Drittel deutsch.

Beachtung verdient auch ein kleineres volkswirtschaftliches Ereignis, weil es eines Tages unsere ganze Landschaft verschönern könnte: die gesetzliche Beseitigung des sogenannten Dohnenstieges. Wer den Wald liebt und weiß, daß die Singdrossel seine Hauptsängerin ist, wird es dankbar begrüßen, daß endlich der grausame Schlingenfang dieses nützlichen Vogels aufhört. Erst jetzt wird unsere Position stark genug, um an Italien die Forderung stellen zu können, gegen den dort landesüblichen Singvogelmord vorzugehen.

Rundschau

Nationale Röhren

In Prag besteht ein Wasserwerk, das die Stadt Ottokars mit Gas und Wasser versorgt. Dieses Wasserwerk brauchte neue Röhren. Infolge der Ausschreibung, die die Verwaltung erlassen hatte, meldete sich unter anderen auch das österreichische Röhrenkartell, vertreten durch die prager Eisenwerke. Sein Gebot lautete auf 18,85 Kronen. Den Zuschlag erhielten jedoch französische Röhrenlieferanten, obwohl sie 21,95 Kronen forderten. Die Sache erregte Aufsehen. Zunächst hieß es allgemein, die Tschechen der Stadtverwaltung hätten beweisen wollen, daß die Franzosen ihnen näher stünden als die befehdeten Deutschen. Die Tschechen erklärten, die prager Werke hätten zwar einen niedrigeren Preis gestellt als die Franzosen, aber der Preis sei nicht um den vollen Betrag des Schutzzolles niedriger gewesen. Es läge mithin eine Ausnutzung des Schutzzolles seitens des Röhrenkartells vor, die die Stadtverwaltung sich nicht gefallen lassen wolle.

Die Tschechen visierten also das, was zweifellos Ausfluß nationaler Leidenschaft war, zu einem Rechenexempel um. Die Deutschen rechneten ihnen vor, daß die Vergebung von Aufträgen ins Ausland selbst zu billigeren Bedingungen noch immer eine Schädigung des gemeinsamen Vaterlandes sei. Ist das nun rein rechnungsmäßig richtig? Man versuche, sich einmal für ein paar Minuten weder als Tscheche noch als Deutscher zu fühlen. Dann sieht die

Sache so aus: Durch die Bestellung in Frankreich bekommt der österreichische Staat von dem französischen Werk den Einfuhrzoll für die Röhren. Durch die Bestellung beim Röhrenkartell hätte der Staat gar keinen Zoll, dagegen die Mitgliedschaft des Röhrenkartells einen Verdienst erhalten, der gleich dem Verdienst, den jetzt das französische Werk erzielt, zuzüglich der Differenz zwischen dem Einfuhrzoll und dem Preisnachlaß des Kartells gewesen wäre. In der Glut des Nationalitätenhaders hat man ganz übersehen, daß hier ein schnurriges Dilemma der Zollpolitik sich auftut: Die Staatskasse will Geld aus den Zöllen. Das bekommt sie nur, wenn fleißig im Ausland gekauft wird. Denn nur auf Waren, die über die Grenze gelangen, wird Zoll gezahlt. Die Industrielleninteressenten wollen durch den Zoll geschützt sein. Sie sind geborene Gegner der Staatskasse. Denn sie verabscheuen die Einfuhr und verlangen, daß man im Inland bestelle. De facto handelten daher die österreichischen Tschechen durchaus nicht ohne weiteres antinational, als sie ihre Röhren vom Ausland bestellten. Sie fühlten sich eben als Finanzzöllner und nicht als Schutzzöllner. Sie führen dem Staatsganzen Mittel zu, schädigen dadurch aber freilich die heimische Industrie.

Das war auch zweifellos ihre Absicht. Sie gönnten den Prager Eisenwerken respektive ihrem Direktor Kestranek nicht den Verdienst. Herr Kestranek gilt als eifriger Deutsch-Nationaler.

Die Herren übersahen aber, daß die Prager Eisenindustriegesellschaft ebenso wie viele andere Werke des Kartells eine Aktiengesellschaft ist. Besteht eine Statistik der Aktionäre jener Gesellschaften, aus der hervorgeht, daß die meisten Aktien sich in den Händen Deutscher befinden? Schwerlich wohl. Der tschechische Kapitalist wird die guten Dividenden der Prager Gesellschaft auch nicht verschmähen. Aber die Herren übersahen weiter, was nicht erst durch eine Statistik festgestellt zu werden braucht: wieviel tschechische Arbeiter bei den Prager Werken beschäftigt sind. Denn die Tatsache steht fest, daß in den Adern der meisten Eisenarbeiter Böhmens tschechisches Blut rollt. Diesen Landsleuten haben die Stadtgewaltigen von Prag den Verdienst geschmälert. Um die deutschen Unternehmer zu treffen, haben sie in Wirklichkeit die tschechischen Arbeiter geschädigt, und das war unklug.

Wenn ein Taktiker Bürgermeister von Prag gewesen wäre, er hätte an den „sehr verehrten Herrn Kestranek" folgendermaßen geschrieben: Für unsere Röhrenlieferung haben sich außer dem Röhrenkartell auch Franzosen gemeldet. Sie sind billiger als die Franzosen. Aber nicht um den vollen Betrag des Schutzzolles. Wir wollen Ihnen die Röhrenlieferung übertragen, wenn Sie um den vollen Schutzzoll billiger offerieren, wozu sie im Interesse der Steuerzahler Prags verpflichtet sind. Sollten Sie dazu nicht bereit sein, so wollen wir Ihnen trotzdem den Auftrag erteilen, wenn Sie uns garantieren, daß die bei der Herstellung der Röhren beschäftigten Arbeiter einen Minimallohn von soundso viel Kronen pro Woche erhalten. —

Wäre so an ihn geschrieben worden, dann hätte Herr Kestranek in der Patsche gesessen. Hätte er nicht bewilligt, so hätten die Herren Tschechen den Franzosen ihre Freundschaft bezeugen und außerdem den tschechischen Arbeitern klarmachen können, wie besorgt man für sie und welches Ungeheuer Herr Kestranek sei. Gleichzeitig wäre der Herr Zentraldirektor mitsamt seinem Kartell auch vor den deutschen Steuerzahlern arg bloßgestellt worden. Anscheinend hat der Prager Stadtrat aber keinen Taktiker in seiner Mitte gehabt. Und so gab er Herrn Kestranek

die Möglichkeit, sich als Anwalt der deutschen Industrie aufzuspielen.

Doch die Toga des Tribunen hätte dem Mann, der die kerndeutsche schlesische Kohlen- und Koksindustrie, Aktiengesellschaft, durch Vergewaltigung seit Jahren zwingt, der prager Eisenindustriegesellschaft zu Schundpreisen Kohlen zu liefern, schlecht gestanden. Er zog die Sache vom Nationalen ins kriminelle: Ein prager Stadtverordneter soll gegen eine Provision von sieben Prozent der Millionensumme sich bereit erklärt haben, dem Röhrenkartell den Auftrag zu verschaffen. Herr Kestranek hat daraus öffentlich den Schluß gezogen, daß weder nationale Erwägungen noch finanzielle Kalkulationen, sondern Profitgier einzelner den Ausschlag gegeben habe. Herr Kestranek hat keine Namen genannt. Ein Stadtverordneter, der sich selbst meldete, hat behauptet, daß er in einer Unterredung mit einem der Direktoren, ohne daß von einer Provision die Rede gewesen sei, lediglich auf eine Herabsetzung des Preises durch das Kartell zu wirken versucht habe. Ich nehme aber an, daß wirklich ein Stadtverordneter Provision zu erschleichen versuchte. Kann einer von sechzig Leuten den Auftrag vergeben? Liegt nicht eventuell selbst in diesem Falle nur ein schlauer Erpressungsversuch eines einzelnen vor, der darauf spekulierte, daß vielleicht doch die Entscheidung für die prager Eisenwerke fallen, und dann diese Entscheidung seinem Wirken provisionspflichtig zugerechnet werden könnte? Die deutsche Presse hat aus der Publikation des Herrn Kestranek die Kraft zu tiefgehender moralischer Entrüstung gesogen. Bei ruhiger Betrachtung, namentlich wenn man außerhalb Österreichs wohnt, sagt man sich wohl von selbst, daß Bestechungen auch in Deutschland vorkommen, und daß die noch nicht einmal nachgewiesene Bestechung eines einzelnen nicht die Bestechung einer ganzen Gemeindebehörde ist. Außerhalb der schwarz-gelben Grenzpfähle hat man nämlich immer noch nicht die Überzeugung verloren, daß jemand ein Tscheche und — doch ein anständiger Mensch sein kann.

In Parenthese: Ich bin vielleicht mit einem zu guten Gedächtnis beschwert. Dadurch ist mir die Erinnerung an die Gasometervergebung der wiener Stadtverwaltung aufgetaucht. Da soll es, wie seinerzeit behauptet worden ist, garnicht sehr reinlich hergegangen sein. Und die wiener Stadtverwaltung ist bekanntlich urdeutsch.

Nun aber kommt der Clou der Kestranekschen Enthüllungen: Ein tschechischer Abgeordneter habe ihm erklärt, daß man gegen das Eisenkartell vorgehen werde, wenn die Werke ihre germanisierenden Tendenzen nicht aufgeben würden. Ein anderer tschechischer Abgeordneter habe eine Schraubenfabrik errichten und sich dazu Vorteile für die Stabeisenlieferung vom Kartell ausbedingen wollen. Als die ihm nicht gewährt wurden, hätte ein Sektionschef und sogar der österreichische Handelsminister (bekanntlich ein Tscheche) auf das Kartell einzuwirken versucht.

Leben denn in Österreich politische Kinder, daß man sie mit so etwas schrecken kann? Passiert es denn nirgends in der Welt, daß die Regierung mächtigen Abgeordneten gefällig ist? In Bayern werden Professoren durch die Zentrumspartei bestellt. In Preußen führen die Konservativen dieselbe Protektorrolle. In Frankreich gelangen die Günstlinge einflußreicher Parlamentarier auf wichtige Staatsposten. Wo in Österreich die Deutschen die Macht haben, protegieren sie ihre Leute. Natürlich wär's schöner, wenn's anders wäre und in der Welt Gerechtigkeit regierte. Der Moralphilosoph und der Idealpolitiker mag darüber klagen, daß so

etwas vorkommt; aber man soll nur nicht behaupten, bloß die Tschechen machten so etwas. Es wird eben überall mit unsauberem Wasser gekocht.

Außerdem: was sollen denn der Herr Sektionschef und der Herr Fiedler (so deutsch heißt nämlich der tschechische Handelsminister) gesagt haben. Sie haben (natürlich im Dialekt) gesagt: „Meine Lieben, ihr macht da mit dem Eisenwerk in X dieselben Schweinereien, die ihr mit allen neuen Eisenwerken macht, deren Entstehen ihr verhindern wollt. Ihr habt wohl nicht daran gedacht, daß deren Inhaber Mitglied der mächtigen tschechischen Fraktion ist, die dem Kartell ohnehin schon nicht besonders wohl will. Überlegt euch einmal, ob ihr diesem Herrn wirklich Gelegenheit geben wollt, am eigenen Leibe eure Menschenfreundlichkeit zu studieren." Schön ist auch das nicht. Aber eigentlich eher kartellfreundlich als tschechenfreundlich.

Resultat: die Tschechen haben in großer Verblendung eine kapitale Dummheit gemacht. Noch größer aber ist die Dummheit der deutschen Zeitungsleser, die, geblendet durch das von Herrn Kestranek abgebrannte nationale Feuerwerk, zu fragen vergessen, weshalb er denn, um den Auftrag der deutschen Industrie zu erhalten, nicht auf den ganzen Gewinn aus dem Schutzzoll verzichtete. Hoch steht ihm die Nation, höher aber doch der Kartellprofit!

Georg Bernhard

Zur Sozialhygiene

Von dem Mitherausgeber der „Zeitschrift für soziale Medizin", A. Grotjahn, ist im Verlag von F. C. W. Vogel in Leipzig ein Buch erschienen, „Krankenhauswesen und Heilstättenbewegung im Lichte der sozialen Hygiene", das nicht nur für Ärzte von hohem Interesse ist, sondern jedem politischen Kopf eine Fülle von Aufschlüssen und Anregungen zu bieten vermag.

Wir lernen das moderne Krankenhauswesen und die Tendenz einerseits zur Hospitalisierung, anderseits zur Asylisierung aus der Entwicklung der medizinischen Wissenschaft und Heilkunst und aus den treibenden Kräften in Volkswirtschaft und Gesetzgebung heraus verstehen; die schwachen Seiten unseres Unterstützungswohnsitzgesetzes, seiner Ausführungsbestimmungen und namentlich seiner faktischen, bureaukratisch beengten Ausführung werden aufgezeigt; der große, die Krankenhauspflege erst popularisierende Einfluß der sozialen Versicherungsgesetzgebung kommt nach seinen Licht- und Schattenseiten zur Darstellung.

An der Hand zahlreicher Krankenhausbudgets wird die vielfach hervortretende Neigung der bauenden Korporationen, namentlich mancher Stadtverwaltungen, sich in der Opulenz der Bauausführung zu überbieten, nach der Seite der Ökonomie, der Verwaltung und der Krankenbehaglichkeit beleuchtet und ad absurdum geführt. Einige Probesätze: „Man muß sich mehr als bisher klarmachen, daß es nicht genügt, Fassaden, Parkanlagen, erstklassiges hygienisches Inventar und andere Errungenschaften der glänzend entwickelten Technik unserer Zeit in einer Anstalt zu konzentrieren, sondern daß es wichtiger ist, durch eine sorgfältige Abmessung von Zwang und Freiheit die Insassen, ihre Leitung und ihre Bedienung zu einem harmonischen Organismus zu verbinden." (Seite 186.) „Eine bis zur vollständigen Deckung des Bedürfnisses durchgeführte Verallgemeinerung des Krankenhaus- und Asylwesens würde die finanzielle Leistungsfähigkeit der gesunden Bevölkerung keines-

wegs übersteigen, wenn nur bei Errichtung und Betrieb der Anstalten nach dem sozialhygienisch wichtigen Gesetz der Ausbildung und Festhaltung des billigsten und dabei den Zweck noch gerade erfüllenden Typus vorgegangen wird und man davon Abstand nimmt, durch übertriebene technische Verfeinerung die Intensität der Darbietungen auf Kosten ihrer Extensität zu bevorzugen." (Seite 395). Als Optimum für ein allgemeines Krankenhaus wird, aus wirtschaftlichen und administrativen Gründen, eine Bettenzahl von höchstens einhundertfünfzig festgelegt.

Die Entstehung von Anstalten für Genesende zur Entlastung der allgemeinen Krankenhäuser wird geschildert und — was von besonderer Wichtigkeit ist — die Einführung ökonomisch wertvoller Arbeit in den Anstaltsbetrieb (statt vielfach üblicher Spielereien) aufs lebhafteste befürwortet. Beispiele aus den skandinavischen Ländern sind hier besonders lehrreich, wie sie bei der Besprechung der in den folgenden Kapiteln eingehend behandelten Spezialanstalten (für Lungenkranke, Nervenkranke, Unfallverletzte, Venerische, Geisteskranke, Idioten, Blinde und so weiter) angeführt werden.

Aus diesen Spezialanstalten sei es verstattet, zum Schluß die Lungenheilstätten herauszugreifen. Mit der These, daß trotz der energischen Propaganda „eine erhebliche Verminderung der Tuberkulose infolge dieser Heilstätten nicht eingetreten und auch in Zukunft nicht zu erwarten ist", wird jeder Erfahrene übereinstimmen. Grotjahn war einer der ersten, die den Mut hatten, der berliner Heilstättenorthodoxie kritisch auf den Busch zu klopfen. Wer nicht bloß den dieser Bewegung anhaftenden üblen Phrasendunst und vordergründigen Klimbim kennt, sondern auch die glorreichen Spekulationen, Strebereien und Machenschaften hinter den Kulissen, der weiß, was „dekorative Sozialpolitik" ist!

Dr. med. Blaich

Die „Alldeutschen"

Zwei Seelen wohnen in der Brust der Alldeutschen: die großdeutsch-schwärmerische und die großpreußisch-reaktionäre. Dazu kommt manchmal noch etwas Stimmung für germanistische Romantik, Odinsanbetung und dergleichen. Doch ist diese deshalb höchst kümmerlich, weil jeder Gedanke an deutsches Altertum, an den Glauben unserer Urväter, dazu führen muß, den Nordleuten die Hand zu bieten, ihnen zu danken für die Überlieferung und Fortbildung des germanischen Erbes. Als preußisch-nationale Reaktionäre aber wollen die „Alldeutschen" die jütisch-dänische Sprache in Nordschleswig ausrotten. So treiben sie die Norweger, auch die Dänen, in die Arme Englands. Ein armer, viel beschäftigter nordischer Gott muß als „Heimdall" einer Berliner Zeitschrift für Sprachenteignung seinen Namen leihen, während er als „Hejmdal" in Apenrade unter der Leitung des Reichstagsabgeordneten H. P. Hanssen für Verteidigung der dänisch gesinnten Jüten kämpft. Den Niederländern aber können die Alldeutschen hold sein, da es im Deutschen Reiche keine bodenständigen Bürger mit niederländischer Schriftsprache gibt. Auch durch den Vorschlag niederdeutscher Sprache im Seewesen sucht man die Brüder am Niederrhein und an der Schelde zu ködern.

In einem tollen Widerstreit befinden sich die großdeutsch-schwärmerische und die preußisch-nationale Seele der Alldeutschen in der deutsch-österreichischen Frage. Sie ersehnen und erstreben in deutsch-edler Schwärmerei den Anschluß

der österreichischen Brüder an das Deutsche Reich. Aber sie fürchten sich gleichzeitig als gute Erzpreußen gar sehr vor diesem Zuwachs, „weil Österreich so katholisch ist". Während sie als getreue Diener und Förderer der preußischen Reaktion eifrig neue Ausnahmegesetze zur Sprachentrechtung und Vertreibung der preußischen Polen erfinden und begeistert befürworten, müssen sie es erleben, daß ihre besonderen Schützlinge, die deutschen Bauern in Galizien und Ungarn, sich über den Eindruck der Polenpolitik auf das Ausland beklagen. Während die preußischen Alldeutschen mit Bedauern Deusch-Österreicher von den tschechischen Gesellen in Wien und so weiter erzählen hören, arbeiten sie im eigenen Lande für die Polonisierung Niederschlesiens, Berlins, Bochums — durch ihre Ansiedlungspolitik in den preußischen Ostmarken.

So sehr ich nun diese widerspruchsvolle, weil reaktionäre Politik und Gesinnung der Alldeutschen bekämpfe, so sehr erkenne ich an, daß es auch unter ihnen ein paar freimütige Männer gibt, die selbst dem Kaiser die Wahrheit ins Gesicht sagen. Vor allem aber ist das Bestreben der Alldeutschen, die Völker deutscher Zunge zu einem lebhaften Gemeinschaftsgefühl zu erwecken, der Zustimmung auch der Leute sicher, die, gleich mir, nicht in Hasse, sondern in Björnson den richtigen Vorkämpfer germanischen Zusammenhaltens sehen. Gerade die entschieden freiheitlich Gesinnten in Süddeutschland können hier alte, herrliche Stimmungen hervorheben, zu neuem Leben erwecken. Der Antrag Storz (Heidenheim) gegen den Verlust der Reichsangehörigkeit hat langgehegten alldeutschen Plänen den Wind aus den Segeln genommen. Die Alldeutschen haben viele Verdienste um das Deutschtum im Auslande. Sie haben Kenntnis und Teilnahme erweckt für die deutschen Brüder in der Zerstreuung und in der Bedrängnis. Sie vor allem waren es, die die reiche Literatur über die Völkerschaftenfrage schufen. Gegen ihre rückschrittliche Auffassung und Behandlung dieser Frage regt sich erst in neuerer Zeit ein deutlicher Widerspruch. Aber gerade die alldeutschen Schriften, gerade das Bewußtsein deutscher Gemeinsamkeit und großdeutsche Rücksichtnahme werden jeden überzeugten Anhänger der Volksfreiheit schließlich zur entschiedenen Verurteilung aller der Bestrebungen führen müssen, die unter dem deutschtuenden Aufputz nationaler Aufhetzung das Ziel bureaukratischer Bequemlichkeit und rückschrittlicher Sprachenbekämpfung zu verbergen suchen.

Otto Seidl

Rabatt

Es ist in verschiedenen Städten eingeführt, daß die Geschäftsleute den Angehörigen von Beamten- und anderen Berufsvereinen beim Bareinkauf Rabatt gewähren.

Dieser Nachlaß beträgt fünf bis fünfzehn Prozent. Er wird durch die zunehmende Zahl solcher Vereinigungen meist an den größten Teil der Kundschaft ausgezahlt und besteht dort, wo er eben überhaupt eingeführt wurde, so allgemein, daß der weitaus größte Prozentsatz der Ladengeschäfte damit belastet ist.

Die Einrichtung entstand dadurch, daß eine Gruppe von Geschäftsleuten sich ursprünglich mit diesem Köder einen Vorteil über die Konkurrenz verschaffen wollte und durch größeren Umsatz zweifelsohne ihren Zweck erreicht hat, solange sie vereinzelt auf das Publikum einwirkte. Heute fällt dieser Vorteil

weg, weil sich die Käufer auf fast ausschließlich prozentgebende Geschäfte verteilen.

Für den Verkäufer ist dieser Rabatt nur mehr eine Kalkulationsfrage, für den Einkäufer, der ihn erhält, aber ein Vorteil, den er a priori am Preise haben könnte, wenn niemand darauf Anspruch machen würde.

Einen direkten Schaden von dieser Einrichtung aber haben die, welche einer solchen Vereinigung nicht angehören, und die naturgemäß Bruttopreise bezahlen müssen.

Die ganze Prozentwirtschaft ist also eine Ungerechtigkeit, und sie streift schon beinahe an Unsolidität, wenn es sich um Quoten von zehn Prozent und darüber handelt.

Daß dem orientierten, energischen Käufer, der keiner prozentheischenden Vereinigung angehört, diese Nachlässe sehr oft auch gewährt werden, erhöht sicher nicht das Vertrauen, das der Käufer überhaupt zu unseren Kaufleuten haben soll.

Man sieht zwar ein, daß dieser Zustand auf die Dauer unhaltbar ist, man kann in Detaillistenvereinen Anträge zu seiner Abschaffung hören, aber wie überall, so sind auch hier die Engherzigen und die Zopfträger in der Mehrzahl.

Als lindernden Übergang schlägt man vor, jedermann bei Barzahlung zwei bis drei Prozent zu geben, und man hat an verschiedenen Orten schon davon Gebrauch gemacht. Aber ein Fehler, der dividiert wird, bleibt immer noch ein Fehler, und außerdem entsteht in diesem Falle ein veritabler Kassaskonto, der das Pumpen gewissermaßen sanktioniert, während das Detailgeschäft bisher von vornherein als glattes Kassageschäft galt.

Eine große Menge von Grossisten- und Fabrikantenvereinigungen drückt mit strammen Bedingungen auf die Detailleure. Diese aber opfern lieber dem Konkurrenzneide weiter, ehe sie den Mut finden, zu reformieren. Sie bringen es nicht einmal fertig, eine wertlose Verschleierung ihrer Reellität radikal aus der Welt zu schaffen.

Ein paar Stunden Sonntagsarbeit, Verkaufsmöglichkeit nach neun Uhr abends, kleinliche Balgereien oder sonstige Rückständigkeiten sind wichtiger.

Die Engländer haben nicht ganz unrecht, wenn sie den „shopkeeper“ vom „merchant“ unterscheiden.

Oskar Harslem

Glossen

Die deflorierte Luft

Ehre, wem Ehre gebührt! Nicht wir, die Franzosen sind die wahren Entdecker der Luftschiffahrt gewesen; sie haben kurz vor der großen Revolution den ersten mit Rauch gefüllten Papier-Ballon steigen lassen, dann uns die Füllung mit Wasserstoffgas gelehrt. Auch damals rangen zwei Rivalen mit verschiedenen Systemen um die Palme, beide stiegen hoch, flogen weit und landeten glatt. Aber sowohl an der „Montgolfiere“ wie an der „Roziere“ verloren die Pariser schnell das Interesse, sobald deren Nichtlenkbarkeit feststand. Gaukler brachten dann bekanntlich das Luftfuhrwesen für lange Jahrzehnte in Verruf.

Nun dringt es aber wirklich von

allen Seiten vor. Arme Luft, wenn du ein Mädchen wärst, wie würdest du dich belagert fühlen! Unter den kühnen Freiern bleibt Graf Zeppelin der deutsche Favorit. Vielleicht darf eine wohlwollende Kritik sich auch der bedrängten Luft einmal annehmen.

Das anfängliche Zugeständnis, bei der Befestigung des Luftschiffes kurz vor dem Brand sei wohl nicht mit der erforderlichen Sorgfalt verfahren worden, ist längst durch die autoritative Erklärung aufgehoben worden, daß „die Mannschaften ihre volle Pflicht getan" hätten. Wenn das wirklich der Fall gewesen sein sollte, würde der Beweis für die leichte Verletzbarkeit und Gefährdung unseres Weltwunders damit erhärtet sein, und man müßte zu der ebenfalls autoritativen Verkündung: das lenkbare Luftschiff werde nun „bald zu den betriebssichersten Fahrzeugen zählen", den Kopf schütteln.

Sympathisch berührte die Lautlosigkeit des in seinem Vogel reisenden Amerikaner Wright. Er hielt sich verborgen und suchte sich zum Fliegen einen Tag und einen Ort aus, wo Reporter und Menge fehlten. Auch Parseval arbeitet ohne Brimborium, und gewiß möchte Graf Zeppelin das ebenfalls. Aber werden wir es dulden? Als die Zeppeline die Plattform des straßburger Münsters passierte, — zog nicht ein dort aufgestellter General seinen Säbel und schrie: „Hurra, Zeppelin"? Die andern stimmten ein, die Regimentsmusik mußte spielen, die große Münsterglocke wurde geläutet, Geschützdonner tönte; „es war ein unvergeßlicher Augenblick", berichteten die Zeitungen.

Ich meine, wenn das alles heut nötig ist, um die Größe eines Momentes zu empfinden, so haben wir Deutschen unsre alte Innerlichkeit eingebüßt. Ein öffentlicher Geschmack ist aufgekommen, der feinere Wirkungen kaum noch kennt, protzig, lärmend, zudringlich. Man mag ein Weib gewinnen oder bezwingen; muß man es ihr auch noch so brutal einschärfen und ausposaunen? Kanonen auffahren und Hoboisten in ihr Blech tuten lassen? Der Klimbim, der offiziell schon für die beabsichtigte Fahrt am fünfzehnten Juli angesagt worden war, erwies sich als ganz voreilig, da der Ballon bekanntlich mit der Halle kollidierte und garnicht stieg. Woher wußte man denn auch, daß jene Fahrt glücken werde? Die Alten nannten solchen Vorwitz „Hybris". Da zeigte Graf Zeppelin einen besseren Takt, indem er sich die mitrasenden Autos und so weiter künftig verbat.

Dame Luft hat inzwischen einen Denkzettel verabfolgt. Ihre elektrischen Spannungen, ihre Stürme scheinen doch recht erhebliche Waffen zu sein, um sich ihrer Belagerer zu erwehren, und sie könnte sich weit heimtückischer zeigen, als sie schon war. Würde es nicht hübscher sein, wenn man sie mit weniger Trara, mit etwas mehr Diskretion zu deflorieren suchte?

Gothus

Kunst und Kritik in der Moderne

Einst ging Künstlers Hangen und Bangen um den Erfolg des Werkes, das er vor die Öffentlichkeit brachte, dahin, ob wenigstens eine oder die andere Stimme der Kritik Gutes daran finden werde. Heute hingegen erhofft der Moderne zumeist, daß sein Opus möglichst starken Widerspruch, einen Protest gegen Auffassung und Ausführung auslöse. Haben sich nun die Anschauungen der produktiven Kunst über die Berufskritik so weit geändert, daß der Kunst diese negative Reklame als erfolgversprechend erscheint; oder ist der Kurswert der öffentlichen Rezension tatsächlich so sehr gesunken; oder endlich: ist das breite Publikum bereits

so blasiert, daß es nur Werke beachtet, die der Kritik wider den Strich gehen?

Von alledem wohl ein weniges.

Die Ansprüche der Öffentlichkeit, die von jedem noch so winzigen Blatt der Tagesliteratur rasche Kunstkritik fordern, die früher nur von einzelnen, der Redaktionshast der modernen Presse weniger unterworfenen, publizistischen Organen ausgeübt wurde, haben durch subjektive Vielfältigkeit des Urteils die Qualität der Kritik zweifellos verschlechtert. Und auch die ernstere Kritik hat durch den in mancher Hinsicht segensreichen starken Drang, die Invasionen des Kunstproletariats abzuwehren, einen Zug noch fortgesetzter Tempelreinigung erhalten, bei der leicht keimfähige Saat mit weggefegt wird. Aus diesen garnicht so seltenen Fällen haben sich die Kunstjünger den Fehlschluß konstruiert, daß eine Abweisung durch die Kritik der beste Marschallsstab im Tournister sei. Und das liebe, breite Publikum, das sich zwar von den Einflüssen des gedruckten Wortes niemals befreien kann, freut sich — in natürlicher Opposition gegen den Autoritätsdruck — der Irrtümer der „Unfehlbaren", die über Talent oder Nichttalent zu Gericht sitzen.

Endlich macht die moderne Kunst mit ihrer Theorie von den unkontrollierbaren, aber entscheidenden, inneren Reizungen des Künstlergesichts, der Berufskritik die Arbeit recht sauer. Denn der Kritiker wird sich selten die adäquaten Gefühlsfiguren rekonstruieren können. Und zumeist verwirft die Feder das, wo sie nicht mittun kann, tadelt dann an Form, an Äußerlichkeiten so lange herum, bis tatsächlich vom Werke nichts Positives mehr da ist als jene angebliche Reizung, mit der die Kritik nichts anzufangen weiß. Unter den Mißbräuchen der Kritik wären insbesondere die Trusts der Kritiker zu nennen, am häufigsten zu Theaterreferatszwecken gebildet, die für oder wider bestimmte Autoren, Darsteller oder Direktoren arbeiten, dann die Bücherrezensionen in vielen Blättern, die fast ausschließlich von Dilettanten besorgt werden.

Eines ist gewiß, das Verhältnis zwischen schaffender Kunst und Kritik ist in der Moderne nicht gerade inniger und aufrichtiger geworden.

Nikolaus

Klassische „Büldung"

Ich warnte kürzlich vor dem Singular „der Sozi". Von sehr geschätzter Seite wurde mir eingewendet: im Bayrischen mindestens würde jener Singular ebenso empfunden wie „der Bazi", „der Strizi", „der Teufi". Zugegeben; aber wenn wir uns aus der bayrischen Mundart (im Pfälzischen sagt das Volk „der Soz" und „die Sozen") tatsächlich jenen Singular angewöhnen, ist das nächste, was kommt, ein Plural „die Sozis".

Nicht war, ich übertreibe? Sagt man „die Bazis", „die Teufis"? Nein. Dann, bitte, nehme man aber das Heft Nr. 26 der münchener „Jugend"; was findet man als Unterschrift unter dem Bild auf der letzten Seite? Den „Treueid der Sozis im preußischen Landtag".

Was folgt logischerweise? Es wird vom Volksmund aus jenem Plural „die Sozis" zunächst ein Singular „der Sozis" gebildet, und aus diesem Singular wieder der klassische Plural „die Sozisse". Jetzt übertreib ich aber ganz gewiß? Mit Verlaub, was hörten wir denn im Jahre des Heils 1870? Da hatten die Franzosen und auch ein paar weiße Raben von uns „den Turko", „die Turkos"; der deutsche Kannegießer dagegen hatte vom Rhein bis zur Memel „den Turkos", die Turkosse". „Die Sozisse" sind um nichts besser oder schlimmer als „die Turkosse". Und ich glaube immer noch, wir täten

gut, uns auf unser Latein besinnend, „die Sozi" im Plural zu sagen, doch nicht „den Sozi" im Singular.

Da wären wir also wieder beim Thema. Wir zehren ja vom Latein in hundert Lehnwörtern; unsern Buben wird es eingepaukt und eingetrichtert, um sie zu befähigen, auch die Herkunft solcher Wörter zu durchschauen. Aber wenn es nachher zum Schreiben kommt, scheint mitunter alles vergessen. Früher hatten wir „den Präses" und im Plural „die Präsiden"; heute liest man allerwegen den Singular „der Präside". Früher hatten wir „den Kommilito" und im Plural „die Kommilitonen"; heute wird uns ein Singular „der Kommilitone" dargeboten. Unsere Sprache meckert aber ohnehin schon mit ihrem e—e—e—e—e in unerträglicher Weise, meckert so, daß fremde Nationen sich ganz naiv darüber belustigen, wenn sie deutsch reden wollen. Ein Japaner sagt nicht „des Königs", „dem Könige", sondern „edes Königs", „edem Könige"; der tschechische Kutscher bestellt nicht: „Ist angespannt", sondern: „Isse angespannte". Beide bilden sich ein, dieses ewige e—e—e sei deutsch; und im Grunde haben sie ja recht. Indessen, was las man jüngst in einem vielgepriesenen biographischen Werk? „Der Manne"! Das ist nun die Vollendung. Ich weiß, man wird mir grammatikalisch-historisch-etymologisch-atavistisch erhärten, daß „der Manne" so legitim sei wie „der Herre" oder „der Helde", die wir doch ruhig erduldet hatten. Aber soll uns vielleicht statt Mohr und Tor auch noch „der Mohre" und „der Tore" beschieden sein, wie wir „den Turkos" gehabt haben und „den Sozis" nächstens erhalten werden?

Ich finde: sterblich sind wir alle; auch Junker Ehrlich stahl bekanntlich mal ein Schwein; und jedem von uns ist schon ein kleines Ferkelchen durch die Beine gelaufen. Aber des Guten geschieht hier und da zuviel. Woher müssen wir zum Beispiel durchaus „homosexuell" sagen, halb griechisch und halb lateinisch? Das ist doch Kauderwelsch. Wäre „parisexuell" nicht passender, wenn wir das Wort schon nicht mehr entbehren können? Auch war „der Pöbel" ein gut eingedeutschtes Lehnwort; brauchten wir wirklich noch „den Plebs"? Plebs war doch von je ein Femininum; die Schicksale der römischen Plebs hat Mommsen beschrieben. Vor allem, bleiben wir doch beim „Präses" und beim „Kommilito".

Robert Hessen

Wiener Moralprozeß

Jede Großstadt hat ihre Kirchturmmoral.

Augenfällig wird sie zumeist erst vor den Schranken des Gerichtes. Wien hat jetzt seinen Prozeß Veith. Ein wegen unbekannter Verdienste um den Statthalter Christi zum comes romanus geadelter Vater (der Vorsitzende konstatiert mit besonderer Befriedigung, daß comes romanus sich weder mit „Graf" noch mit „comte" übersetzen läßt) ist wegen ganz gemeiner, widerlicher Kuppelei, begangen an seiner eigenen Tochter, angeklagt. Er hatte sie, die unter dem Namen Komtesse Mizzi in der Lebewelt Wiens bekannt war, lange Zeit hindurch zu gewerbsmäßigen Perversitäten angehalten und daraus reichlichen Gewinn gezogen. Als sich das arme Mädel einmal ganz gegen die Geschäftsprinzipien des Vaters in irgendeinen minder Zahlungsfähigen normal verliebte, kam der Krach. Das Geschäft stockte, die Polizei konnte, ohne allzuhohe Kavaliere mitzuverwickeln, einschreiten und Vater und Tochter verhaften; die Moral trat in ihre Rechte. Die „Komtesse" mußte aber alsbald

wieder enthaftet werden und ging nun in einem Anfall von Selbstekel ins Wasser. Armes Kind! Von ihr hätte niemand diese Sühne verlangt. Der Moral wäre genug geschehen, hätte man den alten Kuppler unschädlich gemacht, der immer „unten" wartete, um das von seiner Tochter erworbene Geld in Empfang zu nehmen und zu Hause sorgfältig zu buchen, zumeist aber dann doch für sich zu verwenden. Die wiener Kirchturmtendenzen blieben im Prozesse aber doch bestens von Gerichts und Polizei wegen vertreten.

Vorerst war es die wiener Polizei, die jahrelang dem Treiben des Kupplers und seiner Tochter zusah, sich genau über alle die Schweinereien, zu denen sich die arme Komtesse Mizzi auf Instruktion ihres Papas hergeben mußte, informiert zeigte, aber nicht eingriff, weil die Kundschaften des comes romanus lauter hohe Kavaliere waren. Nach Kavalieren und Kupplern greift die wiener Polizei sehr ungern. Das ist eine Spezialität der wiener Moral. Der öffentliche Selbstmord des Mädchens ist vom Standpunkt dieser Moral — entschieden unmoralisch gewesen.

Dann kam das wiener Gericht, das sorgfältig vermied, die wissenden Zeugen, die Kavaliere und feineren Kunden, vorzuladen, hingegen zur Führung der Anklage nur Kollegen und Kolleginnen des comes und seines Opfers zitierte. Hätte der römische Graf nicht zufällig einen sehr schneidigen Anwalt erwählt, der auf der Ladung der Herren Kavaliere bestand und damit eine Vertagung des Skandalprozesses erreichte, — die Sache wäre ohne Belästigung hoher Kreise schon abgetan, der Kirchturmmoral schon Genüge geschehen. Aber der Verteidiger des Kupplers rechnet darauf, daß die gute Erziehung der Kundschaften Veiths sie verhindern werde, den gefälligen Vermittler bloßzustellen. Die Kavaliere müssen nun doch vor Gericht. Das geht der wiener Moral aber ganz gegen den Strich.

Dieser verflixte Selbstmord ist an allem schuld. Wieder ein Stück Wien und wiener Art — gefährdet. . . .

v. S.

England und seine Kolonien

In den vor einiger Zeit ratifizierten englisch amerikanischen Schiedsvertrag ist eine Bestimmung von größter Tragweite für das Verhältnis zwischen den britischen Kolonien und dem Mutterlande aufgenommen worden. Kanada wird darin feierlichst ein Vetorecht gegen alle seine Interessen berührenden Abmachungen zuerkannt. Bisher war es für Beschwerden gegenüber den Vereinigten Staaten auf das Verständnis, den guten Willen und den Einfluß des Kolonial- und des Auswärtigen Amtes in London angewiesen. Häufig genug mußte es sich darein fügen, daß seine Wünsche unbarmherzig auf dem Altare englisch-amerikanischer Freundschaft geopfert wurden. Die ganze vertragschließende Gewalt für Großbritannien war in London vereinigt; und was einmal den maßgebenden Leuten hüben und drüben vom Atlantischen Ozean eingefallen war, zu vereinbaren, mußte für Kanada Tabu sein. Damit wird es jetzt gründlich anders. Über den Kopf der kanadischen Regierung hinweg darf London nichts mehr mit fremden Mächten verhandeln. Natürlich werden die andern Kolonien mit Selbstverwaltung bei der ersten besten Gelegenheit dieselbe Gunst für sich beanspruchen. Insofern darf man der „New York Tribune" beipflichten, wenn sie in dem erstmals einer englischen Kolonie zugestandenen Vetorecht den „Markstein einer neuen Ära in der britischen imperialistischen Politik" gesehen wissen will, weil damit den Ko-

Digitized by Google

lonien das Recht eingeräumt werde, in der auswärtigen Politik des Reiches wirkungsvoll mitzureden.

Auf den ersten Blick mag es scheinen, als könne die Neuerung die britische Reichsidee nur festigen. Hat doch in Kanada das alte Verhältnis viel böses Blut gemacht, weil man sich fortwährend durch die ängstliche Besorgnis der londoner Regierung, amerikanische Gefühle zu verletzen, benachteiligt fühlte. Man erwäge aber, daß sich England gegenüber seinen Kolonien in einen Rechtszustand hineinbegibt, aus dem die amerikanische Bundesregierung gegenüber den Einzelstaaten jetzt mit aller Gewalt herauskommen möchte, gerade weil er sich schädlich für die Interessen des Einheitsstaates erwies. Man denke an die kalifornisch-japanischen Zwistigkeiten, für die man in Tokio die washingtoner Regierung verantwortlich machte, obgleich es sich nach der amerikanischen Verfassung um Sonderangelegenheiten eines Einzelstaates handelte. In den Vereinigten Staaten wird eine Stärkung der Zentralregierung auf Kosten der Sonderrechte der Einzelstaaten angestrebt, weil das Volk sich politisch in aufsteigender Linie bewegt, in Großbritannien gibt umgekehrt die Zentralregierung immer mehr Befugnisse an die einzelnen Glieder ab, weil es mit dem britischen Imperialismus bergab geht.

Otto Corbach

Der Parade-Herrgott

Der „Frankfurter General-Anzeiger" widmete in Nummer 202 vom 28. August 1908 den Metzer Kaisertagen einen Leitartikel und politisierte darin auch — für farblose Blätter ein prächtiges Charakteristikum — unter anderm über das — Wetter. Das Kaiserwetter natürlich! Dies interessante Thema ist ja ganz sicher harmlos, unanstößig und bei den von Jahr zu Jahr wachsenden Anforderungen an patriotischen Tintenergüssen unübergehbar und auch leidlich ergiebig. Es würde also nicht weiter registrierfähig sein, wenn nicht ein Ausdruck darin vorgekommen wäre, der statt einer beabsichtigten naiven Wirkung eine zweideutige hervorgebracht hätte. Der „Frankfurter General-Anzeiger" behauptet nämlich, daß der Parade-Herrgott den Kaisertagen schönes Wetter beschieden habe. Dies schöne Wort, von preußischen Byzantinern lange entbehrt, von Satirikern vergeblich gesucht, aber von patriotische Einfalt gezeugt, ist von solcher Treffsicherheit, daß man um den Bahnhofvertrieb dieses Blattes bangen könnte. Davor aber wird den „Frankfurter General-Anzeiger" seine loyale Haltung bewahren, denn es ist nicht anzunehmen, daß die Redaktion etwa den Ausdruck „Parade-Herrgott" als die kürzere Form für den Satz: „Die Kleinen beugen sich vor Gott, und die Großen beugen Gott vor sich" gewählt hatte.

Bei Schwarzsehern und Nörglern wird dieses Beispiel hoffentlich aber den Boden bereiten für die so lange an ihnen vermißte, in Ehrfurcht ersterbende Gesinnung, denn es ist hier unwiderleglich erwiesen, daß haltloser Hurrah-Patriotismus im Volksempfinden verborgen schlummernde treffende Gedanken über mißliche Zustände zu wecken weiß.

Jast-Dzieskowitz

Redaktionelles

Im nächsten Quartal veröffentlichen wir das Werk: „Moral", Komödie in drei Akten von Ludwig Thoma.

Verantwortlich: Für die Redaktion Hans Fischer (Kurt Aram), für den Inseratenteil Otto Friedrich, beide in München. — Verlag von Albert Langen in München. — Redaktion und Expedition: München, Kaulbachstraße 91. — Verantwortlich für die Redaktion in Österreich-Ungarn: Adolf Schlesinger in Wien I — Expedition für Österreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachfolger, Wien I, Herrengasse 6
Druck von E. Mühlthaler's Buch- und Kunstdruckerei AG. in München, Dachauerstraße 15

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google